Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. **J. W. Baum**, Professor in Straßburg, **A. Christoffel**, Pfarrer in Winterfingen, Dr. **K. R. Hagenbach**, Professor in Basel, Dr. **H. Heppe**, Professor in Marburg, **K. Pestalozzi**, Pfarrer in Zürich, Dr. **C. Schmidt**, Professor in Straßburg, Lic. **E. Stähelin**, Pfarrer in Basel, Lic. **K. Sudhoff**, Pfarrer in Frankfurt a. M., u. A.

Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

IX. (Supplement-) Band.

J. a. Lasco, L. Judä, F. Lambert, W. Farel u. P. Viret, J. Badian, B. Haller, A. Blaurer.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, **R. Christoffel**, Pfarrer in Wintersingen, **Dr. K. R. Hagenbach**, Professor in Basel, **Dr. H. Heppe**, Professor in Marburg, **K. Pestalozzi**, Pfarrer in Zürich, **Dr. C. Schmidt**, Professor in Straßburg, **Lic. E. Stähelin**, Pfarrer in Basel, **Lic. K. Sudhoff**, Pfarrer in Frankfurt a. M., u. A.

Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

IX. (Supplement-)Theil:

J. a Lasco, L. Judä, F. Lambert, W. Farel und P. Viret, J. Vadian, B. Haller, A. Blaurer.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Johannes a Lasco.

Von

Petrus Bartels,

Pastor zu Mitling und Mark in Ostfriesland.

„Wenn ich noch Menschen gefällig wäre,
wäre ich Christi Knecht nicht.“ Gal. 1, 10.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1860.

Dem

ehrwürdigen Coetus

der

reformierten Pastoren von Ostfriesland.

Als ich Ihrer Aufforderung zufolge, lieben Brüder und Väter, im verwichenen Herbst es übernahm, zur bevorstehenden Säcularfeier unseres Johannes a Lasco eine etwas eingehendere Darstellung seines Lebens zu schreiben, gab ich noch der Hoffnung Raum, es möchte gegen dieselbe Zeit eine geübtere Hand in der Sammlung von Darstellungen der Väter und Begründer unserer Kirche eine Biographie a Lasco's erscheinen lassen, die mich des Schreibens überhöbe; durch eine seltsame Verkettung von Umständen hat es sich nun umgekehrt so gemacht, daß meine Darstellung zugleich ein Stück jener Sammlung geworden ist. Gern habe ich das grade nicht gesehen, wohl wissend, wie weit diese Arbeit hinter den andern zurückstehn werde, in deren Mitte sie erscheint; indes, da Ihr Wunsch mit dem des Verlegers und dem Plan des Gesammtwerks dahin übereinstimmten, daß nur ein möglichst ausgeprägtes Lebensbild gegeben werden solle, so glaubte ich mit etwas verstärktem Zumuthen an Ihre und sämmtlicher sachkundiger Leser Nachsicht dennoch Hand an's Werk legen zu dürfen. Obgleich die Quellen nicht so reichlich zur Hand waren, wie ich wünschte — ich sage das namentlich in Beziehung auf a Lasco's Wirken in England und in Polen —, so mußte ich mich doch der Kürze befleißigen, um die bestimmte Bogenzahl nicht zu überschreiten; daher, daß ich mit Noten und Verweisungen auf die Quellen äußerst sparsam gewesen bin und Berichtigungen früherer Angaben durchweg stillschweigend vorgenommen habe. Gar zu gern wäre ich auf eine genauere Betrachtung der theologischen und kirchenpolitischen Grundsätze a Lasco's und deren

Bedeutung für den inneren Entwicklungsgang des reformierten Protestantismus eingegangen, es ist da noch manches dunkle aufzuhellen, manches streitige zu schlichten, manches verkehrte zurechtzustellen, aber, abgesehn von allem andern, schon der Mangel an Zeit, Raum und Hülfsmitteln geboten mir, davon abzustehen, — wenigstens vor der Hand.

Daß ich bei der Betrachtung des Bildes a Lasco's mit Liebe und Freude verweilt habe, wird die Darstellung überall bekunden; das mehr als zweideutige Lob „sine ira ac studio", welches die am wenigsten verstehen, welche es am meisten zum Aushängeschilde gebrauchen, habe ich verschmäht: es war mir darum zu thun, den Mann und sein Leben zu verstehen; daß es der Mühe werth sei, solch ein Leben verstehen zu lernen, namentlich in unsrer Zeit, die nach links und rechts voller sitzt von scheinheilig verkappter Menschendienerei, als sie selber wissen will — das finde hoffentlich nicht ich allein. Ich habe nur noch einen Wunsch, nämlich den, daß an diesem Büchlein sich jeder stoße, der genug gethan zu haben meint, wenn er mit der Trefflichkeit der Väter sich spreizt, ob er gleich keinen Hauch ihres Geistes sein nennen kann. Auf dem Titelblatt der ältesten Drucke der in a Lasco's Gemeinden erschienenen Bücher steht eine Vignette mit der Umschrift: Het rike der hemelen is als een verborgen schat in den acker; in der Mitte steht auf dem Acker ein Pharisäer in beweglicher Erörterung begriffen über den Schatz, der unter seinen Füßen — gute Ruhe hat; bei ihm steht ein Ehrenmann, der gar den Spaten in der Hand hält und den Blick auf den Acker richtet, traun, er würde anfangen zu graben, hätte er nur nicht erst so viel mit dem Mann der breiten Denkzettel und großen Kleidersäume zu beplaudern; im Hintergrunde spannt einer alle Kräfte an, um den Spaten recht tief in's Erdreich zu stoßen, — der Pharisäer und sein Nachbar drehen ihm den Rücken zu. Geistliches Plauderwasser giebt's heutzutage noch mehr als damals; kein Wunder, wenn die Schätze des Himmelreichs gute Ruhe haben und Gal. 1:10 zu häufiger Anwendung kommen muß.

Mitling, den 16. April
1860.

In Treuen
Ihr
P. Bartels.

a Lasco's Lieblings-Psalm.

Siehe pag. 15, 49 u. ö.

1. Hoe rasen so die Heydenen te hoop?
End die volcken betrachten ydel dinghen;
De Koninghen der eerden rysen op,
End de Princen hueren raed t'samen bringhen,
Om te rotten t'samen teghen den Heere,
End hem vyandelick den Krygh te doen,
End synen Christum van hem ghelieft seere,
Sprekende met sulckerley woorden koen:

2. Laet ons huer banden breken onuerschoont,
Ende van ons verwerpen huere stricken
Mer die daer in den hooghen hemel woont,
Die salse wel belachen end verstricken.
D' almachtigh' Heer sal huer wegen bespotten,
En sal s' in synen toorn dan spreken aen,
End in syner grimmigheyt mits huer rotten
Vry antasten end met schricken beuaen.

3. Ick heb (seyt by) mynen Koninck ghesett
Naemlick op Sion mynen heylghen berghe;
Ick wil 's Heeren ordeninghe end ghesett
Vertellen, op dat ick niets en verberge.
Dats dat hy heeft gheseyt tot mynen ooren
Du bist ghewis myn wtuerkoren Soon.
Ick heb dy ten desen daghe gheboren
Waeran ick heb myn welgheuallen schoon.

4. Begheer van my end ick sal gheuen dy
Die Heydenen tot erue sonder eynden,
Ende dyn rycke sal hem strecken vry
Ouer al, ja oock totter werelt eynden
Du saltse met eenen yseren staue
In stucken slaen, so sy dy wederstaen,
End' als eenen leemenen pot door straue
Bryselen gants dat sy te niete gaen.

5. Nu dan, ghy Koninghen, wilt doch verstaen,
Die daer gheseten siit in grooter eeren.
Ghy rechters der eerden laet u oock raen,
Ende latet u deghelicken leeren.
Dienet den Heere vry van herten gronde
Om siins toorns wil maeckt dat ghy hem ontsiet,
End verhuegt u van herten end met monde
In beuinghe voor hem met aller vliet.

6. Kust doch eenmael den Sone vriendelick,
Dat hy hem niet gantselick en vergramme,
Dat ghy van den weghe niet eewelick
Vergaet so hoort tydelicken syn stemme.
Wanneer syn toorn als vuer sal op ontbranden,
Eer men denseluen wel sal gade slaen,
Och hoe salich sullen in allen standen
Syn alle, die met vast' hoop' op hem staen.

Abgedruckt aus: De psalmen Dauidis in Nederlandischer sangs-ryme door Jan Wtenhoue van Ghentt. Ghedr. to Londen by Jan Daye den 12. Septembris 1556.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

1. Die Bildungszeit. 1499—1543.

Vielleicht kein einziger unter den reformatorischen Lehrern hat um der Wahrheit willen so viel Vorzüge der Geburt, so glänzende Aussichten für dieses Leben geopfert wie a Lasco.*) Er stammte aus einem angesehenen, reich begüterten Freiherrngeschlechte**) in Polen; die Eltern kennen

*) Literatur: Bertram Historia critica Johannis a Lasco, Aurich 1733. 4°. (viel Belesenheit und Spießbürgerlichkeit ohne sonderliche Kritik aufgewendet im Dienst ebensosehr politischer als kirchlicher Tendenzen); Max Goebel in Herzog's Realenc. an der betr. Stelle; derſ.: Gesch. des christl. Lebens ꝛc. (die Charakteristik der theologischen Richtung a Lasco's ist mißrathen); das Beste: Schweckendieck Johann a Lasco. Emden 1847. (Programm). — Ueber die Ostfr. Verhältnisse: Emmius Rerum frisicarum historia. Lugd. Bat. 1616 fol. Lib. LIX, LX. (beruht auf genauer Kenntniß redlich benutzter handschriftlicher Quellen; betr. die gegen Emmius von Bertram, Brenneisen u. A. geübte Tendenzkritik vgl. u. A. (Tjaden) das gelehrte Ostfriesland. Aurich 1787. 8. 2: 168 ff.); Meiners Oostvrieschlands Kerkelyke geschiedenisse. Band 1. Groning. 1738 (beeinträchtigt durch die fortlaufende Beziehung auf Bertram); Wiarda Ostfr. Gesch. Band 3. Aurich, 1793 pag. 14 ff. (aufgeklärt, ungenau, scheint die kirchenhist. Quellen, die er citiert, nicht selbst gelesen zu haben); Klopp Geschichte Ostfrieslands bis 1570. Osnabr. 1854. — Ueber die polnischen Verhältnisse: Krasinski histoire réligieuse des peuples slaves, avec introd. p. Merle d'Aubigné. Paris 1853. Fischer Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen. 2 Bdch. Grätz 1855. 56; bes.: Erdmann bei Herzog Art. Polen. Ueber die damalige äußere und innere Lage des Protestantismus: Ranke deutsche Gesch. ꝛc. bes. Bd. 5; Heppe conf. Entw. der altprot. Kirche; derselbe: Gesch. des deutschen Protestantismus Bd. 1, zu vgl. mit Landerer b. Herzog Art. Melanchthon und Philippisten; die Biogr. Martyr's von Schmidt; Bullinger's von Pestalozzi. — Hauptquelle: Johannis a Lasco epistolae bei Gerdesius Scrinium antiquarium sive Miscellanea Groningana Gron. 1750 ff. 4°. 4 Bd., woselbst auch viele Briefe a Lasco betr. von und an Utenhove u. A. — Die übrigen Werke a Lasco's; mir standen nur die Schrift gegen Menno und die Resp. ad Westphalum, die Katechismen und die Londoner Confession zu Gebot, die genaueren Titel unten. Ich verzichte darauf, ein Verzeichniß der Schriften a Lasco's zu geben, weil ich nicht dafür würde einstehen können, Unsicheres bei Melch. Adami und Bertram.

**) Polnisch lautet der Familienname Laski, Johannes und sein Oheim schrieben sich constant a Lasco; den einen der Brüder nennt Krasinski

wir nicht, sein Oheim Johannes a Lasco, war Erzbischof von Gnesen, Primas des polnischen Reichs, seine Brüder wurden mit den wichtigsten Staatsgeschäften betraut und griffen in bedeutsamster Weise in die Geschicke ganzer Völker ein; der eine Bruder, Stanislaus, war polnischer Gesandter am Hofe Franz I. von Frankreich und daselbst hoch geachtet, ein anderer, Ladislaus, war Gesandter am Wiener Hof, ein dritter, Hieronymus, ein von den Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit gepriesener Mann, hat in die Geschichte Ungarn's und Deutschland's mächtig eingegriffen, wie wir unten sehen werden.

Unser Johann a Lasco wurde 1499 zu Warschau geboren. Der Gang seiner Erziehung ist uns nicht näher bekannt; es läßt sich erwarten, daß sein Oheim auf dieselbe den größten Einfluß gehabt habe. Derselbe war, wie gesagt, Erzbischof von Gnesen, (seit 1510), am Hofe angesehen, ein edler Character, ein Freund der Wissenschaften und seines Volkes, um dessen Gesetzgebung er sich sehr verdient machte — übrigens ein eifriger Gegner der reformatorischen Lehre. Wahrscheinlich trafen die Sitte der Zeit, des Oheims Wunsch und die eigene Neigung zusammen, den jungen a Lasco für den geistlichen Stand zu bestimmen. Nachdem seine Bildung soweit vollendet, wie die Bildungsmittel seines Vaterlandes sie vollenden konnten, begab er sich, 25 Jahr alt, auf Reisen, um einige auswärtige Universitäten und Höfe kennen zu lernen.

War es wohl seine Absicht, zugleich einen tieferen Blick zu thun in die reformatorische Bewegung, die damals ganz Europa ergriffen hatte, hatte sie vielleicht gar manches, was ihn anzog? Es wäre durchaus nicht unmöglich. Polen wurde von allen Bewegungen, die im 14. und 15. Jahrhundert sich gegen den allgemeinen Verfall der Kirche erhoben, berührt; Waldenser, Hussiten und böhmische Brüder, Wiclif und die großen Concilien des 15. Jahrhunderts hatten sowohl den Adel als auch das Volk auf die Kirchenverbesserung vorbereitet. Schon ehe Luther auftrat, hatten polnische Gottesgelehrte sich gegen die gezwungene Ehelosigkeit der Geistlichen geäußert und gegenüber aller Menschensatzung das Wort Gottes als alleinige Richtschnur des Glaubens hingestellt; Luthers Schriften wurden auf der Universität Krakau ungehindert verkauft und viel gelesen, man begann mehr und mehr in dem alten Glauben wankend zu werden, ohne noch von der Richtigkeit der reformatorischen Lehre fest überzeugt zu sein. Das mag ungefähr der Standpunkt unseres a Lasco auch gewesen sein, als er seine Reise antrat; daß die römische Kirche noch die stärkere Anziehungskraft auf ihn ausübte, werden wir aus dem Umstand schließen dürfen, daß er sich nicht nach Wittenberg zu Luther und Melanchthon begab; alles spricht dafür, daß gleich von Anfang an sein Hauptaugen-

---

Jaroslav, unter den Zeitgenossen hieß er Hieronymus, Erasmus schreibt Hieroslaus.

merk war, den berühmten Erasmus von Rotterdam*) in Basel zu besuchen, dessen Stellung zu den kirchlichen Fragen ganz die der besseren und aufgeklärteren Polen war. Die genaue Bekanntschaft mit der Universität Löwen in Brabant, welche Briefe von Erasmus bei unserem a Lasco voraussetzen, legt die Vermuthung nahe, daß derselbe schon im Jahre 1524 auf seiner Reise diese Universität besuchte, und das konnte ihn nur noch mehr von dem tiefen Verfall der Kirche und der Nothwendigkeit einer Reformation überzeugen. Denn die Männer, die zu Löwen das Wort führten, sonderlich Hoogstraten, repräsentierten den Katholicismus in seiner traurigsten Gestalt, unwissend, aller Wissenschaft, allem Ernste Feind, von tödtlichem nur durch Blut zu stillendem Haß beseelt gegen alles, was nach Besserung seufzte; die Löwen'schen Theologen waren die ersten gewesen, welche Anhänger der evangelischen Lehre auf den Scheiterhaufen lieferten (Juli 1523). Die Versunkenheit der Löwener, der im Gegensatz zu ihnen allgemein verbreitete evangelische Sinn konnte a Lasco nur um so entschiedener zu Erasmus weisen, auf den sich tausend Augen in den Niederlanden damals richteten, aller derer, die Besserung wünschten und sich noch zu keinem Bruch mit der römischen Kirche verstehen konnten. Doch kam er nicht sofort zu Erasmus, er nahm seinen Weg über Zürich, wo er Zwingli kennen lernte (Herbst 1524), nach Frankreich. Am französischen Hofe scheint er sich große Achtung erworben zu haben, denn man findet, daß er mit der Schwester des Königs Franz, der Königin Margarethe von Navarra, in Briefwechsel stand; von dort aus kam er dann nach Basel zu Erasmus (Sommer 1525).

Erasmus stand schon seit geraumer Zeit mit Polen in Verbindung und rühmte sich des allgemeinen Wohlwollens, das die polnischen Großen für ihn hegten; so nahm er denn a Lasco zuvorkommend auf und beide wohnten geraume Zeit beisammen in einem Hause; a Lasco bestritt mit polnischer Freigebigkeit die Kosten des Haushalts. Erasmus kann die Trefflichkeit seines neuen vornehmen Freundes nicht genug rühmen: „ruhmvolle Ahnen," schreibt er, „glänzender Rang, noch glänzendere Aussichten, wunderbarer Reichthum des Geistes, verbunden mit ganz ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, haben auch nicht den leisesten Hauch von Stolz bei ihm zu Wege zu bringen vermocht," „die Milde seines Charakters macht es ihm möglich, mit allen zu harmonieren," „sein Character ist dabei fest, sein Urtheil verständig, wie das eines alten Mannes," „eine fleckenlose Seele, köstlicher als Gold und Edelstein," kurz: „ich alter, unter Krankheit, Arbeit und Anfeindung hinwelkender Mann, bin durch seinen lieblichen Umgang schier wieder jung geworden." Erasmus sah es kommen, daß der treffliche junge Mann nicht lange bei ihm weilen dürfe, sondern zum Dienste des Vaterlandes werde aufgerufen werden. Schon im October des Jahres 1525

*) Epistolarum D. Erasmi Roterod. Libb. XXXI. et Phil. Melanchthon. Libr. IV. Londini 1642. Fol.

traf Befehl zum Aufbruch von Hause ein; es scheint, daß a Lasco mit Aufträgen seines Königs nach Frankreich und Spanien gehen sollte. Indes muß er auch Italien noch gesehen haben, da Beatus Rhenanus,*) welcher ihm seine Ausgabe des Plinius dedicierte, die Zuschrift (Februar 1526) nach Padua richtete, wo er a Lasco in ungestörter wissenschaftlicher Arbeit sich denkt. Doch schon im Februar 1526 befand er sich auf der Heimreise nach Polen, das er auch vorläufig nicht wieder auf längere Zeit verließ, obgleich er manchmal für diplomatische Sendungen ausersehen wurde; seine schwächliche Gesundheit und seine Vorliebe für die stillen Studien entzogen ihn der unruhigen staatsmännischen Laufbahn.

In Basel behielt man a Lasco in freundlichem Angedenken, und Erasmus und seine Freunde konnten sich in die Trennung von ihm gar nicht finden: „es hat mir einige Monate gekostet", schreibt ihm scherzend Erasmus, „mein durch deine Freigebigkeit verwöhntes Haus auf den ehemaligen kargen Fuß zurückzubringen, den ganzen Herbst und Winter habe ich mich mit Rechnereien abquälen müssen." Glareanus, der zu Basel die alten Griechen und Römer auslegte, erhielt von und durch a Lasco freigebige Unterstützung, hielt auch unter ganz ungewöhnlichem Zulauf Vorlesungen über ein Buch, das nach Erasmus Ausdrücken der junge a Lasco geschrieben haben könnte; es ist uns aber nicht sicher bekannt.**) Erasmus, trat auch mit allen Angehörigen a Lasco's, den meisten Würdenträgern des Reichs und dem Könige von Polen in brieflichen Verkehr, durch welchen er einen heilsamen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten auszuüben versuchte. Reiche Geschenke, die dem Erasmus von Polen aus zugingen, beweisen, daß man sein Wort wenigstens wohlgefällig anhörte. — Aber welchen Einfluß übte nun diese Berührung mit den großen Männern des Auslandes aus auf a Lasco's eigene innere Entwickelung? Sie mußte ihn auf jeden Fall einen großen Schritt weiter führen. Erasmus, der kühne Bestreiter des unwissenden verfolgungssüchtigen Mönchsthums, der eifrige Förderer der Wissenschaften, sonderlich des Studiums des neuen Testaments, welches er nicht bloß den Gelehrten sondern namentlich auch dem Volke zugänglich gemacht wissen wollte, hatte alle Besseren zu großen Erwartungen berechtigt. Auch a Lasco gesteht ausdrücklich, Erasmus habe ihn entschieden an die Theologie gefesselt und ihn zuerst tiefer in dieselbe eingeleitet. Aber Erasmus war kein in die Tiefe dringender Geist; so wenig hatte er das innerste Wesen des Christenthums durchdrungen, daß er, von Bewunderung hingerissen für die Weisheit der Griechen und Römer, sagte: „kaum kann ich mich enthalten zu sprechen: heiliger Socrates, bitte für uns;" mit

*) Cit. bei Bertram. Erläuterte und vertheidigte ostfr. Reformations- und Kirchengesch. Aurich 1738. 4°. pag. 69. ff.

**) Schreibers Monographie über Glareanus, Freiburg 1837. 4°. giebt darüber keine Auskunft. Ich zweifle nicht, daß eine Schrift Glareans gemeint ist,

den Reformatoren war er anfangs befreundet gewesen, aber gerade zu der Zeit, als a Lasco bei ihm in Basel weilte, vollzog sich ein unheilbarer Bruch zwischen Erasmus und der Reformation; mit Luther gerieth er in heftigen Streit, indem er Luther's Lehre von der Knechtung des Willens durch die Sünde bekämpfte, mit den Schweizern zerfiel er über das Abendmahl. Obgleich nicht überzeugt von der Richtigkeit der römischen Lehre, obgleich außer Stande, dem Gewicht der Gründe zu widerstehen, die Oecolampad für die reformierte Lehre geltend machte, getraute er sichs nicht, mit der Ueberlieferung zu brechen, denn, sagte er, nichts kann gottselig sein, was mit der Lehre der Kirche in Widerspruch steht; dazu schreckte ihn der Streit der evangelischen Lehrer unter einander: Erasmus hatte den Glaubensmuth nicht, mit der Schrift in der Hand sich hineinzustürzen in das Wogen der Geisterschlacht. Andre Männer, die a Lasco in Basel kennen lernte, Pellicanus, welcher ihn in das alte Testament einführte, Oecolampad, der besonnene aber entschiedene Reformator Basels, Camerarius, der vertraute Freund Melanchthon's, waren geeigneter, ihn der Reformation näher zu bringen. — Aber, wir haben bereits im Vorbeigehen erwähnt, daß a Lasco, schon ehe er in Erasmus Haus kam, etwa im Herbst 1524, Zürich berührte und daselbst Zwingli kennen lernte; a Lasco selbst bekannte noch in seinen letzten Lebensjahren, wo in Deutschland der Name Zwingli's fast gehaßter war als der Name Judas Ischarioth's, daß er grade von diesem Mann durch Gottes gnädige Führung den ersten kräftigen Antrieb zum Forschen in der Schrift erhalten habe.*) Auch manche eigenthümliche Punkte der Lehre, die a Lasco später entwickelte, führt er selbst auf Zwingli's Anregung zurück. Wenn übrigens auch irgend etwas geeignet war, a Lasco über den Unterschied zwischen dem wirklichen Zwingli und dem von den Hadergeistern erdichteten, dem Vater aller Schwärmerei, für immer aufzuklären, so war es eine persönliche Bekanntschaft mit Zwingli grade zur Zeit seines Kampfs mit den Schwärmern — Herbst 1524.

Mit dem Stachel der Frage nach dem Wort der Wahrheit im Herzen, kehrte a Lasco also in sein Vaterland zurück: die ersten Samenkörner waren in sein Herz gefallen, sie gingen auf, langsam, unmerklich aber sicher, denn sie hatten einen guten Boden gefunden (Marc. 4:

---

welche er unsrem a Lasco dedicierte, nämlich sein Buch de geographia, welches 1529 zu Freiburg erschien; als Glarean dies Buch zu schreiben und a Lasco zu dedicieren beabsichtigte, schrieb Erasmus (Mai 1527 l. c. pag. 829) Glareanus frequenti auditorio profitetur tuum libellum, alii .... vix habent sex auditores .... hic habet sexaginta .... arbitror hoc esse tui ingenii, nam omnino praeter hujus academiae morem est. Erasmus hat sich eben erasmisch ausgedrückt.

*) Resp. ad Westph. 18 u. 114.

26—28.). Zwar erzählt er, anfänglich sei ihm ebenso bange gewesen wie dem Erasmus, mit dem Alten zu brechen, wenn es auch nicht mehr befriedige; denn woher solle man so bald etwas sicheres wieder nehmen? auch haben Kriegsunruhen und das Geräusch des Hofes ihn um die schöne Zeit betrogen, die er so viel lieber und fruchtbarer seinen Studien gewidmet hätte: „ich war im Pharisäerthum befangen," klagt er, „und haßte in Unwissenheit die Kirche Christi;" das Herz war nicht dabei, er betrachtet die Zeit als eine solche, in der er sich selber verloren hatte. Dennoch machte er es möglich, sich tiefer in die Fragen hineinzuarbeiten, die ihn im Innersten ergriffen hatten. Schon in dieser Zeit, vor 1530, lernte er Melanchthon aus dessen Schriften kennen*) und einige Jahre später steht er mit ihm in Briefwechsel; junge Leute aus Polen waren, wie es scheint auf a Lasco's Antrieb, nach Wittenberg gesendet, um unter Melanchthon sich auszubilden. Charakteristisch ist, daß der Streit zwischen Erasmus und Luther über die Willensfreiheit oder Willensknechtschaft des Sünders a Lasco's Aufmerksamkeit mächtig anzog. Der älteste Brief, den wir von ihm besitzen, ist noch im Jahr seiner Heimkehr nach Breslau geschrieben, um von dorther alle Schriften zu erlangen, die seit seinem Abzug von Basel von beiden Seiten über die Frage erschienen sein möchten. Grade ein so zartes Gemüth, wie das a Lasco's war, konnte sich am wenigsten den Abstand verhehlen zwischen dem vollkommenen Gotteswillen und der menschlich tadellosesten eignen Gerechtigkeit, konnte sich am wenigsten die Unmöglichkeit verbergen, aus eigner Macht Frieden zu stiften, ja auch nur der erlösenden Gnade Gottes in Christo entgegenzukommen. Erasmus Erörterungen waren eher geeignet, seinen Augen die gähnende Kluft so recht offen zu legen, als eine Brücke darüber zu bauen, ihn inne werden zu lassen, was er später einmal sagte, wenn er sich auch vor Menschen keines Dinges bewußt sei: „allein Gottes Gnade hat mich bewahrt, sonst wäre ich in alle Bosheit verfallen, und keine Weltweisheit hätte mich davor beschützt; ich wäre der beklagenswertheste aller Menschen gewesen, wenn nicht Gottes Erbarmen mich schirmte." War a Lasco im Pharisäerthum verloren, so glich er darin dem großen Schüler Gamaliel's, der, ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn, vor Menschen unsträflich, ein untadeliger Eiferer um das Gesetz, mit allem guten Gewissen vor Gott sich hielt zu der Bürgerschaft Israels und doch innewerden mußte, wie ein knechtendes Gesetz in seinen Gliedern ihn beugte zu thun, was sein inwendiger Mensch nicht wollte, ihm gleich einem unter die Räuber Gefallenen den Hülferuf entpreßte: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen! Erasmus Beschwerden, „daß das Evangelium in Deutschland und der Schweiz auf schlechten Stützen ruhe," konnten auf die Dauer keinen a Lasco irre machen, und obgleich kein Zeichen einer zwischen beiden

*) ibid. 22.

eingetretenen Spannung vorliegt, obgleich Erasmus noch im Jahr 1527 in alter Weise a Lasco preist in einer Zuschrift an den Erzbischof von Gnesen: die Briefe an a Lasco, die Erwähnung seines Namens in den sonst häufig nach Polen gerichteten Briefen des Erasmus werden doch selten. Noch in seinem Testament (Februar 1536) vermachte Erasmus einer in Basel getroffenen Verabredung gemäß unsrem a Lasco seine Bibliothek für 200 Gulden; aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Ton, in welchem er von seinem Freunde redet, viel von der frühern Innigkeit verloren hat. — Im Jahr 1531 starb a Lasco's Oheim und darf man annehmen, daß damit ein Band mehr aufgelöst wurde, welches ihn noch in der römischen Kirche fest hielt. Die immer angeseheneren Aemter, die er in der polnischen Kirche bekleidete, entfremdeten ihn derselben innerlich um so mehr, je klarer die allmähliche Verbesserung der Kirche, die Erasmus und seine Gesinnungsgenossen von Königen und Prälaten erwarteten, sich als eine vergebliche Hoffnung herausstellte, je schroffer die Obliegenheiten seines Amtes mit seiner stets tiefer in die Schrift wurzelnden Ueberzeugung in Widerspruch traten. „Heißt das nicht — so dürfen wir uns seine Gedanken herauslesen, aus dem was er seinem in ähnlicher Lage beunruhigten Freunde Hardenberg*) später vorhielt — heißt das nicht lästern, wenn man die Mißbräuche durchschaut, durch welche Christi Name und Verdienst entweiht wird, und sie dennoch mitmacht? Was frommts, in der Predigt das Unrechte zu strafen mit allgemeinem Tadel, der über die Köpfe dahinfährt und nicht den Einzelnen trifft? Hier gilts, mit dem Hammer, der Felsen zerschmeißt, auf jeden Stein zu schlagen; das ist des Hirten- und Lehramts Beruf, jeden an seine Pflicht zu mahnen, will man das nicht vertragen, will man uns das Mitmachen und Durchdiefingersehn zur Pflicht machen: ist da Nachgiebigkeit nicht Untreue gegen Gott? Soll man da noch erst einen besondern Zug des Geistes abwarten? Redet das Wort des Geistes nicht deutlich genug: gehet aus von ihnen, rühret nichts unreines an, so will ich euch annehmen (2. Cor. 6)? Oder kann man im Geiste sich von dannen heben und doch mit dem Leibe bleiben mitten in dem Unwesen? Wahrlich, wer im Geiste nur einmal mit Ernst hinausgegangen ist, der kann nicht länger unter denen weilen, die der Gerechtigkeit und dem Verdienst Christi täglich die gebührende Ehre rauben." In der Stille reifte a Lasco's Entschluß; kein Zeugniß ist irgendwie zu finden, daß er etwa bei einem der Schweizer Freunde sich Raths erholte, daß er sich irgend mit Fleisch und Blut berieth. Im Jahre 1536**) schlug seine Stunde;

*) Hardenberg und sein Verhältniß zu a Lasco betr. vgl. Schwickendieck Dr. Albert Hardenberg Emden. 1859. 8°.

**) Utenhove's unter a Lasco's Augen geschriebene Angabe in der unten zu nennenden simplex et fid. nar. p. 234, daß a Lasco den 3. Dec. 1556 nach Polen heimgekehrt sei, nachdem er viginti amplius annos von Hause fern gewesen, ist entscheidend.

der König hatte ihn zum Bischof von Cujavien ernannt: er war an den Scheideweg gestellt, und „von dannen!" lautete sein Entschluß. Er begab sich zum König, eröffnete ihm freimüthig seine Ueberzeugung, die ihm verbot, die Stelle anzunehmen, und ihn drängte auswärts eine Stätte zu suchen, wo er seines Glaubens leben könne. „Ich war," so schrieb er später, „ein rechter Pharisäer mit Titeln und Pfründen von meinen Knabenjahren her reichlich ausstaffiert; durch Gottes Gnade habe ich das alles verlassen, verlassen mein Vaterland und meine Freunde, unter denen ich nicht leben konnte als Christi Knecht, nun will ich in der Fremde meines armen für mich gekreuzigten Herrn Christi armer Knecht sein." „Gott sei Dank, der mich mir selber wiedergegeben," „er wird das Scherflein nicht verschmähen, das ich nach dem Vorbild der Wittwe im Evangelio zum Aufbau seiner Gemeinde beizutragen begehre." Mit Empfehlungsbriefen seines Königs versehen, verließ er die Heimat ohne Erbitterung. Seinem polnischen Vaterlande blieb a Lasco stets mit ganzer Seele zugethan; um der Wahrheit willen wußte er sich davon loszureißen, aber immer blieb er sich bewußt, zu allererst dem Volke seine Dienste schuldig zu sein, dessen Glied er von Gottes wegen war, wenn er nur in Gottes Namen ihm dienen könne. Darum trat er nie ein Amt an, nie auch nur über ein Amt in Unterhandlung, ohne die ausdrückliche Bedingung: er wolle jederzeit sofort frei sein, wenn ihn sein Vaterland aufriefe zum Dienst des Evangeliums. Aber gerufen wollte er werden. Es war ihm nicht genug, für seine Person seines Glaubens leben zu dürfen durch der Menschen Gunst, und noch minder wollte er sich dazu hergeben, unter einer Bischofsmütze die evangelische Wahrheit in Polen einzuschwärzen; er wußte, daß Christus ein König der Wahrheit ist, wollte sein Volk der Wahrheit nicht als einer königlichen huldigen, so war es ihrer nicht werth; die Wahrheit bietet sich an und läßt sich finden von dem, der sie redlich sucht, aber einbetteln und einschleichen kann sie sich nie. Auch des Erasmus Andenken blieb ihm theuer. „Ich zweifle nicht," schreibt er, „daß Erasmus, wenn er jetzt noch lebte, viel billiger urtheilen würde; jeder hat seiner Gaben Maß und keiner kann alles: uns bleibt immer noch viel zu lernen übrig. Es geziemt uns, uns dessen zu freuen, was uns Gott nach seinem Wohlgefallen spendet je nach dem Maße unsres Glaubens. So haben wir uns auch der Gaben des Erasmus zu freuen, deren Größe und Menge niemand bestreiten kann, und Gottes Güte darin zu erkennen, und, haben wir je mehr erlangt, so laßt es uns hinnehmen als von Gott gegeben."

a Lasco nahm seinen Weg zunächst nach den Niederlanden. Hatte er etwa geglaubt, es sei dort besser geworden seit der Zeit, wo die Versunkenheit der Löwenschen Theologen ihm und Erasmus wie allen Besseren viel zu klagen gab, so hatte er sich getäuscht. Zwar war der Same des Evangeliums über das ganze niederländische Volk gestreut und wurzelte tiefer und tiefer, aber zu Löwen hatte man noch immer keine bessere Ant-

wort darauf als Kerker und Scheiterhaufen. Am brabantischen Hof hätte er ohne Mühe eine Stätte finden können; die Empfehlung seines Königs, die einflußreiche Stellung seines Bruders Hieronymus am Hofe des Königs Ferdinand hätte ihm zu Brüssel alle Thüren aufgethan. In der That suchten ihn zu Antwerpen die angesehensten Männer auf, der Kanzler des Königs Ferdinand und der Markgraf von Brandenburg machten ihm die glänzendsten Anerbietungen, wenn er in des Kaisers oder in des Königs Dienste treten wolle — sie bewogen ihn dadurch nur, noch entschiedener allem Glanz den Rücken zu kehren. Seine Trennung von der römischen Kirche vollendete er auch äußerlich dadurch, daß er sich zu Löwen mit einem bürgerlichen Mädchen ohne Vermögen verheirathete. Nach einem kurzen Zusammensein mit Albert Hardenberg, den er schon länger kannte und schätzte, mit dem ihn fortan die innigste Freundschaft verband, zog er sich zurück fast in die verschollenste, aber eben dadurch auch von dem allgemeinen Kriegslärm entfernteste Ecke Deutschlands — nach Emden.

Weich hatte er sich da nicht gebettet; denn wenn auch die Evangelischen in Ostfriesland mehr als irgendwo sonst Freiheit des Gewissens genossen, so konnte das kirchliche Leben in keiner Weise als ein blühendes bezeichnet werden, und im Uebrigen war seine Lage eine recht gedrückte. Abgesehen von dem großen Abstand zwischen dem Leben am polnischen Hofe oder in hohen Würden der Kirche und einer kleinen dumpfen Stadt — Emden war damals noch sehr unbedeutend — bedrohte ihn Mangel auf die Dauer: man sieht aus seinen Briefen, daß er auch kleine Ausgaben scheute und einen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen suchte. Auch konnte er das Klima nicht vertragen; die an der Nordseeküste einheimischen Wechselfieber griffen seine Gesundheit so sehr an, daß er schon bald wieder an Weiterreisen dachte, dazu litt er, wie auch später noch oft, an einem alten Hämorrhoidalleiden litt. Dennoch äußerte er keinen Unmuth und trug die Lage ein paar Jahre in Geduld, ja mit Dank gegen Gott, „der sich ihm als Herrn über Gesundheit und Krankheit, über Tod und Leben recht nachdrücklich fühlbar mache und ihn alles in die rechte Hand stellen lehre, ihm auch nur so viel auferlege wie ihm zu tragen heilsam sei"; aus allem Druck heraus ruft er seinem schwankenden Hardenberg noch zu: „reiß dich nur los aus der Knechtschaft des Pharisäerthums, wage es nur mit dem Herrn, dir wird nichts mangeln und ich habe noch genug mit dir zu theilen." Hätte ihn ja in dieser Prüfung der Sorgengeist versuchen wollen, wieder wankend zu werden und den Rückweg nach Polen — der stand ja noch immer offen — anzutreten, so war die Geschichte seines eigenen Hauses zu dieser Zeit ganz geeignet, ihm seine Lage im wahren Licht zu zeigen und sein Herz fest zu machen.

a Lasco hatte, wie bereits gesagt, einen Bruder Namens Hieronymus, welcher auf dem ..... spielte. Als das ungarische Königshaus

durch den Fall König Ludwigs II. in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz gegen die Türken (1526) erlosch, traten zwei Bewerber auf um die erledigte Krone. Die nächsten Ansprüche hatte Ferdinand von Oesterreich, der nachmalige römische König, aber eine andre Partei, die den Woiwoden Johann Zapolya von Siebenbürgen erwählte, drang vorläufig durch. Doch bald erhielt Ferdinand das Uebergewicht, und Zapolya mußte alles verlassend nach Polen flüchten. Er fand Aufnahme am polnischen Hofe und schloß sich an Hieronymus a Lasco an, der ihm den Rath ertheilte, ein Bündniß mit den Türken zu schließen und durch türkische Waffen die Oesterreicher aus Ungarn zu vertreiben; er selbst wolle versuchen, das Bündniß zu Stande zu bringen. Zapolya ging hierauf ein und versprach ihm Siebenbürgen, wenn das Werk gelänge. Und es gelang. Ohne andre Hülfsmittel als seine Gewandtheit brachte er in kurzer Zeit ein Bündniß zu Stande: eine furchtbare türkische Heeresmacht brach auf und rückte unaufhaltsam bis vor das fast wehrlose Wien. Die abendländische Christenheit zitterte, zum erstenmal hallte der Schlachtruf der Moslim über deutsches Land. Zwar mißglückte der Angriff auf Wien, und Soliman zog ab, aber aus seinen Händen empfing Zapolya die ungarische Krone. Und Hieronymus? Erhielt der Welt Lohn. Zapolya sah den Mann ungern, dem er alles verdankte; Siebenbürgen gab er ihm nicht, schuldigte ihn vielmehr hochverrätherischer Pläne an und setzte ihn gefangen. Bald mußte freilich der völlig unschuldige a Lasco ehrenvoll freigelassen werden, aber tiefgekränkt verließ er Zapolya und beschloß, das Werk zu zerstören, das er hatte bauen helfen: er ging zu Ferdinand von Oesterreich und wurde mit offenen Armen aufgenommen. In dessen Dienst wohnte er mehreren Schlachten gegen Zapolya bei und ging dann nach Constantinopel, um dort gegen denselben zu arbeiten. Hier wurde er in lange Haft geworfen und mit genauer Noth entlassen. Grade zur Zeit als unser Johannes a Lasco zu Emden in trüber Lage ermessen konnte, wie viel er verlassen hatte, ward er nach Hause gerufen: sein Bruder Hieronymus sei zum Tode krank. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er zu Constantinopel Gift erhalten; Johannes sah ihn sterben. Das also war die Herrlichkeit Aegypti, die er verlassen hatte, um die Schmach Christi zu erwählen? Kein Wunder, daß er gestärkt nach Emden heimkehrte, wo nun seiner eine Berufung wartete, „um sein Scherflein zum Aufbau der Gemeinde Christi beizutragen, die er weiland in Unwissenheit gehaßt hatte!“

2. Die Arbeit in der heimatlichen Fremde.

1. Ostfriesland 1543—49.

Die ersten drei Jahre lebte a Lasco in Emden als Privatmann. Es konnte nicht ausbleiben, daß seine hohe Herkunft, der Ruf seiner Ge-

lehrsamkeit und sein gottseliger Wandel aller Augen auf sich zogen und bei vielen den Wunsch rege machten, einen solchen Mann für die ostfriesische Kirche zu gewinnen. Diese befand sich damals in einem ziemlich traurigen Zustande. Nach einem raschen Aufschwung zu Gunsten der Reformation war in den dreißiger Jahren theils durch den Sakramentstreit theils durch den siegreichen feindlichen Einfall des katholischen Herzogs von Geldern ein Stillstand eingetreten, der nur zu bald in Rückschritt überging. Die Anhänger des Papstthums faßten wieder festen Fuß, ein ganzer Schwarm von allerhand Sectierern nistete sich ein und die Nichtsnutzigkeit einer großen Anzahl von Pastoren machten den Gegnern der Evangelischen ihre Zerstörungsarbeit leicht. Graf Enno war nicht der Mann, der Noth der Kirche aufzuhelfen. Angesehene und ernste Männer aus dem Adel, wie aus dem Emder Magistrat wiesen den Grafen auf a Lasco hin, den er zum Pastoren in Emden und zum Superintendenten des Landes zu gewinnen suchen möge. a Lasco mußte damals den Antrag ablehnen, weil er der Landessprache noch nicht mächtig genug, und durch unablässige Kränklichkeit arbeitsunfähig war; dazu hatte sein Bruder Hieronymus in der Hoffnung baldiger Heimberufung Johann's nach Polen ihm das Versprechen abgenommen, so lange er lebe, nirgends im Auslande in feste Dienste treten zu wollen. So empfahl a Lasco seinen Freund Hardenberg; da aber Hardenberg Bedenken trug, auch Leute, die wir bald näher kennen werden, das Ihrige bei der Sache einzuwenden hatten, so mochte Graf Enno sich keine Mühe weiter geben: die Sache schlief ein. Aber gleich nach Enno's Tode, als die Gräfin Anna die vormundschaftliche Regierung in die Hand nahm, wurde Ernst gemacht, und a Lasco, mittlerweile mehr an Klima und Sprache gewöhnt und durch den Tod seines Bruders von seinem Versprechen entbunden, ging auf die Unterhandlungen ein. Hardenberg wollte noch immer nicht zusagen und so nahm a Lasco die ihm angetragene Stellung an unter der zwiefachen Bedingung, sofort zurücktreten zu können, wenn er zum Dienst des Evangeliums nach Polen gerufen werde, und — wenn je Miene gemacht werden sollte, ihn in seinem Amt an irgend etwas andres zu binden als an Gottes Wort und Willen. Alle die in und für Ostfriesland das Beste wollten und erkannten, wünschten sich Glück zu der Wahl der Gräfin; aber im Auslande machte die Sache einen andern Eindruck. a Lasco berichtete sofort nach Polen, wie er jederzeit zum Dienst am Evangelio dem König zur Verfügung bleiben wolle. Man bot ihm freie Rückkehr an und trotz seiner Verheirathung wurde ihm Aussicht auf ein Bisthum gemacht; aber a Lasco antwortete: „ein Hund fresse wieder was er gespeiet habe, mit keiner Apostelschaft in Bischofsmütze oder Kapuze wolle er zu schaffen haben; wünsche man seine Rückkehr, so möge man ihn zu einem rechtschaffenen Dienst am Evangelio berufen." Die Folge dieser Antwort war vollständige Aufkündigung aller Freundschaft, worüber er sich mit dem Gedanken tröstete: „so

bleibt mir doch zum Vater Gott, der mich erwählet hat, und der wird mir bleiben, wenn auch alle die Meinigen mich verlassen, er hat mir ja so viel gelassen, daß ich über Mangel nicht zu klagen habe". Es zeigte sich auch bald, da Locken und Drohen sich fruchtlos erwiesen, daß der Riß zwischen a Lasco und seinen Verwandten sich allmählich wieder zuzog, und schon nach wenigen Jahren war er wieder mit seinen Brüdern in brüderlichem Briefwechsel. Einen gefährlicheren Feind weckte ihm seine Anstellung in der Nähe: den brabantischen Hof; so freundlich man ihm allerhand Anerbietungen gemacht hatte, wenn er in kaiserliche oder in Ferdinands Dienste treten wolle, so ergrimmt sah man nun den Mann an, da er an die Spitze der evangelischen Kirche in Ostfriesland trat. Man sah es deutlich kommen, was nur zu bald geschah, daß der neue Aufschwung des Protestantismus in Ostfriesland den Evangelischgesinnten in den Niederlanden Muth, Stütze und Zuflucht bieten werde. Dazu kam, daß der Bruder des verstorbenen Grafen Enno, Johann, später genannt von Falkenberg, nachdem er erst ein eifriger Förderer der Reformation gewesen, zu Brüssel sich mit der natürlichen Tochter Maximilians I., Dorothea von Oesterreich, vermählt und der römischen Kirche wieder zugewandt hatte, nun von Brüssel aus Gelegenheit suchte, seinem Unmuth gegen die Protestanten und gegen die ganze Ordnung der Dinge in Ostfriesland Luft zu machen; er hätte gar zu gern das Ruder des kleinen Staats in seine Hand genommen. a Lasco ließ er seinen Einfluß oft genug fühlen, doch dieser legte uneingeschüchtert die Hand ans Werk.

Zunächst wendete er sich gegen die Ueberreste der römischen Zeit: die Mönche im Franziskanerkloster zu Emden und die Bilder in den Kirchen. Die Oberhand hatten freilich zur Zeit der Anstellung a Lasco's die Protestanten weit genug, aber es fehlte viel daran, daß das römische Wesen schon ganz aus dem Lande entfernt gewesen wäre; noch viele von solchen waren übrig, die frei aussprachen und fest meinten, mit den Bildern und der römischen Gottesdienstordnung werde alles stehn oder fallen, und weit mehr noch schwankten zwischen dem Alten und Neuen unsicher hin und her. An diese machten sich die Mönche, die zwar keine Messe mehr halten durften, aber doch noch immer predigten, Taufe und letzte Oelung ertheilten, Kranken- und Hausbesuch ausübten, Testamente schrieben und keine der so sich darbietenden Gelegenheiten unbenutzt ließen, an sich zu ziehen, was sich irgend ziehen ließ. Den Mönchen wurde von der Gräfin auf a Lasco's Antrag befohlen, fortan die Abfassung von Testamenten und die Austheilung von Sacramenten zu unterlassen, auch keinen aus ihrer Mitte zum Predigen zuzulassen, er sei denn zuvor vom Superintendenten geprüft und tauglich befunden. Die Mönche schützten ältere Rechte vor, sie hätten mit keinem Superintendenten zu schaffen, und am allerwenigsten ginge sie dieser Ausländer an mit seinem langen Barte. Von einem Religionsgespräch mit a Lasco wollten sie natürlich noch viel weniger etwas wissen; sie wußten

nichts besseres zu thun als Unzufriedenheit gegen ihn auszustreuen, alle, die ihnen das Ohr liehen, gegen diese Neuerungen einzunehmen, Gefahren vorzuspiegeln und namentlich auf Graf Johann's und des Kaisers Zorn hinzuweisen. Dieser letzte Punkt war allerdings die Stärke dieser Mönche, und da die Gräfin und ihre Räthe fühlten, daß a Lasco's Verfahren ihnen Unannehmlichkeiten bereiten könne von Seiten Graf Johann's, so betrieben sie die Sache lässig und äußerten sogar Unwillen gegen den lästigen Reformator. Dieser aber wußte wohl, daß es gelte, sofort das erste mal Ernst zu machen, wenn überhaupt jemals Ernst werden solle, und richtete in diesem Sinne ein sehr dringendes Schreiben an die Gräfin: „sie möge doch um keinen Preis durch bloße menschlich kluge Berechnung sich leiten lassen in solcher Sache, es handle sich hier einfach darum, ob Gottes Wille gelten solle oder der Menschen Eigenweisheit; das Treiben der Mönche und die Verehrung der Bilder streiten gegen das klare Schriftwort, darum gebe es hier nichts zu accordieren und durch die Finger zu sehen, die Gräfin möge um Menschen unbekümmert ihres Amtes warten, das Gott in ihre Hand gegeben, und abstellen, was Gott mißfällig sei, als ihren obersten Grundsatz, der überall durchschlage und anwendbar sei, möge sie das Wort der Schrift gelten lassen: „werdet klug ihr Könige und lasset euch züchtigen ihr Richter auf Erden, dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern, auf daß er nicht zürne." Damit werde sie sicher gehen, denn nicht Menschenklugheit sondern das Wort der Wahrheit in Christo werde uns richten am jüngsten Tage. Er für seinen Theil wisse auch recht gut, wie angenehm es sei, den Menschen zu gefallen und wie viel Leid es ihm bringen könne, wenn er andre gegen sich einnehme; er sei ein Fremdling und habe eine unversorgte Familie, allein ihm sei nur eine Wahl gelassen: entweder müsse er Menschengefallen obenan stellen oder Christi Knechtschaft, gleichviel ob es die Leute haben wollen oder nicht, er habe gewählt: lieber wolle er den Bettelstab in die Hand nehmen als den Unwillen des Herrn auf sich laden, er wolle es auf den ankommen lassen, der auch den jungen Raben Speise giebt. Der Gräfin hohen Sinn kenne er zu gut, um nicht offen zu ihr zu reden, anders zu sprechen würde er sich für Niederträchtigkeit anrechnen müssen; wolle die Gräfin Gott mehr dienen als den Menschen, so diene er ihr gern; wo nicht, so möge sie ihn ziehen lassen." — Gräfin Anna verstand den wahrhaft freien Mann, antwortete ihm sehr wohlwollend und ertheilte Befehl, die Bilder, aber allmählich, zu beseitigen; nur ohne Aufsehen müsse es geschehen durch Leute, denen das zukomme, durch die Kirchenvorsteher nämlich, denen sie gleichzeitig Anweisung zugehen ließ; auf alle Weise habe man den „büllen Pöpel" aus dem Spiel zu halten. Die Mönche spannen die Sache hin, bis im November des Jahres 1543 Graf Johann nach Ostfriesland kam. Dieser, mit seinen Prätensionen auf dem politischen Gebiet zum Schweigen gebracht, wollte auf dem kirchlichen wenig-

stens sich geltend machen, und trat mit allerhand Anschuldigungen gegen a Lasco hervor, ja wollte ihn weggejagt sehen. Dieser aber vertheidigte sich so, daß er scheinbar ganz umgestimmt wurde und sich bei der entschlossenen Antwort der Gräfin beruhigte: sie könne a Lasco nicht entbehren und wolle ihn behalten. Den Mönchen wurde der öffentliche Gottesdienst nicht fürder gestattet und aller Einfluß auf die Gemeinde entzogen; übrigens blieben sie ungestört im Kloster, bis endlich — aber erst 1561 — die letzten sieben sich abfanden mit der Gräfin und von dieser beschenkt freiwillig abzogen. Ebenso kamen langsam aber sicher die Bilder fort, und als nun erst das rechte Prinzip anerkannt war, geduldete sich a Lasco auch; er wußte, daß der Diener am Wort seine Stärke haben muß nicht allein in der Entschiedenheit, sondern ebenso sehr und noch mehr in der Geduld.

Mittlerweile mußte a Lasco auch bereits an ein zweites nicht minder saures Stück Arbeit die Hand legen: er hatte einen Kampf mit den Sectierern zu beginnen. Die Wiedertäufer in allen Arten, Unterarten und Spielarten, in Sachsen und in den Niederlanden blutig verfolgt, fanden in Ostfriesland nachsichtige Aufnahme; gute Meinung, schlaffes Regiment, kirchliche Nothstände gewährten ihnen ergiebigen Boden und gutes Klima. Oft genug schon hatten Kirche und Obrigkeit Ostfriesland gegen solche Freunde in Schutz nehmen müssen, aber jenem englischen Prinzen gleich, der Frankreich so liebte, daß er kein einziges Dorf darin unerobert lassen wollte, kamen sie immer wieder, um das Füllhorn ihrer Geistesgaben über Ostfriesland auszuschütten. Der brabantische Hof, aus dessen Landen eben die meisten in Ostfriesland sich bergenden Flüchtlinge um des Glaubens willen entronnen waren, drang nun darauf, diese Flüchtlinge müßten des Landes verwiesen werden, und Graf Johann wird nicht verfehlt haben, die Sache zur Sprache zu bringen. Die Räthe der Gräfin verstanden sich leicht dazu, die Fremdlinge dem Groll der Brabanter zu opfern, und a Lasco mußte sofort wieder entgegentreten. Es sei eine leichte Sache, sagte er, erst ein Uebel gemächlich hinschleppen zu lassen, und dann endlich, um Menschen gefällig zu sein, die Ausländer sämmtlich als Ketzer zu verjagen; das könne mit der Wahrheit nicht bestehen, man müsse erst prüfen, was diese Leute wollten und meinten und danach sie dulden oder vertreiben, ähnlich wie man es in Sachsen auch mache; nicht der Irrthum mache strafbar, sondern die verschmähte Zurechtweisung und die verbrecherische Absicht. Die Gräfin gab ihm Recht, und nun mußte sich a Lasco einer Arbeit unterziehen, die große Besonnenheit und außerordentliche Selbstverleugnung erheischte. Die der Irrlehre bezüchtigten Fremden mußten weichen, wenn sie nicht von ihm sich prüfen ließen und ein Zeugniß erlangten, daß sie ungefährlich seien. Da versteckten sich nun manche hinter guten Worten, andere heuchelten Zustimmung, noch andere ermangelten nicht, a Lasco ihre Erhabenheit fühlen zu lassen,

ihm ihre Schätze anzupreisen und dann hinter seinem Rücken sich großer Siege zu rühmen, ihn allenfalls auch als einen Nicodemus darzustellen, der bald vielleicht der ihrige sein werde, wenige nur gewann er durch seine Weisheit und Sanftmuth. Auf diese Weise kam denn a Lasco in Berührung mit zwei hervorragenden Sectenhäuptern, Menno Simons und David Joris.

In Menno Simons erkannte a Lasco bald den ernsten Willen auf ein gottgefälliges Ziel loszusteuern, und so fiel es ihm nicht ein, auf Menno's Ausweisung zu dringen; er entschloß sich zu dem Versuch, den Mann durch ruhige Unterredung zurechtzubringen. Nach eingeholter Erlaubniß der Gräfin wurde Menno zu einem Religionsgespräch mit a Lasco und dessen Collegen aufgefordert; das Gespräch drehte sich um die Frage, wer berechtigt sei den Dienst am Wort in der Gemeinde aufzunehmen, um die Lehre von der Taufe und die Menschwerdung Christi. Besonders ausführlich wurde dieser letzte Punkt besprochen, aber ohne befriedigendes Resultat, da Menno für Gegengründe schwer zugänglich war, und auch a Lasco's Lehre*) wohl nicht alle hier einschlagenden schwierigen Fragen befriedigend löst; haben wir ja doch bis auf diesen Tag hier noch mehr zu fragen als zu antworten. Aber Menno's Benehmen bei der ganzen Sache war noch weniger befriedigend; als nämlich a Lasco ihm gegenüber fleißig auf den Grundtext zurückging, ihm auch eine bessere wissenschaftliche Legitimation abforderte, wenn er über die schwierigsten Fragen der Theologie eine entscheidende Stimme führen wolle; als er vollends sich erdreistete, dem Menno bemerklich zu machen, die Armuth und Einfalt des Geistes sei doch wohl zu unterscheiden von Unwissenheit und Dummdreistigkeit: da hatte Menno Wasser für seine Mühle, sonderlich wenn a Lasco nicht dabei war. Natürlich hatte er glänzend gesiegt, a Lasco und seine Collegen waren nur Philosophen, er in aller Einfalt Meister der Schrift. Die Emder Kirche wurde nun noch mehr verachtet, und Menno's Anhänger wußten sich und andern zu erzählen, man fühle sich in Ostfriesland durch Menno's Beweisführungen so gerichtet, daß man ihm volle Lehrfreiheit habe zugestehen müssen. So lange Menno's Plaudereien bloß ihn selbst verunglimpften, ließ a Lasco ihn plaudern, als aber der Ruf der Kirche, des Landes und seiner Collegen angetastet wurde, als Menno, statt die von ihm geforderte schriftliche Erklärung seiner Lehre a Lasco einzureichen, denselben in öffentlicher Streitschrift angriff, da begann er die im Gespräch verhandelten Punkte schriftlich zu erörtern, und gab zunächst eine eingehende Schrift über die Menschwerdung Christi gegen Menno**) heraus (1545). Die andern Fragen über die Taufe und

*) Dorner, Gesch. d. Lehre v. d. Person Christi 2 : 642 (2. Aufl.)

**) Defensio verae semperque in ecclesia receptae doctrinae de Christi Domini incarnatione Adversus Mennonem Simonis Anabaptistarum Doctorem per

den Predigtdienst sollten folgen, aber im Drange der Arbeit fand a Lasco zu ihrer Ausarbeitung keine Zeit, und da Menno nur zu bald seine alten Waffen in Bewegung setzte, ja zu alten Irrthümern sich der neue hinzugesellte: wir könnten und müßten selber das Gesetz Gottes vollkommen erfüllen — wo dann kein Priester im Himmel mehr nöthig blieb — so sah a Lasco deutlich, der Mann wolle sich nicht überzeugen lassen, und ließ ihn laufen, ohne jedoch auf seine Ausweisung zu dringen. Calvin würde schwerlich so milde Behandlung empfohlen haben, wie Menno und seine Freunde auf a Lasco's Rath in Ostfriesland erhielten; dem riß bei Menno's Erörterungen über die Menschwerdung Christi die Geduld, er schließt einen Brief an a Lasco's Freund Micronius über Menno's Lehre mit den Worten: „es ist ein dreister Esel und ein übermüthiger Hund, der seines Gleichen sucht".*) Dem ernsten Sinn Menno's zollte a Lasco alle Anerkennung, hielt ihn nur in seinen Gränzen und auf gebührendem Abstande; ein Abbild Jacobi des Gerechten würde er schwerlich mit einem neueren allzumilden Beurtheiler**) in Menno erkannt haben; dazu hätte derselbe Jacobi 3 besser studieren müssen.

Eine ungleich andere Gestalt trat dem a Lasco entgegen in David Joris***): keine Spur von der ernsten Frömmigkeit eines Menno und dem wohlmeinenden Streben, nach Gotteswort zu lehren und zu wandeln, statt dessen die widerlichste Aufgeblasenheit, die mit ihrem Taumelgeist über Gottes Wort und Gebot sich erhob und lästernd mit Worten voll Klang und Schimmer des heiligen Geistes sich selber vergötterte. Nicht was Gott von Alters her durch seine Propheten geoffenbaret — so lehrte David Joris — nicht was er durch Christum seinen Sohn geredet und gethan, sei schon das Vollkommene; das sei nur Stückwerk, das seien die Knaben und Jünglingszeiten gewesen; auch nicht der Geist von Pfingsten werde alles zur Vollendung bringen: ein anderer Geist der Wahrheit werde noch kommen und das vergängliche Stückwerk in die volle Manneszeit, in das geisterfüllte offenbare Gottesreich verklären; das Vollkommene werde offenbar erst durch einen Jünger und Gebornen Gottes vom Himmel, durch einen Christus David, der das ewige Leben gefunden, das Morgenlicht des ewigen Tages gesehen. Und dieser Christus David war? — David Joris, man hörte das aus seinen Worten heraus. Aber eigentlich wollte er's nicht gesagt haben, sondern mit göttlicher Ehre gefeiert sein, ohne durch die ausdrückliche Forderung, sich bloßzu-

---

Joannem a Lasco Poloniae Baronem Ministrum Ecclesiarum Phrisiae Orientalis. Hebr. 2. 14. Bonnae ex off. Laurentii Mylii. 1545. 12°.

*) Calvini epistolae et responsa. Genev. 1575. pag. 298 ff.

**) v. Oosterzee b. Herzog Art. Menno.

***) Dorner l. c. p. 647; Trechsel b. Herzog Art. Antitrinitarier. Cramer levensbeschryving van David Joris in Kist en Royaards Ned. Arch. V.; derselbe *ibid.* VI., 292 ff.

geben. Man mußte in seine Schule eintreten, um in verschiedenen Stufen der Wiedergeburt zur Vollendung zu kommen, man mußte vor allen Dingen als ersten Glaubensartikel David Joris unantastbar hohe und einzige Mission — nicht erkennen, blos demüthig sonder Zweifel anstaunen; so durch zweifellosen Gehorsam und strenge Zucht hindurch, verhieß David, werde man zu Wachsthum an Verstand und Glaubenskraft reifen und endlich zur vollkommenen Freiheit gelangen; da solle der Geist allein herrschen und der Sohn der Ewigkeit, der Herr Christus David ein Hirte und König sein ewiglich, da werde man frei sein von Geboten und Satzungen, bürgerlichen wie kirchlichen, menschlichen wie göttlichen, frei von Begierde und Sünde, nämlich erhoben über die fleischliche Scham und den Zwang des Ehestandes! „Der Flug in schwindelnde Geisteshöhen endigte mit einem jähen Sturz in die Tiefen des Fleisches und der Lust." In der unantastbaren Zuversicht zu der einzigen Hoheit seiner Person, welche David von seinen Anhängern forderte, ging er selber mit einem unübertrefflichen Beispiel voran, das muß man ihm lassen; Fürsten und Reichstage machte er durch Sendboten und Zuschriften aufmerksam, daß sie doch ja sich sollten bestrahlen lassen von dem Licht, das nun der Welt in David Joris aufgegangen sei. Es half nur so viel, daß man auf ihn als auf ein gefährliches Individuum fahnden ließ. Er floh nach Ostfriesland, und auch hier ließen sich einige in seine Netze locken, was begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß es immer Menschen gegeben hat, die hinter orakelhaften geistlich klingenden Worten hohe Wahrheit verborgen glauben, wenn man sie ihnen nur mit standhafter Unverschämtheit und süßen Mienen vorsagt, und ferner, daß David sehr behutsam seine Weisheit tropfenweise austheilte und niemand hinter den Vorhang blicken ließ, bevor er sich darauf todtschlagen ließ, die Brille David's gebe allein das rechte Licht. Manche scheint er auch nicht in alles eingeführt zu haben, er ließ sie bei der evang. Wahrheit, wenn sie ihn nur als deren himmlichen Gipfelpunkt anstaunten; übrigens bezeugen alle, die dem Menschen nahe kamen, daß er wie mit Zaubermacht alle beherrschte, welche sich nur ein wenig mit ihm einließen. a Lasco ließ einige Jünger dieses David vor sich kommen, sie stimmten ihm in allen Stücken bei, und erkannten die Lehre der Emder Kirche an — ob ehrlich, ob scheinbar, ob instructionsmäßig, man weiß es nicht — nur David's Sendung und einzige Hoheit hielten sie fest. Es scheint, daß a Lasco sie für wohlmeinende Betrogene erkannt hat, er duldete sie und wendete sich brieflich an David Joris selbst, welcher sich in der Gegend von Norden aufhielt. Mit einer bis an die äußerste Gränze des Erlaubten gehenden Milde und Bescheidenheit verlangte er von ihm Auskunft über seine Lehre und Sendung. David antwortete ihm im Ton eines hoch überlegenen Lehrers, bei dem ein Irrthum die unmöglichste Unmöglichkeit sei, und deutete ihm gnädig an, wie a Lasco hoffen dürfe, noch einmal einer der

Seinigen zu sein; von seiner Lehre sprach er hinreichend versteckt, um nachher Ausflüchte machen zu können, deutete aber genug an, um a Lasco mit Grauen zu erfüllen; auf bestimmte Fragen ging er natürlich nicht ein. Es war Zeit für a Lasco, diesem Irrgeist gegenüber die Weisung der Schrift zur Geltung kommen zu lassen: thue dich von solchen (1. Tim. 6: 3—5). David verließ Emden und ging nach Basel, wo er unter fremdem Namen ein raffiniertes Wohlleben führte von dem Gelde, welches ihm seine in Holland blutenden Anhänger opferten. Zugehörigkeit zur reformierten Kirche heuchelnd stellte er sich mit dem Schein großer Mildthätigkeit und Ehrbarkeit allgemein achtbar, wälzte sich aber hinter dieser Decke in den Gräueln, denen seine Lehre Thür und Thor öffnete. Emmius hat durch gerichtliche Akten bewiesen, daß mehrere im Ehebruch erzeugte Kinder dieses David existierten; die Mutter derselben, welche er nachher an einen andern weggab, hat die Thatsache durch ein reumüthiges Geständniß constatiert. Die grauenvolle Sophistik, mit welcher David die unerhörtesten Liederlichkeiten erfand und zurechtlegte, ist auch dem brandmarkenden Wort der Geschichte zu niederträchtig. Als nach seinem Tode herauskam, wer und was er gewesen, wurden seine Gebeine ausgegraben und mit allgemeinem Abscheu verbrannt.

Es ist wohl nicht zufällig, daß a Lasco in Briefen aus dieser Zeit mit großem Nachdruck die Gnade Gottes preis't, die in dem Worte der Schrift das allein untrügliche Licht gegeben, daß er mit Angst aller Menschenweisheit und Geistlichthuerei den Rücken kehrt, um mit freudiger Entschiedenheit nichts zu sehen und zu wissen als Gottes Wort und Willen. „In geistlichen Dingen," sagt er einmal, „will ich gegen alles andre vollständig blind sein außer gegen das bestimmte Zeugniß des Wortes Gottes; auf menschliche Klugheit und Scharfsinn gebe ich nicht so viel, daß ich mich ohne das Wort darauf verlassen möchte. Ich weiß, daß ich dermaleinst soll gerichtet werden nicht von Menschen, auch von den klügsten und geistvollsten nicht, sondern von dem reinen ewigen Gotteswort, das uns von Christo unserem Herrn durch seine Apostel überliefert ist. Dem allein will ich mich ganz hingeben, so gut ich es vermag, und den Herrn bitte ich, daß er mit diesem seinem wahrhaftigen Königsscepter mich leiten wolle zu seines Namens Ehre und zum Aufbau seiner Gemeinde." Da haben wir sogleich den Maßstab für a Lasco's Wirksamkeit in der Gemeinde im Kleinen und im Großen. a Lasco's Thätigkeit in der Gemeinde Emden beschränkte sich keineswegs auf ihre mündliche und schriftliche Vertheidigung gegen Irrlehrer und auf die Entwicklung der leitenden Grundsätze für Kirchenzucht und Kirchenverfassung; er wirkte ebenfalls als Prediger. Man hat gemeint, am Predigen habe ihn die Unbekanntheit mit der Landessprache gehindert; das war im Anfange auch allerdings der Grund, weshalb er die Anfrage Graf Enno's ablehnte und lieber Hardenberg angestellt wissen wollte; in hochdeutscher Sprache

konnte er auch später noch nicht predigen. Aber in Emden wurde damals, wie im ganzen Lande, plattdeutsch gepredigt, und das hätte allerdings wunderlich zugehen müssen, wenn a Lasco in seinem häufigen Verkehr mit Holländern und nach mehrjährigem Aufenthalt in Ostfriesland des Plattdeutschen nicht vollständig mächtig geworden wäre, zumal seine Frau gewiß weder latein noch polnisch sprach. Es steht ganz fest, daß er Pastor war und auch als Pastor wirkte; seine Predigtweise läßt sich freilich nicht näher beschreiben, da keine Predigten von ihm erhalten sind, doch dürfen wir aus manchen Andeutungen mit Sicherheit schließen, daß er in seinen Predigten, den Schweizern ähnlich, ganze biblische Bücher der Reihe nach durchnahm, und daß seine Predigten überwiegend auslegender Natur waren. In seinen Studien berücksichtigte er mit besonderer Aufmerksamkeit die Commentare seiner schweizerischen Freunde, der Kirchenväter und der hervorragenden Theologen des spätern Mittelalters. In der Gottesdienstordnung hatten sich seine Grundsätze damals noch nicht vollständig ausgebildet, fest stand ihm nur, was wir bereits oben sahen, daß mit dem Bilderverbot Ernst zu machen sei; ohne Aufsehen wurden sie allmählich entfernt. In demselben Maße, wie die Predigt einer besseren Erkenntniß Raum schaffte, gedachte a Lasco auch den Cultus nach biblischen Grundsätzen zu gestalten. Nichts war ihm mehr zuwider, als wenn man diese äußeren Anordnungen zu etwas Wesentlichem und Hauptsächlichem machen wollte; damit ja keine neue Päpstelei daraus entstehe, hielt er für's erste die größtmögliche Ungebundenheit, ja von Zeit zu Zeit Aenderung für wünschenswerth, auf daß die Hauptsache, die Predigt des Worts, nur erst als Hauptsache erkannt, und niemand durch gehäuftes Cärimonienwesen von der Hauptsache abgezogen werde. a Lasco wußte wohl, wie tief die alte Unart im Blute sitzt, Augenweide zu suchen, um sich dem rechten Hören mit Anstand zu entziehen. (Vgl. Matth. 11: 7, 8, 9 dag. V. 15.) Besonders richtete er sein Augenmerk von Anfang an auf die Kirchenzucht. Er wies darauf hin, daß man niemals mit Erfolg und gutem Gewissen den Secten entgegen treten könne, wenn man deren Makel strenge rüge und ahnde, aber im eigenen Hause alles laufen lasse, wie es wolle, als wäre mit der nominellen Zugehörigkeit zur Gemeinde alles abgemacht. So gut wie man die Irrlehre rüge, die Leitsamen zurechtbringe, die Halsstarrigen entferne, so gut müsse man die Irrwege der eigenen Hausgenossen bekämpfen und alle die, die heilsame Zucht verschmähen, ausweisen aus der kirchlichen Gemeinschaft. Die Sache fand von Anfang an Widerstand; wir werden sehen, daß diese Kirchenzucht für a Lasco eine Quelle unablässiger Anfeindungen wurde. Dennoch drang er durch und erreichte anfänglich so viel, daß vier Aelteste ernannt wurden, welche im Namen der ganzen Gemeinde auf den Wandel ihrer Mitbürger ein wachsames Auge haben und einen jeden an seine Pflicht erinnern mußten, auch das Recht hatten, die Verächter aller Ermahnun-

gen in Gemeinschaft mit den Pastoren von der Gemeinde auszuschließen. a Lasco arbeitete schon an einer Kirchenordnung nach dem Muster der des Erzbischofs von Cöln, an dessen Reformbestrebungen er und sein Freund Hardenberg lebhaften Antheil nahmen. Aber diese Arbeit kam nicht zum Abschluß. Die spätere Emder Kirchenordnung ist von andern gearbeitet, und es ist vergebliche Mühe, aus ihr a Lasco's kirchenpolitische Grundsätze herauslesen zu wollen. Daß er nicht alles fertig bringen konnte, was er gerne wollte, darf uns nicht Wunder nehmen; es kam eben alles auf ihn an, nicht bloß die inneren Angelegenheiten der Gemeinde, die nicht ohne viel Mühe und Kampf geordnet werden konnten, auch ihre Vermögensverhältnisse hatte er aus ziemlicher Verwirrung herauszuarbeiten und dabei seinen Blick beständig über das Ganze gehen zu lassen.

Da war natürlich das Erste, daß er sich mit dem Stand der Dinge in Ostfriesland genauer bekannt machte, und das versuchte er durch Visitationen, die er in Gemeinschaft mit seinen Collegen unternahm. Wahre Ungeheuerlichkeiten, wie er selber sagt, fand er sofort vor; er erkannte, daß nichts nothwendiger sei, als alle Kräfte auf innere Hebung der Geistlichen zu richten, und dazu diente die Errichtung des Cötus. Tüchtige wissenschaftliche Weiterbildung der Pastoren, Einheit in der Lehre, Harmonie des Wandels mit der Lehre, das waren die Hauptsachen, auf welche dies Institut zunächst hinwirken sollte; durch brüderliche Besprechungen über die Hauptpunkte der Lehre, ernste gegenseitige Censur, Erwägung aller Nothstände, über welche auch die Gemeinden beim Cötus Vorstellungen machten, sorgfältige Prüfung der Candidaten über ihre äußere und innere Befähigung zum Dienste am Wort — das waren die Hauptmittel, mit denen man dem Ziele zusteuerte. Eine ganz unbegreifliche und unverzeihliche Fahrlässigkeit — wenn nicht gar böswillige Absicht — ist schuld daran, daß die Acten des Cötus aus der alten Zeit vollständig verloren gegangen sind, und wir uns in der Unmöglichkeit befinden, einen genaueren Blick in den inneren Entwicklungsgang und den Zustand der Gemeinden in damaliger Zeit zu thun, und zu erkennen, wie die anfänglichen Rechtsverhältnisse genauer sich gestalteten.*) Das Ansehen in welchem der Cötus in und außer Landes stand, das Zeugniß mancher Mitglieder, sie hätten im Cötus mehr gelernt als auf der Universität, liefert den Beweis, daß a Lasco keinen unfruchtbaren Baum gepflanzt hatte, und daß unsere Alten wohl wußten, was sie thaten, wenn sie mit allem Eifer für den Cötus in die Schranken traten.

*) Vgl. übr. Gutachten eines Juristen über die Stellung des Cötus in der reformierten Kirche Ostfrieslands. Emden 1857. Mejer in der kirchl. Zeitschrift von Kliefoth und Mejer. Jahrg. 1857 bes. p. 654 ff. (gegen Göbel's Auffassung von a Lasco's theol. Richtung vielfach im Recht, übrigens sehr mit Vorsicht zu benutzen.)

Mit der Ausarbeitung einer Kirchenordnung kam a Lasco, wie schon gesagt, nicht zu Stande; er schrieb aber nach dem Muster des Genfer Katechismus — dessen Abfassung vom Cötus zu Emden veranlaßt, der deshalb diesem von Calvin gewidmet war — und dem des Zürcher Katechismus von Leo Judä*) einen ziemlich ausführlichen Katechismus, nach welchem die christliche Lehre im Zusammenhang alljährlich in den Nachmittagsgottesdiensten vorgetragen werden sollte. Gedruckt wurde der Katechismus erst später in London, in Ostfriesland fürerst nur handschriftlich gebraucht. Besonders verdient aber die Gerichts- und Polizeiordnung hervorgehoben zu werden, welche Gräfin Anna auf Antrieb und unter Mitwirkung a Lasco's im Februar 1545 ausgehen ließ.**) Die Mißstände im Volksleben, gegen welche darin gekämpft wird, die Klage der Gräfin, daß das Evangelium hier vieler Orten auf einen harten Fels gefallen sei, beweisen, wie sehr a Lasco im Rechte war, wenn er überall auf durchgreifende Maßregeln drang. Sehr strenge trat die Gräfin aller Wüstheit und Unordnung im Volk entgegen: Völlerei und alle Anlässe dazu bei Verkäufen, Verlöbnissen, Kindtaufen, Beerdigungen wurden verboten und mit Geldbußen belegt zum Besten der Armen, d. h. solcher, die sich des Bettelns schämten; Geistliche, Kirchgeschworne und Amtsälterleute wurden angewiesen, auf Sabbathsschänder, Flucher und Lästerer ein wachsames Auge zu haben, zu strafen, mit Geldbußen zum Besten der Armen zu belegen und, wenn alles nichts fruchte, der Obrigkeit Anzeige zu machen, die dann mit Gefängniß bestrafte; die Eltern sollten an ihrer Kinder Statt bestraft werden, „darumb dat se de Roede an öhren Kindern gespart hebben." In ähnlicher Weise wurde dem Wucher, der Prellerei, der Warenverfälschung, dem Bettel entgegengetreten und nicht minder der Prunksucht; auf das häusliche Leben und das Schulwesen richtete die Gräfin vorzugsweise ihr Augenmerk; darum wurden Ehebrecher und solche, die in wilder Ehe lebten, Verächter ihrer Eltern, Haustyrannen mit schweren Strafen bedroht bis zur Todesstrafe; Kinder sollen schlechterdings nicht betteln, vom fünften oder sechsten Jahre an sollen reich und arm, Knaben und Mädchen auf dem Lande so gut wie in den Städten zur Schule gehalten werden und die Glaubensartikel, die 10 Gebote und das

*) Calvin's Dedicationsepistel bei Niemeyer Coll. conf. p. 125; den Zürcher Katech. betreffend schreibt Gerhard thom Kamp den 7. April 1546: vester Catechismus ita multis placuit ut in nostrum idioma transtulerint quidam ac suae ecclesiae proponant. In nostro Catechismo maximo usui nobis est vester. (Hdschr. Mitth. von C. Pestalozzi, dem Biographen Bullinger's, aus dem Autogr. zu Zürich.)

**) Die Gerichts- und Polizeiordnung ist 1710 zu Aurich in 4°. gedruckt und mit dem Abdruck der Walther'schen Kirchenordnung für (das luth.) Ostfriesland von 1716 herausgegeben; desgl. bei Brenneisen Ostfr. Historie und Landesverf. Aurich 1720 Fol. 2: 181 ff.

Gebet des Herrn lernen; fänden sich unter armen Kindern einzelne oder mehrere von besondrer Begabung, so solle man mit Hülfe der Gemeinde sie so lange an der Schule halten, bis sie für auswärtige höhere Anstalten reif seien, wo denn die Obrigkeit weiter für sie sorgen werde. Hinsichtlich der Fremdlinge und Secten schärfte die Gräfin nochmals ein, daß sie sich müßten beim Superintendenten prüfen lassen, aufrührerische Schwärmer, halsstarrige Davidianer und Anabaptisten wolle sie nicht dulden, lediglich um des Glaubens willen Verfolgte sollen aber nicht ausgewiesen werden, selbst dann nicht, wenn sie in unwesentlichen, ungefährlichen Dingen sich mit dem Superintendenten nicht vereinbaren können.

Mit günstigem Winde segelte a Lasco bei allen diesen Dingen nicht; Widerstand trat ihm überall entgegen, namentlich im Emder Magistrat und am Hofe; so ernst die Gräfin und ihr Bruder Christoph dachten, so entschieden arbeiteten einige von den Räthen entgegen. Ein Brief, zu welchem a Lasco ein Rückblick auf seine Arbeit nach drittehalbjähriger Thätigkeit veranlaßte, kann uns am deutlichsten alles vor die Augen stellen. „Ich fürchte" so schrieb er den 6. September 1545 an Hermann Lenthius, den Secretär der Gräfin, seinen Freund, „ich fürchte, daß Widerwille gegen mich die Ursache ist, weshalb ich hier auf kirchlichem Gebiet nichts weiter kommen kann. Was in aller Welt habe ich denn nun in der ganzen Zeit meiner Amtsführung hier zu Lande ausgerichtet, außer daß etwas mehr Einheit in die Lehre gekommen ist, und nun höre ich, daß doch schon wieder einige darauf aus sind, Verwirrung anzurichten. Wenn die Gräfin, der Magistrat oder sonst wer meint, ich sei nicht recht tauglich oder nicht recht treu in meinem Amte, warum sagt man mir kein Wort davon? Liegt der Gräfin nichts daran, oder meint sie, es sei nicht ihres Amts, den wahren Gottesdienst zu fördern, wozu bedarf sie meiner Dienste? der Magistrat hier ist aller Gottesfurcht baar, dem will ich nicht dienen; ich hatte meine Hoffnung auf die Gräfin gesetzt, die mich auch bisher festgehalten hat, aber die scheint nun auch laß zu werden; giebt sie keine besseren Beweise ihres Eifers um den Glauben, so muß ich denken, was ich nicht gern möchte. Mein werther Herr, Diener am Wort zum Spott sein will ich nicht. Wollen andre in ihrem Amte sichs gefallen lassen, daß die Würde des Wortes Gottes verachtet wird, so muß ich das tragen, aber daß aus Haß gegen mich das Wort Gottes in meinem Amt verachtet werden soll, das dulde ich durchaus nicht. Ist es nicht eine Schande, daß ichs nicht dahin bringen kann, daß ordentlich für die Armen gesorgt werde? daß die Bilder weggethan werden, deren Anbetung wir mit eignen Augen sehen müssen wie zum Spott auf all unser Predigen? Da sagen die Herren, wir hätten zu predigen, ich sage aber nein, ich predige nicht für Säue und Hunde, welche mit der unverdauten Speise Gott weiß was anfangen. Es ist hier nun so viel Jahre gepredigt: was für Früchte unsres Predigens kann man nun aufzeigen? Da sehn wir die abgöttischen Gräuel der Mönche

offen vor Augen und sollen ja mit keinem Finger dranrühren; da sehn wir alle kirchliche Zucht abgeschafft und unterdrückt; da sehn wir fast alles, was zur Erhaltung der Diener am Wort und zur Pflege der Studien dienen sollte, geplündert und verschleudert; da sehn wir, daß die Stadt ein Sectennest wird, die Mücken haben wir verfolgen müssen, daß sich Gott erbarm, Wespen und Hornissen sollen wir füttern und die Raben nach Herzenslust drauf loshacken lassen; dabei sehn wir solche Zügellosigkeit, daß, wer ein mäßiges Leben führen will, alsbald Gefahr läuft, für einen Sectierer angesehn zu werden. Das sind die Erfolge unsres langjährigen Predigens, und nun heißt es, wir sollen nur immer predigen! da sagt man uns, wir sollen lehren, die Bilder seien keine Götzen; so? das soll man wohl denen beibringen, die da sagen, das Heil des Vaterlandes hänge daran, ob man die Bilder behalte oder nicht? Kann man sich größre Bilderverehrung denken? Kann man unter solchen Umständen die Bilder stehen lassen? Ist das nicht offenbares Lästerwesen? Und da heißt es noch, hier gebe es keinen Bilderdienst! Was soll denn Bilderdienst sein, wenn das keiner ist? Doch ich will aufhören, vor Kummer kann ich nicht mehr, und ich bin leidend. Ich bitte Euch, Herr Bürgermeister, Ihr wollt die Gräfin unter vier Augen in meinem Namen recht ernstlich erinnern; wenn ich bei der Gräfin keine andern Beweise der Gottesfurcht sehe, so ist's aus; dann hat man mich die längste Zeit hier gehabt." Das war auch keineswegs eine leere Drohung; wie wenig auch a Lasco ohne Amt leben konnte, doch war er fest entschlossen, um des Brotes und der Menschen Freundschaft willen seine Ueberzeugung nicht zu opfern. Er legte in der That die Superintendentur nieder und behielt nur sein Pfarramt in Emden, erst geraume Zeit nachher trat er wieder ein, als ihm die Gräfin gewährte, was er verlangte: entschiedenere Durchführung der Kirchenzucht, Sicherstellung gegen die Eingriffe des Magistrats in die inneren Angelegenheiten der Kirche und gegen diejenigen Pastoren, welche die Einheit in der Lehre störten. Und es scheint mehrmals nahe an die Niederlegung, nie zur kräftigen ungehemmten Durchführung der Superintendentur gekommen zu sein.

Alsbald nachdem a Lasco seine Superintendentur wieder angenommen hatte, gerieth er von neuem in Streit mit dem Pastor Lemsius in Norden über die Abendmahlsfrage, deren Erörterung ihm wie seinem Freunde Melanchthon das Leben vielfach verbitterte. a Lasco hatte es nämlich kein Hehl, daß er glaube, wie Luther mit seiner Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi und der verborgenen Gegenwart des verklärten Leibes Christi in und unter dem Abendmahlsbrot und -Wein entschieden im Irrthum sich befinde, und der verketzerte Zwingli in der That schriftgemäßer lehre als Luther. Viele, die Mehrzahl, standen hier auf a Lasco's Seite, einige hielten es dahingegen mit Luther, nicht wenige schwankten unschlüssig zwischen beiden. a Lasco's entschiedener und erfolg-

Um so mehr mußte es Leo schmerzen, daß Zwingli um der Herstellung des einfachen lauteren Evangeliums willen nicht bloß von den Anhängern des Papstthums und von den Wiedertäufern befeindet, sondern außerdem noch von zwei Seiten her verkannt wurde, gerade von Solchen, von denen man noch vor Kurzem am ehesten Zustimmung und Beihülfe hätte erwarten dürfen. Einestheils nämlich widerfuhr ihm solche Verkennung von Seiten des in Basel wohnenden Erasmus von Rotterdam, der für den ersten Gelehrten seiner Zeit galt, dem Leo selbst, sowie Zwingli und Hunderte von strebsamen Männern manche Anregung zu wissenschaftlichen Studien insbesondere zur Schriftforschung zu verdanken hatten, der auch öfter als Gönner der evangelischen Sache an Zwingli geschrieben hatte und nun doch nicht für die Reformation einstand, sondern allmälig immer spürbarer den wirklichen Reformatoren entgegen arbeitete. Andern Theils geschah Zwingli dasselbe von Seiten Luthers, dessen erste Schriften Leo so freudig begrüßt hatte. Es war zu Ende des Jahres 1525, daß der unglückselige Zwist mit Luther sich immer mehr steigerte, indem dieser meinte, wegen der Abweichung in der Lehre vom Abendmal müsse entweder Zwingli oder er selbst des Teufels sein; auch im folgenden Jahre wurde die jämmerliche Entzweiung, genährt durch eine Reihe von Streitschriften, immer größer, während zugleich der Kampf gegen die römisch Katholischen eben jetzt in der Schweiz auf's ernstlichste entbrannte, da diese auf Eck's und Faber's Betrieb auf den Mai 1526 eine Disputation nach Baden (im Aargau) anordneten und selbst Erasmus dazu einluden.

Wie sehr verlangte Leo darnach, den Zwiespalt, der die evangelisch Gesinnten trennte, aufheben oder doch mindern zu können! Sehnlich wünschte er solche Männer wie Erasmus und Luther nicht wider sich zu haben, sondern sie im Einklang mit Zwingli an der Förderung des heil. Evangeliums arbeiten zu sehen, in deren früheren Schriften ja so manche Aeußerungen vorkamen, welche mit schlichter, schriftgemäßer Lehre vom Abendmal so sehr zusammen stimmten. Was konnte dienlicher sein sie zur brüderlichen Anerkennung Zwingli's und dessen, was er unumwunden vortrug, zu vermögen, als wenn man ihnen aus ihren eigenen Schriften darthat, daß sie, bevor der Streit über das Abendmal sich entzündet habe, selbst der geistlichen Gegenwärtigkeit und dem geistlichen Genießen Christi Alles beimaßen. Leo that dies in einer kleinen Schrift, die im April des Jahres 1526 erschien unter dem Titel: „Des hochgelehrten Erasmus von Rotterdam und des Luthers Meinung vom Nachtmal unsers Herrn Jesu Christi." Damit dieses Schriftchen desto unbefangener aufgenommen werde, gab er es ohne seinen Namen heraus in Form eines Briefes von Ludovicus Leopoldi, Pfarrer

zu Leberau, an Kaspar Nagolt, Bürger zu Nörlingen. „Wie ich aus deinem Schreiben ersehe, heißt es gleich zu Anfang, bist du schwer bekümmert über den großen allerwärts obschwebenden Zwiespalt in Betreff des Abendmals, vornehmlich aber darüber, daß die zwei hochberühmten Männer, Erasmus und Luther (auf die ich erstlich viel baute) jetzt mit Andern in dieser Sache nicht eins seien, da doch diese zwei so viel als Anfänger der rechten Lehre gewesen, indem jener lateinisch die Mißbräuche des Papstthums und aller menschlichen Tradition gar höflich in allen seinen Schriften angerührt, dieser sie tapferer und öffentlich auf deutsch angegriffen habe. Du begehrst von mir Bescheid; ich sage kurz: Wer im rechten Glauben wohl gegründet ist, den irren diese Späne wenig! Doch daß ich dir zu Willen sei, will ich dir meine Meinung sagen."

Erasmus nennt an manchen Stellen das Abendmal ein Symbol d. i. ein bedeutsames Zeichen; ferner sagt er: „Begehst du dieses Mal und befleißest du dich das zu sein, was das Genießen bedeutet, nämlich Ein Geist mit dem Geiste Christi, Ein Leib mit dem Leibe Christi, ein lebendiges Glied seiner Gemeinde, hast du nichts lieb denn in Christo, achtest du alle deine Güter als allen Menschen gemein, drückt dich der Schaden und Unfall des Nächsten wie dein eigener: nun dann gehst du mit Frucht zu diesem Abendmal, nämlich geistlich ... denn dies Sakrament ist nichts anderes als ein Wiedergedächtniß des Todes Christi. So geh nur in dich selbst, erforsch dich selbst inwendig in allen Ecken, durchsuch dein ganzes Leben, deine Werke, deine Worte, deine Gedanken, deine Anschläge, deinen ganzen Wandel, sieh, wie du der Welt abgestorben seiest; besitzt dich der Zorn noch ganz, Ehrgeiz, Geldgeiz, Wollust, Neid, Haß, so bist du weit, weit vom Sakrament, ob du gleich den Altar anrührtest. Christus ist für dich gestorben, ... schlacht und opfre dich selbst dem, der sich für dich seinem Vater dargebracht hat." Erasmus werde wohl jetzt noch, fügt Leo hinzu, dieser Meinung sein; denn diese sei dem Glauben und dem Worte Gottes gemäß; wäre er anderer Meinung geworden, so würde er's besonders im jetzigen Zeitlauf wohl offenbar machen; Menschenfurcht sollte ihn doch nicht davon abhalten.

Sodann wird ebenso aus Luther's Schriften, zumeist aus seiner Bestreitung der Messe dargethan, wie auch er nicht der Meinung sein könne, daß im Brod Fleisch und im Wein Blut sei; dasselbe folge aus seiner Verwerfung des sichtbaren und äußerlichen Priesterthums im neuen Bunde; er sage unter andern von Christi Einsetzung des Abendmals: „Christus, da er solches befohlen hat, daß wir's zu seinem Gedächtniß thun sollten, will nichts Anderes, als daß wir die göttliche Verheißung und Zusage mit seinem Pfande öfter wieder uns einprägen und in's Gedächtniß bringen sollen, damit

mentreffen, daß etwa noch bleibende Unterschiede dem Frieden in der Gemeinschaft nichts in den Weg legen könnten. Luther's zorniges Wesen und absprechender Ton, gerade bei Verhandlungen über das Abendmahl, wo es gilt, des Herrn Tod zu verkündigen, schmerzten a Lasco tief und vermochten ihn doch nicht zu erbittern. Nicht ein einziges mal ließ er es seinen Zürcher Freunden ungerügt hingehen, wenn sie sich verleiten ließen, hart gegen hart zu schreiben. „Es ist wunderbar", so schrieb er bald nach Luther's Tode, „daß dieser ehrwürdige in der Kirche Christi ewig preiswürdige Mann in dieser Sacramentfrage so seltsamen Phantasien anhing. Nun, es soll uns das ein deutliches Beispiel sein, daß wir alle Menschen sind, d. h. so viel an uns ist, Lügner, damit wir uns ja nicht auf das Ansehen eines Menschen auf Erden stützen. Inzwischen sollen wir wissen, daß Holz, Heu und Stoppeln unsres menschlichen Irrthums allerdings durch das Feuer des göttlichen Wortes müssen verzehrt werden, wir selber aber sollen ohne Zweifel bewahrt bleiben, so lange wir uns auf das rechte Fundament stützen; und daß Luther mit ganzem Herzen sich darauf stützte, das kann niemand leugnen. Um von allem Gold, Edelgestein und Silber in seiner Lehre nicht weiter zu reden, so hat er die Lehre von unsrer Rechtfertigung durch Christum zu allermeist in unsrem Jahrhundert mit wunderbarem Erfolg ins Licht gestellt und die Geheimnisse der Ungerechtigkeit des Antichrists so enthüllt, daß auch Kinder es wissen, während man sie früher beinahe in der ganzen Welt fast wie Gott selber anbetete; er hat nach der ihm zuertheilten Gabe unzählige Kirchen wiederhergestellt und den Gegnern des Evangeliums Christi mit solchem Geist und solcher Festigkeit widerstanden, daß dieser Ruhm ihm vor allen andern zuertheilt werden muß. Und in diesem allen war er dennoch ein Mensch, was auch wir, durch sein Beispiel erinnert, für uns selber zu Herzen zu nehmen haben." So entschieden sich übrigens daher a Lasco den Einigungsbestrebungen Melanchthon's, Bucer's, Bullinger's anschloß, so war es ihm nicht gleichgültig, um welchen Preis die Einigung erkauft werde; nicht selten nahm man seine Zuflucht zu allgemeinen dunklen Ausdrücken, die beide streitende Parteien sich aneignen konnten, um sie dann auf ihre Weise auszulegen: a Lasco erkannte darin nur eine Quelle ewig neuen Haders; es charakterisiert ihn, daß er überall darauf drang, man möge sich doch stets des bestimmtesten und unzweideutigsten Ausdrucks befleißigen, weshalb er bei allem (durchaus selbständigen) Zusammentreffen mit Melanchthon wie mit den Schweizern im Ausdruck wie in der Begründung seiner Lehre mancherlei Eigenthümliches hatte. Er wollte die Axt tiefer an die Wurzel des Haderbaumes gelegt wissen: er erkannte wohl das Vorhandensein und die Unvermeidlichkeit von Gegensätzen in der Lehre und deren Erörterung, sprach ihnen aber die Bedeutung ab, daß man sich ihretwegen die kirchliche Gemeinschaft aufkündigen dürfe. „Ich achte", schreibt er unter anderm, „den Streit über die sichtbaren Dinge bei den

Sacramenten, nachdem man über das Mysterium einig ist, nicht so bedeutend, daß ich um der sichtbaren Elemente willen die christliche Liebe und Gemeinschaft aufgelöst sehen möchte. Für das höchste Geheimniß im Abendmahl halte ich die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, und hier sehe ich so zu sagen keinen Unterschied. Denn wir bekennen doch alle rund und offen, daß wir im Abendmahl wirklich in Gemeinschaft treten mit dem wirklichen Leib und Blute Christi, so viele wir seinem Worte glauben. Ueber die Art und Weise, wie das geschieht, mögen Andre neugierige und ängstliche Untersuchungen anstellen, um damit unnöthige Unruhen in der von ihren Feinden schon genug beunruhigten, darniederliegenden Kirche anzurichten; ich will dabei keine gemeinsame Sache mit ihnen machen. Mir ist das Essen des Leibes und Blutes Christi genug, welches der Herr selber für genugsam zu unserm Seelenheil erklärt hat, indem er die Verheißung des ewigen Lebens daranknüpft, ohne noch von einem anderweitigen Essen seines Leibes und Blutes zu reden. Ich bin gewiß, daß Christus mir da nicht gelogen hat. Das ist mir genug; die mehr haben wollen, mögen es meinethalben thun, ich aber habe Frieden mit allen, die nur das eben bezeichnete Essen anerkennen, mögen sie für sich noch etwas hinzuthun oder nicht, sie müssen mich bleiben lassen bei dem, was Christo genug ist. So viel also die Würde des Nachtmahls anbelangt, habe ich, so viel an mir ist, Frieden mit allen, da wir alle dasselbe Geheimniß anerkennen, nämlich die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi; die damit noch nicht zufrieden sind, mögen urtheilen was sie wollen, ich halte sie für Brüder, wenn sie's nur leiden wollen; wenigstens gebe ich mir alle Mühe, ihnen auf keine Weise zu nahe zu treten." Lemsius war mit den Anschauungen und Anordnungen a Lasco's nicht zufrieden, von Anfang an wollte er sich dem Cötus nicht anschließen und, wie Luther den Streit aufs neue begann, schärfte auch er seine Waffen gegen a Lasco und begann, eine Gegenpartei zu bilden. Als aber a Lasco unter keiner andern Bedingung sein Amt behalten wollte, als wenn alle Pastoren sich zum Cötus hielten, gemeinsam und friedsam die Einheit in der Lehre anstrebten, wurde Lemsius genöthigt nachzugeben; in der Stille suchte er nun freilich auswärtige Theologen gegen a Lasco in Harnisch zu bringen, doch scheint es ihm nicht gelungen zu sein; einstweilen wurde die Ruhe wiederhergestellt.

a Lasco's häusliches Leben in dieser Zeit gleicht ganz seinem amtlichen Wirken: Mühe und Trübsal fehlten nicht, aber auch der Friede nicht, der alles überwindet. Die Gottesfürchtigen haben kein Vaterland auf Erden, sagte er, sie suchen den Himmel. Seine polnische Heimat hatte er verlassen; daß er Ostfriesland bald wieder werde verlassen müssen, war ein Gedanke, mit dem er sich von Anfang an vertraut machte. Der brabantische Hof ruhte nicht, auf seinen Sturz hinzuarbeiten; ein Anhänger des David Joris hatte auf der Folter Anhänger jenes Irrlehrers nam-

haft gemacht, die sich sämmtlich in Ostfriesland aufhielten, um die in Holland befindlichen zu schonen, und das gab nun Anlaß, unablässig a Lasco bei der Gräfin als einen Beschützer gefährlicher Secten anzuklagen, der vertrieben werden müsse. Dazu die Ungunst, in welcher a Lasco bei vielen am Hofe stand wegen seines ernsten Wesens und seines Dringens auf Zucht und gute Ordnung, Graf Johanns Eifer, alle solche Umstände sich zu Nutze zu machen: das alles legte den Gedanken nahe, man werde ihn bald aus Emden fortjagen. Ein anderer würde da jede sich darbietende Gelegenheit ergriffen haben, anderswo ein Unterkommen zu finden, aber a Lasco wollte so lange auf seinem Posten bleiben, bis er vertrieben würde. Lediglich die Treue in seinem Dienst bewog ihn zu diesem Entschluß, denn weder glänzende Erfolge seines Wirkens, noch äußeres Wohlergehen verschönerten seine Tage. Er kränkelte beständig; gerade zu der Zeit als er den oben mitgetheilten Klagebrief an Hermann Lenthius richtete und sein Amt niederlegen wollte, plagte ihn sein altes Uebel mit ungewohnter Heftigkeit, und eine Augenkrankheit drohte ihm vollständig das Gesicht zu nehmen; der Tod seines Söhnchens Paulus, gerade damals, schmerzte ihn um so tiefer: „das alles winkt mir, schreibt er, daß diese Hütte bald wird abgebrochen werden, und daß wir bald — ich hoffe es — bei Christo daheim sein werden; unser Kindlein wird unser Vorläufer sein, und wir werden ihm folgen, wann der Herr will." Das hinderte ihn aber nicht, trieb ihn vielmehr, sorgfältig hauszuhalten und nach Kräften für die Seinigen zu sorgen; er kaufte ein Landgut, Abbingwehr bei Loppersum, und nahm alle seine finanzielle Geschicklichkeit — von der er übrigens keine große Meinung hatte — zusammen, um sein Eigenthum von Schulden zu befreien. Fahrlässigkeit im Haushalte kann man a Lasco nicht schuld geben. Ueber den theologischen Problemen und dem Gemeindehaushalt vergaß er nicht, was 1 Tim. 3:4 ff. geschrieben steht; seine Frau mußte tüchtig wirthschaften, Butter und Käse machen, und ebenso sorgfältig wie er die Irrlehrer und Epicuräer ausklopfte aus der Gemeinde, sorgte er, daß die Motten aus den ihm anvertrauten Kleidern Hardenberg's ausgeklopft würden; grade seine Sorgfalt im Kleinen gab ihm Freudigkeit, was er hatte, nicht in Worten sondern in der That mit Hardenberg zu theilen, und es leicht zu verschmerzen, als er um eine ihm zur Unterstützung von Polen zugesandte ansehnliche Summe durch Schelmerei betrogen wurde. Alle Trübsal und alle Machinationen des brabantischen Hofes und der inländischen Gegner lieferten ihm nur den deutlichen Beweis, daß er Christi Diener sei: „ich danke Gott durch Christum Jesum, meinen Befreier, daß er mich auf diese Weise in der Uebung hält." Als das wesentlichste Erforderniß, um in seinem persönlichen und amtlichen Leben weiter zu kommen, erkannte a Lasco ein fleißiges Studium der Schrift, daher findet man in seinen Briefen die Beweise, wie er sorgfältig sich alles zu nutze zu machen suchte, was andre reformatorische

Männer zur Förderung des Schriftverständnisses an den Tag brachten, und wie er mit den bedeutendsten unter ihnen in directe Beziehung trat. Besonders zogen ihn Melanchthon und noch mehr H. Bullinger an, deren Rath er über die wichtigsten Fragen einholte, denen er auch mit musterhaftester Bescheidenheit und Offenheit zur Prüfung vorlegte, was er etwa anders auffaßte, als allgemein geschah; nichts scheute er mehr als eigene Einfälle für geprüfte Wahrheit zu verkaufen oder ungeprüft etwas auf andrer Menschen Ansehn anzunehmen. Calvin's Schriften hielt er sehr hoch, in lebhaftem brieflichem Verkehr aber scheint er von Emden aus nicht mit ihm gestanden zu haben.

Dies führt uns aber dazu, a Lasco's Beziehungen zum Auslande in's Auge zu fassen, welche ihn zuletzt aus Ostfriesland wegzogen. Der brabantische Hof hatte sich nicht verrechnet, wenn er aus a Lasco's Anstellung in Ostfriesland für seine Absichten mit Holland Gefahr witterte. Die aufblühende ostfriesische Kirche wurde ein Zufluchtsort für bedrängte Evangelische aus den Niederlanden, und je besser sie in Ostfriesland fanden, was sie daheim entbehrten, desto mehr wuchs die Zahl ihrer Auswanderer. Besonders erzählt a Lasco, daß von den besseren Geistlichen viele herüberkamen, in Ostfriesland in Dienst traten und von da in ihre alte Heimat zurückwirkten. Es wird erzählt*), daß er auch in Westfriesland thätig gewesen sei, namentlich zu Franeker das Kirchenwesen geordnet habe. Ich lasse das dahinstehn, Beweise dafür finde ich nicht. Sicher ist, daß er, ehe er in Emden ein Amt antrat, öfter die nördlichen Niederlande, namentlich Kloster Aduard besuchte; folgenreich war aber sein dortiger Aufenthalt nicht. Ebenso ist zu urtheilen über die Nachricht**), daß er in Oldenburg — vermuthlich durch Graf Christoph, Anna's Bruder, veranlaßt — in kirchlichen Angelegenheiten thätig gewesen sei. Lebhaften Antheil nahm a Lasco in Gemeinschaft mit seinem Freunde Hardenberg an dem Reformationsversuch des Erzbischofs von Köln; das Maß seiner Betheiligung läßt sich aber nicht näher bestimmen. Schon bald nachdem a Lasco in Emden sein Amt angetreten, erhielt er einen Ruf nach Preußen; vermuthlich sollte er an die neu errichtete Universität Königsberg kommen. Die Aussicht, von hier aus auf sein polnisches Vaterland wirken zu können, sprach für die Sache. Die Unterhandlungen währten lange, und es scheint nahe daran gewesen zu sein, daß er dem Rufe folgte, doch scheiterte die Sache an zwei Umständen: einmal wollte a Lasco Ostfriesland nicht verlassen, es sei denn, daß man ihn hinausdrängte, und sodann wollte er bestimmt wissen, daß ihm wegen der Abendmahlslehre keine Händel bereitet würden. Melanchthon, in die Unterhandlungen hineingezogen, fand

*) u. A. von Walch Religionsstreitigk. außer der luth. Kirche 3:51.

**) Mensinga over de liturgische schriften der nederlandsche hervormde kerk. s' Gravenhage 1851. p. 17.

a Lasco's Ton etwas zu fest, „er scheine ihm ein entschlossener aber auch etwas eigensinniger Mann zu sein;" aber wir wissen, warum a Lasco wissen wollte, woran er war. Desto wichtiger wurden a Lasco's Beziehungen zu England.

Zur Zeit König Heinrichs VIII. von England hatte der berühmte Arzt William Turner um des Glaubens willen England verlassen und bei der Gräfin Anna Aufnahme gefunden. Als nun nach Heinrichs VIII. Tode unter Eduard VI. ernste Anstalten gemacht wurden, die Reformation durchzuführen, und man die bedeutendsten Theologen des Festlandes nach England zu ziehen versuchte, machten der von Straßburg hinberufene Petrus Martyr und William Turner, mittlerweil Leibarzt des Königs von England geworden, den Herzog von Somerset und den Erzbischof Cranmer auf a Lasco, den sie beide persönlich kennen und schätzen gelernt hatten, aufmerksam, und diese sparten keine Mühe bei a Lasco und der Gräfin, um ersteren für England zu gewinnen. Die Gräfin schwankte lange, willigte aber endlich ein: a Lasco möge hingehn, sobald aber die Sache erledigt, für welche man in England seine Beihülfe in Anspruch nehme — es wird sich um die Feststellung der Reformprincipien gehandelt haben — sollte er schleunigst nach Emden zurückkehren. Verkleidet eilte a Lasco durch die Niederlande und schiffte sich Anfangs September 1548 zu Calais ein. Sechs Monate weilte er zu St. Lambeth im Hause des Erzbischofs Cranmer; was die Erfolge seines damaligen Aufenthaltes in England waren, ist nicht bekannt, gewiß ist, daß er bei allen maßgebenden Persönlichkeiten einen äußerst günstigen Eindruck hinterließ, als er um die Mitte März 1549 nach Emden zurückeilte.

Hier that seine Gegenwart dringend noth. Die Bemühungen, a Lasco für England zu gewinnen, fielen in dieselbe Zeit mit Kaiser Karls V. Experimenten, durch sein berüchtigtes Interim die Zügel der kirchlichen Bewegung in die Hände zu bekommen. Drei Tage nachdem der kaiserliche Bote mit dem Interim nach Emden gekommen war, brach a Lasco nach England auf. Es wurde ihm doppelt schwer, den Engländern Wort zu halten; er wußte, welch einen schweren Stand die Gräfin und die evangelische Kirche dem Kaiser, dem brabantischen Hofe und den vielen Accordierungslustigen gegenüber haben werde, und sah deutlich, wie dies Interim alles zu nichte machen müsse, was mit so viel Blut und Schweiß bisher errungen worden. Da er persönlich nicht sofort eingreifen konnte, so unterließ er nicht, noch auf der Reise von Antwerpen und sofort nach seiner Ankunft in England von Windsor aus brieflich seine Collegen und Hermann Lenthius zur Treue zu ermahnen, damit sie sich lieber Gottes als Menschen Händen anvertrauten. Der Kanzler ter Westen war anderer Meinung;*) ihm wird es zuzuschreiben sein, daß

*) Schreiben ter Westen's an die Gräfin bei Brenneisen 1:233 ff.

das kaiserliche Interim mit älteren behufs Vermittelung der „Reformirten" mit den lüneburgischen Theologen erlassenen Edicten in ein „ostfriesisches Interim" zusammengearbeitet wurde, welches von der Strenge der evangelischen Wahrheit und der des Kaisers so anständig wie möglich etwas abzudingen suchte. Lemsius und sein Anhang fielen dem zu. Da erschien a Lasco, mit Gewalt aus England sich losreißend, wieder auf dem Kampfplatz und sammelte sofort alle zum Widerstand gegen das Interim entschlossenen um sich: es war weitaus die Mehrzahl der Geistlichen und Gemeinden. „Hütet euch vorm Interim, denn der Schalk sitzt hinter ihm" sang anderwärts der deutsche Volkswitz; die Ostfriesen dachten ebenso und allen Vermittelungsversuchen wurde der Grundsatz entgegengehalten: was an sich auch nicht geradezu sündlich sei, werde sündlich, sobald ein Gewissenszwang und Glaubenssatz daraus gemacht werde. Die Gräfin gab der Noth und dem Drängen des Kanzlers ter Westen nach und setzte die Einführung ihres Interims durch; die Geistlichen und Gemeinden gaben aber nicht nach. So wurden in den wichtigsten Gemeinden die Kirchen geschlossen um des Kaisers willen, in den kleineren Landgemeinden sah man durch die Finger, auch ließ die Gräfin es geschehen, daß der Gottesdienst statt in der Kirche auf den Friedhöfen gehalten wurde, und die Pastoren, wenn sie sich dabei nur ruhig verhielten, wurden nicht aus ihrem Amte entfernt. Natürlich richtete sich aller Groll gegen a Lasco; ihm allein wurde aller Widerstand gegen das Interim von Brüssel aus zur Last gelegt, ja er sollte sogar ein Bündniß zwischen Polen und England gegen den Kaiser betrieben haben. Es wurde a Lasco nicht schwer, diese Anklage zu widerlegen — es glaubte sie ohnehin niemand — und obendrein schriftliche Zeugnisse seiner Unschuld von den Königen von England und Polen beizubringen; nichtsdestoweniger rieth ter Westen, man solle a Lasco dem Grimm des Kaisers opfern, und a Lasco erklärte der Gräfin: er wolle zum Besten des Landes weichen, nur müsse ihn seine Gemeinde entlassen. Die Gemeinde wollte aber davon nichts wissen: er möge einstweilen „dem Wüthen Antiochi" aus dem Wege gehen, aber sie wolle das Recht behalten, ihn zurückzuberufen, sobald sie seiner bedürfe. Mit den besten Empfehlungsbriefen von der Gräfin versehen verabschiedete er sich den 7. October 1549 von der Gemeinde, die ihm zu Ehren ein Abschiedsmahl veranstaltete. Zuerst ging er nach Bremen zu seinem Freunde Hardenberg und blieb den Winter über bei ihm, ohne Zweifel schon in der bestimmten Absicht, nach England zu gehen, wo er sicher wußte, daß er willkommen war. Die bestimmte Einladung nach England traf ihn im Frühjahr zu Hamburg, wo er bei seinem Freunde Aepinus sich aufhielt, dem eifrigen Vorkämpfer der niederdeutschen Städte gegen das Interim.*) Etwa im Mai 1550 erreichte er England.

*) Mejer findet l. c. pag. 673 Anm. in der Anfrage der Emder bei Aepinus wegen des Interims in a Lasco's Abwesenheit einen Beweis von Mangel

Doch waren damit weder die Interimsleiden noch auch die gegenseitigen Beziehungen zwischen a Lasco und Ostfriesland zu Ende; a Lasco fuhr nicht bloß fort, alle ihm befreundeten in Ostfriesland zur Treue zu ermahnen, er wollte es auch nicht zugeben, daß seine Stelle als eine erledigte behandelt werde. Ein gewisser Nicolaus Buscoducensis, — vermuthlich auf Betreiben der Gegenpartei am Hofe — machte Miene, sich an a Lasco's Stelle setzen zu lassen, aber a Lasco's energischer, von seinen Freunden in Emden, Bremen, Hamburg und England unterstützter Protest vermochte Nicolaus, von diesem Beginnen abzustehn. Die Gräfin stimmte a Lasco stillschweigend bei, hielt ihm vor der Hand seine Stelle offen und blieb fortwährend mit ihm in Verkehr; er sandte ihr die oben erwähnten Rechtfertigungsschreiben vom König von Polen zu, und sie bediente sich seiner Vermittelung, wenn sie am englischen Hofe Geschäfte zu verrichten hatte. Noch kein Jahr hatte a Lasco Ostfriesland verlassen, so begann der Interimssturm von neuem. Graf Johann ersah die Gelegenheit, noch einmal sich in die Angelegenheiten Ostfrieslands zu mischen, unerwartet wurden die Stände nach Leer zusammenberufen, und Johann erschien mit einem kaiserlichen Schreiben, welches schonungslose Durchführung des kaiserlichen Interims verlangte. Die Vertreter des Landes eilten nach Hause, die Stimmung ihrer Gemeinden zu erkunden, und mit überraschender Uebereinstimmung erklärte sich das Volk dahin: „wenn es denn gar nicht anders gehe, so wolle man es lieber mit dem Kaiser als mit Gott verderben, man werde es darauf ankommen lassen, was Menschen denen zufügen könnten, die sich dem Hüter Israels anvertrauten, der nicht schläft noch schlummert; es solle bei der Lehre bleiben, der sie nun 30 Jahre angehangen hätten." Die Antwort überbrachten die Stände dem Grafen Johann nach Leer, sie blieben bei allem Drohen ruhig und fest: Johann zog unverrichteter Sache ab. a Lasco's Gemeinden hatten ihre Probe bestanden, Graf Johann hatte wider Willen zu a Lasco's Genugthuung den Beweis geliefert, daß dessen Arbeit in Ostfriesland nicht vergebens gewesen war.

2. England 1550 — 53.

Der Umschwung zu Gunsten des Protestantismus, welcher in England mit der Thronbesteigung Eduards VI. unter dem Protectorat des Herzogs von Somerset eintrat, zog alsbald eine Menge von Frem-

an confessioneller Klarheit. Er vergißt Aepinus' hervorragende Stellung im Kampf gegen das Interim. Grade a Lasco war das Bindeglied zwischen Emden und Aepinus. Mangel an confessioneller Klarheit verrathen eher die gnesio-lutherisch sein wollenden Norder, die sich (Bertr. p. 236, 249) in Sachen des Interims an Melanchthon wendeten. Uebrigens — gilt Aepinus zu Rostock wirklich für ein Muster „confessioneller Klarheit"?

den nach London, welche daheim ihres Glaubens nicht leben durften: Franzosen, Italiener und Niederländer; die letzteren bildeten die größte Zahl, und die Interimswirren brachten alsbald viele Flüchtlinge aus ganz Niederdeutschland hinzu. Der König beschloß, sich dieser Fremden mit wahrhaft königlicher Gastfreiheit anzunehmen und ihnen freien Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu verschaffen. Durch ein königliches Decret vom 24. Juli 1550 wurde den Fremdlingen die Augustinerkirche zu London eingeräumt*) und den 12. December übergeben an die Niederländer; der Verschiedenheit der Sprache halber erhielten die Franzosen ihr besonderes Gotteshaus, desgleichen im folgenden Jahr die Italiener, doch bildeten diese Gemeinden ein Ganzes durch regelmäßige Zusammenkünfte der Aeltesten und Pastoren der verschiedenen Gemeinden zu gemeinsamer Berathung und Handhabung der Zucht. a Lasco war als Superintendent an ihre Spitze gestellt, und das genannte Decret gestattete ihnen ausdrücklich und vollständig ihre eigenthümliche Gottesdienstordnung und Kirchenzucht, trotzdem sie darin von der englischen Kirche sich unterschieden, nur reservierte sich der König als Oberhaupt der Kirche nächst Christo, daß die von der Gemeinde frei gewählten Diener am Wort ihm zu präsentieren und von ihm zu bestätigen seien.

Diese Selbstständigkeit namentlich im Cultus zu erwerben, hatte a Lasco beträchtliche Mühe aufwenden müssen. Denn der Erzbischof Cranmer, der die Reformbewegung hauptsächlich leitete, verfolgte darin eine andere Richtung. Wie überhaupt Cranmer zum Compromißmachen wie geschaffen war und in der Lehre wie in der Verfassung alle streitigen Ansichten durch Accordieren zu versöhnen trachtete, so konnte er sich namentlich nicht zu dem entschiedenen Bruch mit dem alten Cultus verstehen, dem a Lasco das Wort redete. Cranmer machte Einwendungen gegen a Lasco's Verfahren; während Cranmer prächtige Priestergewänder beibehalten wissen wollte, wünschte a Lasco lieber gar keine besondere Tracht für die Geistlichen, insonderheit legte er Gewicht darauf, daß das Abendmahl an einem Tische sitzend gehalten werde. a Lasco ging überall von dem Grundsatz aus: „wir dürfen nichts thun, am wenigsten in Sachen des Gottesdienstes, wobei wir nicht mit festem und ruhigem Gewissen versichert sein dürfen, daß wir es dem Worte Gottes gemäß thun können", das Wort Gottes sage uns, wie Gott von uns wolle geehret sein, da solle man sich ja hüten, in eigner Klugheit und guter Meinung etwas davon oder dazuzuthun; Gehorsam sei besser denn Opfer, und wer die Gesichte seines eignen Herzens predige (Jer. 23 : 16, 28 ff.), sie mögen so gottesdienstlich scheinen wie sie wollen, der stehle andern das

*) Simplex et fidelis narratio de instituta ac demum dissipata Belgarum, aliorumque peregrinorum in Anglia, Ecclesia et potissimum de susceptis postea illius nomine itineribus, quaeque eis in illis evenerunt. Per Joannem Utenhovium Gandavum. 1560. 8⁰. Bas. Opor.

Wort des Herrn (V. 36) und gebe ihnen Spreu statt Waizen in die Hand. Es stehe nicht vergebens geschrieben, was der Herr an Nadab und Abihu that, da sie fremdes Feuer vor den Herrn brachten, das er ihnen nicht geboten hatte (Lev. 10:1 ff.), und was den Aberwitzigen widerfuhr, die bessere Speise begehrten als das Manna, das ihnen der Herr gegeben (Num. 11). Darum könne er sich nicht gestatten alles einzuführen, was nur nicht ausdrücklich verboten sei vom Herrn, müsse sich vielmehr alles für unerlaubt anrechnen, was nicht vom Herrn zum gottesdienstlichen Gebrauch angeordnet sei." Von hier aus lehnte er denn einerseits die Einführung der englischen Priestergewänder in seine Fremdengemeinde ab, während er andrerseits der sitzenden Abendmahlsfeier dringend das Wort redete. a Lasco faßte nämlich auf Grund des Worts „dieses thut zu meinem Gedächtniß" das Abendmahl als eine Handlung auf, in der der Herr uns nahe trete, der Art, daß das Mittel seiner Selbstmittheilung keineswegs bloß das Brot und der Wein seien, sondern eben die ganze Handlung und das sie belebende Wort; habe aber Christus geboten zu seinem Gedächtniß so zu thun, wie er that, so verstehe sich gewiß von selber, daß der Herr, dessen Thun nie bedeutungslos war, bei Einsetzung dieser hochheiligen Gedächtnißhandlung alle seine Anordnungen wohl erwogen und gewählt habe; und sei denn nicht dies Ansitzen ein bedeutungsvolles Pfand und Gelöbniß der Sabbathsruhe unsrer Seelen in dem Herrn? — Wer nun aber meinen wollte, a Lasco habe aus diesen Dingen, die ihm selber Gewissensachen waren, auch ein Joch für andrer Leute Gewissen gemacht, der verstände ihn nicht; so gut er wußte, daß seine Anschauungen Hand und Fuß hatten, so wenig vermaß er sich zu glauben, er habe sie nach allen Seiten hin abgeschlossen. Größeres Gewicht auf den Cultus zu legen mußte ihn natürlich der Interimshandel gelehrt haben, aber es kam ihm nicht in den Sinn, Cranmer es übel zu deuten, als derselbe auf seinem Sinn bestand; wir finden vielmehr, daß zwischen beiden Männern nach wie vor ein herzliches Verhältniß bestehen blieb, und als einer der Pastoren der Fremdengemeinde sich einmal beigehen ließ, jede andre als die sitzende Abendmahlsfeier für götzendienerische Verstümmelung der Einsetzung des Herrn zu erklären, zog er sich von a Lasco und dem gesammten Aeltestencollegio eine strenge Rüge zu. Auch nahm a Lasco keinen Anstand, das Abendmahl in einer fremden Gemeinde nach andrem Ritus mitzufeiern, das that er z. B. in Wittenberg bei Melanchthon.*)

Die eben mitgetheilten Erörterungen zwischen a Lasco und Cranmer trugen denn die Frucht, daß, wie gesagt, durch ein königliches Patent ihm vollkommen freie Hand gegeben wurde, seine Fremdengemeinde lediglich nach Gottes Wort zu constituieren und zu leiten; rührig wurde sofort

*) Zanchii epist. Hanov. 1609, 1:233.

die Hand an's Werk gelegt. Noch in demselben Jahre, 1550, erschien in holländischer Sprache ein Glaubensbekenntniß, in welchem das Wesen und die Kennzeichen einer rechten Gemeinde Christi auseinandergesetzt wurden, zunächst zur Zurechtweisung für die, welche sich zur Gemeinde der Fremden in London gesellen wollten. Das war die älteste niederländische Confession*), sie ist später auch in Holland zwar nicht in kirchenrechtlicher Geltung aber doch weit verbreitet gewesen; wie sie wirkte, sehen wir daraus, daß Alba und die Inquisitoren sie auf den Index brachten und mit solchem Eifer verfolgten, daß sie vollständig verloren und fast vergessen war, bis vor etwa 18 Jahren ein Exemplar einer späteren Auflage zu Uetrecht entdeckt wurde. Schon 1551 folgte eine kurze Darstellung des reformierten Lehrbegriffs, wie er in diesen Gemeinden vorgetragen wurde in Gestalt eines Katechismus**); es ist derselbe, den a Lasco schon in Emden ausgearbeitet aber noch nicht dem Druck übergeben hatte. Desgleichen wurden auch liturgische Formulare ausgearbeitet und poetische Bearbeitungen der Psalmen Davids und anderer biblischer Hymnen versucht, vor allem eine Kirchenordnung entworfen. Bei diesen Arbeiten standen a Lasco zwei junge Niederländer zur Seite, deren Name hier mit Auszeichnung genannt werden muß: Martinus Micronius, einer der Pastoren, den a Lasco seinen Theseus nennt, und Johann Utenhove, einer der Presbyter der niederländischen Gemeinde. Alle beide waren aus Gent gebürtig und von sehr ansehnlicher Herkunft. Micronius soll eigentlich anfänglich Arzt gewesen sein, ja selbst medicinische Schriften geschrieben haben; beide hatten eine ganz ähnliche Entwickelung durchlaufen, wie a Lasco, waren durch die schweizerischen Reformatoren angeregt und eng mit ihnen befreundet — die Utenhove's standen auch mit Erasmus in Verbindung — und hatten sich um die Zeit der Thronbesteigung Eduards VI. von den Niederlanden nach England begeben: alles traf zusammen, um sie so innig wie möglich mit a Lasco zu verbinden. Utenhove übersetzte die Confession und den Katechismus in's Holländische und begann die Bearbeitung der Psalmen David's für den Kirchengesang; allmählich erschienen kleinere Abtheilungen, eine vollständige Sammlung erst 1566.***) Micronius war in ähnlicher Weise thätig†) um die Liturgie

*) Zuerst abgedruckt bei Heringa (Vinke) Kerkelyke raadvrager en raadgever IV, 2. Utrecht 1843, pag. 223 ff. soeben aufs neue herausgegeben von Hofstede de Groot, de eerste geloofsbelijdenis der nederlandsche herv. Kerk. Groningen, 1860. Zu den von Vinke angeführten und von de Groot acceptierten äußeren Gründen für die Authentie und a Lasco's Autorschaft kommen entscheidende innere hinzu.

**) De Catechismus, oft Kinderleere die men te Londen, in de Duytsche ghemeynte, is ghebruyckende. Ps. 119:9. Ghedruct tot Londen, by Steuen Myerdman. An. 1551. (öfter aufgelegt).

***) Heringa l. c. 2:245 ff.

†) Mensinga l. c. passim.

und die Kirchenordnung, welche a Lasco lateinisch entworfen zu haben scheint, in holländischer Sprache zu bearbeiten; wie er später in der Katechismusangelegenheit gewirkt, werden wir unten hören. Vor allen Dingen, man wird das von vornherein erwarten, richtete a Lasco sein Augenmerk auf die Kirchenordnung und die Kirchenzucht. Der wallonische Theil der Fremdengemeinde hatte die Genfer Kirchenordnung angenommen, für die niederländische Abtheilung arbeitete a Lasco eine selbstständige Ordnung aus*), wahrscheinlich unter Zugrundlegung der in Emden begonnenen aber nicht zu Ende gebrachten Kirchenordnung. Schlechterdings nur nach Gottes Wort soll die Gemeinde geordnet und geleitet werden, verlangt a Lasco; so sollen auch keine andern Diener angestellt werden, als die das Wort Gottes vorschreibt. Das sind aber dreierlei Diener, nämlich Aelteste, Diaconen und Doctoren. Die Aeltesten aber zerfallen in zwei unter sich ganz gleiche Klassen, die einen verwalten den Dienst am Wort und die Sacramente, das thun die andern nicht, sind aber mit jenen zugleich Hüter und Bewahrer der ganzen Gemeinde durch Handhabung der Zucht. Unter Aufsicht dieser Aeltesten haben denn die Diaconen die Almosen zu sammeln und zu spenden, nur in schwierigen Fällen treten die Collegien der Aeltesten und der Diaconen zu gemeinsamer Berathung zusammen. Die Doctoren haben die christliche Erkenntniß und Wissenschaft zu fördern und zu vertreten; sie unmittelbar der Gemeinde ersprießlich zu machen, diente die sogenannte Prophezey**) oder Collatie, d. i. gemeinsame Schriftuntersuchung und Besprechung der Predigten durch sämmtliche Aelteste und Lehrer. Von diesen Aemtern waren das Aeltesten- und Doctorenamt lebenslänglich, das Diaconenamt einjährig. Sollte eine Wahl zu irgend einem Amt vorgenommen werden, so bereitete sich die ganze Gemeinde dazu vor durch einen allgemeinen Buß- und Bettag, dann wurde das Wesen des Dienstes, der besetzt werden sollte, der Gemeinde auseinandergesetzt und dieselbe zu gewissenhafter Wahl ermahnt. Die Wahl geschah alsdann durch schriftliche Abstimmung, worauf die Aeltesten die Stimmen prüften und den nach ihrer Ueberzeugung Tüchtigsten beriefen. Die Aeltesten hatten also die Entscheidung in Händen und die Wahl der Gemeinde war nur ein Vorschlag; nur hatte die Gemeinde das Recht, in einer feststehenden Frist ihre Bedenken vorzubringen und erst nachdem die Frist verstrichen und die etwanigen Einsprachen erledigt worden, wurde der Gewählte in sein Amt eingeführt. Das Hauptgewicht fällt überall in a Lasco's Kirchenordnung auf die Disciplin. Dieselbe wird von ihm nicht blos als Schutzwaffe der Gemeinde gegen falsche Brüder

*) Richter, Geschichte der evang. Kirchenverfassung in Deutschland. Leipzig, 1851. p. 175 ff. Lechler, Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung etc. Leiden 1854, nebst den dort citierten mir leider unzugänglichen Quellen.

**) Güder bei Herzog. Art. Prophezey.

betrachtet,*) sie ist ihm ein wesentliches Erziehungsmittel der Gemeinde; neben reiner Predigt und schriftgemäßer Sacramentsverwaltung steht ihm die Kirchenzucht als drittes äußeres Kennzeichen der Gemeinde Christi. Jedes Mitglied der Gemeinde ist ihr unterworfen und gegen die Diener der Gemeinde, weil ihr Fall größeres Verderben bringt, als jedes andern Fall, soll sie am gewissenhaftesten gehandhabt werden; ebenso ist jeder zur Ausübung der kirchlichen Zucht verpflichtet, d. h. zur Ausübung im Stillen; jeder soll sich seines Bruders annehmen, daß er keinen Schaden nehme, und erst wo die stille brüderliche Zucht verschmäht oder die ganze Gemeinde geärgert wurde, trat öffentliche Strafe ein: zunächst Ermahnung und Bestrafung vor dem Collegio aller Gemeindediener und dann je nach dem Erfolge öffentliche Buße oder öffentliche Abschneidung und nach geschehener Buße und Besserung Wiederaufnahme in die Gemeinde. Calvinisch, wie man gemeint hat, war demnach a Lasco's Kirchenverfassung nicht. Calvin kennt nicht die Gleichstellung aller Aeltesten und statuiert keine Mitbetheiligung der Gemeinde bei Wahlen, auch ist ihm die Gemeinde nicht Inhaberin und Verwalterin aller Kirchengewalt; man war sich zu London des Unterschiedes von Genf auch wohl bewußt**).

Niemand wird erwarten, daß es a Lasco auf den ersten Griff gelang, ein in allen Zügen richtiges Bild apostolischer Gemeindeverfassung aus der Schrift zusammenzustellen und auf seine Gemeinde anzuwenden; es ist hier nicht Raum, genauere Prüfungen anzustellen; es sei aber denen, die so gern mit bequemen Stichwörtern gegen die reformierten Väter in's Feld rücken und klagen, daß dieselben in „abstracter" Weise die Kirche nach apostolischer Schrift gestalten wollten — denen sei geantwortet, daß ja sie bei solcher Klage ganz abstrahieren von den concreten Verhältnissen, unter welchen a Lasco wirkte. War es wirklich so abstract, eine Gemeinde von Leuten, die sämmtlich um des Glaubens willen Vaterland, Freundschaft und Erbe verlassen hatten und nun im fremden Lande durch das Band gemeinsamen Glaubens und Bekenntnisses zu einer mit dem Staat nur lose zusammenhängenden Gemeinschaft vereinigt lebten, regieren zu wollen nach apostolischem Vorbild? Es würde nicht so viel böses Blut unsere kirchliche Gegenwart aufregen, wenn stets so den concreten Verhältnissen gemäß in und mit der Kirche gehandelt wäre, wie a Lasco that. Aber das wäre freilich ein heilloses Experiment, wollte man Ordnungen, die eine solche Gemeinde wie die Londoner tragen und kaum tragen konnte, ohne weiteres und in ihrem vollen Umfange übertragen auf Massen, deren Zusammenhang mit der Gemeinde Christi vor der Hand und größtentheils lediglich auf Blutsverwandtschaft und nicht auf Wahlverwandtschaft beruht. — Es ist hier aber der Ort zu erzählen, wie wichtig die Londoner Gemeinde und a Lasco's Wirken in ihr für die gesammte reformierte

*) Wie von Calvin; Schenkel, Reformatoren p. 122 ff.

**) Utenhove l. c. p. 19.

Kirche germanischer Zunge geworden ist. Der Londoner Katechismus ist durch eine Verkettung von unten näher auseinanderzusetzenden Umständen, daß ich so sage, ein Ahnherr des Heidelberger Katechismus geworden. Utenhove's Psalmbearbeitung bezeichnete auch für die geistliche Dichtung und den Kirchengesang der deutschen reformierten Kirche den Weg, den die französische bereits hinsichtlich des Kirchengesangs eingeschlagen hatte. Der Kirchengesang wurde wesentlich Psalmgesang, freilich nicht in der exclusiven Weise, die bald nachher durch Dathen und besonders den Herrn von St. Aldegonde zur Geltung kam, wonach man im Kirchengesang nur in Reim gebrachte Schriftworte gelten ließ. Utenhove hatte auch andere Lieder angehängt; in bleibendem Gebrauch blieben seine Psalmen aber nicht, die Bearbeitung Dathens trat an ihre Stelle, in welche nur Utenhove's Bearbeitung der Glaubensartikel und ein Lied vor der Predigt aufgenommen wurden. Muthmaßlich lag die Ursache darin, daß Dathen durchaus nach den französischen Psalmen sich gerichtet hatte, bei Utenhove stimmten nicht alle Psalmen in Strophenbau und Melodie mit den französischen überein; welchen Einfluß überhaupt die letzteren, deren erste vollständige Ausgabe Ende 1552 erschien, auf Utenhove's Arbeit ausübten, wüßte ich nicht näher zu sagen. Die liturgischen Formulare a Lasco's sind zum Theil noch heute in der reformierten Kirche in Gebrauch, die meisten Stücke der niederländischen und der pfälzischen Agende gehen zurück auf a Lasco. Ebenso waren a Lasco's Anschauungen über Verfassung und Cultus von Einfluß auf die Gestaltungen, welche späterhin die reformierte Kirche in Holland und den benachbarten Gegenden, wie auch in der Pfalz einging. Besonders wichtig wurde die Londoner Fremdengemeinde für die englische Kirche selbst. Es ist schon gesagt, daß dieselbe ihr Gepräge erhielt durch den überall vermittelnden Erzbischof Cranmer. Die Mehrzahl der Bischöfe und der wirklich protestantischen Gemeindeglieder war der Richtung Cranmer's abhold, keineswegs einzelne, sondern sehr viele und grade die gemäßigteren Bischöfe wünschten die Kirche von Zürich*) zum Vorbild genommen zu sehn; wäre es nach ihrem Sinn gegangen, so wäre man nicht stehen geblieben, wo Cranmer stehen blieb. Was sie nun selber zu erreichen wünschten und nicht vermochten, sahen sie in a Lasco's Gemeinde deutlich vor Augen, und schon damals wurden nicht selten Stimmen laut, die den Bruch zwischen Episcopalen und Puritanern ahnen ließen, welcher sich später vollzog. Ein Vorspiel jenes großen Kampfes werden wir unten sich vollziehen sehen grade in einem zersprengten Theil der Londoner Fremdengemeinde — zu Frankfurt.

Nach diesem allen bedarf es nicht mehr ausdrücklicher Betonung, welch eine rege Thätigkeit a Lasco in England entfaltete; die Gemeinde

*) Macaulay hist. of England 1 : 49 ff. (copyr. ed.)

und die damals in England thätigen eminenten Persönlichkeiten boten ihm die reichste Anregung. Unter den Engländern stand er Cranmer und Bischof Hooper besonders nahe, von den auswärtigen nach England gezogenen Gelehrten zog ihn vor allen Petrus Martyr an, welchen hinwiederum a Lasco's wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit, wie religiöse Innigkeit mit Achtung und Liebe erfüllte. Schwieriger wurde es a Lasco, sich in Bucer zu finden, dessen rastlose Unterhändlerbetriebsamkeit ihm geeignet schien, die Sachen eher zu verwickeln, als zu lösen. Zu seinem Schmerz starb Bucer, ehe sie sich so vollständig geeinigt hatten, wie sie beide hofften. Am lebhaftesten war der wissenschaftliche Verkehr zwischen England und Zürich. Gar zu gern hätte a Lasco Bullinger selbst nebst Bibliander, Musculus und Castalio nach England kommen sehen; da das nicht ging, waren sie durch Briefe und Schriften in desto lebhafterem Verkehr. a Lasco gab auch Bullinger's Schrift von den Sacramenten mit einer Vorrede in England heraus. Mit besonderer Freude erfüllte ihn der Abschluß des Zürcher Consensus, in welchem die Zürcher und Calvin ihre Einhelligkeit in der Abendmahlslehre documentierten; a Lasco unterschrieb denselben und setzte seine eigene Sacramentlehre in einer ausführlicheren Schrift*) in eigenthümlicher Weise aber ganz in demselben Sinn auseinander. Auch für ein friedsames Verhältniß zu den lutherischen Theologen in Deutschland versprach er sich durch den Zürcher Consens viel. Denn den Entwicklungsgang der Kirche und Theologie in Deutschland verlor er nie aus den Augen und folgte auch selbst den Streitigkeiten, die Osiander über die Lehre von der Rechtfertigung und sein Freund Aepinus über den Artikel von der Höllenfahrt zu bestehen hatten, mit lebhaftem Interesse. Man findet auch**), daß durch a Lasco's Vermittlung die politischen Bewegungen von England aus unterstützt wurden, welche den Bruch zwischen Moritz von Sachsen und dem Kaiser herbeiführten und dem Interimsjammer ein Ende machten.

Häusliche Trübsale brachten in dieses rege Leben eine lange bange Störung. Im Jahr 1551 wurde a Lasco's Frau von einer damals grassierenden Seuche, dem englischen Schweiß, ergriffen, und den folgenden Tag erkrankte er selber auch. Kaum wurden beide gerettet; aber die Frau mußte bei einem Besuch im Hause des Erzbischofs Cranmer einen zweiten

*) Brevis et dilucida de Sacramentis Ecclesiae Christi Tractatio in qua et fons ipse et ratio totius Sacramentariae nostri temporis controversiae paucis exponitur: Naturaque ac vis Sacramentorum compendio et perspicue explicatur per Joannem a Lasco, Baronem Poloniae Superintendentem Ecclesiae peregrinorum Londini. Eph. 4:1—3. Londini per Steph. Myerdmannum An. 1552. Vgl. Bertram p. 38, 44 ff. Ebrard, Dogma vom Abendmahl 2:532 ff.

**) Ranke 5:160.

Anfall der Krankheit erfahren und dauerndes Siechthum trat ein, dem sie im Sommer 1552 erlag. Ungewohnte Sorgen um das verödete Haus, eigne unaufhörliche Kränklichkeit machten ihn auch für die nothwendigsten Berufsarbeiten untüchtig; erst nach Jahresfrist begann er langsam sich zu erholen, und nachdem er die Sorgen um das Hauswesen einer zweiten, wie es scheint eben so glücklich gewählten, Gattin abgetreten, legte er langsam wieder die Hand ans Werk.

Die Arbeit wurde sauer; a Lasco ahnte nicht, wie bald ein erschütternder Schlag sie abbrechen sollte. Nicht alle Glieder der Londoner Fremdengemeinde konnten die guten Tage tragen, die sie zu genießen hatten, die strenge Disciplin mißfiel manchen; selber gerügt, wollten sie durchaus auch andre unter gleiche Strafe bringen. Die Geistlichen selbst gaben Anlaß zu Klagen und Rügen. Einer nahm sich heraus, den Artikel von der Höllenfahrt Christi eine Pflanze zu nennen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt habe, und die deshalb auszurotten sei, eiferte gegen die Zulassung von Taufzeugen, die bei der Gemeinde üblich waren — sie hießen Mitsorgen, — schalt jede Kniebeugung beim Abendmahl Teufelsdienst und jede andre als die sitzende Abendmahlsfeier eine Verstümmelung der Einsetzung Christi. Ein andrer der wegen Aergernisses von der Obrigkeit aus seinem Dienst entlassen war, faßte den Plan, Calvin und a Lasco nebst seinen Collegen aufeinanderzuhetzen wegen der Prädestinationslehre, über welche in London anders gelehrt wurde als in Genf. Wir können diesen Streit nicht verstehen, ohne a Lasco's Lehre ein wenig genauer auseinanderzusetzen, und wir thun das um so lieber, da hier die eigenthümlichsten Seiten der Lehre a Lasco's — von deren vollständiger und zusammenhängender Darstellung wir leider absehn müssen — um einen Mittelpunkt geordnet hervortreten. a Lasco läugnet nicht, daß die ganze Welt- und Heilsgeschichte nach einem vollkommenen von Ewigkeit her entworfenen Rath und Plan Gottes verläuft, aber er faßt Gottes Rathschluß als einen bedingten auf: Gott will sich zu uns so stellen, wie wir uns zu seinem Heilswillen stellen. Gottes Heilswille dreht sich aber um die zwei unverrücklichen Angelpunkte: 1) es ist kein Heil außer in Christo, der als zweiter Adam der ganzen Menschheit zum Haupt verordnet ist; 2) verdammt wird, wer dem nicht glaubt, der gewiß, aber auch nur der. Hieraus ergibt sich alles weitere. „Gott erbarmt sich unser aller in unsern Sünden, ebenso gewiß, wie er uns alle unter die Sünde beschlossen hat, d. h. so, daß er von seiner Erbarmung keinen ausschließt, so viel an ihm ist, sondern sie allen anträgt in Christo, der ja durch seine Menschwerdung sich dem ganzen Menschengeschlechte angeschlossen und die Sünde der ganzen Welt durch seinen unschuldigen Tod gesühnt hat." Demgemäß „läßt Gott seine Sonne aufgehn über alle ohne Ausnahme, um allen gleich zu leuchten, läßt regnen über alle ohne Ausnahme und den heilbringenden Samen seines Gotteswortes über jederlei Acker streuen;

seine Schuld ist es nicht, wenn der allenthalbenhin gestreute Same des ewigen Lebens hier erstickt, da zertreten wird und dort verdorrt." „Das Evangelium wird allen Menschen verkündigt und beschließt alle in sich, außer die es muthwillig verachten, verspotten und lästern; es beweiset aber seine Kraft in den Armen am Geiste, die mit Sünden beladen treulich arbeiten, dieselben los zu werden;" es sind freilich alle durch Adams Fall des freien Willens verlustig, in Sünden todt, d. i. unfähig etwas göttlich gutes hervorzubringen, unfähig aus sich selber zum Glauben zu kommen, nichts ist geblieben als die Möglichkeit ein äußerlich ehrbares Leben zu führen. Hieran knüpft dann aber auch sofort die Arbeit des Geistes Gottes an durch das Wort. „Der Glaube kommt schlechterdings allein aus dem Worte Gottes durch die Kraft des heiligen Geistes, und das Wort ist nimmer leer, sondern bringt immer seine Frucht im Menschen, nachdem das Gesetz vorgearbeitet hat, wo wir nur nach unsrem schwachen Vermögen dem Gehorsam gegen das Gesetz und den Werken des Geistes immer nachjagen und nicht wider unser Gewissen sündigen." a Lasco will demgemäß keinem gestatten, über die Seligkeit der Kinder und aller derer, die ohne Kunde von Christo sterben, ein absprechendes Urtheil zu wagen. Wer werde denn die Kinder denen gleichstellen, die Gottes Wort verachten? wer könne denn alle Heiden mit gleichem Maße messen? sei denn mit der ererbten Erstorbenheit für das Reich Gottes sofort die definitive Verdammniß gegeben? Vielmehr „wie der Fluch über Adams Sünde alsbald zu wirken begann, so begann auch alsbald die Zertretung des Schlangenhaupts durch die Verheißung; wie wir geboren werden als Kinder des Todes und Zorns von Natur, sofern wir Kinder Adams des Uebertreters sind, so werden wir um des kommensollenden Christus willen andrerseits, nachdem Adam der Verheißung geglaubt hat, zurechnungsweise für Gläubige angesehen, obgleich wir in Sünden geboren werden, — wo wir nur die Verheißung nicht verachten." Erst mit dem Hören des Worts, aber dann auch gewiß, hört alle Entschuldigung auf, die Wahrheit weicht von denen, die ihrer nicht werth waren, um den Zornesoffenbarungen Gottes Platz zu machen; die sie aber aufnehmen, zu denen geht sie mit Freuden ein. In dem Sinne rief a Lasco seinem polnischen Könige und Volke zu: „mochten die Vorfahren immerhin ihre Unkunde zur Entschuldigung haben: du nicht; so hüte dich, daß du nicht vor dem Richterstuhl Christi überführt werdest, du habest die Finsterniß lieber gehabt als das Licht, denn das hat der göttliche Mund Christi als den einzigen Grund unserer Verdammniß hingestellt;" „schrecklich ist, was der Herr unter Thränen Jerusalem und allen angekündigt hat, die die Zeit ihrer Heimsuchung verwahrlosen: fortan müsse vor ihren Augen verborgen werden, was zu ihrem Frieden dient." Also „der ungläubige Haufe wird von Gott verdammt mit gerechtem Gericht, nicht als wären sie von Gott zu ewiger Qual erschaffen, der will vielmehr niemand von seiner Gnade

ausschließen und hat das ganze Menschengeschlecht in Adam zur Seligkeit gegründet, aber selbstgewollte Verachtung der Gnade Gottes in Christo wird verdammt; wer die wissentlich und geflissentlich verachtet, so sie ihm dargeboten wird, der hat an ihr keinen Theil mehr, der muß nun durch seine ewige Qual Gott verherrlichen wider Willen und den Beweis liefern, daß der Gott, der ihm in Christo die Seligkeit darbot, und den er für seinen gnädigen Vater nicht erkennen wollte, dennoch sein Herr sei." Die praktischen Consequenzen ergeben sich hieraus ebenso einfach wie sicher; denn hat sich Gott in seinem Sohn geoffenbart (nicht verhüllt, ohne Hinterhalt) so ist offenbar, daß er uns damit an sein Wort und dessen Predigt will gebunden haben; „die wir denn nun ihn erkennen für den wahren Gott, der sich durch sein Wort und durch die Sendung seines Sohnes geoffenbart hat, sollen uns halten an die Predigt seines Worts, sollen uns und die Unsrigen einpflanzen lassen in die Kirche durch den Dienst, welchen er der Kirche verordnet hat," aber die eignen Gedanken (über die Seligkeit der Heiden u. dgl.) „denen wir so gern folgen, um seine Systeme zu bauen!" müssen wir zügeln, und auf sich beruhen lassen, was wir nicht wissen sollen. Andrerseits ist hierin auch dem Diener am Wort sein Verfahren klar und scharf vorgezeichnet. Einem Freunde, der mißmuthig seinen Predigtdienst am polnischen Hof aufgeben wollte, schreibt a Lasco: „du mußt Stand halten, strafen nach dem Vorbild des Herrn, der unsre Laster züchtigt, uns aber liebt und für seine Kinder ansieht, so lange wir nicht wissentlich und geflissentlich seine Gnade in Christo von der Hand weisen; so mußt du strafen und den Weg zur Besserung zeigen, bis sie dich fortjagen. Die Propheten haben auch nicht durch die Finger gesehen und doch auch bei offenbar gottlosen Königen ihren Posten nicht verlassen; darum mußt du auch Stand halten und den Muth nicht fallen lassen; so lange sie noch nicht allzumal Hunde und Säue geworden sind, darfst du ihnen das Heilige nicht entziehen. Du weißt doch, daß der Herr uns durch einen heiligen Eidschwur zugesichert hat, sein Wort werde nie ohne Frucht zu ihm zurückkehren, wo es nur ordnungsmäßig gesäet werde; die Hand des Herrn ist nicht verkürzt, wenn wir nur auf unsrem Posten nicht laß werden; ist der Geist aus dem Abgrund mächtig, der Geist Gottes ist noch viel mächtiger." Diese allerdings von Calvin's Lehre sich entschieden günstig unterscheidende Lehre a Lasco's *) war keineswegs seine Privatmeinung: die entscheidendsten der mitgetheilten Stellen gehörten dem Katechismus und der Liturgie der Gemeinde an. — Der rachsüchtige Mann, der oben erwähnt ist, suchte nun diese von einem Collegen a Lasco's, vermuthlich Micronius, (wie von diesem selbst) vorgetragene Lehre so zu

*) Ausführlicheres über diesen Punkt s. in den Jahrbüchern für deutsche Theologie, Jahrg. 1860 Heft 2 p. 313 ff.

drehen, als ob Adams Sünde überhaupt nach a Lasco uns nicht schuldig stelle vor Gott, als ob er die Erkenntniß Christi nicht für unumgänglich zur Seligkeit gelten lasse; endlich klagte er über Verunglimpfung Calvin's. Die beiden ersten Klagpunkte widerlegten sich leicht, auf den letzten Punkt lautete die Antwort rund und klar: man wisse sehr gut, was man an Calvin habe, seine Prädestinationslehre aber billige man nicht, seine harten Ausdrücke seien vielen zum Anstoß, Adams Sünde und Christi Verdienst seien genauer zu würdigen. Damit hatte diese „Tragödie" ein Ende, ohne daß die freundschaftlichen Beziehungen zu Calvin im mindesten gestört wurden. Aber a Lasco und andre klagten, daß man nicht dankbarer die guten Tage aus der Hand des Herrn hinnehme; so werde die züchtigende Hand Gottes herausgefordert, und werde nicht ausbleiben. Sie schwebte schon über den Häuptern.

In demselben Briefe, in welchem a Lasco seinem Bullinger über diese Dinge schrieb, den 7. Juni 1553, meldete er die Kränklichkeit des jungen Königs und die Hoffnung auf Genesung. Er täuschte sich; einen Monat später, den 6. Juli, wurde derselbe, „der Josias des Jahrhunderts," aus dem Leben abgerufen. Eine dumpfe Gewitterschwüle folgte. Nach wenig Tagen stieg die katholische Maria auf den Thron, und das Ungewitter entlud sich in vernichtenden Schlägen. Unverkennbar gab sich die Absicht der Königin und ihres Rathes kund, die Protestanten unter dem Vorwand des Hochverraths dem Henker zu überliefern; so gut wie diese Versuche gegen Cranmer und Petrus Martyr gemacht wurden, mußten die Häupter der Fremdengemeinde ein Gleiches erwarten. Die Geschichte hat diese Befürchtungen gräßlich gerechtfertigt; man weiß, daß während Marias fünfjähriger Regierung 288 protestantische Märtyrer in England verbrannt, daß selbst die Gebeine Bucer's und der Frau Petrus Martyr's aus dem Grabe geholt und auf den Scheiterhaufen gebracht wurden. Solche Verfolgungen richtig vorher sehend rief a Lasco die Aeltesten und Diakonen zu einer Berathung zusammen; man beschloß, ein Theil der Gemeinde solle ausgehen und anderwärts eine Zufluchtsstätte suchen, wohin der Rest nachfolgen könne. Einmüthig richteten alle die Augen nicht nach dem von Brabant her und durch die Unruhen Albrechts des Kulmbacher's bedrohten Ostfriesland, sondern nach Dänemark, dessen König, dem Ruf seiner Frömmigkeit nach, ein Ebenbild des verstorbenen Eduard sein mußte. Zwei auf der Themse segelfertig liegende dänische Schiffe waren bereit, sie hinzubringen; an der Spitze der Zurückbleibenden hinterließ man den einen Geistlichen der Niederländer, Petrus Deloenus, und einen der Wallonen, Franz Riverius, welche nach einigen Monaten voll Sorgen und Lebensgefahr den Uebrigen auf die Flucht folgen mußten. Die Reisefertigen, meist Niederländer, denen sich auch Wallonen, einige Schotten und Engländer angeschlossen hatten, zusammen etwa 170 Seelen, gingen den 17. September unter Segel zu

Gravesand, wohin eine große Zahl der zurückbleibenden Männer und Frauen ihnen das Geleit gaben. Als die Anker gelichtet wurden, und sie unter Thränen und Segenswünschen sich verabschiedet hatten, klommen diese einen nahen Hügel hinan, von welchem aus sie den Flüchtenden noch lange nachsehn konnten; als die Gestalten der Enteilenden zu verschwimmen begannen, stimmten sie einen Psalm an, der als letzter Gruß den Fliehenden über die Wogen nachklang. Dann entfernten sie sich, Almosen für ihre Armen zusammenlegend auf die hereinbrechenden Tage der Trübsal.

3. Dänemark. 1553.

Zuversichtlich rechneten die Flüchtlinge auf eine gastliche Aufnahme in Dänemark; und nicht allein sie, auch in Straßburg theilte man ihre Erwartungen. Johann Sturm hoffte durch a Lasco eine Professur in Kopenhagen für den gleichfalls vertriebenen Petrus Martyr auszuwirken. Desto bitterer war die Täuschung, die sie erfuhren. Nach einer stürmischen Seereise, in welcher ein Sturm beide Schiffe trennte, fanden sich erst gegen Ende October die Flüchtlinge wieder zusammen in Helsingör, wo sie vernahmen, daß der König in Jütland zu Kolding sei. Dort beschloß a Lasco mit Micronius und Utenhove ihn aufzusuchen, während die Uebrigen nach Kopenhagen gingen. Einige waren schon vorher an der norwegischen Küste ausgestiegen und wollten zu Fuß im Winter durch Norwegen nach Dänemark ziehen: ein einziger von ihnen kam nach einem halben Jahr zu einem Gerippe abgezehrt nach Kopenhagen — alle andern scheinen den Strapazen erlegen zu sein. a Lasco gelangte den 8. November mit seinen Begleitern nach Kolding, wo er sich an den Hofprediger des Königs, Paulus Noviomagus, wendete, welcher ihnen seine Fürsprache beim Könige zusagte. Es währte ein paar Tage, ehe sie bei diesem vorgelassen wurden, doch vorher, so wünschte man, möchten sie eine Predigt des Noviomagus mit anhören; die Sorge, welche sie bereits beschlich, zeigte sich hier nur zu begründet. In seiner Predigt fuhr Noviomagus gegen die reformierte Abendmalslehre heraus: die Anhänger derselben seien greuliche Ketzer, „welcher Ende sei die Verdammniß", „man müsse mit Fingern auf sie zeigen, damit jeder sie meide". Seinen ganzen Text, Phil. 3: 17 ff. richtete er gegen sie! So vorbereitet erschienen die Schutzflehenden vor dem König, welcher ihnen die Hand reichte und von a Lasco sich ihre Bittschrift überreichen ließ, in welcher sie ihre Lage auseinander setzten, um die Gewährung freier Religionsübung in Dänemark baten, und sich erboten, über ihre Lehre und Gottesdienstordnung jede begehrte Auskunft zu geben. Der König sprach ihnen seine Theilnahme aus; es freue ihn, daß sie so voll Zutrauen auf ihn nach Dänemark gekommen seien, er werde die Sache in Erwägung ziehen. Nach mehreren Tagen erhielten sie die Antwort, der König bedaure ihr Schicksal, freue sich,

daß sie in der Trübsal nicht wieder zum Pabstthum übergegangen seien, könne ihnen aber nur in dem Falle eine gastliche Aufnahme in seinem Lande bieten, daß sie in allen Stücken die Lehre und den Cultus der Dänen annähmen. Wollten sie das nicht, so müßten sie fort, aber an Empfehlungen seitens des Königs solle es ihnen dann nicht fehlen. Noch einmal wagten sie, ihre Bitte zu wiederholen, doch mit der Entgegnung, es sei ihnen Gewissenssache, Lehrstücke und Gottesdienstordnungen, die sie mit der Schrift streitig erkennten, nicht anzunehmen; hätten sie nur die Wahl zwischen Gewissenszwang und Leiden, so würden sie in Gottes Namen über sich ergehen lassen, was der über sie kommen lassen wolle. Ehe hierauf Antwort einlief, kam es dann zu Verhandlungen mit dem Hofprediger Noviomagus und dessen Collegen Henricus Buscoducensis über die erwähnte Predigt des erstgenannten, über die Abendmahlslehre, die Gottesdienstordnung, die Auctorität Luther's. Natürlich half alles nichts. Vergebens waren alle Gegengründe, vergebens wurde darauf hingewiesen, wie man trotz des Unterschiedes in der Lehre die um des Interims willen verfolgten schwäbischen Prädicanten in Zürich aufgenommen habe, vergebens gesagt, wenn der König die Mönche im Lande dulde, so könne er doch sie noch viel eher dulden. Die Antwort war: „ihr thut uns leid, aber ihr müßt fort, Ketzer seid ihr doch, der König kann eher die Papisten im Lande haben, als euch" — man hatte ihnen Glück gewünscht, daß sie nicht wieder Papisten geworden! Endlich versuchte a Lasco noch für sich und die Seinen wenigstens während des Winters ruhigen Aufenthalt in Dänemark auszuwirken und die Hofprediger versprachen, sich dahin zu verwenden. Wie sie es thaten, erhellt unter anderm daraus, daß Buscoducensis den folgenden Tag kam, sie schlagend ihrer Ketzerei zu überführen, indem er a Lasco und seinen Gefährten Luther's Travestie des ersten Psalms vorlas: „wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Sakramentierer, noch tritt auf den Weg der Zwinglianer, noch sitzet, da die Zürcher sitzen." Den 17. Novbr. kam entschiedene Antwort vom Könige: entweder ganz zu seinen Ansichten müßten sie übertreten oder das Land räumen; gleicher Befehl solle nach Kopenhagen abgehn, und auch Alten, Kranken, Wöchnerinnen kein Aufenthalt vergönnt sein; nur zwei Söhne a Lasco's mit ihrem Hofmeister wurden ausgenommen und ihm selber eine Unterstützung von 100 Thalern geschenkt, von der er sofort einen Theil nach Kopenhagen beförderte. Aber selber durfte er seine Gemeinde nicht wiedersehn und nur mit genauer Noth erhielt er Erlaubniß, an sie zu schreiben. Er schlug den geraden Landweg nach Deutschland ein und wendete sich jetzt natürlich nach Emden, wo er den 4. Dec. ankam.

Wie ein Blitzschlag trafen diese Nachrichten die in Kopenhagen auf besseren Bescheid rechnenden übrigen Flüchtlinge, deren erster Empfang in dieser Stadt das Beste hoffen ließ. Sobald sie nur dargethan, daß sie mit keiner Wiedertäuferei zu schaffen hatten und lediglich um des evangeli-

schen Bekenntnisses willen vertrieben waren, hieß sie der Magistrat gutes Muths sein und gestattete ihnen, sich einzumiethen, Wintervorräthe einzukaufen und vorläufig von Lasten und Abgaben frei alle nicht besonders privilegierten Handwerke zu treiben; nur solle Hermes Backerel, Presbyter und Schullehrer der Gemeinde, der einstweilen an ihre Spitze gestellt war, Gottesdienst und Schule anstehn lassen, bis Bescheid vom Könige käme. So hatten sie drei Wochen Ruhe in Kopenhagen. Aber als der Bescheid von Kolding eintraf, wurden am ersten December Backerel und David Simpson, ein englischer Prediger, der mitgeflohen war, vor den Magistrat und die Geistlichkeit beschieden, um dort von Palladius, dem Superintendenten von Kopenhagen, wegen ihres Glaubens befragt zu werden. Natürlich wurde besonders vom Abendmahl geredet und das Ende war, daß Palladius offen erklärte, es stehe trotz der Unterschiede in der Lehre nichts im Wege, diese Flüchtlinge für Brüder zu erkennen und zu behandeln; dieselbe Erklärung gab er am Ende eines Gesprächs mit sieben Andern von den Flüchtlingen ab; mit um so größerem Schmerz theilte er dann den Brief des Königs mit, der ihre sofortige Entfernung befahl, und gab ihnen anheim zu überlegen, ob sie nicht in allem sich dem Könige anschließen könnten, so hätten sie das Beste zu erwarten. Sie antworteten ganz dasselbe, was a Lasco dem Könige in Kolding erklärt hatte, und baten, man möge sie doch nicht mitten im Winter in Sturm, Frost und Schneegestöber hinausjagen, jedenfalls den Alten, Schwachen und Schwangern während des Winters den Aufenthalt vergönnen. Der Magistrat versprach mitleidig sich für sie zu verwenden. Aber der König, oder seine Hofprediger, kannten kein Erbarmen; die Antwort lautete: unverzüglich hinaus, ohne Ausnahme, ohne Frist! Auch das den Söhnen a Lasco's gegebene Versprechen wurde gebrochen.

Die Lage der Flüchtlinge war gräßlich. Es war um die Mitte des Dezembers und Sturm, Frost und Schneegestöber wechselten miteinander ab, so daß sich Niemand ohne Lebensgefahr auf See wagen konnte und Alte, Kranke, Kinder und mehrere der Entbindung nahe Frauen ihren sichern Tod erwarten mußten. Dazu gesellte sich der Mangel. Die Geldvorräthe waren erschöpft und das für den Winter Eingekaufte mußte theilweise noch zurückgelassen werden; überdies war der Hauptwohlthäter der Armen, ein wallonischer Presbyter, Martin Commelinus, kurz zuvor in Helsingör gestorben, sein Vermögen mit Beschlag belegt, — es wurde erst im folgenden Jahr, gehörig beschnitten, den Erben ausgeliefert — die Armenkasse erschöpft. Gerade zur rechten Zeit erschien ein von London ihnen nachgeschickter Diakon mit einer Geldunterstützung. Und wo sollten sie endlich Aufnahme finden? Allein der Umstand, daß in Kopenhagen die Pest wüthete, konnte ihnen alle Häfen schließen. Den 12. Dezember wurden sie auf mehrere endlich aufgetriebene Schiffe gebracht, die sie nach verschie-

denen Ostseehäfen führen sollten; sie nahmen eben ein gemeinsames Frühstück ein, als ihnen Befehl zuging, unverzüglich aufzustehn und sich an das Gestade zu verfügen. Der einzige Segenswunsch, den sie mitnahmen, waren die Thränen des Mitleids von vielen Zuschauern, die verheißene Empfehlung des Königs bestand in der Weisung: bei Todesstrafe nicht an der dänischen Küste zu landen, es möge sie treffen was da wolle. Die See ging hoch, als sie die Kähne bestiegen, um zum Schiff zu fahren, und alle Umstehenden fragten sich bange, ob wohl einer lebendig zum Schiffe gelangen werde. Da huben die Kinder in einem Boot den zweiten Psalm zu singen an:

Hoe rasen so die Heydenen te hoop
End de volcken betrachten ijdel dinghen,

die Alten in den andern Böten stimmten ein: mit den letzten Klängen des Liedes waren alle wohlbehalten an Bord. Bis zum 18. Dezember mußten die drei Schiffe auf der Kopenhagener Rhede contrairer Winde halber liegen bleiben, vor sich das Grab in den Wellen und den Tod durch Frost und Mangel, hinter sich die Barmherzigkeit eines christlichen Königs mit dem erhobenen Henkerschwert, über sich den, der auch das Schreien der jungen Raben hört. Von der Pestilenz, die in Kopenhagen während der letzten Zeit mehrere tausende Opfer gefordert, waren die Flüchtlinge, obgleich viele von ihnen in den angesteckten Häusern gewohnt, vollständig verschont geblieben; bei Menschen hatten sie vergebens angeklopft, von Fürsten und Geistlichen umsonst Schutz erfleht, ihr Muth wuchs, je mehr sie allein Gottes Hand sich preisgegeben sahen. Wind und Wellen haben Erbarmen, Frost, Hunger und Pestilenz kennen Verschonung, aber wehe wer in Menschenhände fällt, bei Menschen ist keine Gnade! Am 18. stellte sich günstiger Wind ein, und die Schiffe gingen unter Segel. Alle Gefahren dieser Fahrt wurden überstanden, nicht einer scheint das Leben eingebüßt zu haben. Vor Weihnacht 1553 betraten die Flüchtlinge an drei verschiedenen Stellen unsern Rostock, Wismar und Lübeck das Land.

Hier lassen wir vorläufig die Flüchtlinge, um uns nach a Lasco umzusehen, der schon vierzehn Tage vorher Emden erreicht hatte. Doch werden wir schon hier die Frage beantworten müssen, wie sich eine so barbarische Gastfreundschaft in einem angeblich evangelischen von einem wegen seiner Gottseligkeit berühmten Könige regierten Lande eigentlich erkläre. Als die den Flüchtlingen gewordene Aufnahme aller Orten einen Schrei des Unwillens erweckte, hat man in Dänemark geschwiegen, später ist eine Schrift herausgegeben, welche den guten Namen des Königs rechtfertigen sollte.*) Ich kenne diese Schrift nicht; vielleicht mochte es ihr nicht schwer werden zu beweisen, daß solche Mißhandlung nicht allererst

*) Schelhorn Ergötzlichkeiten 2:626; auch Bertram.

vom Könige ausgegangen sei, dem die Flüchtlinge dies selbst nicht zutrauten. Auch das Volk und den Magistrat kann man nicht beschuldigen, da es an Beweisen einer besseren Gesinnung von ihrer Seite nicht gefehlt hat. Die Hauptschuld gaben a Lasco und seine Genossen jenen beiden Hofpredigern; die spätern Ereignisse bestätigen das. Wenn es richtig ist, daß der eine, Henricus Buscoducensis, ein Bruder des früher genannten Nicolaus Buscoducensis war*), welcher a Lasco's Stelle in Emden hatte einnehmen wollen, so erklärt sich daraus eine gewisse Animosität gegen den letztern, nicht aber die auffallende Erscheinung, daß außer Palladius alle lutherischen Prediger in Dänemark und, wie wir sehen werden, auch in den angrenzenden deutschen Ländern mit solchem Grimm die Flüchtlinge verfolgten. Es ist vielmehr an den Umschwung auf kirchlichem Gebiet zu erinnern, der während a Lasco's Aufenthalt in England in Deutschland Platz gegriffen hatte. Luther hatte in seinen letzten Lebensjahren die Wittenberger Concordia durchbrochen und den Sacramentsstreit erneuert gegen die Zürcher; kurz vor seinem Tode äußerte er gegen Melanchthon,**) es sei in dieser Sache zu viel geschehen, und die ihn überlebenden möchten das Ihrige thun, damit Friede werde. Man weiß, daß Melanchthon es an Bemühungen in dieser Richtung nicht hat fehlen lassen, daß seine, nicht Luther's, Auffassung in den im Reich geltenden Lehrdocumenten unbestritten ausgesprochen stand. Aber die schwache, nachgiebige Stellung, die Melanchthon dem Interim gegenüber einnahm, hatte ihm viele entfremdet, ja allmählich zu Feinden gemacht, die immer entschiedener zu der Absicht kamen, Melanchthon's Ansehn zu untergraben und im Gegensatz zu ihm Luther's Sacramentlehre in aller Schroffheit zur Geltung zu bringen. Dazu erhielten sie einen Sporn, oder, wie Melanchthon meinte, einen Vorwand durch den Zürcher Consensus. Joachim Westphal, Pastor in Hamburg, schrieb mit zügelloser Erbitterung dagegen (1552) und behauptete, Calvin und die Zürcher hätten nur den alten Zwinglianismus, unter welchem er sich eine Zusammensetzung aller möglichen und unmöglichen Ketzereien vorgaukelte, wieder ans Licht gebracht. Es erwachte ein erbitterter Hadergeist, dem nichts heilig war als die eigne Meinung und die Vertilgung jedes Widersprechers; es begann der Zwiespalt, der lange Jahre die deutsche Kirche zerfleischte und endlich zwei innerhalb des deutschen Protestantismus vorhandene verschiedene Richtungen in zwei verschanzte Heerlager auseinanderriß. Das war die Quelle der eben erzählten und weiter zu erzählenden Erlebnisse a Lasco's und der übrigen Flüchtlinge.

*) Bertram p. 273. Anm.

**) Kohlmann in der ref. Kirchenzeitung 1853 p. 157 bringt dafür erledigendes Zeugniß bei.

4. Abermals Ostfriesland. 1553—55.

Von der Gräfin Anna und ihrem Bruder Christoph wie von den Bürgern in Emden und noch mehr von dem ostfriesischen Adel wurden a Lasco und seine Leidensgefährten, so viele ihrer allmählich nach Ostfriesland kamen, aufgenommen, nicht anders, „als wenn sie zu ihren nächsten Blutsverwandten gekommen wären", wie a Lasco schreibt. Seine eigene frühere Stelle war noch unbesetzt, und obwohl er anfangs nicht erwartet zu haben scheint, daß er wieder in dieselbe eintreten werde, so steht doch fest, daß er mit Wissen und Willen der Gräfin, die ihn ja auch nur aus Noth und zum Schein entlassen hatte, wieder ganz in der frühern Weise thätig war, wenngleich seine Gönnerin aus Klugheit eine aufsehenerregende feierliche Wiedereinsetzung unterlassen haben mag. Denn die politische Lage hatte sich mittlerweile sehr geändert und der Gräfin freie Hand verschafft. Es ist bekannt, daß Moritz von Sachsen sich mit glücklichem Erfolge erhob, um die „viehische Knechtschaft," die der Kaiser und seine Spaniolen den Deutschen bereiteten, zu brechen; als a Lasco Emden wieder betrat, hatte der Passauer Vertrag vom Juli 1552 die Sache des Protestantismus bereits gesichert und das Interim über den Haufen gestoßen. Mochte Kaiser Karl V., dem überhaupt nie eine Ader deutsch geschlagen hatte, an seinem politischen und religiösen Despotismus festhalten, die deutschen Reichsfürsten, katholische so gut wie protestantische, wollten keinen Religionskrieg weiter. Die spanische Redlichkeit des Kaisers und die Nähe des unverbesserlichen brabantischen Hofes predigten freilich Vorsicht, aber banden der Gräfin die Hände nicht, denn ein Einfall der Franzosen in die Niederlande hatte den Brabantern ihre böswilligen Hände gebunden. Auch die Kriegsgefahr, die von den beutelustigen Scharen Albrechts des Kulmbacher's Ostfriesland drohte,*) war vor einem halben Jahr durch die Schlacht bei Sieversshausen (9. Juli 1553) so gut wie beseitigt worden, schon ließ sich voraussehen, daß Albrecht's neue Anschläge auf Niederdeutschland fehlschlagen würden.

Nicht so gut war die Lage, in der a Lasco die kirchlichen Verhältnisse antraf. In den durch das Interim veranlaßten Wirren hatte die Sectiererei wiederum das Haupt erhoben und um so größere Verheerungen angerichtet, je mehr der neuerwachte theologische Hader sich auch nach Ostfriesland hinzog. Wir haben bereits des Pastors zu Norden, Wilhelm Lemsius, gedacht als eines Gegners von a Lasco in der Abendmahlslehre und der Gottesdienstordnung. Derselbe gerieth in a Lasco's Abwesenheit, unterstützt von seinem gleichgesinnten Collegen Forstius, über besagte Punkte in Streit mit dem dritten Pastoren Fusipedius, welcher der Lehre a Lasco's zugethan war. Während sich die Gräfin vergebens bemühte, den Streit zu beschwichtigen, brachten die Emder Pa-

*) v. Wicht annales fris. Ms. ad ann 1553.

storen, besonders Gellius Faber, auf einem Religionsgespräch zu Wirdum im Mai 1552 eine Eintrachtsformel zu Stande, welche die Abendmahlslehre in der Ausdrucksweise Bucer's und der Wittenberger Concordia von 1536 auf eine beiden Parteien annehmbare, aber den Streitpunkt verhüllende, nicht lösende, Weise darstellte. Natürlich brach der Streit wieder aus und nahm eine so ärgerliche Gestalt an, daß die Gräfin kurz vor oder bald nach a Lasco's Rückkehr (ich finde kein genaues Datum) alle drei Pastoren entließ. Aber die zu Wirdum eingeschlagene Richtung kehrte ihre Schärfe direct gegen a Lasco noch vor seiner Rückkehr. Es fehlte nicht an solchen, namentlich am Hofe, die wohl einsahen, wie mancherlei Unannehmlichkeiten erspart würden, wenn Ostfriesland im Abendmahlsstreit ganz mit der Lehre der benachbarten deutschen Territorien übereinstimmte; das Verfahren des zu Concessionen geneigten und überhaupt Bucer's Manier nachfolgenden Gellius Faber versprach eher zum Ziel zu führen, als das des a Lasco. So begann man über a Lasco zu klagen, er sei ein Querkopf, er habe in England seine Lehre verändert; man suchte durch Wortklaubereien zu beweisen, wie sein Standpunkt ein ganz absonderlicher, seine Lehre ganz verschieden sei von der Melanchthon's, Martyr's und des Zürcher Consenses. Ohne a Lasco, den der Cötus noch immer als Genossen und Mitarbeiter betrachtete, zu fragen, streute man dergleichen Klagen aus, und namentlich Gellius Faber ließ sich dazu gebrauchen. Nicht, daß Gellius einen weit verschiedenen Standpunkt eingenommen hätte; auch er war sehr eingenommen für presbyteriale Gemeindeordnung, und in der Abendmahlslehre spricht er die Spendung des Leibes und Blutes nur für die „Bußfertigen" aus, ja die von a Lasco gebrauchte und so oft ihm übel ausgelegte Ausdrucksweise von der Erhebung zum Herrn beim Abendmahl findet sich bei Gellius wieder*) — es ist ganz dasselbe Verhältniß, wie zwischen a Lasco und Bucer. Auch bot er dem Lemnius entschieden die Spitze**). Aber unter dem Vorwand, der bisher gebrauchte von a Lasco zu Emden entworfene und mittlerweile zu London gedruckte Katechismus bedürfe einer verkürzenden Revision, stellte Gellius unvermerkt a Lasco's Sacramentlehre auf seine eigene Weise zurecht. Jetzt fand er Widerspruch; man verlangte, der revidierte Katechismus solle a Lasco vorgelegt und nicht eher gedruckt werden, bis er von demselben approbiert sei, man wolle keine Lehrneuerung. Die Weitläuftigkeit solcher Verhandlungen, besonders a Lasco's Flucht aus England, brachten zu Wege, daß er nichts von dieser Revision zu sehen bekam, und der Druck des Gellius'schen Katechismus zu Bremen unter Hardenberg's Vermittlung begann, ehe a Lasco nach Emden zurückkam.

*) Bertram p. 412, welcher das (im Ernst?) für gut lutherisch hält!

**) Gründlicker warhafftiger Bericht van der Evangelischen Reformation der christlicken Kercken tho Emden ꝛc. Bremen 1594. 12. p. 357.

Unterwegs schon, wahrscheinlich in Bremen, vernahm a Lasco, man habe ihn in Ostfriesland mit seiner Sacramentlehre in ein schiefes Licht zu stellen gesucht, und die offenherzigen besorgten Fragen seiner Freunde gleich nach seiner Rückkehr, ob er in England seine Ansichten geändert habe, zeigten ihm, daß Agitationen gegen ihn im Werk sein müßten. Er wendete sich sofort an seinen Collegen Gellius und ließ sich den revidierten schon unter der Presse befindlichen Katechismus zeigen; es kam zu einer Erörterung zwischen beiden im Cötus, welche damit endete, daß sie sich über den Zürcher Consensus verständigten und dessen Fassung der Abendmahlslehre acceptierten. Eine kleine Schrift, die a Lasco herausgab, um den über ihn ausgesprengten ungünstigen Meinungen zu begegnen — sie scheint verloren zu sein —, führte zu neuen Erörterungen zwischen ihm und Gellius, die damit endigten, daß der Cötus ihm vollständig beipflichtete, und auch Gellius sich zufrieden gab.

Inzwischen hatte sich das Bedürfniß einer Verkürzung des Katechismus einmal herausgestellt in London so gut wie in Emden, und a Lasco unterzog sich nun in Gemeinschaft mit den Emder Collegen der Arbeit, den Lehrbegriff des bisherigen Katechismus in eine kürzere Form zu bringen. Anfänglich sollte der alte Katechismus sammt der Revision des Gellius und der des a Lasco herausgegeben werden, damit jeder nach seinem Wunsch für seinen Gebrauch wählen könne; nachdem man sich jedoch von der Unzweckmäßigkeit einer solchen Einrichtung überzeugt, erschien a Lasco's kleiner Katechismus, bekannt unter dem Namen des Emder Katechismus*), allein, im Dezember 1554. Gleichzeitig schrieb auch Micronius, der mittlerweile in Norden Pastor geworden war, in noch kürzerer Fassung einen Katechismus zur Vorbereitung derer, die zum Abendmahl zugelassen werden wollten**) — erschien den 8. Dez. 1554 —; wichtiger ist ein Auszug aus dem Londoner Katechismus, den er zum Gebrauch der zerstreuten Reste der Fremdengemeinde, weiterhin der niederländischen Kirchen, vornahm, — erschien 1555 im Druck — und den man zur Unterscheidung von dem ältern, größern: den kleinen Londoner Katechismus ***) zu nennen

*) Katechismus oder Kinderlehre zu Nutz und Frommen der Jugend in Ostfriesland. Von den Dienern des göttlichen Worts in Emden auf's Kürzeste verfasset. Die ältesten plattdeutschen Exemplare, ja Auflagen scheinen verloren zu sein.

**) Ein kort Underricht voor den Eentfoldigen Christen de deß Heren hillig Avendmahl werdiglyken willen geneten. Abgedruckt hinter G. Outhof's Waarschouwinge. Emd. 1723.

***) De cleyne Catechismus oft Kinderleere der Duytscher Ghemeynte van Londen etc., welcke nu hier ende daer verstroyt is. Ghemaect doer Martin Micron. Ghedruct by Gellium Ctematium (also in Emden) Anno 1555 (oft aufgelegt). So nach Köcher Katech. Geschichte der reformierten Kirchen, Jena 1756 pag. 165, dessen Darstellung sich eben so wie die neueren bekannten Erörterungen von Seisen, Vinke und Sudhoff (Olevian

pflegt. Er ist noch ziemlich ausführlich, und augenscheinlich hat Micronius in ihm mit besonderem Eifer es auf Widerlegung des Menno Simons abgesehen, den der Emder Katechismus so gut wie gar nicht berücksichtigt; in Holland und in der unter Königin Elisabeth wieder aufgerichteten Londoner Fremdengemeinde ist dieser Katechismus lange in Gebrauch gewesen, allmählich aber dem Heidelberger gewichen, während eine (zweite) kurze Summa der Katechismuslehre für die, welche Zulaß zum Abendmahl begehrten, auch nach Einführung des Heidelberger Katechismus in Holland noch gebraucht wurde. Desgleichen arbeitete Micronius die liturgischen Formulare, welche zu London gebraucht waren, in kürzerer Fassung holländisch aus. Sie erschienen schon 1554 zu Emden.

Ueber diese Katechismusliteratur haben wir uns genauer auslassen müssen, weil die Angaben darüber in älteren und neueren Büchern sehr mangelhaft und verwirrt sind, und doch eine richtige Einsicht wegen des Zusammenhangs zwischen a Lasco und dem Heidelberger Katechismus Interesse hat. Nachdem nämlich schon Meiners die Vermuthung ausgesprochen aber nicht weiter verfolgt hatte, daß der Heidelberger Katechismus mit Hinblick auf den Emder geschrieben sein möge, ist in neuerer Zeit diese Verwandtschaft erkannt und etwas deutlicher an's Licht gestellt; aber den Katechismus des Micronius hat man entweder übersehen oder mit dem Emder verwechselt. Es sind beide Katechismen bei Abfassung des Heidelberger mit Umsicht benutzt. Genauer liegt die Sache so: auf den Katechismus Micronii bezieht sich unverkennbar der Heidelberger in Fr. 20, 21, 26, 29, 33, 34, 36, 45, 49, 55, 56, 81, 82, 101 und 102, die hier dem Heidelberger und Micronius gemeinsamen Punkte sind entweder im Emder gar nicht vorhanden oder in abweichender Fassung; dahingegen liegen eben so unverkennbare Beziehungen auf den Emder Katechismus vor in Fr. 1 (Schluß), 53, 54, 66, 69, 70, 74, 108, 124, wo Micronius die zwischen dem Emder und Heidelberger gemeinsamen Punkte entweder gar nicht hat oder in anderer Fassung. Die Art und Weise der Benutzung dieser a Lasco'schen Katechismen böte manchen Blick in den Entwicklungsgang des reformierten Lehrbegriffs, auf den näher einzugehen wir uns jedoch versagen müssen. Fragt man aber noch, wie die Berührung des Wirkungskreises a Lasco's mit Heidelberg zu Stande gekommen, und seine Schriften dort bekannt geworden, so ist, abgesehen von allem andern, daran zu erinnern, daß a Lasco und Micronius in der Pfalz wohl bekannt waren, und auch Ursin mit Londoner Flüchtlingen persönlich in Berührung kam*), wahrscheinlich mit a Lasco selbst in Melanchthons Hause; sonderlich ist hinzuweisen auf die Gemeinde der Flüchtlinge in Frankenthal und die in der Pfalz

und Ursinus pag. 88 ff.) nach unsrem im Text gegebenen Bericht leicht zurechtstellen lassen wird.

*) Ursini opera ed. Quir. Reuter Heid. 1612 fol. I. pag. 8.

grade bei der Katechismus-Angelegenheit thätigen Holländer Petrus Dathenus und Lambert Pithopöus.

Ehe aber diese Sache zum Abschluß kam, hatte a Lasco alle Hände voll zu thun bekommen durch die weiteren Geschicke der Londoner Flüchtlinge und die Bewegung, welche dadurch hervorgerufen wurde. Wir sahen die Flüchtlinge gegen Weihnacht 1553 unsern Rostock, Wismar und Lübeck das Land erreichen. Sie durften nicht erwarten, mit den Empfehlungsbriefen, die sie aus Dänemark mitbrachten, brüderliche Aufnahme zu erwirken; in allen drei Städten wiederholte sich dasselbe Spiel: Magistrat und Bürgerschaft hatten mit den Flüchtlingen Erbarmen, bis die unermüdliche Geistlichkeit den Arm der bürgerlichen Gerechtigkeit in ihre Gewalt bekam, um diese Ketzer in den harten Winter hinauszustoßen. Es seien Ketzer und Sacramentierer, hieß es, es sei wiedertäuferisches Gesindel, „ihre Ketzerei sei schuld, daß nun in England so viel evangelisches Blut vergossen werde", „jetzt habe der Teufel diese Taugenichtse in die ruhigen deutschen Städte gebracht, um auch dort Unheil anzurichten"; im glücklichsten Fall versuchte man Samariterdienste zu thun, indem man sich mit Bekehrungsversuchen an einzelne niederländische Frauen machte. Wie sehr die geistlichen Herren Bescheid wußten, erhellt unter anderm daraus, daß sie den Fremdlingen ein Buch entgegenhielten als gegen sie gerichtet, welches der langjährige Mitarbeiter a Lasco's, Gellius Faber, gegen ihren gemeinsamen Gegner Menno Simons geschrieben hatte! Man kann Menno, — der sich damals in Wismar aufhielt, um unter den Seinigen herrschende Streitigkeiten über die Bußzucht zu schlichten — nicht beschuldigen, daß er dazu etwa durch hervorstechend herzliche Behandlung der Flüchtlinge Veranlassung gegeben habe. Er selber erzählt, wie brüderlich er sich der Flüchtlinge angenommen; aber, gereizt über das zurückhaltende Benehmen, das Hermes Backerel und Micronius ihm als Anabaptisten gegenüber beobachteten,*) kam er alsbald mit ihnen in's Disputieren über die Menschwerdung Christi, und die Art und Weise, wie er Aug in Auge und noch mehr durch hinter ihrem Rücken hingeworfene Winke den Fremdlingen entgegentrat, wurde für Micronius eine Weisung, fortan dem Mennonitismus nur in den Waffen zu begegnen. An Micronius, der zur Leitung der Flüchtlinge von Emden entsendet war, hatten sie einen muthigen Führer, der zugleich gegen die Gegner eine scharfe Klinge führte, und die Seinigen unablässig vor Erbitterung warnte — es mag freilich schwer gehalten haben. Alles umsonst; das Urtheil über die Flüchtlinge stand fest, und die Geistlichkeit verstand es, den Arm der weltlichen Obrigkeiten den Beweis führen zu lassen: aus Wismar, Rostock und Lübeck wurden die Flüchtlinge vertrieben. Menno scheint in diesen Gegenden noch lange geblieben zu sein.

*) Mennonis opera. Amst. 1681 p. 551 ff.

Zu Anfang des Monats März 1554 kamen die Flüchtlinge nach Hamburg, wo ihrer ihr Hauptgegner harrte: Joachim Westphal. Fünf oder sechs Jahre früher, als a Lasco auf seinen Reisen nach England Hamburg öfter berührte, war er mit Westphal im Hause des Aepinus öfter zusammengetroffen*) und Westphal hatte im mindesten keinen Argwohn noch weniger feindseligen Sinn gegen ihn merken lassen, aber in seinen Streitschriften gegen Calvin und den Zürcher Consens war er auch über a Lasco's Schrift von den Sacramenten in der erbittertsten Weise hergefallen. Nichts destoweniger waren Flüchtlinge aus England, die sich direct nach Hamburg begeben hatten, vorläufig in Ruhe gelassen, ja von den Bürgern mit Wohlwollen behandelt worden; auch als die Nachricht von der Vertreibung der Flüchtlinge aus Dänemark und den Ostseestädten nach Hamburg kam, und die Hamburger Kanzeln bereis wiederhallten von Schimpfreden wider die Schwärmer, die mit den Holländischen und Münsterschen Wiedertäufern ein Gesindel seien, hatte noch Westphal gegen einen der Flüchtlinge geäußert: wenn Micronius nach Hamburg käme, möge er doch ja bei ihm vorsprechen. Als das aber geschah, zeigte es sich bald, wie Westphal dachte; da legte er es als eine Unverschämtheit aus, wenn man wage, nein zu sagen zu einer Abendmahlslehre, zu der doch die Mehrzahl der deutschen Länder ja sagten; Micronius Gegengründe schmetterte er zu Boden mit dem Bedeuten, Micronius sei jünger als er und müsse vor ihm schweigen — Micronius war erst 31 Jahre alt —; David Simpson fragte er um seine Meinung von den Sacramenten, und als derselbe Micronius beipflichtete, hieß es: „was willst du Schneider von der Lehre urtheilen, hättest sollen bei der Scheere bleiben, statt in England Pastor zu werden!" David war nämlich römischer Priester gewesen und hatte nach seinem Uebertritt ein Handwerk gelernt, um sein Brot in Ehren verdienen zu können! Westphal selbst merkte die Flegelhaftigkeit seines Benehmens, rechtfertigte sich aber damit, er könne eben so gut friedfertig auftreten, wenn er nur — wolle! Als Micronius ihn daran erinnerte, wie unchristlich er in seinen Schriften verlange, man solle die Sacramentierer mit dem Schwerte statt mit Gründen bekämpfen, läugnete er, das geschrieben zu haben, bis ihm Micronius die Stelle zeigte, worauf Westphal ihn mit den Worten entließ: „Pack di, du Martlerken!" Was nun zu erwarten stand, liegt nahe. Placate gegen die Wiedertäufer wurden angeschlagen, und so lange von den Kanzeln gelärmt, bis die Flüchtlinge vertrieben waren. Andere, die noch nachkamen aus England, wurden nicht einmal in die Stadt gelassen und durch Polizeimannschaften auch aus den nahen Dörfern vertrieben, so daß sie nur mit Noth Obdach für eine Nacht in einer Scheune erhielten, (sie ins Haus aufzunehmen,

*) Bertr. p. 242 Anm.

wurde bei Geldstrafe verboten) bis sie endlich die Erlaubniß erwirkten, wenigstens die nächste Schiffsgelegenheit nach Emden abzuwarten. Es giebt wohl wenig traurigere Belege für die Bosheit der streitlustigen Zunge (Jac. 3)! Die bessergesinnten Bürger und Obrigkeiten wurden übertäubt von den Geistlichen und so groß war die Gewalt der Schreier, daß auch mildere, einflußreiche Theologen wie Hemming in Kopenhagen und Chyträus in Rostock nicht wagten, den Mund aufzuthun. Aepinus in Hamburg war kurz zuvor gestorben. Desto minder darf man die Beispiele besserer Gesinnung verschweigen; der Herzog Johann Albert von Mecklenburg äußerte brieflich an a Lasco seine Geneigtheit, den Bedrängten zu helfen, wenn er nur könne, und der König Gustav von Schweden bedauerte, daß sich die Flüchtlinge nicht sofort nach Schweden gewendet, und erbot sich, trotz des Unterschiedes in der Lehre, noch für diejenigen sorgen zu wollen, die zu ihm kämen. In Ostfriesland vollends stand die Sache ganz anders.

Als die Flüchtlinge etwa um Ostern 1554 in Emden anlangten, wetteiferte alles, ihnen ihr Leid zu vergüten. Wo man erwarten durfte, ankommende Flüchtlinge zu treffen, an den Thoren und den Landungsplätzen, ließen sich die Bürger sehen um sie zu empfangen und zu unterstützen oder je nach den Umständen zu sich ins Haus zu nehmen; eine eigene Diakonie für die Fremdlinge wurde eingerichtet, die nach dreihundertjährigem nicht ungesegnetem Wirken bis auf diesen Tag — freilich den Umständen gemäß mit veränderter Tendenz — noch besteht, Gottesdienste in englischer und französischer Sprache wurden angeordnet, auch für die Pastoren wurde gesorgt. Micronius kam nach Norden, wo sich überhaupt viele Fremdlinge niederließen, Petrus Deloenus wurde durch Tido von Kniphusen angestellt, Hermes Backerel wurde Pastor zu Jemgum, wo er 1568 am Tage der Schlacht zwischen Ludwig von Nassau und Herzog Alba von spanischen Soldaten in den Armen seiner Tochter erstochen wurde. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß von lutherisch gesinnten Pastoren in Ostfriesland, — man weiß freilich nicht, ob dieselben dazumal zahlreich und von scharfem Gepräge waren — kein scheltendes Wort gegen die Fremdlinge aus damaliger Zeit berichtet wird.

Für a Lasco erwuchs aus dem allen zunächst neue Arbeit. Das erste nach seiner Rückkehr war gewesen, den König von Dänemark wegen seines Verfahrens in einem ernsten Brief zur Rede zu stellen und brieflich sich nach Schweden und Mecklenburg zu wenden für seine flüchtende Gemeinde. Jetzt schien es nothwendig, in öffentlichen Schriften gegen Westphal und seine Mitschreier aufzutreten, und während er selbst schon an einer Widerlegungsschrift arbeitete, wurde auch eine Geschichte dieser Flucht und der Verfolgung der Londoner Gemeinde vorbereitet. Doch blieb es vor der Hand bei einer Apologie, welche Micronius herausgab. Utenhove's Darstellung erschien erst mehrere Jahre später. a Lasco sah vom Schreiben ab, theils wegen seiner durch die letzten Erlebnisse gesteigerten

Kränklichkeit, theils weil er meinte, der Ton seiner Gegner belehre jeden, der nur nicht blind sein wolle, genugsam über deren Wesen und Character: solchen gegenüber sei jede Antwort Oel ins Feuer. Der Ton eines Westphal ist allerdings über alle Maßen empörend: a Lasco sei ein bissiger Polacke, von eigener Weisheit und verfluchten Gotteslästerungen so aufgeblasen, daß er sie ausspeien müsse, sonst würde er bersten. Viele stimmten mit in diesen Ton ein, selbst Bugenhagen sagte, dieser Landstreicher suche überall eine Stelle, um eine Kirche zurecht zu zimmern, die nie eine christliche gewesen sei. Offen sprach man es Westphal nach, die Obrigkeit müsse diesen Ketzern Gewalt entgegensetzen.*) a Lasco hätte mehr als ein Engel vom Himmel sein müssen, um solche Kinder des Hadergeistes zu überzeugen oder auch nur zu beschwichtigen. Aber er verrechnete sich, wenn er dachte, sein Stillschweigen werde ihm die Besseren gewinnen. Es gehört viel dazu, einem Schreihals gar keine Concession zu machen; sogar Hardenberg und Melanchthon ließen sich berücken und sahen einen Augenblick sauer, daß a Lasco den Gegnern nicht anders antwortete, als mit Verachtung, und daß er jetzt grade am unbeugsamsten auf seinem Stücke bestand. Das Schlimmste war freilich, daß man in Ostfriesland entscheidenden Orts die Sache nicht sah, wie sie war. Die Gräfin und ihr Bruder fürchteten den Lärmen der Theologen und den Unwillen aller derer, welchen sie durch die christliche Aufnahme der Flüchtlinge stillschweigend einen Stachel ins Gewissen gedrückt hatten. Die Höflinge benutzten den Augenblick: jetzt werde, so hieß es, die Gräfin es bald mit allen Ständen des Reichs verdorben haben um dieses unverträglichen Menschen willen, Ostfriesland werde allenthalben für ein Ketzernest verschrieen, in Brabant spitze man schon die Ohren auf die Kunde von a Lasco's erneuertem Wirken, dem man nicht müssig zusehen wolle, und in Ostfriesland selber habe er sofort bei seiner Ankunft die kaum gedämpfte Zwietracht durch seine Starrköpfigkeit wieder wach gerufen und seinen Katechismus durchgesetzt gegen die Absichten des Hofes: der Störenfried müsse fort, sonst werde er noch großes Unheil anrichten. Hardenberg's und Melanchthon's kurzsichtige Schwachheit machte das Maß voll; Hardenberg stimmte dem der Gräfin gemachten Vorschlag bei, sie möge Melanchthon berufen an a Lasco's Stelle und die Augsburgische Confession als Lehrnorm einführen, ja selbst Gellius Faber und Petrus Medmann, damals Bürgermeister zu Emden, sollen darum gewußt haben. Die Sache wurde ganz in der Stille betrieben, und a Lasco erfuhr nicht eher davon, als bis ein dahinzielender Antrag vor die Landstände gebracht werden sollte. Damit war aber das ganze Project auch schon total gescheitert: die Ritterschaft voran, erhoben sich die Stände gegen den Antrag.

*) Gerdes. l. c. 3: 93 ff.

a Lasco hatte so etwas nicht erwartet; nach scharfen Erörterungen mit seinen Freunden kam es jedoch zu einer baldigen Versöhnung. Er gedachte nun in Frieden seine Tage in Emden zu beschließen und machte in Gegenwart seiner Collegen, auch des Gellius, im April 1555 sein Testament. Das Ende der Arbeit und des Leides war noch so nahe nicht. Jetzt am Ende seines Lebens geschah, was er seit 20 Jahren vergebens gehofft hatte: in Polen, wo die evangelische Lehre festen Fuß faßte, sah man sich nach ihm um, und eine Aufforderung nach der andern kam: „komm herüber und hilf uns." Schon ließ es sich deutlich voraussehn, daß auch eine Aufforderung oder Erlaubniß vom Könige nicht lange mehr ausbleiben werde. Aber ein schmerzlicher Stoß bewirkte seinen Abschied aus Ostfriesland, noch ehe es dahin gekommen war. Der brabantische Hof drang wieder auf a Lasco's Entlassung, und diesmal mit Erfolg auch bei der endlich ermüdenden Gräfin; sie ließ ihm sagen: „er sei den Burgundern so verhaßt, daß sein Bleiben dem Lande Gefahr bringe." Traurend schied er von der traurenden Gemeinde, die auch jetzt bei der Trennung nicht ablassen wollte, ihn für den ihrigen anzusehn: „ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich die Dienstleistungen erzählen, durch die sie mir ihre Liebe bewies und noch beweist, schrieb er an Bullinger; in der Lehre habe ich eine solche Einigkeit zurückgelassen, wie sie dort nie zuvor gesehen worden. Gott sei Dank. Nur der Hof kennt keine Furcht des Herrn, auch die Gräfin scheint völlig erkaltet zu sein." Sie hatte, wie a Lasco und viele mit ihm vermutheten, ihm durch Medmann eine ansehnliche Geldunterstützung, ohne sich nennen zu wollen, zugehen lassen, um ihr eigenes Gewissen wegen ihres Verfahrens gegen ihren treuen Diener zu beschwichtigen. Da hatte sie's aber vollends mit ihm verdorben; er war durchaus nicht zu bewegen, das Geld zu behalten, wie gut er es auch gebrauchen konnte: „so lange die Gräfin in ihrer Heuchelei verharrt, habe ich nichts mit ihr zu schaffen; ihre Entschuldigungen wollen wir erörtern, wenn wir vor unsrem Richter stehen." Er verließ Emden zu Ausgang des April 1555.

5. Die Heimfahrt nach Polen. 1555 u. 56.

Theils die Nothwendigkeit, erst noch nähere Nachrichten aus Polen abzuwarten, theils der Blick auf einige Häuflein von englischen und niederländischen Flüchtlingen veranlaßten a Lasco, seinen Weg nach Frankfurt am Main*) zu nehmen. Valerandus Polanus, Pastor der wallonischen Abtheilung der Londoner Fremdengemeinde war mit den Seinigen aus London ebenfalls entflohen und hatte sich nach Frankfurt gewendet, welches er etwa um Ostern 1554 erreichte, also um dieselbe Zeit, wo Micronius mit den Seinigen in Emden anlangte. Ein anderes Häuflein

*) Vergl. Steitz, Hartmann Beyer ꝛc. Frankfurt a. M. 1852 pag. 99 ff. Derſ. bei Herzog. Art. Frankfurt.

hatte sich nach Wesel gewendet. An beiden Punkten ging es ihnen besser als in den Ostseestädten, indem man sie wenigstens aufnahm, und ihnen in Frankfurt sogar die Weißfrauenkirche zum Gebrauch anwies. Im Sommer 1554 folgte ihnen ein Haufe englischer Flüchtlinge mit dem Prediger William Wittingham an der Spitze, und diesen wurde sofort der Mitgebrauch der Weißfrauenkirche gestattet. Doch traten zwischen den Engländern und Wallonen alsbald Zwistigkeiten ein wegen der Gottesdienstordnung, indem die Wallonen an ihrer einfachen Liturgie, die Engländer ebenso entschieden an ihrer complicierteren englischen festhielten. John Knox, der berühmte Reformator Schottlands, der vom November 1554 bis März 1555 auch in dieser Gemeinde wirkte, brachte unter Mitwirkung Calvin's eine Revision und Vereinfachung der englischen Liturgie zu Stande, aber neuer Zuzug aus England fachte den Streit wieder an, und als der Magistrat von Frankfurt Knox bat, sich zu entfernen, um nicht den Haß des Kaisers, den er sich durch Ausfälle gegen die Vermählung der blutigen Maria mit Philipp von Spanien zugezogen hatte, auf Frankfurt zu richten — da bekam die englische Partei die Oberhand. Ein paar Monate nachher traf nun a Lasco ein und legte zu Gunsten der Wallonen sein Ansehn in die Wagschale, zumal er vom Rath sich die Erlaubniß auswirkte, neben der wallonischen und englischen auch eine niederländische Gemeinde zu organisieren. In ein förmliches Amt wird er bei derselben nur provisorisch getreten sein, obwohl er thatsächlich durch sein Ansehn an ihrer Spitze stand, vielmehr wurde Micronius von Norden zur Aushülfe berufen, bis Petrus Dathenus als Pastor der Niederländer in Frankfurt eintrat. Der Hader über die Liturgie ging fort, und a Lasco, Calvin und Martyr bemühten sich vergebens, ihn zu schlichten; aber bald brach auch der Streit mit den Lutheranern los, der a Lasco's Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch nahm.

Frankfurt war keineswegs eine entschieden lutherische Stadt, — sie war öfter der Sympathieen mit den „Zwinglianern" angeklagt worden — erst seit etwa 10 Jahren hatten die eigenthümlich lutherischen Anschauungen an Hartmann Beyer einen kräftigen Vertreter und Förderer gefunden. Das hatte aber die Aufnahme der Fremden, die sich der Gunst angesehener Frankfurter Familien erfreuten, nicht hindern können, und Calvin, der ebenfalls in freundschaftlichen Beziehungen zu Frankfurt stand, widmete noch im August 1555 dem Frankfurter Magistrat seine Auslegung der drei ersten Evangelien zum Dank für die den Fremden bewiesene Gastfreundschaft. Doch sammelte sich bereits vor a Lasco's Ankunft eine Wolke auf der Stirne der Frankfurter Geistlichen, und der unermüdliche Westphal säumte nicht, Frankfurt vor dem Gift dieser fremden Ketzer zu warnen. Er schickte den Fremdlingen einen Brandbrief nach, worin er dem Magistrat von Frankfurt sagte: „so jemand der Obrigkeit anzeigte, es wären Brenner in der Stadt oder Vergifter, so Wasser und Weide verunreinigten, außer

der Stadt aber Räuber und Mörder, der thäte ein löblich Werk und verdiente wohl wegen seiner Treue ein löbliches Trinkgeld. Als verhoffe ich demnach, es sei lobenswerth, daß die von mir angezeigt worden, die ein viel ärgeres Feuer und schädlicheren Brand anstecken, mit Gift die Brunnen und heilsame Weide der gesunden Lehre verderben, rauben und stehlen uns das Wort Gottes, die ewigen Güter und verderben die Seelen. Darum werden sie von dem Herrn Christo gestraft, daß sie Diebe sind und Mörder. Aus Antrieb des heiligen Geistes (Luc. 9:55 ff.?) hat diesen Rath der Mann Gottes Lutherus gegeben, daß man die Sacramentierer meiden und aus der bürgerlichen Gemeinschaft sie verjagen sollte." Dazu kam die Uneinigkeit der Fremden unter einander, der Neid einiger Frankfurter Zünfte auf die größere Kunstfertigkeit der Fremden, und endlich das Verlangen derselben, da die Weißfrauenkirche ihnen zu klein, auch eine der lutherischen Kirchen mitbenutzen zu dürfen. Im September 1555 erhoben die Frankfurter Geistlichen Klage beim Rath, die Fremden seien in der Lehre mit der Augsburgischen Confession in Streit. a Lasco antwortete: nicht mit der Lehre der Augsburgischen Confession sei er in Streit, sondern mit neuaufgebrachten unschriftmäßigen Ausdrucksweisen und Lehren, mit der Augsburgischen Confession wenn man sie nur aus ihr selbst erkläre, sei er einverstanden; „wir glauben und bekennen", sagt er, „daß mit Brod und Wein Leib und Blut des Herrn den Essenden im Abendmahl wahrhaftig dargereicht werden" wie die Augsb. Confession Art. 10 sagt, „das heißt", wie dieselbe Art. 13. erklärt, „denen, die im Glauben die von den sacramentlichen Zeichen dargestellte unsichtbare Gnade und den heiligen Geist annehmen." Die Gegner wollten sich mit a Lasco's Erklärung, die er später — Oct. 1556 — in einer besondern Rechtfertigungsschrift weiter auseinandersetzte, nicht zufrieden geben, und besonders Westphal fiel mit Wuth darüber her. a Lasco aber war um seiner Gemeinde wie um seiner Person willen viel daran gelegen, nicht in den Ruf eines Feindes der Augsburg. Confession zu kommen, denn eben damals war durch den Augsburg. Religionsfrieden (25. Sept. 55) den Bekennern der Augsburg. Confession Duldung zugesagt mit Ausschluß aller andern; in Westphal's Eifern kündigte sich schon die berüchtigte spätere Taktik der Streitgeister an, ihren Widerpart als Gegner der Augsburg. Confession den Katholiken zu denuncieren und für außer dem Religionsfrieden stehend zu erklären. Es kam hinzu, daß König Sigismund von Polen zu erkennen gegeben hatte, er werde nur für den Fall in a Lasco's Heimberufung willigen, daß derselbe die Augsburg. Confession ausdrücklich acceptiere. Um sich und seine Gemeinde nun gegen das Geschrei der Gegner so viel wie möglich zu decken, wandte a Lasco sich an alle friedliebenden deutschen Fürsten, um ihren Eifer zu spornen für die Beilegung des kirchlichen Haders und ihre Fürsprache für seine Gemeinde in Frankfurt zu gewinnen. Bei dem Landgrafen von Hessen und dem

Churfürsten Ottheinrich von der Pfalz war sein Bemühen auch nicht vergebens; seine Hoffnung, bei dem Herzog Christoph von Württemberg, der trotz der Lehrdifferenz sich äußerst mildthätig gegen die Vertriebenen aus England bewiesen hatte, ebenfalls durchzudringen, wurde leider durch Brenz vereitelt.

Den 22. Mai 1556 kam es in Stuttgart zu einem Gespräch*) zwischen Brenz und a Lasco, in welchem Ersterer zu beweisen suchte, daß, weil Christus sitze zur allgegenwärtigen Rechten Gottes, Gottheit und Menschheit aber untrennbar in ihm vereinigt seien, auch der Leib Christi allgegenwärtig (folglich im Abendmahlsbrot und -Wein) sein müsse. a Lasco entgegnete, daß es nicht die Abendmahlslehre sei, über die sie sich auseinander zu setzen hätten, man möge ihm, dem Fremdling, auch nicht zumuthen, daß er sich in eine Kritik der verschiedenen Ansichten vom Abendmahl einlasse, es handle sich nur darum, ob er und die Seinigen mit der Lehre der Augsburg. Confession in Widerspruch ständen. Wir lehren, fuhr er fort: daß Christus unser Herr, wahrhaftig Gott und Mensch, wirklich und wesentlich in seinem Abendmahl uns gegenwärtig sei und uns sich selber, auch seinen eignen Leib, der für uns in den Tod gegeben, und sein Blut, das für uns vergossen, als eine Speise zum ewigen Leben darreiche, wirklich und wirksam, damit wir es im Glauben ergreifen zugleich mit dem Abendmahlsbrod und -Wein, d. h. während des Genusses derselben nach seiner Einsetzung; soll nun nachgewiesen werden, daß dies der Lehre der Augsburg. Confession zuwider sei, dann muß man mir widersprechende Stellen derselben nachweisen. Brenz antwortete, er habe die Augsburg. Confession mitgestellt und müsse daher wohl wissen, was dieselbe lehre: diese Lehre sei ihr fremd. Damit ließ sich aber a Lasco nicht abfertigen, sondern stellte Artikel 10 der Augsburg. Confession als seiner Auffassung nicht widersprechend hin und vertheidigte das mit Art. 13, weiterhin an die Apologie der Augsburg. Confession und die Acten des Regensburger Gesprächs appellierend. Brenz zog sich auf seine Ubiquitätslehre zurück, a Lasco darauf, daß die nicht hierher gehöre, übrigens unvereinbar mit der heiligen Schrift sei, auch die altkatholische Kirche wisse nichts von den wunderlichen Dingen, die Brenz vortrage. Es kam zu keiner Verständigung. Die beiden Herren sind einer über des andern Erörterungen höchst verwundert gewesen, und, so wunderlich es klingen mag, beide hatten sie nicht so ganz Unrecht. Brenz mußte allerdings wissen, daß zur Zeit der Aufstellung der Augsb. Conf. (1530) Melanchthon so ziemlich vollständig von Luther beherrscht und gegen die Schweizer eingenommen gewesen war, mag er nun in der ersten Fassung von Artikel 10 seine Antipathie gegen die Schweizer haben ausdrücken wollen oder nicht. Andererseits, abgesehen davon, daß Bren-

*) a Lasco's Bericht darüber bei Meiners l. c. 1: 618. ff.

zen's Ubiquitätslehre durch sich selbst a Lasco's Verwunderung rechtfertigt, ist es doch Thatsache daß für Melanchthon nach 1530 Luther's Auffassung eine immer fremdere geworden war, daß er mit Bucer, Bullinger, Calvin sich verständigt hatte und seine Auffassung im Reich die officiell gültige war, gegen die erst eben die Gegenparthei unter Flacius ihre Waffen schliff. Aber auf diesen innern Entwicklungsgang des Protestantismus wurde nicht eingegangen, auch von einem Unterschied geschweige von einem Gegensatz der Ausgaben der Augsb. Conf., namentlich von 1530 und 1540, hat Brenz keine Sylbe erwähnt. Vergebens suchte a Lasco brieflich sich mit ihm zu verständigen, er antwortete einigermaßen barsch, er habe keine Zeit weiter zu verhandeln und müsse abreisen. Auch beim Herzog selbst erreichte a Lasco seinen Zweck nicht, obgleich derselbe ihn seiner Liebe zum Frieden versicherte und ihn gnädig entließ. Natürlich konnte dieser Ausgang des Gesprächs mit Brenz nur nachtheilig auf die Lage der Fremden in Frankfurt einwirken, und trotz aller Bemühungen a Lasco's und Calvin's, trotz der Fürsprache des Landgrafen von Hessen kam es dahin, daß der Magistrat am 21. October 1556 den Beschluß faßte, die Fremden müßten Frankfurt verlassen.

Grade an demselben Tage brach a Lasco von Frankfurt auf; nicht in Folge dieses Beschlusses, sondern weil er dringend nach Polen, wo die Sache des Evangeliums gedeihlichen Fortgang nahm, gerufen worden war, und je eher desto lieber dort zu sein wünschte. Es kam auch in Frankfurt nicht zur Vertreibung. Melanchthon's Verwendung und das Bekenntniß, welches die Fremden den 1557 in Frankfurt versammelten Fürsten vorlegten, sicherte sie einstweilen. Aber der innere Hader über die englische Liturgie ging fort, eine offene Spaltung trat ein — gerade wie später in England zwischen Episcopalen und Puritanern — und dies fortwährende Hadern wie der Widerwille des geistlichen Ministeriums fachten immer den Streit wieder an. Es kam zur Schließung des Gottesdienstes: ein Theil der Fremden zog nach Hanau, wo ihre Gemeinde noch besteht, ein Theil nach Frankenthal in der Pfalz mit Dathenus, ein Theil blieb, hielt aber seinen Gottesdienst auf hessischem Boden zu Bockenheim, und erst am Ende des vorigen Jahrhunderts, 1792 und 93, wurde in Frankfurt der Bau einer wallonischen wie einer niederländischen Kirche frei gegeben. Den Brüdern zu Wesel ging es noch schlimmer. Auch gegen sie ward Sturm geläutet und trotzdem von Melanchthon und Calvin, so wie von Ostfriesland aus Fürsprache eingelegt wurde, kam es doch so weit, daß die Fremden und ihre Prediger auf offener Straße mißhandelt und mit dem blanken Schwert verfolgt wurden.*) Je mehr aber die eifrigen Lutheraner alles Maß überschritten, desto enger schlossen sich die Anhän-

*) Calvini ep. et resp. p. 192.

ger Melanchthon's mit den Fremden zusammen, bis ein Streit über den Exorcismus die Sache vollendete: im Jahr 1564 wurde Wesel vollständig reformiert und nahm den Heidelberger Katechismus an.

a Lasco aber wendete sich von Frankfurt erst noch an den Landgrafen von Hessen, um denselben zur Veranstaltung eines Convents aller friedsamen Theologen der ganzen protestantischen Christenheit behufs Beilegung der Lehrstreitigkeiten zu bewegen. Er fand außerordentlich wohlwollende Aufnahme und geneigtes Gehör für seine Vorschläge. Die Schweizer Freunde versprachen sich allerdings von allen diesen Bemühungen a Lasco's nichts; verhandeln mit den fehdelustigen Theologen sei nur Oel ins Feuer, auf dem Wege der Verhandlung sei überhaupt nichts auszurichten. Sie scheinen sich bereits mit dem bittern Gedanken an eine unheilbare Spaltung innerhalb des Protestantismus vertraut gemacht zu haben, wie sie etwa 20 Jahre später über den Gräbern Melanchthon's, Calvin's und a Lasco's sich vollzog. a Lasco war nicht müde zu machen durch alle seine bittern Erfahrungen, er wollte noch immer Friedensverhandlungen! (der Pole verläugnet sich nicht!) Man hat oft gesagt, a Lasco sei nach seiner Rückkehr aus England schroffer gewesen als vordem; seine unermüdlichen conciliatorischen Bemühungen zeugen nicht dafür. — Mit Briefschaften des Landgrafen von Hessen begab er sich im November 1556 nach Wittenberg zu Melanchthon. Hatte Melanchthon früher es mehrmals mißbilligt, daß a Lasco seinen eifernden Gegnern eine entschlossene Stirn zeigte, von keiner Beugung unter ihren Willen wissen wollte und den kirchlichen Frieden wie die kirchliche Gemeinschaft als sein Recht in Anspruch nahm bei allem Unterschied der theologischen Erkenntniß und Ueberzeugung, wegen der gottlob vorhandenen fundamentalen Einheit einerseits und andrerseits in dem Bewußtsein, „daß der heilige Geist nicht aufhört, täglich mehr an den Tag zu bringen" und sich keine Lehrformeln als „Stacket und Pallisaden" um die Schrift herumbauen läßt*) — so sah Melanchthon jetzt die Sache mit andern Augen an. War es doch jetzt offen zu Tage getreten, daß die von ihm immer mit dem Handschuh angefaßte Gegenpartei von Amsdorf und Flacius es mit vollem Bewußtsein darauf anlegte, ihn zum Dank für seine Verdienste um die evangelische Kirche zum Ketzer und erwiesenen Irrlehrer zu stempeln, seiner Sache „nicht nur einen Stich zu geben, sondern ihr die Gurgel ganz abzuschneiden". a Lasco wurde mit offenen Armen von Melanchthon und allen Lehrern in Wittenberg aufgenommen. Mit Freuden ging man auf seine Vorschläge ein, eine Versammlung aller friedsamen Theologen für den folgenden Herbst in Frankfurt zu veranstalten. Die Sache sollte aber ohne Mitwirkung der Regierungen und in aller Stille betrieben werden,

*) S. d. Worte aus dem tract. de sacram. b. Gottfr. Arnold, Kirchen- und Ketzerhist. 3 : 301.

damit, wie Melanchthon sagte, die unruhigen Geister keine Gelegenheit erhielten, ihre Ränke spielen zu lassen, um das moralische Gewicht einer Einigung der erleuchtetsten Gottesgelehrten der gesammten protestantischen Christenheit zu schwächen. a Lasco's Schriften über seinen Standpunkt gegenüber der Augsb. Conf. wurden von Melanchthon ebenso offen gebilligt, wie sie Calvin gebilligt hatte, und die Einigkeit im Geist von ihm vor den Studierenden und den Lehrern der Universität wie in Briefen an den König von Polen offen und freudig bezeugt. Diese Tage in Wittenberg bei Melanchthon warfen zuletzt noch ein milderndes Licht zurück auf die letzten trüben Jahre, die a Lasco in Deutschland verlebt hatte. Leider durfte er nicht lange weilen; gedrängt durch Briefe aus Polen und durch die Vorboten seiner wiederkehrenden körperlichen Leiden eilte er, noch vor dem Winter nach Polen zu gelangen, welches er denn auch den 3. Dec. 1556 erreichte.

3. Der Lebensabend in der fremden Heimat. 1556—60.

Wir haben wiederholentlich hervorgehoben, mit welcher Liebe a Lasco an Polen hing, mit welcher Freude er jeden Schimmer von Hoffnung begrüßte, auch sein Vaterland der evangelischen Kirche gewonnen zu sehen und selber gewinnen zu helfen. In den vierziger Jahren war manches geschehen, ihn in dieser Hoffnung zu bestärken: die Evangelischgesinnten in Polen gewannen an Zahl und Kraft, seit der Uebertritt Herzog Albrecht's von Preußen zur evangelischen Kirche und die Stiftung der Universität Königsberg (1544) den deutschen Einfluß stärkte, viele böhmische Brüder sich in Polen niederließen, endlich auch Sigismund August (1548) den Thron bestieg, an welchem man entschiedene Hinneigung zum Protestantismus bemerken wollte. Je mehr vollends das schweizerische Bekenntniß unter den eigentlichen Polen Anklang fand, desto mehr Aussicht war für a Lasco's Heimberufung vorhanden, zumal auch der König sich grade dieser Seite näherte, mit Aufmerksamkeit Calvin's Institutio las und mit diesem in brieflichen Verkehr trat. Dennoch währte es lange, ehe a Lasco gerufen wurde; so lange er für einen Feind der Augsburgischen Confession galt, wagte es der König nicht, a Lasco aber wollte gerufen sein: war er nicht gerne gesehen, dann konnte er sein Werk nicht angreifen, wie es in Polen durchaus Noth that. Er wartete also, aber blieb nicht müssig. Theils arbeitete er in der erzählten Weise, um sich zu den deutschen Theologen in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen, theils suchte er brieflich den König und die Stände des Reichs in die rechte Bahn zu bringen. Seine Flucht aus London (1553) hatte ihn bei der Ausarbeitung der Londoner Kirchenordnung gestört, in Emden hatte er diese Arbeit fort-

gesetzt, in Frankfurt eilte er, damit zu Ende zu kommen und schickte sein Buch*) Ende 1555 mit einer Widmung an den König und die Stände von Polen. Mit den ernstesten Worten legte er allen die Reformation der Kirche an's Herz: „jetzt sei die Zeit der Heimsuchung, entschuldigen könne sich niemand, eine so kräftige Erweckung durchdringe das ganze Polenvolk, wie nie zuvor, auch die Kinder auf der Gasse, ja die Bischöfe selber erkennten die Verderbtheit des Kirchenwesens. Polen sei an einem entscheidenden Wendepunkte seiner Geschichte angelangt, es dürfe nicht glauben, nur so unbekümmert dem Evangelio den Rücken kehren zu können; habe der Ernst Gottes je und je auch in den Zeiten der Unwissenheit durch sein richterliches Walten sich kund gethan, um so vielmehr werde sich sein Zorn entladen in plötzlichen und vernichtenden Schlägen über das ganze Land, wenn es die gegenwärtige Zeit der Gnadenheimsuchung verwahrlose. Es gelte, die Augen aufzuthun, um zu prüfen, damit man sich nicht durch die heuchlerische Miene römischer Geistlichkeit irre machen lasse; es gelte, Ernst zu machen mit dem, was David im 2. Psalm auf diese Zeit allen Fürsten und Völkern geweissagt und geboten habe, Christo seinem Gesalbten allein zu dienen und ehrlich mit aller Menschengefälligkeit zu brechen; es gelte aber andererseits auch, allem willkürlichen Wesen in Lehre und Gottesdienstordnung Thür und Thor zu sperren, sonst werde der böse Geist, zur einen Thür hinausgeworfen, durch die andere wieder hereinkommen mit sieben Gesellen, die ärger seien denn er." Ohne alle Wirkung konnten solche Worte nicht bleiben: von Tage zu Tage wurden die Stimmen lauter und zahlreicher, die a Lasco's Heimkehr von ihm und vom Könige begehrten. Dieser konnte auch nicht länger widerstehen und erklärte: wolle a Lasco zurückkommen, so sei es ihm recht; gebieten wolle ers nicht, verbieten auch nicht. Darauf hin brach a Lasco auf; mit Melanchthon's Empfehlungen und Ermahnungsbriefen an den König, die unverkennbare Nachklänge jener Sendschreiben a Lasco's enthalten, betrat er endlich den heimatlichen Boden wieder nach zwanzigjähriger Fremdlingschaft.

In Polen brachte die Nachricht von seiner Ankunft große Bewegung hervor. Die zum Reichstage in Warschau versammelten Bischöfe, berichtet Utenhove,**) traten sofort mit dem päpstlichen Legaten, Lipomani, Bischof von Verona, beim Erzbischof von Gnesen zusammen und hielten den ganzen Tag Rath, wie sie a Lasco wieder fortschafften; denn, wenn er bleibt, sagte der Bischof von Krakau, so wird er unser aller Henker sein. Lipomani voran, zogen sie am folgenden Tag insgesammt zum Könige, und begehrten, er möge diesen Ketzer doch ja nicht vor sich lassen,

*) Forma ac Ratio tota Ecclesiastici ministerii in peregrinorum potissimum vero Germanorum ecclesia instituta Londini in Anglia. auct. Joh. a Lasco. Francof. a. M. 1555 — nicht früher!

**) Calvini ep. et resp. p. 193.

wenn ihm die Ruhe seines Landes lieb sei. Die geistlichen Herren müssen polnisch gelärmt haben; der König gebot ihnen Stillschweigen und fertigte sie nicht sehr freundlich ab. Da die Festung sich nicht überrumpeln ließ, wurden andere Maßregeln ergriffen: man streute aus, a Lasco organisiere einen Aufstand, er streife mit hundert und mehr Reutern im Bisthum Krakau umher, und allenthalben sei sein Erscheinen das Signal zu Bilderstürmereien und allerhand Unruhen. Kaum gelang es einem Verwandten a Lasco's, dem schon wankenden König diese Lügen zu enthüllen. a Lasco aber säumte nicht, dem Könige zu zeigen, wer er sei und was er wolle. Unverzüglich nach seiner Ankunft setzte er denselben in einem ausführlichen Schreiben von seiner Rückkunft in Kenntniß, stellte ihm die Briefe Melanchthon's zu und beschwor ihn, die Augen aufzuthun und allein auf den zu hören, den der lebendige Gott selber versiegelt habe mit dem Zeugniß: den sollt ihr hören. „Nicht seiner selbst wegen sei er zurückgekehrt, nicht seiner selbst wegen begehre er, im Vaterlande thätig zu sein, er müsse es um Gottes willen; der König sei von Gott zum Vater des Vaterlandes gesetzt, deshalb wolle er in aller Ehrfurcht des Königs und des Landes Heil zu fördern trachten an seinem Theil: indem er ihm die Wahrheit sage. Andere mögen schmeicheln und reden, was Menschen gefällig ist, aber solche suchen sich selber und verlassen ihren König, sobald einmal die Wellen hoch gehen. Die heimlichen Verkläger sollen nur an's Licht kommen, so wolle er's Angesichts des Königs wohl mit ihnen ausmachen. Das sei freilich sehr wahr, Gefahr drohe dem Könige, nach welcher Seite er sich auch hinneigen möge; doch nicht dorther drohe Gefahr, woher die Bischöfe sie weissagen, von den Neuerungen; sie thäten besser, sich zu fragen, durch was für „Neuerungen" denn das griechische Reich in die Knechtschaft der Türken gerathen sei? Die einzige Neuerung, die die Griechen zur Zeit ihres Untergangs vorgenommen, sei die, daß sie aufgehört hätten, dem Einfluß des Papstes sich zu verschließen! Wolle der König darin den Griechen und dem Drängen der Bischöfe folgen, so möge er sich auf gleiche Folgen gefaßt machen. Wolle er lässig sein im Werk der Reformation, so möge er nur nach Ungarn blicken, um auch davon die Folgen zu sehen. Nichts könne ihn und Polen retten als die Hingabe eines ungetheilten Herzens in den Gehorsam Christi; daß er unbekannt sei mit der Wahrheit des Evangeliums und den Schäden des Papstthums, wie seine Vorfahren, könne der König nicht mehr sagen: so möge er sich denn hüten, daß ihn nicht dermaleinst, trotz aller Ausflüchte, der Richter überführe, wie er die Finsterniß mehr geliebt habe als das Licht."

Günstig standen eben für a Lasco die Verhältnisse nicht, als er in Polen zur Förderung der Reformation Hand ans Werk legte. Zwar waren die hervorragendsten Männer unter dem Adel der Reformation günstig, aber die klerikale Partei hatte noch viel Macht und zwei eifrige

Führer an dem päbstlichen Legaten Lipomani und noch mehr an dem Bischof Hosius von Ermeland. Während die Römischen unter diesen Häuptern in geschlossener Einheit ihm gegenüberstanden, herrschte im protestantischen Heerlager große Zerklüftung. Die wirklich Evangelischen unterschieden sich in drei Gruppen: die ersten Evangelischen in Polen waren Lutheraner, meist auch deutscher Herkunft, gewesen; aber je weniger es die Deutschen verstanden, die Polen an sich zu ziehen, je mehr andrerseits die schweizerische Lehre bekannt wurde, desto entschiedener neigten sich die eigentlichen Polen in Lehre und Verfassung den Reformierten zu; zwischen beiden standen, jedoch durch Stammesverwandtschaft und Lehre mehr nach der reformierten Seite hingezogen, die böhmischen Brüder. An Vereinigungsversuchen hatte es nicht gefehlt, auch war eine vorläufige Verständigung zwischen den Reformierten und Brüdern schon 1555 zu Stande gekommen, indes blieb für a Lasco's conciliatorische Geduld und Geschicklichkeit noch ein weites Arbeitsfeld. Weit schlimmer aber war es, daß unter die Evangelischen sich viele eingeschlichen, die entweder keine Spur von ehrlich evangelischer Gesinnung hatten oder auf zwei Seiten hinkten. In Polen hatte sich schon bald nach dem Beginn der reformatorischen Bewegung eine Richtung herausgebildet, die mit den mittelalterlichen Irrthümern auch zugleich die Grundlagen des Christenthums antastete; an sie schlossen sich mehrere Italiener, die ähnlich gesinnt waren, — wie überhaupt der polnische und der italienische Volkscharakter viel verwandtes zu haben scheinen, — und von dieser Seite her fürchteten a Lasco und die Seinigen mit Recht das Meiste. So hatte unser Reformator nach allen Seiten hin schwere Arbeit vor sich — und wenig tüchtige Stützen. Von seinen bisherigen Mitarbeitern war ihm Johann Utenhove, sein getreuer „Achates" gefolgt, Paul von Wingen sollte mit a Lasco's Frau und den Kindern nachkommen. An König Sigismund fand er keinen Eduard und keine Gräfin Anna, man konnte nie klug daraus werden, was er eigentlich war: ein ziemlich sicherer Beweis, daß er nichts recht war. Wenig besser stand es mit den meisten polnischen Adligen; nur Nicolaus Radziwill giebt sich auf jedem Schritt und Tritt als einen ganzen durch und durch evangelischen Charakter zu erkennen.

Leider haben wir nur äußerst spärliche Nachrichten über a Lasco's Thätigkeit am Abend seines Lebens, so daß wir darauf verzichten müssen, ein vollständiges und ausgeprägtes Bild davon zu entwerfen. Die Polemik mit den Bischöfen scheint ihn nicht sehr in Anspruch genommen zu haben; der Adel war jetzt schon meist entschieden gegen Rom; einstimmig bewillkommnete er den Legaten Lipomani, wenn er den Saal der Stände betrat: „wir grüßen dich, Natternbrut." Die Maßlosigkeit der römischen Polemik, scandalöse Ausbrüche blutdürstigen Ketzerhasses*) machten den

*) Krasinski pag. 143.

Legaten von selber bald unmöglich, und da vollends Hosius von Ermeland an Vergerius, dem ehemaligen Bischof von Capo d'Istria, einen mehr als ebenbürtigen Gegner gefunden hatte,*) so konnte sich a Lasco einem andern seinem Charakter angemesseneren Werke zuwenden, dem positiv aufbauenden. Er wurde Superintendent der reformierten Gemeinden in Kleinpolen (jetzt russisch) und wohnte auf einer ihm gehörenden Besitzung Rabstein.**) Seine Hauptsorge war, die Gemeinden innerlich zu heben und mit den verwandten Bekenntnissen so innig wie möglich zu verbinden, zu welchem Ende er zunächst die Uebersetzung der Bibel ins Polnische betrieb, ein Werk, das unter der energischen Mitwirkung Radziwill's durch a Lasco im Verein mit mehreren polnischen und ausländischen Gelehrten zu Stande kam und von den Polen noch jetzt für ein Meisterwerk, auch in sprachlicher Hinsicht, anerkannt wird. Die erste Ausgabe erschien erst nach a Lasco's Tode. — In Lehre, Cultus und Verfassung hätte er alles gern nach dem Muster der ehemaligen Londoner Gemeinde eingerichtet, aber das hatte seine Schwierigkeiten. In Betreff der Kirchenzucht mahnten die Schweizer mit Recht zur Vorsicht, weil man eben einen großen Theil von Menschen vor sich hatte, die dem Evangelio erst gewonnen werden mußten, nicht solche, die um des Evangeliums willen schon Opfer gebracht, wie die Londoner Flüchtlinge. Nicht minder schwierig stand es in Betreff der Lehre. Wenn irgendwo so that in Polen Einigung noth, aber auf welcher Grundlage? Während man von einer Seite auf die Augsburgische Confession drang, warnten die Schweizer mit Recht vor den Streitigkeiten, die mit ihr wie in Deutschland so auch in Polen einziehen würden; sei doch selbst die Auslegung derselben im Sinne ihres Verfassers sehr precär, da Melanchthon einzelne Lehrpunkte zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt habe. Von andern Seiten stützte man sich auf das Bekenntniß der Brüder, das jedoch auch wieder in seinen Ausdrücken dehnbar war. Dennoch einigten sich auf einer 1557 unter a Lasco's Vorsitz gehaltenen Synode die Brüder und die Reformierten so, daß beide fortan ein Ganzes bildeten. Eine Einigung mit den Lutheranern erlebte a Lasco nicht, vielmehr mußte er sich bis an sein Ende mit dem auch nach Polen hinüberlärmenden Streit der deutschen Theologen befassen. Unter den letzten Arbeiten seiner Hand war eine Vorrede zu Utenhove's Bericht über die Schicksale der Londoner

*) Sixt, Petrus Paulus Vergerius. Braunschweig 1855. bes. S. 391—443; in persönlichen Verkehr können a Lasco und Vergerius in Polen nicht wohl gekommen sein, doch haben sie brieflich über Unionsfragen verhandelt (Vertr. p. 397 bes. 93 ff. Anm.). Näheres scheint leider nicht bekannt zu sein; auch Sixt p. 496 ff. kommt nicht genauer darauf zu sprechen.

**) Göbel in der reform. Kirchenz. 1859. p. 309 ff.

Flüchtlinge und eine Gegenschrift gegen Westphal;*) beide Stücke erschienen gleich nach seinem Tode.

Doch sollte ihm auch gerade vom Ausland her noch einige Freude kommen, noch einige Hoffnung, daß er nicht ganz vergeblich gearbeitet habe. In der Schweiz und in Straßburg**) sah er seine Ziele von jüngeren tüchtigen Männern noch fest im Auge behalten, dorthin sandte er seine jungen Landsleute, um sich zum Dienst der polnischen Kirche auszubilden. In England, wo Elisabeth den Thron bestieg, und die Gräuel der Verfolgung ein Ende nahmen, constituierte sich die Londoner Gemeinde auf's neue; sein getreuer Utenhove eilte dorthin, und von London wie von Emden aus konnte nun den Niederlanden Hülfe geboten werden. Elisabeth sah er vollends Anstalten treffen zur Verwirklichung seines Lieblingswunsches, alle Evangelischen trotz aller Lehrdifferenz zu einem großen Bunde zu vereinigen.***)

Allein über Polen blieb die dunkle Wolke gelagert, aus der er mit ahnendem Geist das Verderben hervorbrechen sah. Abgesehen davon, daß eine Einigung zwischen Lutheranern und Reformierten immer nicht zu Stande kommen wollte, stellte sich die Krankheit täglich deutlicher heraus, an der die polnische Kirche und die ganze Nation untergehen mußte. In das eigentliche Volk drang die evangelische Erkenntniß und die Zucht der Wahrheit gar nicht ein, und schon hierin gab sich zu erkennen, wie wenig sie bei dem Adel, der das große Wort führte, Wurzel geschlagen hatte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Lauheit, gepaart mit dem äußeren Interesse an der Polemik gegen Rom, ihre Früchte brachten: die Disputierwuth und die Tyrannei der Phrase. Selbst Leute, die a Lasco scheinbar nahe standen, die Italiener Lälius Socinus, Lismanini und Stancaro bildeten in einer besondern Gesellschaft unter dem Schein des religiösen Interesses sich zu Disputatoren heran, die über das Wesen Gottes und die Person Christi so viel und so fein zu schwatzen wußten, daß ihnen das Göttliche und Christliche unter den Händen in Nebel zerrann, daß nur Fragen und Spitzfindigkeiten übrig blieben für die Langeweile. Und, wie mit der Flachheit sich so gerne die Intoleranz verbindet, so trat schon damals, wenigstens bei Stancaro,

*) Responsio ad virulentam calumniisque ac mendaciis consarcinatam hominis furiosi Joachimi Westphali Epistolam quandam qua Purgationem Ecclesiarum Peregrinarum Francofurti convellere conatur per Joannem a Lasco ejus ipsius Purgationis autorem, sic ut Paragraphi Paragraphis e regione respondeant: quo magis faciliusque appareat, utrinam causam aequiorem habeant in hac controversia de Augustana Confessione. Basil. Oporin. 1560 Mense Martio. 8°.

**) Zanchii epist. 2:233 ff.

***) Heppe, der kirchliche Verkehr Englands mit dem evangel. Deutschland im 16. Jahrh. London und Marburg 1859.

die Absicht hervor, sich gegen die seinen Einflüsterungen widersprechenden Evangelischen mit den Bischöfen zu verbinden, vermuthlich, um sich durch Verrath freien Spielraum zu erkaufen. a Lasco erlebte nur die ersten leisen Regungen, die sich noch nicht offen an's Licht wagten, aber er hatte genug daran, um zu sehen, daß er ein dorniges Feld bebaue, und ohne Murren zu folgen, sobald sein Herr ihn abberief aus einem Arbeitsfelde, das sein nicht werth war. Es geschah bald. Wir vernehmen nichts von besonderer Krankheit, die ihn ergriffen hätte; es steht zu vermuthen, daß seine alte Kränklichkeit, gesteigert durch die ergreifenden Erlebnisse der letzten Jahre und die angestrengteste Thätigkeit, seine Kräfte aufrieb, bis nach kurzem Krankenlager, welches leider kein nahestehender Freund uns beschrieben hat, den 13. Januar 1560*) seine Stunde schlug. Den 29. Januar wurde er in der Kirche zu Pinczow mit hohen Ehren beigesetzt.

Hatte er im Leben gewandelt nach dem Wort des Paulus: „wäre ich noch Menschen gefällig, so wäre ich Christi Knecht nicht", er hat es wie Paulus mit seinem Ende besiegelt, indem er den schönsten Wunsch seines Lebens zu Grabe trug: Polens Bekehrung zum Evangelio, — gleich wie Paulus vergebens die Hand ausstreckte nach Israel, dem in Unglauben versinkenden, weil der, der Glauben verlangte, nicht bot, was Menschen gefällt. Doch ist das Siegel der Wahrheit seinem Werke aufgeprägt durch Gottes richterliches Walten in der Weltgeschichte. „Verwahrlost ihr die Zeit der Heimsuchung, so wird das Heil verhüllt vor euren Augen", hatte a Lasco den Polen geweissagt; so ist's geschehen. Von der Zeit Sigismund August's an ist Polens Stern zuthalgegangen**); a Lasco und Radziwill († 1565) wurden in Frieden heimgeholt, ehe der unrettbare Verfall offenbar wurde. Hosius, jetzt den federleichten Denkern gegenüber ohne viel Mühe Meister des Schlachtfeldes, erreichte mit Hülfe der Jesuiten Vortheil über Vortheil. Seit der Hof entschieden auf die Seite Roms übertrat, folgte eine Familie aus dem Adel der andern, und Nicolaus Radziwill's eigner Sohn ließ die Bibeln aufkaufen und verbrennen, in deren Verbreitung der Vater seinen höchsten Triumph gesehen hatte; a Lasco's Verwandte traten gleich-

---

*) Ganz sicher ist das Datum seines Todes nicht: den 13. Januar nennen sämmtliche Ostfriesen nach Regenwolscius, desgl. Schmidt, Martyr p. 231. Daß Regenwolscius auch den Tag der Beerdigung anzugeben weiß, wie auch, von wem, in welcher Sprache und wie viel Leichenreden gehalten worden, befestigt seine Angabe; sie wird aber sehr erschüttert dadurch, daß in Bullingers Diarium (Miscell. Tigur. 1722. S. 67 und S. 68. Anm.) der 8. Januar genannt ist. Entscheiden könnten nur die Briefe, welche a Lasco's Abscheiden den auswärtigen Freunden bekannt machten. Sind sie verloren?

**) Vgl. die strengen aber wahren Worte von E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig. 1843. S. 318, 19.

falls in die römische Kirche zurück; er selber hinterließ ohne Vermögen eine Wittwe mit neun Kindern, man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Die Evangelischen sind in Zwiespalt und Mangel an Pflege verkümmert. Von 122 reformierten Kirchen, die zu a Lasco's Zeit in Kleinpolen waren, sind noch 6 übrig mit 4500 Seelen; viele dieser verschwundenen Gemeinden sind jedoch nur durch blutige Gewaltthat aus dem Wege zu räumen gewesen. Aeußerlich glänzende Erfolge winken dem, der Menschen zu gefallen versteht; wer Christi Knecht sein will, der wisse, daß der Meister sein „Vollbracht" aussprach, als er am Kreuze hing und sein Werk vor Menschenaugen nicht vollendet, sondern gescheitert war; das ewig Bleibende ist, was sich den Augen der Welt entzieht. Auch außerhalb Polens sind a Lasco's schönste Erfolge die unsichtbaren; doch seine Schriften und Einrichtungen dauern theilweise fort bis diesen Tag und sorgen, daß der Nachwelt sein Andenken in Ehren bleibe. Ein Anderes freilich ist's, der Gerechten Gräber schmücken (Matth. 23: 29 ff.), ein Anderes, ihrem Glauben nachfolgen. —

Leo Judä.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Carl Pestalozzi.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1860.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. Leo im Elsaß und in Basel, 1482—1519. Die Zeit der Vorbereitung. 1
2. Leo in Einsiedeln, 1519—1523. Beginn seines reformatorischen Wirkens. 6
3. Leo's Erwählung zum Pfarrer am St. Peter in Zürich. Weitere Schritte im Reformationswerke. 14
4. Die ersten Jahre in Zürich. Leo als Mitstreiter Zwingli's bei der Herstellung der Kirche. 16
5. Leo's Theilnahme am Kampfe gegen die Wiedertäufer. Beziehungen zu Erasmus und Luther. 23
6. Leo's fernere Leistungen bis zu der Niederlage bei Kappel und Bullinger's Erwählung, 1531. 31
7. Leo zur Zeit des Ringens um das Bestehen der erneuten Kirche in Zürich. Sein Dringen auf Kirchenzucht. Feststellung der Synodal- und Predigerordnung, October 1532. 36
8. Leo's Anfechtung in Betreff des Verhältnisses von Staat und Kirche. 41
9. Fortsetzung. Lösung der Bedenken Leo's durch Butzer, Capito und Bullinger. Sein völliger Bruch mit Schwenckfeld, December 1533. 46
10. Leo's Katechismen. 56
11. Leo's Theilnahme an der confessionellen Entwicklung. Seine Beziehungen zum Elsaß. 63
12. Fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit Leo's, besonders als Uebersetzers. 70
13. Leo's Bibelübersetzungen. 76
14. Leo's persönliches, häusliches und geselliges Leben. Lieder, Briefwechsel und Freunde. 81
15. Leo's Lebensende. 90

Nachweise und Bemerkungen. 96

1. Leo im Elsaß und in Basel, 1482—1519.

Die Zeit der Vorbereitung.

Als der bedeutendste unter den Kampfgenossen Zwingli's und dann auch an Bullinger's Seite erscheint ein Mann, der, obwohl klein in seinen eigenen Augen, einen hohen Rang einnimmt unter den Vätern und Begründern der evangelisch-reformirten Kirche. Es ist der Jugendfreund Zwingli's, Leo Judä. Wie in dem hellen Bergkrystall, der aus den Schlünden des Hochgebirgs zu Tage gefördert wird, sehen wir Lauterkeit und Festigkeit in ihm vereinigt.

Das Licht der Welt erblickte Leo im Jahre 1482 zu Gemar, einem Städtchen der Herren von Rappoltstein im Elsaß, als Sohn des dortigen Pfarrers Johannes Jud. Seine Mutter, mit welcher dieser nach damaliger Sitte der besseren Priester in bleibender Verbindung lebte, war Elsa Hochsängin, die uns als eine sehr verständige und gottselige Christin geschildert wird. Sie gehörte einem angesehenen Geschlechte Solothurn's an; ein naher Blutsfreund von ihr, welcher mit den Ihrigen in mehrfacher Verbindung blieb, war der Solothurnische Rathsherr Hans Heinrich Winkeli, der 1499 als Fähnrich an dem glorreichen Siege der Schweizer über den schwäbischen Bund bei Dornach Theil nahm, dann als Landvogt dieses Schloß bezog, später aber, nachdem er eine Reihe von Ehrenstellen in seiner Vaterstadt bekleidet hatte, um des Evangeliums willen ein Vertriebener wurde und seinen Wohnsitz in Basel nahm. Die Familie des Vaters stammte aus dem nahe bei Gemar gelegenen Rapperschwyl (Rappoltsweiler, heut zu Tage Ribeauviller, dem Geburtsorte des berühmten Theologen Philipp Jakob Spener). Der Großvater Jakob Jud, der daselbst lebte, genoß als vorzüglicher Wundarzt durch ganz Elsaß eines großen Rufes. Er hatte mehrere Söhne. Einer derselben Namens Matthäus ward Magister und zog mit den im Elsaß hochangesehenen Johannitern nach Rhodus, das um jene Zeit von den Türken hart bedroht war; er starb daselbst im Jahre 1488, nachdem er im Kampfe wider die Ungläubigen tapfer gestritten hatte. Johannes, der Vater unsers Leo, der sich den Studien widmete, erlangte ebenfalls die Magisterwürde. Für seine Tüchtigkeit

mag wohl zeugen, daß er in späteren Jahren von der Pfarrstelle in Gemar an die zu Rappoltsweiler befördert wurde; lange Zeit lag er indeß am Podagra darnieder.

Von dem Familiennamen Judä oder Jud bemerkt der Sohn Leo's in den Lebensnachrichten über seinen Vater: „Es hat wohl Manchen fremd bedünkt, daß ein Christ soll heißen Jud; Viele haben ihn für einen gebornen und getauften Juden ausgegeben und verschrieen, besonders die Papisten, oder für eines getauften Juden Sohn. Nun möcht es wohl sein, daß vielleicht seine Vorfahren wären Juden gewesen, vom Judenthum abgestanden und Christen geworden, besonders weil dort im Elsaß viele Juden wohnen. Wäre dem also, so haben wir uns dieses Namens und Standes gar nicht zu schämen, sondern löblich und ehrlich (ehrbar) ist es, von dem leiblichen Stamme Abraham's erboren zu sein, noch ehrlicher aber und nützlicher, ein geistliches Kind Abraham's zu sein und zu werden." *)

In der von Leo's Heimath nicht weit entfernten Reichsstadt Schlettstadt befand sich eine berühmte, für jene Zeit ausgezeichnete Schule, die den „Brüdern vom gemeinsamen Leben" ihr Aufblühen verdankte. (Ueber diese s. Pestalozzi's Bullinger, S. 11.) Dorthin wurde Leo gesandt. Eben stand die Schule unter der trefflichen Leitung Craft Hofmann's von Udenheim, Crato genannt, der die hergebrachten Lehrbücher mit Geist und Umsicht benutzte, durch Sanftmuth die Herzen seiner Zöglinge zu gewinnen, Frohsinn mit Ernst rechtzeitig zu verbinden wußte. Er liebte die Dichtkunst. Nicht nur zum Eifer für die klassischen Studien, auch zur rechten Würdigung des kirchlichen Alterthums suchte er seine Schüler anzufeuern, besonders aber zu der Lauterkeit des Sinnes, welche ihn selbst beseelte und von der sein ganzes Leben Zeugniß gab. Eindringlich warnte er vor den Unsitten der Zeit. „Wenn Ihr", schrieb er noch zu Ende August's 1501 an seine Zöglinge, „einst nicht mehr in der Schule seid,

*) Leo mied indeß in seinen Jünglingsjahren des Gespöttes wegen den Namen Jud; er nannte sich in der Fremde lieber Leo Keller, erhielt auch, als er einst in Rom war, vom Papste einen Brief, worin dieser ihn Leo Keller nennt und bestätigt, daß er fernerhin also heißen solle; „darum, daß sein Vater ein Priester und Diener der Kirche gewesen und er auch einer zu werden begehre, solle er nicht mehr Jud genannt werden." Er besaß auch ein Petschaft mit jenem Namen, gab ihn jedoch wieder auf. — Was die Form seines Familiennamens betrifft, so schreibt Leo im deutschen Jud, im Lateinischen meist Judä. Da die letztere, insgemein gangbare Form auf dem Titel aller seiner lateinischen Schriften erscheint, von Andern im Lateinischen immer, im Deutschen oft schon während seines Lebens gebraucht wird, so scheint am angemessensten, dieselbe beizubehalten. In Zürich pflegte man ihn „Meister Löw" zu nennen, und dieser sein Taufname ging auch auf seine Nachkommen über.

so hütet euch vor dem Laster und vornehmlich Ihr, die Ihr Priester werden wollt, vor dem Laster der Unzucht. Lieber wollte ich, daß Ihr ewig Laien bliebet, als daß Ihr unkeusche Priester würdet! Ich flehe zum barmherzigen Gott, daß er Euch gnädig sei, damit ich nicht dereinst einen von Euch diesem Laster ergeben sehen müsse." Mit Wimpheling, dem Erzieher des berühmten Straßburger Stättmeisters Jakob Sturm, dem Freunde des ausgezeichneten Predigers Geiler von Kaisersberg, und mit anderen Männern, welche Innigkeit des Gemüthes mit geistiger Regsamkeit verbanden, stand Crato auf vertrautem Fuße. Schon 1501 ereilte ihn der Tod; er zählte erst ein und fünfzig Jahre. Dankbare Schüler, die kaiserlichen Räthe Villinger und Spiegel, später entschiedene Gegner der evangelischen Lehre, setzten ihm ein einfach würdiges Denkmal.

Es läßt sich nicht zweifeln, daß Leo für sein ganzes Geistes- und Gemüthsleben in dieser Schule zu Schlettstadt bedeutende Eindrücke empfing. Auch knüpfte sich an den Besuch derselben manche Bekanntschaft von bleibendem Werthe. Der berühmte Humanist Beatus Rhenanus (Bild), des Erasmus besonderer Freund, war ebenfalls Crato's Zögling, sowie der damals noch sehr junge Martin Butzer und Johann Sapidus (Witz), unter dessen Leitung in der Folge (um 1517) die Zahl der Schüler in Schlettstadt auf neunhundert anstieg. Außerdem sind als Schulgenossen Leo's, mit denen dieser auch späterhin freundschaftliche Verbindung unterhielt, noch zu nennen: Paul Volz, der nachherige Abt des Klosters Hugshofen im nahe gelegenen Weilerthale, ein Mann von inniger Herzensfrömmigkeit und tiefem Gemüthe, der 1526 Alles dahin gab um des Evangeliums willen und in ächter Demuth fortan dem Herrn allein diente; sodann: Johann Adelphi (oder Adelphus, Adolf), der sich der Medizin zuwandte (die auch schon Crato's Lieblingsstudium in seinen Freistunden war) und Stadtarzt in Schaffhausen wurde, daneben aber um Verbreitung edler Geistesbildung und christlicher Wahrheit sich sehr verdient machte, wie denn hie und da in jenen Zeiten das Interesse für Theologie und Medizin sich gepaart findet.

Auch Leo Judä neigte sich eine Zeit lang zur Arzneiwissenschaft und zu der damals von ihr noch nicht getrennten Pharmacie. In Basel, wohin er sich nun begab, brachte er zwei Jahre bei einem Apotheker zu; doch studierte er daneben und hörte einige Vorlesungen. Schon im Herbste 1499 finden wir ihn in die Liste der Studierenden eingetragen. War bis dahin zwar bereits ein guter Grund zu seiner wissenschaftlichen und sittlichen Bildung gelegt worden, aber noch in einer gewissen Dämmerung, von der aus gar verschiedene Lebensrichtungen eingeschlagen werden konnten, so sollte ihm nun hier eine Morgenröthe aufgehen, deren Glanz ihm nie mehr erlosch. Hier fand

er den nur wenig jüngern Ulrich Zwingli und schloß mit ihm den festen Freundesbund, der für sein ganzes Leben so folgenreich ward. Gemeinsam saßen sie zu den Füßen des Thomas Wittenbach (aus Biel in der Schweiz gebürtig), der mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet im Jahre 1505 nach Basel kam von Tübingen her, wo er zuerst studiert und dann gelehrt hatte. Er brachte ein neues Licht. Zwar führte auch er nach der damals noch feststehenden Sitte seine Schüler durch die öden Steppen der mittelalterlichen, das Papstthum und alle seine Mißbildungen schützenden Schulweisheit (Scholastik), so daß er späterhin selbst ihnen klagte, so viele Zeit seines Lebens habe er unnütz damit vergeudet. Aber er wies sie doch auf Besseres. Muthvoll wagte er in seinen Vorträgen manche Punkte der papistischen Lehre anzugreifen, besonders betreffend den Ablaß, die Sakramente, die Mönchsgelübde; ja er disputirte öffentlich wider den Ablaß. In diesem Sinne erklärte er namentlich auch die Epistel St. Pauli an die Römer. Er ahnte was kommen werde. Nicht mehr ferne, sagte er nach Leo's Zeugniß zu den Jünglingen öfter, sei die Zeit, da diese Schultheologie weichen müsse und die alte christliche Lehre, wie sie von den Kirchenvätern aus der heiligen Schrift geschöpft worden, wieder hergestellt werde. Mit besonderer Hochachtung reden daher beide, Leo sowohl als Zwingli, auch später von ihm. „Wittenbach, sagt Leo, war ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, so daß er unter die vorzüglichsten Gelehrten jener Zeit gerechnet, ja als ein Phönix bewundert und selbst angestaunt wurde. Alles, setzt er hinzu, was wir von gründlicher Wissenschaft uns erworben, haben wir aus ihm geschöpft; wir haben es gänzlich ihm zu verdanken. Er streute gleichsam die Samenkörner der wahren Religion in unsere Herzen." Und Zwingli bezeugt, dieser Lehrer sei's gewesen, durch dessen Unterricht die Erkenntniß zuerst ihm aufgegangen, daß Jesus Christus uns vom Vater zur Gerechtigkeit gemacht und sein Tod die einzige Bezahlung sei für unsere Sünden. Dauerte es auch mehr als ein Jahrzehend, bis jene von Wittenbach geahnte Zeit herein brach, war ihm selbst nur eine beschränkte Mitwirkung dabei vergönnt, und mußte freilich jeder seiner Schüler aus all den Umhüllungen, unter denen die Wahrheit fast begraben lag, selbst sich zum Lichte hindurch ringen, so hatten diese doch von ihm einen mächtigen Anstoß empfangen zum fortgesetzten emsigen Studium der alten Kirchenlehrer und der von diesen als entscheidende Richtschnur anerkannten und über Alles hochgehaltenen heiligen Schrift. Wir wissen, wie emsig Zwingli sich bemühte darin fortzuschreiten und dürfen aus den Erfolgen schließen, daß sein Freund und Gefährte Leo, von demselben Eifer beseelt, es ebenfalls daran nicht fehlen ließ.

Wie Zwingli während dieser Studienjahre in Basel ein Lehramt an der St. Martinsschule versah und so seinen Unterhalt fand, bekleidete Leo Judä die Stelle eines Diakons zu St. Theodor in Klein-Basel. Er erwarb sich auch gleich Zwingli die Magisterwürde.

Neben ihren Studien und Arbeiten vereinte die beiden Freunde ihre gemeinsame Liebe zur Musik; sie erheiterte ihnen auf's lieblichste die Stunden ihrer Erholung.

Doch es schlug auch diesen Jugendfreunden die Stunde der Trennung und zwar einer Trennung auf viele Jahre hinaus. Lange Zeit sollten sie dem Raume nach sich ferne bleiben, da ein Jeder von ihnen die jugendlichen Kräfte zunächst seiner Heimathgegend zu widmen hatte. Wie Zwingli zu Glarus, so wurde Leo Judä Pfarrer zu St. Pilt (St. Hippolyte), einem nicht unbedeutenden Städtchen unweit seines Geburtsortes, damals den Herzogen von Lothringen unterthan. „Da war er lieb und verrühmt seiner Lehre und Kunst halb." Als ein Zeugniß von der Achtung und Liebe, die er hier genoß, wird uns angeführt, daß er im Jahre 1517 nach dem Hinschied des regierenden Herren von Rappoltstein, des achtzigjährigen Maximilian II. (Schmaßmanns II.), welcher 1483 die Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht hatte, auf besonderes Verlangen der Hinterlassenen nach Rappoltsweiler berufen wurde, um die Begräbnißpredigt zu halten, mit dem Bemerken, er werde dadurch den Gnädigen Herren und allem Volk einen großen Gefallen thun.

Auch Leo gehörte zu dem großen Bunde derer, die der kommenden Tage harreten und unterdessen sich beflissen, in der Stille dem Herrn ein gerüstetes Volk zu bereiten, bis auch zu ihm die hellen Klänge des von neuem erschallenden Evangeliums drangen, die hie und da im Elsaß alsbald vielfältigen Anklang fanden. Was wünschte er sehnlicher, als daß auch seinem lieben Elsaß, an dem er so innig hing, die köstliche Segnung zuströmen möchte. Und doch war es ihm nicht beschieden, hier dafür mitzuwirken, wo damals freilich noch so wenig Aussicht auf's Gelingen vorhanden, vielmehr offenbar war, daß vorerst von anderen günstigeren Punkten her die gewaltigen Wogen der erneuten Gotteserkenntniß in dem großen Geisteskampfe stärker, ja fast unwiderstehlich heran brausen müßten. An einen dieser Lichtpunkte ward unser Leo ehrenvoll berufen durch ein mächtiges Freundeswort. Doch sollte, was er in St. Pilt gepflanzt hatte, nicht alsbald gänzlich untergehen, sondern noch, wie wir später sehen werden, für eine Weile einen treuen Gärtner finden, der die zarten Keime pflegte.

2. Leo in Einsiedeln, 1519—1523.

Beginn seines reformatorischen Wirkens.

Das berühmte Gotteshaus Maria Einsiedeln, in der erhabenen Gebirgswelt des Kantons Schwyz gelegen, war damals wie noch jetzt ein von allen Seiten, auch vom Elsaß her viel besuchter Wallfahrtsort. Sah man doch einst auch den gefeierten Prediger Geiler von Kaisersberg an der Spitze eines langen Zuges von Straßburgern dorthin pilgern. Dieser Ort, von welchem man nach menschlicher Einsicht am wenigsten es erwarten durfte, hatte Leo's Jugendfreunde Ulrich Zwingli seit 1516 eine willkommene Stätte für sein rüstiges Vorwärtsstreben dargeboten, ganz geeignet, um da Tausenden und Tausenden die Augen zu öffnen für das Licht des Evangeliums. Und nun, da Zwingli um dieser seiner evangelischen Predigt willen im Dezember 1518 nach Zürich, dem damaligen Vororte der Schweiz, als erster Pfarrer am Großmünster berufen ward, ersah er sich Leo Judä zu seinem Nachfolger als denjenigen, den er für den Tüchtigsten hielt, um in Einsiedeln das von ihm Begonnene fortzusetzen. Schon am 17. Dezember schrieb er an Leo nach St. Pilt in seinem treuherzigen Tone: da er der alten, innigen Freundschaft stets gedenke, liege ihm nichts mehr am Herzen als was Leo zum Besten diene, so sehr daß er, sobald er vernommen, es sei ihm etwas Unerwünschtes widerfahren, auf der Stelle habe anfangen müssen darüber nachzusinnen, wie seine Lage könne verbessert werden. Da er nun wisse, wie Leo seiner Begabung oder Naturanlage nach (obwohl auswärts geboren) zu den Schweizern sich hingezogen fühle, dabei eine mehr als gewöhnliche wissenschaftliche Bildung besitze, namentlich aber eine Treue ähnlich der Cato's, so glaube er, die Stelle eigne sich ganz für Leo und werde auch ihm selbst genehm sein. Der Stellvertreter des Abtes Herr Theobald von Geroldseck, Administrator des Klosters, habe nach seiner Geneigtheit gegen Zwingli, ihn beauftragt, dies Schreiben an Leo zu richten um ihn herzuberufen. „Jetzt also, fährt Zwingli fort, jetzt bietet sich dir der Anlaß dar, dich ins Schweizerland zu begeben, ja mitten unter die Schwyzer zu treten und zwar in höchst ehrenvoller Stellung. Denn komm nur (und zwar auf Kosten des Herrn), und alle deine Wünsche werden erfüllt werden. Nicht wenig liegt in meiner Hand und ich werde wie bis dahin zu deinem Besten wirken. Ich habe dich nämlich hinsichtlich deiner Schriftkenntniß empfohlen, als einen würdigen Pfleger dieser unbekannten und wahrhaft heiligen Schriften und als jenen schlichten, besonnenen Leo, der mir von Grund aus aufs genaueste bekannt sei. Dies hat so auf den Herrn Administrator gewirkt,

daß er ein brennendes Verlangen hat vor allen andern Sterblichen dich zu bekommen. Drum ergreif diese günstige Gelegenheit beim Schopfe! denn von hinten kannst du (nach dem lateinischen Sprüchwort) die kahle nicht fassen. Das Volk, dem du hier vorzustehen hast, ist einfach und hört, da ich nun den Weg geebnet, gerne Christum verkündigen; der Unterhalt ist reichlich, der Herr nicht besonders gelehrt, aber er liebt die Wissenschaften und schätzt die Gelehrten über Alles. Ueberdies werde ich nicht weiter als sechs Stunden von dir entfernt sein, und so wirst du auch meinen Umgang nicht entbehren müssen. Laß dich doch bewegen, mein inniggeliebter Leo, durch diese meine eilfertigen aber von Herzen gehenden Zeilen; steig, wie gesagt auf des Herrn Kosten, zu uns herüber! Ich weiß, es wird dich nicht gereuen. Und hast du Alles dir wohl überlegt — so lebe wohl!"

Wir sehen hier klar, welches die Eigenschaften waren, die Leo in Zwingli's Augen ganz besonders geeignet erscheinen ließen, an jener wichtigen Stätte sein Nachfolger zu werden. Es war die beachtenswerthe Vereinigung von elsässischer Milde und Gemüthlichkeit mit schweizerischer Tapferkeit und Festigkeit, die wir, wohl in Folge glücklicher Verschmelzung der elterlichen Nationalitäten, bei Leo antreffen. Zwingli ging in der That nicht fehl, da er in ihm einen solchen Ausländer zu erkennen glaubte, der ganz für die Schweiz passe. Nicht zu übersehen ist auch, daß es ein Landsmann von Leo war, der ihn nach Einsiedeln berufen ließ, jener Geroldseck, der bei dem hoch angestiegenen Alter des Abtes Alles daselbst leitete, der Urheber der reformatorischen Richtung des vielberühmten Gotteshauses war, der auch Zwingli dahin gezogen hatte und desselben steter Freund und Gönner blieb ungeachtet all der äußeren Nachtheile, welche für jene Stätte mit der Rückkehr zum reineren Evangelium verknüpft sein mußten. Aus dem Elsaß war dieser Freiherr Theobald von Hohengeroldseck und Sulz nach Einsiedeln gekommen; im Elsaß lebten seine Brüder, deren einer Namens Gangolf in der Folge als kaiserlicher Landvogt an der Spitze der Regierung des obern Elsaßes stand.

Worin jenes Unangenehme bestand, was unserm Leo in seinem Heimathlande zugestoßen, läßt sich nicht näher angeben. Kurz, Leo folgte dem Rufe. Doch verstrich noch ein Halbjahr bis zu seinem Abgange. Herzlich nahm er Abschied von seiner Mutter und Schwester, von denen jene auch fernerhin nicht abließ öfter ihn mit Muttertreue vor Spiel, vor Weibern und vor schlimmer Gesellschaft zu warnen, indeß schon im folgenden Jahre unter anhaltendem Gebete gottselig und geduldig verschied, bis zum letzten Augenblicke bei voller Besinnung, indem sie ihn sterbend noch durch seine Schwester Clara (die sich mit Jakob Schmid zu Bergheim verehelichte) bitten ließ, „er solle

sie doch sich lassen empfohlen sein in seinen Aemtern und allezeit zu Gott für sie beten."

Am 24. Juni des Jahres 1519 reiste er aus seiner Heimath ab und langte zu Pferde nach sechs Tagen in Einsiedeln an, wobei er sich so einrichtete, daß er den Sonntag in Dornach bei seinem Vetter dem Landvogt Winkeli und den Feiertag St. Peter und Paul bei Zwingli in Zürich verbrachte. Von der Reise und dem erfreulichen Anfang seines Aufenthaltes in Einsiedeln gibt er den Seinigen in kurzen Zügen ein anschauliches Bild, indem er ihnen schreibt: „Meinen freundlichen Gruß, allerherzliebste Mutter und Schwester! Ich laß euch wissen, daß es mir durch Gottes Gnade gar wohl geht und daß ich frisch und gesund bin, auch daß mich mein Herr der Abt sehr lieb hat und mir mehr Zucht, Freundschaft und Ehre erweist, als ich verdienen mag ..... Noch liegt das Faß mit meinen Sachen zu Basel in dem Kaufhaus und mangle ich der Kleider und Bücher gar übel. Ich schicke dir hier gar ein hübsch Paternoster (Unservater) des würdigen Vaters Martin Luthers, eines Augustiners zu Wittenberg; das predige ich jetzt zu Einsiedeln und das lies mit Fleiß; denn es gar gut und nützlich ist und eitel rechter Grund aus heiliger Schrift. In künftigen Zeiten will ich dir etwas mehr schicken, auch einen Glarner Zieger möchte ich dir zukommen lassen, wofern ich Fuhre finde ... und wenn ich kann zuverlässige Botschaft haben, will ich dir Geld senden. Schreib mir, wie es euch gehe zu Berken (Bergheim). Grüße mir meine herzliebe Schwester und sag ihr, sie solle doch fromm und bieder sein. Grüße mir auch Herrn Diebolt, Herrn Simon und wer nach mir frägt. Nur noch dies: Gott erhalte euch Alle gesund!"

Hier in Einsiedeln fand Leo die schönste Gelegenheit an dem großen Gotteswerke Theil zu nehmen, das so lange schon von der Christenheit ersehnt worden und nun eben mit Allgewalt in Nord und Süd die Gemüther der deutschen Nation erfaßte und bewegte, an der Herstellung der gesunkenen Kirche durch die freie Predigt des Evangeliums. Hatte Zwingli schon muthvoll begonnen, wiewohl noch mit großer Schonung der im Glauben Schwachen, so durfte Leo es wagen, noch unumwundener gegen all den Wahnglauben aufzutreten, der sich in Bezug auf Ablaß, auf Wallfahrten, Gelübde, Vergabungen, auf das Fegfeuer, die Anrufung der Maria und die Verehrung ihres Bildes eingeschlichen und hier gerade so lange genährt worden war. Ganz bezeichnend ist für Leo's Verkündigung des lauteren Evangeliums, daß er sie anhob mit dem Gebete des Herrn nach der schriftmäßigen Auslegung Luthers, die wenige Wochen zuvor zu Basel in einer neuen Ausgabe erschienen war und von der, wie bekannt, in Zürich die Hörer seines Zwingli gar nicht anders

glauben wollten, als daß er (Zwingli) ihr Verfasser sei, da sie ihn kurz vorher bei seinen Predigten über das Evangelium St. Matthäi ganz in demselben Sinne predigen gehört hatten. Es ist uns ein recht klarer Beweis davon, wie Leo völlig in Einem Sinn und Geist arbeitete mit den beiden großen Heerführern in dem Kampfe für das Evangelium. Um zu begreifen, was er seiner Mutter sagen wollte mit den Worten: „das predige ich jetzt," wie dadurch weder der Frische noch der Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit des Predigers Eintrag geschehen mußte, mag man sich nur an die Gewohnheit des vielbewunderten Geiler von Kaisersberg (gestorben 1510), des ersten Predigers seiner Zeit, erinnern, öfter bald geistliche bald weltliche Schriften seinen Predigten zu Grunde zu legen und darüber zu predigen.

Auch zu eigener Fortbildung, zur Vertiefung und Befestigung in der Erkenntniß der christlichen Wahrheit und zu wissenschaftlicher Thätigkeit bot sich in Einsiedeln für Leo willkommener Anlaß. Da war ein Kreis von strebsamen Männern theils Mönche theils namentlich seine Amtsgenossen, die Weltpriester M. Franz Zink, M. Johannes Oechslin (auch Bovillus oder Taureolus genannt, später Leo's Nachfolger in Einsiedeln), Rudolf Baltenschweiler ꝛc., welche, schon durch Zwingli angeregt, sammt dem Administrator bemüht waren in den alten Sprachen sich zu üben, die alten Kirchenväter, die rechten Zeugen der ursprünglichen, reineren christlichen Lehre, einen Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Chrysostomus gemeinsam ernstlich zu studieren, um den wahren Sinn der heil. Schriften immer mehr zu ergründen, und es gerne annahmen, daß Leo ihnen wissenschaftliche Vorlesungen darüber hielt. In diesem Kreise wurden die eben erscheinenden Schriften eines Erasmus und Reuchlin, an deren Geisteserzeugnissen Leo sich schon bisher gebildet hatte, sowie die Luthers mit größter Begierde gelesen und stets einläßlich und angelegentlich besprochen und beurtheilt. Auch bei Tische unterredete sich Leo öfter mit von Geroldseck über schwierige Lehrpunkte; der greise Abt Konrad von Rechberg merkte auf und hörte gerne zu, wiewohl er sonst dem Waidwerk und Ritterleben mehr als dem Mönchsthum und den Studien ergeben und gewohnt war, Alles seinem Stellvertreter zu überlassen; dann fuhr er etwa mit dem Ausrufe dazwischen: „Ich thät euch in euer Disputiren! Ich werd' an meinem letzten End und stets zu Gott mit dem heil. David sagen: O Herr, erbarm dich mein nach deiner großen Barmherzigkeit, und: Herr, geh nicht ins Gericht mit deinem Knechte! und allen anderen Dingen frag ich gar nichts nach."

Leo seiner Seits begnügte sich nicht damit, mündlich die Botschaft des Heiles zu verkündigen; vielmehr befliß er sich, auch dadurch Andere in der Erkenntniß der Wahrheit zu fördern, daß er eine

Reihe der trefflichsten Schriften, die so eben lateinisch erschienen, in seine Muttersprache übertrug und in deutscher Uebersetzung ans Tageslicht treten ließ. Dahin gehört Luthers Tractat: „Was der Glaube sei und ein wahrhaft christliches Leben." In seiner Widmung an die Nonnen unweit Einsiedeln, deren Pfarrer er war, schreibt er: „Ich habe mich bisher dessen beflissen, liebe Schwestern, daß ich euch wohl unterweise und lehre zu leben in wahrem Vertrauen auf Gott und inbrünstiger Liebe zum Nächsten, damit ihr abgezogen werdet von vielen Irrungen und Umschweifen, wodurch die Menschen nicht Seligkeit erlangen, sondern daran gehindert werden. Und damit ihr dies desto besser thun könnt, hab ich euch nicht allein mit Worten ermahnt, sondern euch viele hübsche, nützliche und fruchtbare Büchlein in Deutsch gegeben, damit ihr durch Lesen derselben desto besser erlernen möchtet, worin wahre Frömmigkeit und Seligkeit des Menschen bestehe." In derselben liebevollen Absicht habe er nun zu ihrer Förderung dieses köstliche Büchlein aus dem Lateinischen übersetzt: „Hier, fährt er fort, lernet ihr Gott, euch selbst und den Nebenmenschen erkennen, hierin findet ihr, was Christus sei, was das Leben, was der Tod, was Sünde, was Gnade, was Verdammniß, was da sei Seligkeit, was der Glaube, was die Liebe, kurz was da sei ein wahres Christenleben; darum, meine lieben Schwestern in Christo, leset dies mit allem Fleiße; dies schenk ich euch; ich habe weder Silber noch Gold; was ich aber von Gott empfangen habe, das theile ich euch mit. Ich bin der Hoffnung, so ihr dieses Büchlein mit Fleiß und Ernst leset und behaltet, wird euch in Kurzem euer Leben verändert und wahrhaft geistlich werden, nicht bloß im äußerlichen Scheine und der Kleidung, sondern in allen Werken, Worten, Sitten und Uebungen ..... Gott der Herr verleihe euch christliche Liebe und Eintracht! Bittet Gott für mich armen Sünder, daß er mir Gnade und Stärke verleihe, sein heiliges Evangelium zu fördern!"

Mit derselben Bescheidenheit und Herzlichkeit widmet er (1520) seine Uebersetzung von Erasmus Auslegung des ersten Psalms dem ehrsamen, frommen Martin Ibech, Landammann des Kantons Schwyz, welcher an der Spitze derjenigen Regierung stand, die als Kastvogt des Klosters Einsiedeln von großer Bedeutung und damals dem Evangelium keineswegs abhold war. Nicht besser, sagt er auch bei diesem Anlaß, glaube er als ein Priester sich ihm (dem Landammann) dankbar erzeigen zu können, als durch Darreichung geistlicher Gaben, wie denn gerade in dieser Schrift an zwei Vorbildern Seligkeit und Unseligkeit trefflich dargestellt sei. „Doch alle Frucht, die ihr aus diesem Büchlein empfanget, müßt ihr Gott dem Herrn zuschreiben und dem, der dies erstlich in La-

tein verfaßt hat. Gott der Herr geb euch Gesundheit Leibes und Gemüthes!"

Ebenso lehnt er gar demüthig alle Anerkennung von sich ab in seinem Vorworte (von 1521) zu des Erasmus Unterweisung eines christlichen Fürsten, die er auf Antrieb des treueifrigen Theobald von Geroldseck übersetzte, weil es (wie er mit tiefem Bedauern sagen müsse) wenige deutsche Fürsten und Vorgesetzte gebe, die der lateinischen Sprache kundig seien, und doch der verborgene reiche Schatz, den Erasmus aus dem ganzen Alterthum zusammen getragen, vielen von ihnen von großem Nutzen sein müßte. Hier werde nämlich Alles aufgezeigt, was dazu diene, um als ein frommer Christ mit Ehren und christlich zu regieren. Während Erasmus dem jungen Karl V. die Schrift gewidmet habe, „jetzt erwähltem römischen Könige, unserem allergnädigsten Herren, in welchem schon damals solche Fünklein der Ehrbarkeit und edler Art hervor schimmerten, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten," eignet Leo seine Uebertragung dem Bruder seines Gönners, dem Freiherrn Gangolf von Geroldseck zu, dem es beschieden war dereinst (seit 1533) als Landvogt, an der Spitze der östreichischen Regierung zu Ensisheim, in der Beherrschung seines Heimathlandes den obersten Rang einzunehmen. Er bittet ihn herzlich die kleine Gabe, die er aus seiner Armuth darbiete, huldvoll anzunehmen.

Auch „die Klage des Friedens" gab Leo, offenbar zum Frommen der kriegerischen Welt, die ihn umgab, (1521) deutsch heraus, eine Schrift, in der Erasmus den Frieden redend einführt, wie er erstlich die Vortheile herzählt, die er mit sich bringe, dann sich darüber beklagt, wie er überall unter den Völkern, selbst von den (scholastischen) Theologen, verachtet, vertrieben und verstoßen sei, und endlich zeigt, wie er von der christlichen Religion durchaus gefordert werde. Leo entbietet allen Lesern seinen Gruß zuvor und christliche Liebe. „Weil dermalen", sagt er, „die ganze Welt zu Aufruhr und Krieg geneigt ist und Wenige sind, die den Frieden lieb haben und beschirmen, daher denn viel Schaden und Uebel, großes Verderben und Vergießen des Christenblutes erfolgt, Viele zu Wittwen und Waisen gemacht werden, was dann kläglich und erbärmlich ist zu hören, geschweige denn zu sehen und zu leiden, unter denen besonders, welche sich ja Christen nennen dem nach, der ein Fürst des Friedens heißt und ist: so bin ich durch die Bitten des Abtes (Wolfgang Joner) zu Kappel bewogen worden, dies Buch in's Deutsche zu übertragen, durch welches, wie ich hoffe, Viele gebessert und zum Frieden gereizt werden mögen." Er entschuldigt sich noch, daß er Frankreich nicht so hoch gelobt, wie einst Erasmus gethan; dies habe ihn nicht nöthig bedünkt, indem ohnehin ihrer Etliche in

ihrem Nutzen mehr Liebe dazu haben, als dem gemeinen Nutzen gut sei. *)

Wir sehen hier Leo, gleich Zwingli und andern seiner Freunde, bemüht, die Herzen abzulenken von den so unseligen Söldnerkriegen („Reislaufen" genannt), die immer drohender am Marke des Volkes zehrten.

Noch näher aber dem Alles bewegenden reformatorischen Wirken liegen seine damals schon einzeln erscheinenden Uebersetzungen der sinnvollen, zu jener Zeit sehr nützlichen Umschreibungen paulinischer Briefe, welche Erasmus allmälig heraus gab, sowie eben desselben: „Klage Jesu zu dem Menschen, der aus eigenem Muthwillen verdammt wird", ein liebliches Gedicht, das Leo (1522) auch in Versen wiedergab. Der Herr spricht:

„Sagt an, ihr Menschen allgemein,
Die ihr doch habt von mir allein,
Daß reichlich ausfließt alles Gut,
So Himmel und Erd einschließen thut:
Was blendt euch? was bethört euch so,
Daß ihr das suchet anderswo,
Und nit in mir, der ich der Bronn
Und Ursprung bin, der euch auch gönn',
Ja gegentrag' euch Solches frei,
Damit euch kein Entschulden sei:
Was habt ihr Arbeit, groß' Unruh',
Kein Fried', kein' stete Freud' dazu?
Was ficht euch an? was Muthwills Lust?
Was B'gierd' habt ihr? hangt an umsust (umsonst)
Dem Schatten und dem falschen Wahn,
Da euch kein Nutz mag draus entstahn,
So ich allein die Seligkeit
Und wahres Heil euch hab' bereit?

— — — — —

Ein freudenreicher Freund bin ich
Und dazu stet, theil' selber mich
Und, was ich hab', mit meinem Fründ (Freund).
Wie? daß man doch so Wenig' findt,
Die solcher Freundschaft stellen nach,
So ich aus Gunst, vergebens doch
Mein's Reichthums Schatz geb' jedermann

*) Dieses und die „Unterweisung eines christlichen Fürsten" sind die ersten bekannten Bücher aus der berühmten Froschauer'schen Buchdruckerei in Zürich.

Und niemand unbegabet lan (lasse)?
Ich bin die Straß' und Weg allein,
Der alle Menschen gleich gemein
Zum Himmel führ'; warum geh'n dann
So wenig Leut' auf dieser Bahn?
Die ewig' Wahrheit ich selbst bin,
Die allen Falsch und Trug treibt hin;
Wie ist das Volk denn so verblendt,
Daß mich so gar jetzt niemand kennt;
Wie sind die Menschen so bethort (bethört),
Daß sie nit glauben Gottes Wort?
Mein' Zusag' ich gar treulich halt',
Und hab' deß Macht und volle G'walt;
Wie sind denn das so thöricht' Leut',
Die mir mißtrauen allezeit?

— — — — —
— — — — —

G'neigt bin ich mit Erbärmd' gen dir,
Wie? daß du doch nit fliehst zu mir,
Als zu einer sichern freien Statt,
Da Sünd' und Schuld Verzeihung hat?

— — — — —
— — — — —

Darum, o Mensch, verläßt du mich,
Und führt in Tod dein' Blindheit dich,
Gib mir nit Schuld, klag mich nit an!
Du hast's dir selbst muthwillig g'than;
Durch mich ist gar ganz nichts versumt (versäumt).
Wirst du verdammt, dasselb' das kumt (kommt)
Von deiner Bosheit, Muthwill groß;
Die Schuld auf keinen Andern stoß.
Denn was ist noch vorhand, das ich
Nit hab' gethan? Bericht' deß mich!
So nun dein Herz ist härter viel
Als Marmorstein, und dich nit will
Bewegen solch inbrünst'ge Lieb',
Die ich so überfließend üb'
Allzeit gen dir, und dir mein' Güt'
Nit weichen (erweichen) mag dein hartes G'müth;
So dich nit reizt gewisser Lohn,
Den ich dir dort bereitet schon;
So dich kein' Furcht der Hölle schreckt,
So dich kein' Scham, kein' Ehr' erweckt,

Ja, so dies All's dich härter nur
Und noch verstockter macht, wodur (wodurch)
Ein Stahel (Stahl) und ein harter Stein
In Stücke würd' zerspalten klein;
Was soll ich dann mehr brauchen Kunst?
Was soll ich väterlicher Gunst
Gen dir erzeigen fürder meh (mehr),
So du dich in das ew'ge Weh
Ganz willig und mit Muthwill gibst,
In dem du immer und ewig blibst (bleibst)?
Denn daß ich dich zur Seligkeit,
Die ich euch Allen hab' bereit't,
Woll' zwingen wider deinen Will,
Ist meiner G'rechtigkeit zu viel,
So leidet's Billigkeit gar nicht,
Auch all' Vernunft dawider ficht."

Auf Zwingli machte dieses Gedicht, wie er es um's Jahr 1514 bei einem Besuche zu Basel lateinisch las, einen solchen Eindruck, daß er neun Jahre später bezeugt, er sei dadurch zu der Einsicht und zu dem festen Glauben gekommen, daß wir keines andern Mittlers bedürfen als Christi allein und keine Hülfe zu suchen haben bei der Creatur, da er doch die Quelle alles Guten sei, ein Heiland, Trost und Schutz der Seele.

Durch alles das, was wir hier an Leo wahrnehmen, durch all seine Emsigkeit und Innigkeit, mit der er vorwärts drang auf dem von Zwingli eingeschlagenen Wege, sehen wir völlig bestätigt, was ein junger Freund von ihm, Namens Johann Liechtenburger, beim Beginne seines Wirkens in Einsiedeln bezeugt, da er ihn als einen Zwingli ganz Ergebenen bezeichnet, als ein kleines Männchen, das aber an Heldenmuth keinem nachstehe, in welchem vielmehr Alles, was man zum Lobe eines Biedermannes sagen könne, reichlich, ja in überfließendem Maße sich finde.

3. Leo's Erwählung zum Pfarrer am St. Peter in Zürich.

Weitere Schritte im Reformationswerke.

Wir können uns daher nicht verwundern, daß Zwingli unter den stets schwerern Anfechtungen, die er bei der fortgehenden Verkündigung der einfachen christlichen Wahrheit erfahren mußte, wünschte, gerade Leo als Mitarbeiter in seiner Nähe zu haben, um durch ihn verstärkt desto eher in Zürich der Reformation zum Durchbruch zu verhelfen. Eine willkommene Gelegenheit bot sich hierzu dar, als der betagte Pfarrer Röschli zu St. Peter, der an Kenntnissen arm und

der Erneuerung der Kirche ohnehin nicht günstig war, sich entschloß sein Amt nieder zu legen. Ohne etwas Näheres zu melden, schrieb Zwingli am 22. Mai 1522 in beliebter Kürze seinem Leo nach Einsiedeln: „Liebreicher Leo, künftigen Sonntag liest ein Mönch von Rüti (einem Kloster im Kanton Zürich) im St. Peter seine erste Messe. Da scheint es mir gerathen, daß Du die Predigt haltest. Komm also am Sonnabend zu mir, damit Du am folgenden Morgen früh vor dem Volke predigen kannst. Dies wird unser Vorhaben trefflich fördern. Wir müssen nämlich bisweilen etwas thun, was wir durchaus nicht mögen, damit, was wir am liebsten mögen, dereinst erfolge. Lebe wohl! Kommen wir zusammen, so werden wir viel mit einander zu besprechen haben."

Leo kam; er predigte etliche Male. Der kleine Mann mit der hellen, wohlklingenden Stimme, der lebhaften Gesichtsfarbe, dem gedrungenen Körperbau, dem festen, entschiedenen Ausdrucke in seinen Gesichtszügen gefiel so wohl, daß die gesammte Kirchgemeinde von St. Peter, der von Alters her das unbedingte Wahlrecht zustand, um Pfingsten (1522) ihn zu ihrem Pfarrer erwählte; doch sollte er erst im nächsten Februar sein Amt antreten. „Er war ein kurzer Mann," sagt ein Zürcher jener Zeit von ihm, „aber ganz gleich im Lehren wie Zwingli; nur daß er eine zahme wiewohl verständliche Aussprache hatte." Wie Zwingli selbst von ihm dachte, erhellt aus einem Schreiben an Myconius vom 26. August 1522, worin er diesem, nach seiner Weise Scherz mit Ernst paarend, sagt: „Bald wird auch der Löwe mit der gewaltigen Stimme und dem nach Gerechtigkeit dürstenden Herzen da sein, zwar klein von Person, aber voll Heldenmuthes."

Zunächst bewährte Leo diesen Muth dadurch, daß er einer von jenen zehn Priestern war, die bei dem schon begonnenen Kampfe es wagten, gemeinsam mit Zwingli eine gewaltig ernste Bittschrift (datirt Einsiedeln, 2. Juli 1522) mit Unterzeichnung ihrer Namen an den Bischof von Konstanz zu richten und ein freundliches Ansuchen an die eidgenössischen Regierungen zu erlassen, worin sie dringend bitten, man solle sich nicht wider das heilige Evangelium verhetzen lassen, als ob dasselbe etwas Neues oder Ungebührliches wäre, und ihren festen Entschluß erklären, nichts Anderes zu predigen als die göttliche Wahrheit gemäß den heiligen Schriften; da ferner nichts der reinen Lehre hinderlicher sei als ärgerliches Leben der Prediger, so bitten sie in aller Demuth, daß dem heuchlerischen Blendwerk priesterlicher Ehelosigkeit möchte ein Ende gemacht und ihnen die züchtige Ehe gestattet werden. Gleichzeitig übersetzte Leo Luther's Schrift „von den Mönchsgelübden," worin dieser sich für deren Ungültigkeit erklärt, ins Deutsche; auch diese Ueber-

setzung übersandte man dem Bischof von Konstanz; ihr Inhalt setzte alles Volk in Erstaunen.

Sodann finden wir Leo mit Zwingli vereint im September 1522 bei dem hohen Feste der Engelweihe, das, gestützt auf die Sage, die Wallfahrtskapelle daselbst sei nicht von Priestern, sondern von Engeln, ja von Christo selbst und seinen Aposteln geweiht worden, unter dem Zulaufe einer ungeheuren Volksmenge mehrere Tage hindurch gefeiert zu werden pflegt. Da es Sitte war, für diesen Anlaß ausgezeichnete Prediger von anderwärts herbeizuziehen, berief der Administrator Zwingli dazu nebst dem Comthur Schmid von Küßnacht (bei Zürich). Nun hatten diese sammt Leo hier den erwünschtesten Anlaß bei dieser Festfeier den vielen Tausenden aus allerlei Volksstämmen, die von nah und fern herbei gekommen, mit dem klaren Gotteswort entgegen zu leuchten und aus dem lautern Evangelium ihnen den rechten Trost der Versöhnung zu spenden. Es läßt sich kaum denken, wie belebt jene Tage in Einsiedeln waren für den ganzen Kranz der hier sich zusammen findenden evangelisch gesinnten Männer, welche die steigende Größe des gewaltigen Kampfes wohl vor sich sahen, aber dennoch entschlossen waren ihn durchzukämpfen, erfüllt von der Zuversicht, daß keine menschliche Gewalt Gottes Wort zu erdrücken noch seinen Fortgang zu hintertreiben vermöge. Und dabei beharrten sie auch ungeachtet all der Lockungen, mit denen man damals von Seiten des Papstes ihnen gar freundlich entgegen kam.

Doch binnen weniger Monate kam für Leo die Stunde des Scheidens von den Freunden zu Einsiedeln; nachdem zu seinem Nachfolger im Predigtamte Johannes Oechslin (Bovillus), für die wissenschaftlichen Vorträge aber Oswald Myconius aus Luzern bestellt war.

4. Die ersten Jahre in Zürich.

Leo als Mitstreiter Zwingli's bei der Herstellung der Kirche.

Leo traf in einer Zeit großer Aufregung in Zürich ein, als der Widerspruch gegen Zwingli schon mit Macht sich erhob und Zwingli, vom Bischof von Konstanz und dessen Generalvikar Faber bereits angefeindet, die heftigsten Schmähungen auszustehen hatte, insbesondere von Seiten der Mönche in ihren Predigten. Ein entscheidender Schritt, um Gelegenheit zu bekommen sich zu rechtfertigen, war für ihn äußerst wünschenswerth. Allein der kleine Rath hielt sich unentschieden zwischen beiden Parteien und schien jedes Eingreifen sorgfältig zu vermeiden. Hie und da kam es vor, daß ehrbare Bürger entrüstet über solche Schmachreden den Predigern ins Angesicht wider-

sprachen. Gerade dies schien das Mittel, um den Rath dazu zu nöthigen, daß er Zwingli und seine Gegner einander gegenüber stelle und solcher Maßen dem Schelten ein Ende mache. Doch der Rath begnügte sich jenen Bürgern Verweise zu ertheilen, sie zu Frieden und Ruhe zu ermahnen, ließ auch einige verhaften. Nun war Zwingli freilich das Feld eröffnet, seinen Tadel über diese Maßnahmen öffentlich auszusprechen, aber wie scharf er dies auch that, es erfolgte weiter nichts. Wollte man die Sache weiter treiben, so mußte es mit aller Vorsicht und Behutsamkeit geschehen. Da erst, erzählt Zwingli in einem Briefe an Oekolampad, ging Leo in die Predigt des Priors der Augustiner, (der seiner Zeit der berühmteste Prediger Zürich's war,) und als dieser in gewohnter Weise sein altes Gewäsche vorbrachte, indem er die eigene Genugthuung für die Sünden anpries, fiel er ihm im allerfreundlichsten Ton in die Rede und sprach: „O, hört doch ein wenig, ehrwürdiger Pater Prior!" und gleich hernach: „Und ihr wackern Bürger, bleibt ganz ruhig; ich will nichts Anderes, als was einem christlichen Herzen geziemet." Beinahe wäre es zu schlimmen Auftritten gekommen, denn es waren handfeste Leute da, die sofort auf Leo eindrangen, um ihn für seine Keckheit zu züchtigen; doch waren auch Andere zugegen, die ihn in Schutz nahmen und so lief Alles glücklich ab. Dieser Vorfall aber vermochte, nach Zwingli's eigenem Zeugniß, den großen Rath seinem steten Andringen gemäß zur Veranstaltung einer Verhandlung, bei der beide Parteien öffentlich sollten vernommen werden, nämlich des ersten Religionsgespräches (Disputation) in Zürich, welches am 29. Januar des Jahres 1523 Statt fand und zum Siege der Reformation so viel beitrug, ja selbst als der erste bedeutende Sieg der Reformation zu bezeichnen ist. Wollen wir jenen gewagten Schritt Leo's richtig beurtheilen, dem Zwingli auch nach Jahren noch vollen Beifall zollte, so ist nicht zu übersehen, daß die Predigt damals im Gottesdienste nicht die hohe Stellung einnahm, die ihr allmälig erst in Folge der Reformation wieder zu Theil ward. Aehnliches geschah in jenen Zeiten öfter. Ueberdies kam es auch vor, daß Mönche bei ihren Predigten sich Einreden machen ließen durch Zuhörer, die sie selbst dazu bestellten. Immerhin wird dies Verfahren Leo's seine Entschuldigung oder auch Rechtfertigung nur darin finden, daß außerordentliche Verwicklungen dazu nöthigen können den Knoten gleichsam zu zerhauen, wofern er sich sonst nicht lösen will, und daß es eben damals galt, durch all das hemmende Gestrüpp hindurch dem Evangelium Bahn zu brechen.

Nur Weniges war es, was Leo zu jenem Religionsgespräche vom Januar 1523 beitrug, das hauptsächlich die Anrufung der Heiligen betraf und insgemein zwischen Zwingli und dem bischöflichen Ge-

neralvikar geführt wurde. Was er aber dabei sprach, ist ganz geeignet uns seine Gesinnung in hellem Licht recht klar zu zeigen; er benutzte nämlich den Anlaß dazu, vor dem großen Rathe und der ganzen zahlreichen Versammlung in Bezug auf das Pfarramt in Zürich, das er nach drei Tagen (am 2. Februar) antreten sollte, einige einleitende Worte zu sprechen, um kund zu geben, in welchem Sinne er dasselbe zu führen vorhabe: „Gnädige, fürsichtige, ehrsame, liebe Herren", sprach er, „ich bin von euch, meinen Herren, hier zu Zürich angenommen, vielleicht ungeschickt, zu einem Leutpriester und Pfarrer, euch das Wort Gottes, das Evangelium Christi, zu verkünden, deß ich mich, so weit mir die Gnade Gottes behülflich sein und der Geist Gottes Beistand thun wird, in alle Wege befleißen will nach meinem besten Vermögen. Nun aber, da bisher viele Menschensatzungen, die aus langer Gewohnheit in der Kirche gehalten werden, sich mit dem Evangelium vermischen, daß sie oft gepredigt und geboten werden, als ob sie dem Evangelium gleich zu halten wären; so sage ich jetzt, daß ich solcher menschlicher Statuten wenig achten, vielmehr euer Liebden allein das heitere und lautere Evangelium und was ich mit göttlicher Schrift wahrhaftig darbringen kann, vorhalten und lehren werde, abgesehen von Menschengeboten und langer Zeiten Gewohnheit, da ja solche menschliche Satzungen, wie sie von Päpsten und Bischöfen geboten werden, hier zugegen durch die von Meister Ulrich (Zwingli) ausgegangenen Sätze (die 67 Thesen) als dem Evangelium und der Wahrheit ganz widerstreitend erkannt und überwiesen, und doch niemand hier ist, der etwas Wahrhaftiges oder Gründliches für sie reden will oder zu reden weiß. Und da nun Herr Vikarius (Faber) sich vermessen, die Anrufung und Fürbitte der Heiligen mit der Schrift zu bewähren und darzuthun, Solches aber, wiewohl oft ermahnt, nicht gethan hat, so bitte ich auch (wie gleich zuvor Zwingli) von ihm zu hören und zu vernehmen, wo davon geschrieben steht in den biblischen Büchern. Denn das wird wohl auch von mir in meinen Predigten, so mir Gott Gnade verleiht, berührt und verkündet werden, daß man allein Christum Jesum anrufen, sich alles Trostes, aller Hülfe, Gnade und Seligkeit allein zu ihm versehen soll, und daß dies Alles sonst von keiner Creatur soll gesucht und begehrt werden." Mit großem Danke, fügte Leo freundlich bei, wollte er solche Belehrung annehmen und sich, wofern er irre, gerne von dem bischöflichen Vikar belehren lassen. Da dieser sofort Leo's Freundlichkeit dazu benutzte Scherzworte mit ihm zu wechseln, und das Gespräch sich in Späße zu verlieren drohte, ergriff Zwingli rasch wieder das Wort und drang auf Ernst.

Am 2. Februar trat nun Leo seinen Pfarrdienst zu St. Peter an. „Seine Predigten waren, wie sein Sohn sich ausdrückt, geschmal-

zen und gesalzen. Doch klagte er oft, wenn er mit großem Ernst große Laster und schwere Sünden hätte strafen sollen, so habe es nicht wollen von Statten gehen. Die Ursach davon lag wohl darin, daß er von Natur ein so gütiger und mildfreundlicher Mann war. Ich habe auch von wackern Bürgern vernommen, keine Predigten seien ihm besser gelungen, als die von der christlichen Liebe." Ueber seine Art, sich auf die Predigten vorzubereiten, sagt derselbe: „In einer Stunde oder zweien hatte er eine Predigt studiert; er brauchte auf der Kanzel keine Notizen; daher ich auch in seinem Nachlaß weder geschriebene Predigten noch Abschriften derselben gefunden habe." Zu seinem Pfarramte kam alsbald noch die geistliche Besorgung des im nämlichen Stadttheile gelegenen Klosters Oetenbach, dessen Nonnen zum Theil austraten. Durch besonderen Beschluß des Rathes erhielt er den Auftrag, die zurückbleibenden „mit Messelesen, Beichtehören, Singen, Lesen und anderer zum Leben und Sterben dienender Seelsorge nach aller Nothdurft zu versehen."

Mit aller Entschiedenheit und doch mit besonnenem Ernste unterstützte er Zwingli in seinem Bestreben die Reformation vorerst innerlich reifen zu lassen, um sie dann auch äußerlich durchzuführen und selbst dieses nur schrittweise zu thun stets im Verhältniß zu dem, was die Gemüther des Volkes zu ertragen vermöchten (gemäß Joh. 16, 12). So verfaßte Leo noch im Jahre 1523 eine deutsche Taufformel für „Taufen von Kindern Schwachgläubiger", worin der Gebrauch des geweihten Salzes und Oeles, sowie etwas von Exorcismus (Bescheltung oder Austreibung des Teufels) noch beibehalten war. Auf den Wunsch Vieler gab er sie heraus; verwahrte sich aber auf's nachdrücklichste gegen Mißdeutung. „Alle Gläubigen Christi, hebt er sein an alle frommen Kirchendiener gerichtetes Vorwort an, sollen sich befleißen des einigen und ewigen Gotteswortes, welches unsre Leuchte und Fackel ist, die uns in allem Irrsal und aller Finsterniß vorleuchtet. Wer diesem Lichte folgt, der wandelt nicht in der Finsterniß, sondern hat das Licht des Lebens. Ich habe aber gesehen, daß viele sind in unserer Kirchgemeinde, die dem Worte Gottes anhangen, aber noch so schwach sind, daß sie die lange eingedrungene Gewohnheit und Irrsal, so man bei der Taufe bis anhin gebrauchte, sowie Andres, nicht so eilends und schnell ganz lassen können noch wollen, und daß, wofern man sie da übereilen wollte, nicht geringe Verletzung, ja Auflehnung zu besorgen wäre. Es geht ihnen, wie denen, die lange Zeit in einem finstern Kerker gelegen; werden sie heraus genommen, so mögen sie den Glanz der Sonne und des Tages nicht ertragen; deshalb führt man sie nicht eilends an das Licht, sondern an einen dunkeln Ort, nicht daß sie allezeit in der Dunkelheit sein und bleiben sollen,

sondern nur so lange, als sie die Helligkeit nicht ertragen mögen. . . . . Das hat mich auch bewogen, für solche Schwache dies zu machen; nicht daß ich der Meinung wäre, daß sie Solches für und für gebrauchten und beibehielten, sondern daß ich sie nicht eilend von allen Dingen abstieße und verwildete (erbitterte). Und all mein Sinn, Ernst und Fleiß hat sich darauf gerichtet, daß ich die Ehre Gottes fördern und Viele in Christo erbauen wollte. Dieses meines Sinnes Zeuge ist mein Herr Christus Jesus, dem alle Herzen offenbar sind; hab' ich hierin etwas gesündigt, wolle er mir's verzeihen. . . . . Lieber wollte ich, daß diese Nebendinge kommlich hinweg gethan würden, wofern es sein könnte, und in der christlichen Versammlung die Taufe und Anderes nach der Einsetzung und dem Worte Gottes gehalten würde; wiewohl in diesem Büchlein nichts oder wenig sich vorfindet, das dem Worte und Geiste Gottes nicht entspräche. Daher ist's meine ernstliche Bitte an alle frommen Christen und Diener Gottes, daß sie sich allein an das lautere Gotteswort halten mögen hierin und in Anderem, damit wir bei dem rechten Licht und Wege bleiben. Wo man aber für die Schwachen (um Auflehnung und Unruhe zu vermeiden) dies und Anderes, was von Menschen gemacht ist, brauchen muß, da brauche man es eine Zeit lang als eine Speise der Kranken und Blöden; man ermahne aber die Schwachen auf jede Weise, damit sie nicht bei diesem verharren, sondern immer mehr zur Vollkommenheit erwachsen mögen und das wahre Licht des Gotteswortes ergreifen; und alsdann verbrenne und zerreiße man dieses und Anderes, was nicht im Worte Gottes gegründet ist. Wo man aber kann, da gebrauche man dieses Büchlein gar nicht und bleibe bei der Form, die Christus zum Taufen gegeben hat, da er sprach: Taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Hier bitte ich Gott, daß er uns Allen solche Gemüther verleihe, daß wir alle Dinge nach seinem Worte thun und halten, damit seine Ehre gefördert, der Glaube an ihn gemehrt, sein Name geehrt, der Starke gewahrt, der Blöde vervollkommnet und befestigt, christliche Liebe und Brudertreue gepflanzt werde und gedeihe. Friede und Gnade wünsche ich allen Frommen von Gott unserem Vater durch Jesum Christum, unseren einigen Erlöser und Mittler!"

Man sieht, wie vorsichtig und ernstlich sich Leo, während er Vielen den Uebergang aus dem bisherigen Cultus in den einfacheren, ächt christlichen zu erleichtern bemüht war, gegen Beibehaltung dieser seiner Form zum Voraus verwahrte, damit ja nicht, wie es in ähnlichen Fällen so leicht geschieht, eine Formel, die bloß zeitweise gelten sollte, bei eintretender Erschlaffung sich bleibend festsetze.

In Kurzem ging sein Wunsch in Erfüllung; schon im Jahre 1525 finden wir in Zürich eine Taufform im Gebrauche, aus der alles Unevangelische entfernt war.

Noch ist zu beachten, wie Leo in seinem eben angeführten Vorwort auch auf Anderes hindeutet, was ebenfalls noch unevangelisch sei, auf Solches, das er nicht nennt, wobei ohne anders vornehmlich die Einstellung des heil. Abendmals durch die Messe zu verstehen ist, rücksichtlich deren Zwingli wie bekannt die äußerste Vorsicht beobachtete (s. Pestalozzi, Bullinger, S. 26). Dieser Punkt, wie die Frage über die Bilder wurde in dem zweiten zürcherischen Religionsgespäche, im Oktober 1523, behandelt. Hier erscheint Leo Judä durchaus und allein als Zwingli's steter Gefährte. Er widerlegt bei diesem Anlaß insbesonders die Irrlehre, als ob das Abendmal ein Opfer sei, das wir Gott darbringen würden; er zeigt, daß die Alten, auf die man sich bezogen hatte, dasselbe nicht in dem Sinne ein Opfer nennen, den man jetzt damit verbinde, als ob wir Christum opfern würden, daß vielmehr ein Gregor, Ambrosius, Augustin und Johannes Chrysostomus, die er auch gelesen habe, obwohl der Letztgenannte sich drehe und winde, gemäß Hebr. 9, 12. anerkennen, daß Christus sich Ein Mal für unsere Sünden zum Opfer gebracht habe. Am Schlusse der ganzen mehrtägigen Verhandlung bat Leo seine lieben Brüder in Christo, um Gottes willen ihm zu verzeihen, falls er etwa ein ungeschicktes Wort sollte gesprochen haben, und ermahnt sie, „ohne Unterlaß dem Worte Gottes obzuliegen und es den ihnen Anvertrauten fest zu predigen und vorzuhalten nach dem einfachen Sinne Christi zur Besserung und nicht zur Böserung. Also will ich, setzt er todesmuthig hinzu, ob Gott will, unverrückt beim Worte Gottes bleiben und mein Leben dafür lassen! Menschen mögen wohl den Leib verderben, aber die Seele nicht!" Ebenso mahnt Leo die Obrigkeit, „fest, wie Christen gebührt, bei Gottes Lehre zu bleiben und sein Wort zu schirmen."

Noch wurde freilich die Messe nicht sofort abgestellt; auch Leo mußte noch fortfahren bisweilen Messe zu halten, „aber es sprang, wie sein Sohn sagt, täglich ein Reif ab, bis daß das ganze Papstthum von selbst zerfiel." Indeß gab es noch manchen Anlaß, Langmuth und standhaftes Gottvertrauen zu bewähren. So schreibt Leo im Mai 1524 an Vadian: „Das Frohnleichnamsfest ist durch Rathsbeschluß abgeschafft. Ueber Messe und Bilder wird in dieser Woche im Rathe verhandelt und hoffentlich dem Worte Gottes gemäß, wenn nicht etwa die Macht der Gegner so groß ist, daß sie Christum in der Geburt erdrücken; doch wenn dies geschieht, hoffen wir, er stehe nur desto glorreicher dereinst wieder auf." Gegen Ende desselben Jahres meldet er seinen Verwandten zu Berken (Bergheim) im Elsaß, „die

Bilder seien aus den Tempeln entfernt, die Klöster aufgethan; der Gelderwerb aus der Messe sei auch dahin, wiewohl man noch etwa Messe halte für die Blöden;" das Blut treuer Bekenner des Evangeliums, der Männer von Stammheim, sei kürzlich zu Baden im Aargau geflossen um Christi willen.

Noch im April des folgenden Jahres schreibt der jugendlich eifrige Bullinger von Kappel aus hinsichtlich der Messe an Leo: daß Leo Verfolgung um der Wahrheit willen fürchte, halte er zwar für gar nicht möglich, er sei überzeugt, daß Leo nach dem Vorbilde der Apostel darob sich freuen und frohlocken würde; aber er solle doch ganz mit dem Götzendienst brechen, eingedenk dessen, was die Offenbarung St. Johannis den Götzendienern androhe. In der That wurde unter Leo's Mitwirkung die Messe noch im nämlichen Monate ganz abgeschafft und am hohen Donnerstage (1525) zum ersten Mal das heil. Abendmal nach der Einsetzung des Herrn begangen.

Bei dieser Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse ergab sich für Zürich auch das Bedürfniß ein eigenes Ehe- und Chorgericht aufzustellen, um die vorkommenden Fälle in evangelischem Sinne erledigen zu lassen. In diese Behörde, welche aus drei Geistlichen, zwei Mitgliedern des kleinen und zweien des großen Rathes bestand, wurde Leo sofort bei ihrer Errichtung gewählt, im Mai des Jahres 1525, und blieb darin bis an sein Lebensende; er war fortwährend eines ihrer bedeutendsten Mitglieder. In seinen Grundsätzen über Ehescheidung schloß er sich an die Ansichten Zwingli's sowie auch des Erasmus an. Sehr viel blieb dabei dem Ermessen des Richters anheim gestellt. Eine Anzahl von Schreiben Leo's bekunden, mit welchem lebendigen Eifer und Ernst er dieses schwierige Amt verwaltete.

Ueberall finden wir Leo in dem großen Kampfe wider die Finsternisse des Papstthums an Zwingli's Seite eifrig wirksam, „als seinen lieben Bruder und getreuen Mitarbeiter im Evangelio Jesu Christi" (wie dieser selbst ihn nennt), theils mündlich, theils, so weit es ihm gegeben war, auch durch Schriften. Im Jahre 1524 bestritt er und Zwingli die Schrift des Johannes Raidbach von Feldkirch, welche den charakteristischen Titel führte: „Eine christliche Meinung von den Werken der Menschen, wie man die vor Gott nützlich und verdienstlich machen soll." Durch ein besonderes Schriftchen widerlegte Leo zu Ende desselben Jahres auf Zwingli's Bitte den Angriff des Matthias Kretz in Augsburg auf Aeußerungen, welche Leo bei der Disputation in Zürich gethan.*) Er

*) Matthias Kretz war 1541 Dekan in München und baierischer Abgeordneter beim Collegium zu Regensburg.

betitelte seine Gegenschrift: „Christliche Widerfechtung wider M. Kretzen antichristliche Messe und Priesterthum." Es schmerzt ihn des Gegners Verblendung und daß Augsburg durch seine irrige Lehre solle verführt werden. Betreffend den von Pfaffen, Mönchen und Nonnen um Geld verrichteten Chorgesang sagt er, mit Unrecht nenne ihn Kretz ein Lob Gottes, eher möchte er Gott eine große Schmach sein. Denn „er geschieht von Menschen gezwungen, aus Begier des Lohnes und Soldes, ohne Andacht, ohne Verstand, mit großem Verdruß und Fahrlässigkeit. Was aus dem Geiste Gottes geht, das ist frei, ungezwungen, aus Liebe, mit süßer Frucht des innerlichen Menschen, mit süßem Trost, mit aufgerichtetem Gemüth in Gott, mit herzlichem Sinnen und Begier des Herzens ..... Die Päpstler aber zwingen alle Menschen zu beten auf die und die Zeit, so und so viel, so und so lang, und wie es ihnen beliebt ..... Die Kinder Gottes werden durch den Geist frei geführt, und lieblich (durch die Liebe) getrieben zu beten d. i. mit gewisser Hoffnung zu Gott zu rufen als zu einem Vater, ungezweifelt er werde sie nach seiner Verheißung erhören." Wir spüren die warme, lebendige Innerlichkeit von Leo's Gottesverehrung gegenüber dem öden, äußerlichen Ceremoniendienste.

Ueberdies war Leo stets bereit, Zwingli's einschneidende reformatorische Schriften aus dem Lateinischen ins Deutsche oder aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen; kein Dienst solcher Art war ihm zu geringe, der zur Ehre des Herrn, zur Förderung der heil. Sache gereichen konnte; er that in Demuth freudig, was er vermochte.

Als die oberste Landesbehörde des Kantons Appenzell im Juli des Jahres 1524 ein Religionsgespräch anordnete, an welchem von jeder Seite drei gelehrte Männer Theil nehmen sollten, und sich dazu von Zürich Zwingli oder Leo Judä erbat, erhielt Leo den Auftrag, begleitet von einem Mitgliede des Rathes hinzureisen, mußte indeß, da die Gegner der Reformation die Abhaltung dieser Disputation zu hintertreiben wußten, unverrichteter Sache umkehren. Er ließ sich aber bewegen auf der Heimreise in St. Gallen zu predigen und stärkte die Brüder daselbst durch Ermunterung zur Standhaftigkeit im Glauben.

5. Leo's Theilnahme am Kampfe gegen die Wiedertäufer. Beziehungen zu Erasmus und Luther.

Auch in andern Kämpfen, die noch weit schwieriger und mühseliger waren als der gegen die eingewurzelten Verderbnisse der Kirche, sehen wir Leo mit völliger Entschiedenheit Zwingli treu und beharrlich zur Seite stehen.

Am gefährlichsten war unstreitig die Bekämpfung der stürmischen Dränger, denen es stets vorkam, man gehe in der Reformation zu langsam und zu wenig durchgreifend zu Werke, die daher unablässig verlangten, man solle einzig dem Geiste folgend, gemäß der Schrift eine „reine Kirche" herstellen aus lauter wahrhaft Bekehrten. Schon seit dem Sommer des Jahres 1523 ließen sich solche Stimmen hören. Bedeutende Männer, zum Theil Gelehrte und bisherige Freunde Zwingli's, wie Simon Stumpf, Conrad Grebel, Felix Manz neigten sich dazu hin und schlossen sich immer mehr zu einer Partei zusammen, welche denn in Kurzem (seit 1525) als die Sekte der „Wiedertäufer" auftritt. Weit geflissentlicher als Münzer und seine Genossen in Deutschland beriefen sie sich in Allem auf die Schrift. Mit Rücksicht auf diese sprach Leo schon am Schlusse des zweiten Religionsgespräches (am 28. October 1523) die Warnung aus: „Und ihr, die ihr der Schrift verständig seid, wollet doch Gottes Wort nicht zu Zank, wie denn Etliche thun, nicht zu Hochmuth, sondern zu Einigkeit und Besserung euerer Sitten und des Nächsten gebrauchen!" Allein vergeblich. Ebenso war umsonst, daß Vadian im Dezember desselben Jahres seinem Schwager Conrad Grebel schrieb: „er solle sich doch kommlicher Schicklichkeit befleißen gegen Zwingli und Leo, nicht so anstimmig oder kämpfig sein, in Betracht, daß sie die seien, welche das Wort der Wahrheit zu fördern beflissen seien und daß sie doch überhaupt nicht Alles das jählings ausstoßen und abthun können, was so viel Jahre lang in Mißbräuch gekommen ... Die Taufe werde mit der Zeit ohne Zweifel eben so wohl wie Anderes dem Worte der Wahrheit entsprechend geordnet."

Immer drohender wurde die Lage der Dinge, zumal im Frühling und Sommer des Jahres 1525 der Bauernkrieg in weitem Umkreise aufloderte. An Vadian nach St. Gallen schreibt Leo am 8. August 1525: „Trefflich ist's, daß bei euch durch Rathsbeschluß die Frechheit der Wiedertäufer gedämpft worden. Wir, sei's unsrer Sünden wegen, sei's wegen der Gelindigkeit, um nicht zu sagen Nachlässigkeit unsrer Regierung, kämpfen täglich mit diesen unsern schrecklichsten Ungeheuern und doch, glaube ich, wird der Kampf nie ein Ende haben. So ein entsetzliches Unheil ist der Hader und Starrsinn der Gleißner, zwei Uebel, die alle Liebe, worin doch das wahre Christenthum besteht, vernichten und von Grund aus vertilgen. Ein Geringes war es und nicht eben gar schwer, den Antichrist aus seinem Reiche zu vertreiben, die sophistischen Spitzfindigkeiten (der papistischen Gegner) zurück zu weisen und den Widersprechenden den Mund zu stopfen; denn sobald man die Fackel des göttlichen Wortes zu jenen Verfinsterungen herzu brachte, mußten sie

alsbald wie Rauch vergehen. Mit denen aber ist der Kampf härter und weit am schwersten, welche gerade mit dem Lichte Finsterniß verbreiten und beim hellsten Leuchten des göttlichen Wortes den Geist des Wortes verdunkeln. Aber je den Besten lauern ihre Fehler auf und über den guten Samen säet der Feind Unkraut; Herodes sucht Christum, da dieser noch klein ist, im Keime zu tödten. Auch den Aposteln fehlte es an Lügenpropheten und an falschen Brüdern nicht, die der nur erst erblühenden Kirche lästig fielen, wie sie in ihren Episteln klagen, um uns recht sorgsam zu verwahren .... Der gütige Gott verleihe uns den Geist der Wahrheit und der Sanftmuth und zugleich einen festen Sinn, damit wir den Uebeln, die wir zu tragen haben, gewachsen seien!"

In diesem milden, aber zugleich festen Sinne sehen wir nun Leo wirken ungeachtet seiner angebornen Milde und Freundlichkeit. Als im Jahre 1526 der Pfarrer von Waldshut, Balthasar Hubmeier, der sich nach Zürich geflüchtet und hier ins Gefängniß gelegt worden, meinte, er würde Leo eher für sich gewinnen können als Zwingli, mußte er erfahren, daß er sich in dieser Voraussetzung völlig täuschte; doch sorgte man dafür, daß er den Händen der Oestreicher, die seine Auslieferung zur Verbrennung verlangten, entrinnen möge.

Im Gegensatz zu diesen stürmisch Drängenden war Leo Judä gleich Zwingli weit davon entfernt, die ächte geschichtliche Entwicklung des christlichen Geistes zumal die der ersten Jahrhunderte der Kirche, welche das ursprüngliche Evangelium reiner bewahrt und sich treuer an den Inhalt der heil. Schrift gehalten hatten, gering zu achten. Inmitten jener Kämpfe wuchs seine Erkenntniß, wie er denn bei Anlaß von Forschungen in den älteren Kirchenvätern im Dezember 1525 nach Kappel an Bullinger schreibt: „Wir dürfen uns Glück wünschen und müssen unserem himmlischen Vater Dank sagen, der uns tagtäglich mehr Licht gibt und unsre Einsicht mehrt. Denn wer hat je zuvor so klar, so offen das verkündigt, was unser Zwingli, freilich aus Eingebung des göttlichen Geistes, so gelehrt und treffend ans Licht gebracht hat. Ich einmal scheue mich nicht, völlig meine Unwissenheit zu bekennen und zwar aufrichtig .... Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns von den Irrthümern und den dichtesten Finsterniss in das wahre Licht hinüber geführt hat; er erlabt so unsre Gemüther, daß wir nirgends von ihm hinweg in die alten Irrsale zurück gleiten mögen." Zwingli, der gleich ihm nicht müde wurde wie die heiligen Schriften so auch die Kirchenväter immer tiefer zu ergründen, bezeichnet er bei diesem Anlaß als „einen Mann von feinem Urtheil und im Abwägen der Aussprüche der Alten (der Kirchenväter) äußerst scharfsichtig."

Um so mehr mußte es Leo schmerzen, daß Zwingli um der Herstellung des einfachen lauteren Evangeliums willen nicht bloß von den Anhängern des Papstthums und von den Wiedertäufern befeindet, sondern außerdem noch von zwei Seiten her verkannt wurde, gerade von Solchen, von denen man noch vor Kurzem am ehesten Zustimmung und Beihülfe hätte erwarten dürfen. Einestheils nämlich widerfuhr ihm solche Verkennung von Seiten des in Basel wohnenden Erasmus von Rotterdam, der für den ersten Gelehrten seiner Zeit galt, dem Leo selbst, sowie Zwingli und Hunderte von strebsamen Männern manche Anregung zu wissenschaftlichen Studien insbesondere zur Schriftforschung zu verdanken hatten, der auch öfter als Gönner der evangelischen Sache an Zwingli geschrieben hatte und nun doch nicht für die Reformation einstand, sondern allmälig immer spürbarer den wirklichen Reformatoren entgegen arbeitete. Andern Theils geschah Zwingli dasselbe von Seiten Luthers, dessen erste Schriften Leo so freudig begrüßt hatte. Es war zu Ende des Jahres 1525, daß der unglückselige Zwist mit Luther sich immer mehr steigerte, indem dieser meinte, wegen der Abweichung in der Lehre vom Abendmal müsse entweder Zwingli oder er selbst des Teufels sein; auch im folgenden Jahre wurde die jämmerliche Entzweiung, genährt durch eine Reihe von Streitschriften, immer größer, während zugleich der Kampf gegen die römisch Katholischen eben jetzt in der Schweiz auf's ernstlichste entbrannte, da diese auf Eck's und Faber's Betrieb auf den Mai 1526 eine Disputation nach Baden (im Aargau) anordneten und selbst Erasmus dazu einluden.

Wie sehr verlangte Leo darnach, den Zwiespalt, der die evangelisch Gesinnten trennte, aufheben oder doch mindern zu können! Sehnlich wünschte er solche Männer wie Erasmus und Luther nicht wider sich zu haben, sondern sie im Einklang mit Zwingli an der Förderung des heil. Evangeliums arbeiten zu sehen, in deren früheren Schriften ja so manche Aeußerungen vorkamen, welche mit schlichter, schriftgemäßer Lehre vom Abendmal so sehr zusammen stimmten. Was konnte dienlicher sein sie zur brüderlichen Anerkennung Zwingli's und dessen, was er unumwunden vortrug, zu vermögen, als wenn man ihnen aus ihren eigenen Schriften darthat, daß sie, bevor der Streit über das Abendmal sich entzündet habe, selbst der geistlichen Gegenwärtigkeit und dem geistlichen Genießen Christi Alles beimaßen. Leo that dies in einer kleinen Schrift, die im April des Jahres 1526 erschien unter dem Titel: „Des hochgelehrten Erasmus von Rotterdam und des Luthers Meinung vom Nachtmal unsers Herrn Jesu Christi." Damit dieses Schriftchen desto unbefangener aufgenommen werde, gab er es ohne seinen Namen heraus in Form eines Briefes von Ludovicus Leopoldi, Pfarrer

zu Leberau, an Kaspar Nagolt, Bürger zu Nörlingen. „Wie ich aus deinem Schreiben ersehe, heißt es gleich zu Anfang, bist du schwer bekümmert über den großen allerwärts obschwebenden Zwiespalt in Betreff des Abendmals, vornehmlich aber darüber, daß die zwei hochberühmten Männer, Erasmus und Luther (auf die ich erstlich viel baute) jetzt mit Andern in dieser Sache nicht eins seien, da doch diese zwei so viel als Anfänger der rechten Lehre gewesen, indem jener lateinisch die Mißbräuche des Papstthums und aller menschlichen Tradition gar höflich in allen seinen Schriften angerührt, dieser sie tapferer und öffentlich auf deutsch angegriffen habe. Du begehrst von mir Bescheid; ich sage kurz: Wer im rechten Glauben wohl gegründet ist, den irren diese Späne wenig! Doch daß ich dir zu Willen sei, will ich dir meine Meinung sagen."

Erasmus nennt an manchen Stellen das Abendmal ein Symbol d. i. ein bedeutsames Zeichen; ferner sagt er: „Begehst du dieses Mal und befleißest du dich das zu sein, was das Genießen bedeutet, nämlich Ein Geist mit dem Geiste Christi, Ein Leib mit dem Leibe Christi, ein lebendiges Glied seiner Gemeinde, hast du nichts lieb denn in Christo, achtest du alle deine Güter als allen Menschen gemein, drückt dich der Schaden und Unfall des Nächsten wie dein eigener: nun dann gehst du mit Frucht zu diesem Abendmal, nämlich geistlich ... denn dies Sakrament ist nichts anderes als ein Wiedergedächtniß des Todes Christi. So geh nur in dich selbst, erforsch dich selbst inwendig in allen Ecken, durchsuch dein ganzes Leben, deine Werke, deine Worte, deine Gedanken, deine Anschläge, deinen ganzen Wandel, sieh, wie du der Welt abgestorben seiest; besitzt dich der Zorn noch ganz, Ehrgeiz, Geldgeiz, Wollust, Neid, Haß, so bist du weit, weit vom Sakrament, ob du gleich den Altar anrührtest. Christus ist für dich gestorben, ... schlacht und opfre dich selbst dem, der sich für dich seinem Vater dargebracht hat." Erasmus werde wohl jetzt noch, fügt Leo hinzu, dieser Meinung sein; denn diese sei dem Glauben und dem Worte Gottes gemäß; wäre er anderer Meinung geworden, so würde er's besonders im jetzigen Zeitlauf wohl offenbar machen; Menschenfurcht sollte ihn doch nicht davon abhalten.

Sodann wird ebenso aus Luther's Schriften, zumeist aus seiner Bestreitung der Messe dargethan, wie auch er nicht der Meinung sein könne, daß im Brod Fleisch und im Wein Blut sei; dasselbe folge aus seiner Verwerfung des sichtbaren und äußerlichen Priesterthums im neuen Bunde; er sage unter andern von Christi Einsetzung des Abendmals: „Christus, da er solches befohlen hat, daß wir's zu seinem Gedächtniß thun sollten, will nichts Anderes, als daß wir die göttliche Verheißung und Zusage mit seinem Pfande öfter wieder uns einprägen und in's Gedächtniß bringen sollen, damit

unser Glaube gemehrt und gestärkt werde, der nimmermehr genugsam mag gestärkt werden;" ebenso schreibt Luther anderwärts: „Paulus spricht im Briefe an die Römer: Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und spricht nicht: Die Sakramente werden mit dem Leibe genommen zur Gerechtigkeit;" Luther wolle dort beweisen, daß die Sakramente im neuen Bunde keine Gnade geben, wie die Sophisten gesprochen haben, sondern allein der Glaube Gnade gebe. Er sage eben daselbst: „Wer da ißt das Brod, und den Wein trinkt, der muß fest glauben, daß der Leib Christi nicht allein für Andere dahin gegeben sei, sondern auch für ihn, und daß das Blut Christi für ihn vergossen sei zur Abwaschung der Sünde, oder er verspottet Gottes Verheißung und ißt sich selbst das Gericht;" und bald nachher schreibe er: „Weder die Sakramente im alten noch die im neuen Bunde machen den Menschen fromm und gerecht, sondern allein der Glaube." Dies bewähre Luther mit der Schrift.

Allerdings, fährt Leo fort, gebe es bei Erasmus und Luther auch Stellen, die einen andern Sinn haben können. „Sagen sie, es sei da gegenwärtig und werde da gegessen der Leib und das Blut Christi, so spreche ich also: Sofern sie diese Worte im rechten Sinne und nach Art des Glaubens und göttlicher Schrift (denn so sollen alle unsre Reden und Meinungen gestaltet sein) verstehen und auslegen lassen, so ist es wahr und dem Frühern nicht zuwider. So wir das Abendmal nach dem Geheiß und Befehl Christi begehen und mit rechtem Glauben das bedeutsame (bedeutliche, sinnbildliche) Brod essen und den bedeutsamen Wein trinken, so essen wir das Fleisch Christi (versteh', im Geiste, durch den Glauben) und trinken sein Blut. Also ist der Leib und das Blut gegenwärtig und wird gegessen, aber nicht leiblich, sondern geistlich. Ja, ich will weiter reden: Der Leib ist im Brode und das Blut im Weine, aber als ein Zeichen, wird dargestellt und abgebildet, das heißt: der Leib Christi ist nicht wesentlich und leiblich im Brod noch das Blut im Weine; denn das verträgt sich nicht mit dem Glauben und der heiligen Schrift, sondern er ist darin wie dein Gemahl im Ringe ist, den er dir zurück gelassen hat; denn so oft du den Ring ansiehst, so ist dir inwendig im Herzen dein Gemahl gegenwärtig. Sofern nun Luther oder Erasmus dieses Sinnes sind bei ihren Worten, so bitt ich sie um Gottes willen, daß sie es tapfer heraus sagen, so kommt die Welt zu Ruhe; denn sind sie des Sinnes (wie ich mich dessen versehe), so wird zwischen Erasmus, Luther, Zwingli, Oekolampad, Carlstadt, Capito, Butzer, ja allen Gläubigen kein Span noch Zwietracht mehr sein. Nun will ich glauben, sie seien des Sinnes, und die Welt wollte es nur nicht verstehen; denn der Hader blendet uns oft die Augen. Dazu aber, zu

glauben, dies sei ihr Sinn, bewegt mich das, daß dieser Sinn allein der ganzen Schrift und dem Worte Gottes gemäß ist. Nun lese ich aller Lehrer Bücher und Schriften, allein sofern sie dem Glauben und dem Gotteswort nicht zuwider sind. Da ich nun dies in ihren Büchern gefunden, so verstehe ich's und lege es aus nach des Geistes und Glaubens Art und denke, auch sie seien des Sinnes, besonders da Melanchthon über Johannes und Bugenhagen zum Psalter klar und lauter schreiben: der Leib und das Blut Christi mögen nicht anders als geistlich und im Glauben genossen werden. Deshalb denk ich, die Wittenberger seien wohl alle solchen Sinnes. Daher wird auch weder Luther noch irgend jemand von den Seinen mir diese Auslegung verargen können. Und obwohl vielleicht in etlichen Schriftchen von Luther Anders geschrieben wäre, das diesem widerspräche, so will ich aus christlicher Liebe dies auch im Besten verstehen, denn wer ist, der nicht auch zu Zeiten etwa irre und dann wieder umkehre?

Sollten sie aber, es sei Erasmus oder Luther, der Meinung sein, im Brode sei wesentlich und leiblich Fleisch und Blut Christi und werde leiblich gegessen, so sag ich unverholen, daß (wie hoch sie auch seien) ihre Meinung und Lehre dem Worte Gottes, dem Glauben, der Natur und allem Verstand zuwider ist; denn eher muß der Glaube und die ganze Schrift brechen, ehe der Leib Christi, der zur Rechten Gottes sitzt, leiblich und wesentlich im Brode sei. Drum, liebster Bruder, laß Dich solchen Zank nichts anfechten, unter den Rechtgläubigen ist der Dinge halb kein Span noch Zank; der Gläubige weiß wohl, was seine Seele speist und tränkt."

Man sieht, welche köstliche Aussicht auf eine allgemeine Verständigung aller evangelisch Gesinnten Leo bei der Abfassung dieser Schrift vorschwebte, und wie er sich alle Mühe gab die allfällige Differenz zu beseitigen und zu übersehen, dagegen das Gemeinsame hervor zu heben, um die gegenseitige Annäherung und die völlige Vereinigung oder Verständigung möglichst zu erleichtern. Allein der Erfolg entsprach begreiflich, wie meist in ähnlichen Fällen, seinem edlen Streben keineswegs. Luther nahm es übel auf und Erasmus, der mit Luther durchaus keine Gemeinschaft haben oder anerkennen wollte, zeigte sich noch weit unwilliger. In einem Schreiben an die eidgenössische Tagsatzung zu Baden beklagte er sich auf's Bitterste über dieses Schriftchen, als ob es bloße Thorheit und unverschämte Fälschung des aus seinen Schriften Angeführten enthielte; für aller Ketzer Fürst wolle er sich halten lassen, wofern in seinen Schriften nur Eine Stelle gefunden werde, aus der sich ergebe, daß er anders halte vom Sakrament, als die allgemeine (katholische) Kirche dasselbe

bisher dargestellt habe. Er weis't sogar darauf hin, daß er den Verfasser, welcher seinen wahren Namen verhehlt habe, der Todesstrafe für werth halte.

Leo sah sich dadurch veranlaßt offen hervor zu treten, und zwar um so mehr, da Erasmus irrthümlich den zürcherischen Professor Conrad Pellican, der ihm in früheren Zeiten nahe gestanden, beargwöhnte. Er dachte anfangs auf eine stärkere Sammlung von Beweisstellen aus Erasmus Schriften, begnügte sich aber mit einer kurzen deutschen Rechtfertigung. Er zeigte, wie unbillig Erasmus sich so sehr darüber beschwere, daß er seinen Namen zuvor nicht genannt habe, das sei ja nichts Seltenes oder Unerhörtes; Erasmus selbst habe dies ja auch schon gethan; indeß wolle er des Erasmus bittere Scheltworte und arge Schmähungen durchaus nicht erwiedern. Er erklärt fest, er habe des Erasmus und Luthers Schriften treu und wahrhaft angeführt. Da Erasmus jede Zusammenstellung mit Luther so heftig ablehnte, so spricht er sich über das gegenseitige Verhältniß der beiden Männer hier etwas einläßlicher aus: „Erasmus hat hin und wieder in seinen Büchern Vieles geschrieben wider die Mißbräuche, Irrthümer, Aberglauben, wider das Papstthum, wider die Fürsten und ihre Tyrannei, wider die Traditionen; solche Verderbnisse und Gebrechen hat er, sage ich, vielfältig in seinen Büchern berührt, doch mit Maß, züchtiglich, mit Bescheidenheit, wie es denn jene Zeit erforderte. Er ist wie ein weiser, erfahrener Arzt, vorerst subtil und säuberlich mit der Wunde umgegangen und hat den Gebrechen abhelfen wollen. Luther aber hat eben dasselbe, was Erasmus lateinisch that, auf deutsch auch gethan, doch etwas rauher; denn es war damals auch vonnöthen. Hätte sich die Wunde durch des Erasmus gelindes Betasten heilen lassen, so hätte Luther dieses nicht nöthig gehabt zu thun. Da aber der Papst und die gottlosen Fürsten, weil es ja allein lateinisch geschrieben und mit Seide umwunden war, sich der Sache nichts annahmen, sondern in ihrem Frevel und Muthwillen, ihrer Gottlosigkeit und Tyrannei stets fortfuhren, das arme Christenvolk maßlos beschwerten, schunden und schabten und an Leib, Seele, Ehre und Gut schädigten, und die Wunde so zunahm, daß zu besorgen war, wofern man nicht auch brenne, haue und meißle, würde der ganze Leib zusammt verderben; so hat Gott den Luther verordnet, der ihnen etwas schärfer zu Leibe ging ... So hat Gott den Erasmus und Luther beide in Einem Werke gebraucht und hat jeder seinen Dienst verrichtet." Ausdrücklich bemerkt aber Leo: „Ich habe nicht gesagt, Erasmus habe Alles das zuvor geschrieben, was Luther nachmals; denn ich weiß wohl, daß Luther Manches schreibt, wovon Erasmus zuvor nicht schrieb, als: vom

Glauben, wie derselbe allein gerecht mache und wie der wahre Glaube nothwendig mit sich bringe die guten Werke, während Erasmus sagt, er verstehe dies noch nicht, und Anderes mehr, wovon hier nicht nöthig ist zu reden." Die einzelnen Punkte werden sodann gesprächsweise durch Rede und Gegenrede zwischen Erasmus und Leo erörtert. Den Schluß macht Leo's treuherziger Wunsch: „Gott der Herr verleihe ihm (dem Erasmus) die hohen Gaben wohl zu gebrauchen, in denen er viele Tausende übertrifft, und gebe uns Allen, daß wir nicht aus Zank, Haß, üppiger Ehrsucht schreiben, sondern einfältig die Wahrheit an den Tag hervor bringen, damit das Wort Gottes von allen Gläubigen rein und lauter verstanden und angenommen werde. Es bedarf die Wahrheit wenig Färbens, wenig Blümens; wir bedürfen des Scotus, der Philosophie hierzu nicht,*) sondern des einigen wahren Gotteswortes." Endlich bittet er den Erasmus und alle Gläubigen ihm diese seine nothgedrungene Antwort nicht zu verargen.

Daß aber dieser große Vorkämpfer für Wissenschaft und Schriftkenntniß dadurch nicht gewonnen wurde, vielmehr wider die dem Worte Gottes gemäß vorschreitende Reformation sich immer mehr erbitterte, ist bekannt.

6. Leo's fernere Leistungen bis zu der Niederlage bei Kappel und Bullinger's Erwählung, 1531.

Ueberall, wo es nöthig oder dienlich schien, trat Leo auch weiterhin bereitwillig an Zwingli's Seite oder statt seiner ein. Er las und beantwortete Briefe an seiner Statt und auf seine Bitte, wenn Letzterer allzu sehr von dringenden schriftstellerischen Arbeiten oder seinen übrigen zahllosen Geschäften in Anspruch genommen war. Er predigte sehr häufig im Großmünster, eben so oft als in der St. Peterskirche; „er hätte es nicht thun müssen, that's aber gerne Gott zu Ehren und zum Heile der Menschen, die schaarenweise und mit großer Begierde das Wort hörten." Nach dem 1525 erfolgten Tod des Professors Ceporin versah er nebst Zwingli die von jenem bekleidete Professur, bis im März 1526 ein Landsmann von ihm, der gelehrte, besonders im Hebräischen trefflich bewanderte Pellican, bisanhin Barfüßer in Basel, der ihm gar wohl bekannt und lieb war und zu dessen Berufung er von Herzen mitwirkte, an die Stelle des früh Verstorbenen trat. Leo las und erklärte den hebräischen

*) Er meint die Scholastik, zu deren berühmtesten Vertretern Duns Scotus (st. 1308) gehörte.

Text der Bibel, und Pellican bemerkt, Leo sei überhaupt der Erste gewesen, bei dem er eine hebräische Vorlesung gehört habe.

Als nach dem Osterfeste des Jahres 1528 die halbjährlichen Synoden in Zürich begannen, um zu berathschlagen, „was der Kirchendiener und der Kirche Nothdurft erfordere," waren Zwingli und Leo die beiden Präsidenten, welche jedem Pfarrer, nachdem in seiner Abwesenheit über ihn Zeugniß abgelegt worden, anzeigten, was an ihm zu loben oder zu tadeln sei, ebenso was über ihn beschlossen ward, die ferner die Berathung über die anderweitigen kirchlichen Angelegenheiten leiteten und alle Pfarrer zur gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten ermahnten.

Auch sie selbst unterlagen, gleich allen übrigen Geistlichen, der Personal-Censur; wie denn über Leo in den Synodal-Acten von 1535 steht: „Leo soll geflißner sein mit seinem Predigen, doch in anderen Geschäften abbrechen, damit er der Kirche lang möge nutz sein." Gerade die unbedingte Offenheit, mit der gegen Alle, selbst gegen Hochstehende auch Tadel ausgesprochen wurde, zeichnete jene Synoden sehr vortheilhaft aus. Worauf aber die hier angeführte Rüge sich gründete, läßt sich des Näheren nicht mehr angeben; der letzte Satz enthält offenbar eine Ermahnung an Leo, seine Kräfte mehr zu schonen.

Mußte Zwingli zeitweise von Zürich abwesend sein, so lag auf Leo die Hauptsorge für die Kirche, wie 1528 während der Disputation in Bern, im September 1529 bei dem Religionsgespräche in Marburg, im December 1529, sowie im Mai und December 1530, als Zwingli auf den Synoden zu Frauenfeld und St. Gallen war, endlich während der Kriegeszeiten im Sommer 1529 und im Spätjahr 1531. Seine Wünsche und Gebete begleiteten den Abwesenden. Er glaubte indeß selbst in kleineren Dingen seinem vielgeehrten Freunde nicht gleich kommen zu können; so schreibt er am 6. September 1529, während Zwingli's gefahrvoller Reise nach Hessen, an A. Blaarer nach Konstanz: „Etliche Tage war der Ueberbringer dieser Zeilen hier bei uns, von der Ulmer Kirche abgeordnet, um, wie er sagt, die Sitten und Gebräuche anderer Kirchen zu sehen und zu Hause zu melden. Daher empfehle ich ihn euch im Namen Christi und seiner Kirche. Zwingli hätte dies gethan, ohne anders freilich mit mehr Anmuth und Würde, wenn er da wäre. Allein er ist am 3. dieses nach Marburg gereis't auf den Ruf des Fürsten von Hessen. Wir müssen Gott bitten, er möge die Sache so freundlich leiten (so temperiren), daß seines Wortes Wahrheit Allen hell entgegen leuchte. Wir hoffen aber, diese Disputation oder Conferenz werde der Kirche von allgemeinem Nutzen sein."

Immer mehr stieg indeß, nachdem Bern, Basel, St. Gallen, Schaffhausen u. s. w. sich der Reformation angeschlossen hatten, die

Spannung zwischen den Eidgenossen, von denen die eine Partei unter Zwingli's Anführung freie Predigt des göttlichen Wortes durch die ganze Eidgenossenschaft hin begehrte, die andere in der Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche allein das Heil sah. Die unaufhörlichen Reibungen, die täglichen Kränkungen und Scheltungen wurden so arg, der gegenseitige Haß so furchtbar, daß ein Krieg unvermeidlich, ja endlich sogar wünschenswerther erschien als ein solcher Zustand. Leo stimmte hierin völlig mit Zwingli überein, auch dann, als im Juni 1529 Zürich's wohl gerüstetes Heer durch eine eilige Friedensvermittlung sich plötzlich zum Stillstand hatte bewegen lassen und ein Friede erlangt wurde, der zwar der Reformation in gewissen Beziehungen Vorschub leistete, allein doch nicht genügte, und der den römisch Katholischen immerhin freien Spielraum gewährte, die Predigt des göttlichen Wortes und die Freunde derselben in ihren Gebieten zu unterdrücken. Als trotz des geschlossenen Friedens die Reibungen der Parteien sich erneuten und immer heftiger wurden, so daß man beiderseits abermals zu feindseligen Schritten kam, hielt auch jetzt wieder Leo gleich Zwingli kräftiges Handeln, selbst eine Entscheidung durch die Waffen für heilsamer als die unerquickliche Maßregel einer Sperre der Lebensmittel, die zwar durch das Friedensinstrument den evangelischen Ständen eingeräumt war, das Uebel der Zwietracht aber nur ärger machte. Doch umsonst war Beider Dringen auf entschiedenes Durchgreifen. Die Umtriebe geheimer Gegner, sowie die Lässigkeit Verbündeter führte die unheilvolle Sperre herbei und diese den plötzlichen Einfall der römisch-katholischen Orte in's zürcherische Gebiet, deren zahlreiches Heer am 11. October 1531 der eilig zusammen gerafften Mannschaft Zürich's die verhängnißvolle Niederlage bei Kappel beibrachte.

Nun, da Zwingli und eine bedeutende Anzahl der treusten Gönner und Freunde der Reformation gefallen war, erfolgte ein starker Umschlag. Die Reaktion hob ihr Haupt hoch empor. Zwingli's Freund gewesen zu sein, erschien jetzt fast als ein Verbrechen. Gegenseitige Anschuldigungen hörte man unter den aus der Schlacht Zurückkehrenden, feindselige Reden ließen sich vernehmen gegen Alle, die zum Kriege geneigt gewesen, Flüche und Verwünschungen insbesondere gegen die Prediger des Evangeliums, als ob sie die Störer des Friedens, die Urheber alles Unheiles wären. Auf Leo, als dem Zwingli zunächst Stehenden, wälzte man unter den noch Lebenden die schwerste Schuld. Der zürcherische Hauptmann Hans Escher, ein betagter und sehr beredter Mann, den man „seiner wilden Geberden und Sprüche halb" insgemein Klotz Escher nannte — derselbe, der bald den Oberbefehl über Zürich's ganzes Heer erlangte — drohte, sobald er heim komme, wolle er den Pfaffen

Leu erstechen. Deshalb fiel, als er in Zürich einritt, der Rathsdiener Heini Foster seinem Pferde in den Zügel und forderte von ihm im Namen des Herrn Bürgermeisters ein Friedensversprechen in Betreff Mistr. Leu's. Deß weigerte er sich lange und gab viel böse Worte; als aber der Zulauf von Bürgern groß ward, mußte er Friede zusagen. Indeß war die Zerrüttung in der Stadt so entsetzlich und die Drohungen gegen Leo so heftig, daß er in seiner Pfarrwohnung dennoch des Lebens nicht mehr sicher war und den Freunden ernstlich für ihn bangte. Daher kamen in einer Nacht etliche achtbare Bürgersfrauen in sein Haus und baten ihn dringend sich in weibliche Kleidung zu hüllen; ihre Männer hätten sie gesandt ihm dies anzurathen, sonst wüßten sie ihn weiter nicht mehr zu retten, zu schirmen und zu erhalten. Allein nach Leo's Sinne war dies nicht. Er schickte sie fort, schnallte seinen Panzer um und schritt heldenmüthig durch die belebtesten Theile der Stadt bis in den Rindermarkt in das Haus zum Gießfaß, wo der Bäcker Jakob Sprüngli wohnte, der sammt andern ehrenwerthen Bürgern und Freunden des Evangeliums ihm jenes hatte kund thun lassen. Hier hielt er sich etliche Tage verborgen, bis das Gewitter ein wenig vorüber zog und man wieder ins Feld rückte, um nach abermaligem Mißgeschick am 16. November 1531 den schimpflichen „zweiten Landsfrieden" einzugehen (s. Pestalozzi's Bullinger, S. 66. ff.).

Leo's Herz war tief betrübt und schwer bekümmert. Ohne Unterlaß beweinte er den gefallenen Zwingli. Hatte doch er insbesondere so unendlich viel an ihm verloren, nicht nur einen lieben Freund, mit dem er durch die unersetzlichen Bande der Jugendfreundschaft verknüpft war, sondern den Mann, auf den er sich in seiner bisherigen Lebensarbeit so ganz hatte verlassen, an den er als an den unerschütterlichen Felsen und kräftig vordringenden Heerführer in dem unendlich schweren Werke der Kirchenerneuerung und der sittlich-religiösen Umbildung des Volkslebens so fest sich hatte anlehnen können. Nun gerade fehlte seine Leitung der Kirche, da diese eines schützenden Armes am meisten bedurfte. Leo rang im Gebete; er flehte vereint mit seinen trauernden Amtsbrüdern einmüthig zu Gott dem Herrn um einen andern würdigen Lehrer der Kirche und treuen Hirten der Heerde Christi. Zugleich bezeugt Pellican von ihm, daß, „je gefahrvoller der Zustand der Kirche damals war, er um so treuer, tapferer, fester und wachsamer am Steuer der Kirche Stand hielt, bis ein würdiger Nachfolger Zwingli's gefunden war."

Leo wandte sich im Auftrag der vorschlagenden Behörde an Oekolampad in Basel mit dem Ansuchen, er möchte an Zwingli's Stelle treten; dieser aber glaubte ablehnen zu müssen. An Leo selbst gelangte man mit der Bitte die Stelle zu übernehmen, allein

„er schlug es dem Rathe mit glimpflichen Worten ab." Er fühlte wohl und, wie sich in der Folge zeigte, mit Recht, daß er dazu nicht tüchtig wäre, daß er vielmehr für den innern Ausbau der Kirche und für Leistungen in Einzelnem sich eignete, nicht für die Gesammtleitung der Kirche und den viel umfassenden geschäftlichen Verkehr, indem seine Begabung ihn vorzüglich zur unmittelbaren Einwirkung auf die Gemeinde befähigte und hinwieder in der unermüdlichen Emsigkeit sich kund gab, mit der er beflissen war, auf schriftstellerischem Wege den Bedürfnissen der Kirche zu entsprechen. Auch hätte wohl die gegen ihn obwaltende Erbitterung Vieler seine Erwählung zweifelhaft gemacht oder doch seiner Amtsführung um so größere Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Leo war es nun vor Allen, der die Aufmerksamkeit auf den ihm nahe befreundeten Heinrich Bullinger lenkte, welcher am 20. November von Bremgarten, woselbst er Pfarrer gewesen, vor dem feindlichen Heere sich nach Zürich hatte flüchten müssen. Schon zu Ende des Jahres 1525 hatte er Bullinger's persönliche Bekanntschaft gemacht; bald war diese in ein inniges Freundesverhältniß übergegangen. Lebhafte Theilnahme zeigte Leo an Bullinger's ersten schriftstellerischen Versuchen, schöpfte große Hoffnungen daraus für die Zukunft, bewunderte darin die Lauterkeit des Inhalts, die Schärfe des Urtheils, die klare Ordnung und ermunterte ihn zur Herausgabe, um ihn zu Größerem anzuspornen. Er lobte im Besondern seinen Fleiß im Studium der alten Kirchenlehrer. Er erbittet sich von ihm gelegentlich Beiträge aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse, und schreibt bei diesem Anlaß (1526): „Bruder nenn' ich dich; und du sollst mich nicht Lehrer nennen!" Ihn bezeichnete nun Leo dem Rathe als den Mann, welcher, obschon jung, zu diesem Amte ganz geschickt sei. Daher forderte er auch sammt andern Freunden ihn sofort nach seiner Ankunft auf, im Großmünster zu predigen, worauf am 9. Dezember 1531 seine Erwählung zum Pfarrer an dieser Kirche und damit zum Leiter der ganzen zürcherischen Kirche erfolgte. Bullingern widerstrebte es freilich, dem erprobten, hoch verdienten, um zwei und zwanzig Jahre ältern Leo übergeordnet zu werden; für Leo's Lauterkeit und seinen wahrhaft demüthigen Sinn ist es aber ganz bezeichnend, daß er ferne davon war, hieran auch nur im mindesten Anstoß zu nehmen. Sein Verhältniß zu Bullinger war das der aufrichtigsten christlichen Bruderliebe. Daher sah sich Leo wieder in sehr ähnlicher Stellung wie vorher zu Zwingli's Zeiten, wie groß auch der Umschwung in der Lage des Staates und der ganzen reformirten Kirche in der Schweiz nun war. Leo befand sich, hochgeehrt und herzlich geliebt, als treuer Freund und Gehülfe an der Seite eines Mannes, der es verstand das gefährdete Schiff der erneuten Kirche auch in

stürmischer Zeit mit fester Hand durch Klippen und Wogen hindurch zu leiten und das angefangene Werk der Reformation fortzuführen.

7. Leo zur Zeit des Ringens um das Bestehen der erneuten Kirche in Zürich.

Sein Dringen auf Kirchenzucht. Feststellung der Synodal- und Predigerordnung, October 1532.

Freilich mußte Leo in den gefahrvollen Zeiten, in denen die römisch-katholische Reaktion sofort drohend ihr Haupt erhob und selbst das Bestehen der erneuten Kirche in Zürich gefährdete, in vollem Maße den bitteren Kelch der Leiden leeren, welche nach dem schimpflichen zweiten Landsfrieden vom November 1531 über Zürich und über alle Bekenner des evangelischen Glaubens hereinbrachen. Die Niederlage bei Kappel sammt ihren stets sich mehrenden entsetzlichen Folgen stand wie ein dunkles Räthsel vor ihm. Wie konnte man sich's erklären, daß Gott den Seinen dies hatte zustoßen lassen? Am Inhalt des Glaubens, den die Evangelischen bekannten, konnte es nicht liegen; daran hielt Leo sammt den Seinigen auch jetzt noch fest; war er doch völlig überzeugt, daß es der wahre, lautere Christenglaube sei. Mit Entschiedenheit wurde deshalb der falsche Schluß Faber's und anderer Verfechter des Papstthums zurück gewiesen, als ob die jetzige Sieglosigkeit auf die Nichtigkeit des evangelischen Glaubens schließen lasse. Vielmehr mußte man evangelischerseits wohl zunächst und vor Allem annehmen, um der noch vorhandenen Sünden willen sei diese schwere Züchtigung Gottes erfolgt, wegen der dem lautern evangelischen Glauben widerstreitenden, noch nicht genug beseitigten Verderbniß der Herzen und des Lebens, weil man eben, während man dem reinen Christenglauben im Großen zum Siege hatte verhelfen wollen, das sittliche Leben des Einzelnen zu wenig berücksichtigt, zu wenig an der Umgestaltung desselben gearbeitet habe. Dies war das Eine, worin man die Lösung des Räthsels finden konnte. Wenn man aber dieser Erscheinung weiter nachsann und überdachte, wie das Alles so gekommen war, so konnte man noch auf eine fernere Betrachtung geführt werden. Das ganze bisherige Verfahren in Glaubenssachen, die Art, wie man zu Werke gegangen war, Zwingli's fast unmittelbares Eingreifen in die staatlichen Dinge, sogar in die kriegerischen Rathschläge und hinwieder das Uebergreifen des Staates in die Anordnung der kirchlichen Verhältnisse, die endgültige Entscheidung der obersten Staatsbehörde über kirchliche Dinge, die unmittelbare Uebertragung der bürgerlichen Formen auf das kirchliche Gebiet, die straffe Unterordnung des Einzelnen und seiner Ueberzeugung in Glaubenssachen unter die Gesammtheit oder die

Mehrheit seiner stimmberechtigten Mitbürger schien durch den traurigen Erfolg gerichtet und verworfen. Von diesen beiden unter sich wieder zusammenhangenden Gedankenreihen, zumal auch von der letztern finden wir Leo's Denken und Gemüthsleben in diesem und dem nächsten Jahre stark in Anspruch genommen.

Nicht nur in der Nähe, auch von Freunden aus der Ferne, wie von dem ihm sehr vertrauten Butzer aus Straßburg, mußte er Vorwürfe hören, als in Folge des zweiten Landsfriedens ringsumher zahlreiche Gemeinden der „gemeinen Herrschaften", eingeschüchtert und hart gedrängt von dem überwältigenden Einfluß der siegreichen katholischen Kantone, aufs neue über die Frage abstimmten, zu welcher Glaubensgemeinschaft sie sich halten wollten und nunmehr zum Papstthum zurückkehrten. Einläßlicher noch als Butzer schrieb ihm darüber sein gelehrter und umsichtiger Freund Grynäus aus Basel. „Gewiß wäre ich unsinnig, sagt dieser unter anderm, wenn ich nach dem Erfolge die Brüder beurtheilen wollte, die tapfern Männer, die selbst ihr Leben völlig dransetzten aus Liebe zum Rechten. Je mehr ich Zwingli's Schriften lese, desto mehr bewundere ich die ihm verliehene Gnade . . . Aber jetzt sehen wir, wie die Andern ebenfalls durch Stimmenmehr über die Religion entscheiden wie wir zuvor; sie haben's von uns gelernt. Wir haben die Ceremonien abgeschafft und das Evangelium behauptet nicht durch Geduld und Langmuth, sondern durch die Stimmen der Mehrheit, so daß es auf Menschenhoffnung und Menschenbeifall beruhte, nicht auf den rechten Wurzeln . . . Mit ungeheurem Selbstvertrauen haben wir uns zur Entscheidung durch die Waffen geneigt." „Nicht durch Gewalt und Schrecken, fügt er bei, sondern durch Demuth und Liebe müssen wir die Wahrheit aufrecht halten. Festigkeit ist nöthig in diesen schweren Zeiten, mein Leo!"

Mochte auch Grynäus mit seinem Tadel und seinen Forderungen zu weit greifen, bis dahin wo eine gedeihliche Existenz und Vertheidigung der erneuten evangelischen Kirche gegen ihre Angreifer in jener Zeit zur Unmöglichkeit geworden wäre und, statt eine das bürgerliche Gemeinwesen umfassende und stärkende Ausdehnung zu gewinnen, der kümmerlichsten Zersplitterung hätte weichen und sich mit der Stellung einer sehr hinfälligen Sekte hätte begnügen müssen, so lag doch etwas Wahres in seinem Tadel, und so haftete ein Stachel in Leo's Seele, der von anderer Seite noch geschärft, erst in der Folge ihm recht empfindlich werden sollte.

Zunächst beunruhigte ihn neben der rückgängigen Bewegung, die seit der Niederlage zu Kappel bei den Glaubensbrüdern ringsumher eingetreten war, auch die Ermattung in der Handhabung der sittlichen Forderungen, die das Evangelium stellte und die durch gesetzliche

Bestimmungen anerkannt worden, die drohende Wiederkehr der Fluth von Sünden und Lastern, die zuvor zurück gedämmt waren, ferner die zusehends hervor tretende Hinneigung Einzelner selbst unter den Rathsgliedern zu all den Verderbnissen des Papstthums und endlich die allgemeine Erschlaffung und Lässigkeit, derzufolge das Alles geduldet wurde.

Insbesondere quälte ihn beim Herannahen der Osterzeit (1532) der Gedanke, unter solchen Umständen den offenbar Unwürdigen und geradezu Gottlosen das heil. Abendmal austheilen zu sollen. Er hielt (wie sechs Jahre später Calvin in Genf) eine Sichtung durch Kirchenzucht für unumgänglich nöthig. Lieber wollte er Alles daran setzen, lieber Zürich verlassen, als unthätig zusehen. Hierzu entschlossen, machte er daher Bullingern, als dem Vorsteher der zürcherischen Kirche, schriftlich seine Vorstellungen hierüber; er suchte ihm darzuthun, wie unerläßlich es sei, eine besondere kirchliche Behörde behufs Handhabung evangelischer Kirchenzucht aufzustellen, der das Recht der Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft (die Exkommunication), folglich auch die Ausschließung vom heil. Abendmal zustehen müßte, indem dies nicht den staatlichen Behörden anheim gestellt werden dürfe. Er beruft sich auch auf die mährischen Brüder. „Kann ich nicht mit gutem Gewissen der Kirche dienen, sagt er schließlich, so werde ich sonst meinen Unterhalt ehrlich zu erwerben suchen. Mein Glaube wird nicht trügen, müßte ich auch unter den Türken wohnen!"*)

Bullinger zeigte ihm hinwieder ebenfalls schriftlich, wie unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Zürich und bei der noch heftigen Aufregung, nachdem die Staatsregierung der Reformation gehuldigt, sie durchgeführt und den Grundsatz anerkannt hatte, sich der heil. Schrift gemäß in Allem nach dem Evangelium zu richten, eine besondere kirchliche Sittenbehörde keine größere Energie entwickeln könnte, daß vielmehr nur weit größere Nachtheile zu befürchten wären als bei der gegenwärtig freilich mangelhaften Handhabung der christlichen Sittenzucht durch die staatlichen Organe, wie es aber den Dienern des göttlichen Wortes allerdings zukomme, durch eindringliche Predigt die Laster zu strafen und auch die Obrigkeit zu kräftiger Handhabung der sittlichen Ordnungen zu mahnen und zu drängen.

*) Das Nähere s. in Pestalozzi's Bullinger, S. 94—100., woselbst hinsichtlich der auch hier weiterhin noch vorkommenden Fragen betreffend die Wechselbeziehung des staatlichen und kirchlichen Lebensgebietes hingewiesen ist auf mein Schriftchen: Ein Wort über Kirche und Sittlichkeit in ihrem gegenseitigen Verhältnisse (mit Bezug auf Rothe's theologische Ethik). Zürich, 1850.

Leo mußte diese Gegenvorstellungen, so weit sie auf die faktischen Verhältnisse sich bezogen, zwar anerkennen und deshalb auf die Errichtung einer kirchlichen Sittenbehörde dermalen verzichten; doch beharrte er bei seinen Grundgedanken, von denen er vorhin schon ausgegangen und die er nun nur noch bestimmter aussprach: daß die Natur und Aufgabe des Staates doch wesentlich verschieden sei und bleiben müsse von der der Kirche; für die Uebertragung der kirchlichen Gewalt von der Gemeinde, der sie auch nach Bullinger's Zugeständniß wie nach Zwingli's Grundsätzen ursprünglich zukomme, an die Obrigkeit, dürfe man sich weder auf Zwingli berufen, noch auf ihn selbst, noch sonst auf irgend Jemanden; denn dies hätte eben nicht stillschweigend geschehen sollen ohne Zustimmung der ganzen Kirche.

Indem Leo eine solche stillschweigende Uebertragung, worauf Zwingli sich zu etwelcher Rechtfertigung des, wie er eingestand, aus Nothbehelf entstandenen Verfahrens berufen hatte, als eine bloße Fiktion verwarf, trat er in entschiedenen Widerspruch zu der Art, wie damals insgemein, nicht bloß in Zürich, sondern auch anderwärts in der Schweiz und im deutschen Reiche bei der nothgedrungenen Reformation der Kirche von Seiten der Regierungen auf das kirchliche Gebiet übergegriffen, in Sachen der Kirchenreformation entschieden und gehandelt wurde. Er spürte und fühlte, daß etwas Anderes das Richtige sei, daß die evangelischen Grundsätze, wie sie keine Herrschaft der Kirche über den Staat anstreben, so auch keine unmittelbare Herrschaft des Staates über die Kirche zulassen, ohne selbst verletzt zu werden, daß vielmehr eine gewisse Selbstständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate zukommen müsse. Er näherte sich mithin solchen Ideen, wie sie erst in neuerer Zeit immer kräftiger in der protestantischen Welt sich Bahn gebrochen und Anerkennung erlangt haben.

Da er einstweilen um der offenbaren Unausführbarkeit willen bei den vorliegenden Zeitumständen die Verwirklichung derselben mußte anstehen lassen, so konnte der heilige Ernst, von dem er dabei sich durchdrungen und getrieben zeigt, nur durch einschneidende Predigt des göttlichen Wortes sich offenbaren.

Hierzu fühlte er sich alsbald veranlaßt, als er am Tage Johannes des Täufers (24. Juni) Nachmittags im Großmünster predigte. Schien doch der hohe Muth und Beruf dieses heiligen Mannes dazu zu mahnen, selbst den Hochstehenden ungescheut Buße zu predigen. Dies that denn auch Leo im vollsten Maße, ja mit wohl allzu großer Schärfe, an Strafernst den alten Propheten gleich, indem er der Obrigkeit durch lebhafte Schilderung ihrer einzelnen Versündigungen das Jammerbild ihres armseligen und verwerflichen Daseins vorhielt. Während er von den Obern forderte, daß sie dem Worte Gottes

gemäß treue „Hirten des Volkes“ sein sollten, meinte er, ihm selbst als dem Hunde gezieme es zu bellen, wofern die Hirten schlafen bei drohender Gefahr. Auch der ungerechten Absetzung evangelisch gesinnter Rathsherren und der Einsetzung solcher, die am Worte Gottes untreu wären, gedachte er.

Diese Predigt erregte sofort großes Aufsehen. Von heftigem Unwillen entbrannt verlangten die einen der Rathsglieder Entsetzung und Verweisung des „aufrührerischen Pfaffen“, während andere ihn entschuldigten, ob sie gleich zugestanden, er möchte zu weit gegangen sein. Doch sahen auch jene ein, welch einen bedenklichen Eindruck es in dieser gefahrvollen Zeit auf Freund und Feind machen müßte, wenn man einen Prediger entließe, „der beim gemeinen Mann so viel gelte“; man würde sofort sagen, „Zürich wolle gar wieder zum Papstthum treten“. Daher beschloß man, Leo sammt den übrigen Stadtgeistlichen vor den großen Rath zu bescheiden und ihnen einzuschärfen, solches Verhalten dulde man nicht.

Leo vertheidigte sich ehrerbietig, aber unerschrocken; er beleuchtete und begründete die einzelnen Behauptungen, die in seiner Predigt vorgekommen, ohne etwas davon zurück zu nehmen. „Vor Allem“, sprach er, „bedauern wir und befremdet es uns höchlich, daß wir, die wir mit unserer Lehre bisher uns beflissen haben, nur die Einigkeit, den Frieden und des Landes Wohl zu fördern, als aufrührerisch gescholten werden, da wir doch dem Aufruhr und Unfrieden mit allem Fleiße entgegen arbeiteten. Das Evangelium macht keinen Aufruhr, sondern die, die sich der evangelischen Wahrheit freventlich widersetzen. Wir haben mit unserer Lehre bisher Aufruhr verhütet. Wenn wir die Obrigkeit wegen ihrer Vergehungen mit der Wahrheit bestrafen, so bleibt der gemeine Mann desto stiller und ruhiger. Würden wir's unterlassen, so würde der gemeine Mann unruhig und zur Widersetzlichkeit gegen euch desto eher geneigt sein, und wir kämen bei ihm in Verdacht, wir sähen euch durch die Finger und billigten euere Vergehungen. Es geschieht aus guter Meinung, wenn die Worte zu Zeiten bitter und rauh sind; denn die Wahrheit ist scharf wie das Salz, Salz aber behütet vor Fäulniß.“ Leo scheute sich nicht, vor dem versammelten großen Rathe von den zwei großen Parteien zu sprechen, die dermalen in Zürich mit einander ringen; die eine wolle Gottes Wort schirmen und uralter Gerechtigkeit wieder empor helfen, die andere Unehrbarkeit pflanzen, das Wort Gottes ausrotten und das Papstthum wieder aufrichten. Schließlich bat er auf's dringendste, ihm den Eifer, in den er gerathen, zu gute zu halten.

Bullinger als Vorsteher der gesammten Geistlichkeit unterstützte das Gesagte. Die Prediger traten ab. Es kam im Rathe zu einem

hitzigen Parteikampfe; bange Gerüchte verbreiteten sich unter den Schaaren, welche sich beim Rathhause immer zahlreicher sammelten; es hieß, man werde die Prediger verabschieden oder in's Gefängniß führen und dergleichen. Jedoch wurde diesen endlich der Beschluß eröffnet: der Rath wolle das Vergangene auf sich beruhen lassen; sie sollten die Wahrheit frei predigen gemäß der heil. Schrift; hätten sie sich in irgend etwas über die Obrigkeit zu beschweren, so sollten sie es vorerst dem Rathe vortragen und erst, wenn dieser nicht abhelfe, auf den Kanzeln die Sache geziemend vorbringen. *)

Sonach ging die freie Predigt des göttlichen Wortes aus dieser Anfeindung unversehrt hervor und Leo, keineswegs eingeschüchtert, machte unerschrocken theils von der Predigt, theils von dem Rechte Gebrauch, in Gemeinschaft mit den Amtsbrüdern Beschwerden über vorkommende Unsittlichkeiten ꝛc. dem Rathe vorzutragen und Abhülfe von ihm zu verlangen.

Wider das unmittelbare Eingreifen der Staatsgewalt in die kirchlichen Angelegenheiten erklärte er sich ganz entschieden. Könne man nicht verhindern, schreibt er im Oktober 1532 an Bullinger, daß überhaupt der Rath fortfahre Kirchengesetze aufzustellen, so werden die Prediger es eben ertragen müssen; doch dürfen sie sich nicht dabei betheiligen, damit solche Satzungen durchaus kein kirchliches Ansehen (Autorität) bekommen und später um so leichter wieder abgeschafft werden mögen.

Ganz im Einklang hiermit steht, daß Bullinger und Leo noch im nämlichen Monat dem Rathe den vollständig ausgearbeiteten Entwurf einer Prediger- und Synodal-Ordnung vorlegten, welche ohne Verzug die staatliche Genehmigung erhielt und für drei Jahrhunderte die feste Grundlage der Kirchen-Verfassung Zürichs bildete. So sehr wird aber die christliche Freiheit in derselben anerkannt, daß die ausdrückliche Erklärung voran gestellt ist: durch rechtmäßige göttliche Verordnungen werde die Freiheit eines frommen Christenmenschen nicht beeinträchtigt, fände sich aber, daß irgend etwas darin dem Wort Gottes zuwider laufe, so solle dies ungültig sein und der Wahrheit gemäß verbessert werden, damit die Freiheit durch keinerlei menschliches Ansehen verdrängt werde.

8. Leo's Anfechtung in Betreff des Verhältnisses von Staat und Kirche.

Wiewohl nun diese Kirchenordnung und deren Handhabung, zu welcher auch Leo das Seinige beitrug, der zürcherischen Kirche all-

*) Das Nähere s. in Pestalozzi's Bullinger S. 103—112.

mälig in immer reicherem Maße großen Segen brachte, so finden wir doch bei Leo die Bedenken hinsichtlich der ganzen Stellung des Staates zur Kirche, wie sie in Zürich und anderwärts eingetreten war, und des unevangelischen Zwanges, der deshalb auch in kirchlichen Dingen (z. B. hinsichtlich des Predigtbesuches) ausgeübt ward, nicht gehoben, sondern im Gegentheil noch gesteigert; ja sie wurden für ihn gleich im nächstfolgenden Jahre zur schweren Anfechtung. Hatte die Niederlage der Reformation in der Schweiz, die gewaltige Zurückdrängung derselben seit der unseligen Schlacht bei Kappel, deren furchtbare Folgen immer betrübender zu Tage traten, ernste und nicht unberechtigte Zweifel an der Richtigkeit des bisherigen staatlichen Eingreifens in die kirchlichen Verhältnisse bei ihm angeregt, wie wir denn schon in seinem Schreiben an Bullinger über die Kirchenzucht von ihm vernahmen, und das Vorbild der mährischen Brüder ihm eine ächt evangelische, vom Staate unabhängige und darum zwangslose Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten dargestellt, so kam nun noch ein Anstoß von anderer Seite hinzu. Der schlesische Edelmann Kaspar Schwenckfeld, der entschiedenste Feind alles Zwanges in kirchlichen Dingen, ein Mann von durchaus evangelischer Gesinnung, welcher schon seit einigen Jahren in Straßburg, diesem wogenden Meere aller Sekten, sich aufhielt, und nur aus Liebe zum lauteren Evangelium im Fortgang der Reformation mit den Leitern derselben und mit der Gestaltung, welche die erneute Kirche bekam, nicht einverstanden war, sondern alle Einmischung der Obrigkeit in das Kirchenwesen verwarf, unterließ nicht, durch öftere, zum Theil sehr einläßliche Schreiben auf ihn einzuwirken.

Schon im Mai des Jahres 1533, als sich Butzer wegen der Verhältnisse zu den Lutherischen in Zürich einfand, theilte sich Leo diesem alten Freunde deshalb mündlich mit, dann auch schriftlich Butzern sowohl als dem ihm ebenfalls sehr befreundeten Capito. Schwenckfeld, von dessen Briefwechsel wir wohl den Anfang nicht mehr besitzen, von Leo um nähere Darlegung seiner Ansichten über diesen Punkt angegangen, gab sich alle Mühe, durch ein Schreiben vom 5. Juli und durch Uebersendung seines Schriftchens: „vom Unterschiede des alten und neuen Bundes" Leo zu seinen diesfälligen Ansichten hinüber zu ziehen. Mit seiner bezaubernden Anmuth und Eindringlichkeit weist er ihm die stete Verschiedenheit zwischen Staat und Kirche, selbst da, wo die Glieder der Regierung (evangelische) Christen seien, die Verwerflichkeit alles Staatszwanges in Glaubenssachen, die Nothwendigkeit der „Glaubensfreiheit" — dieses damals auch auf Seiten der Evangelischen unerhörten Zustandes — nach. Allerdings lag darin viel Ansprechendes, Vieles, was einem Manne, der aufrichtig dem evangelischen Grundsatze von dem selig-

machenden Glauben, als „einer freien Gabe Gottes" huldigte, einem Manne, dem es nicht bloß um Befriedigung der nächstliegenden praktischen Bedürfnisse, auch nicht um irgend welche beliebige Vermeidung der allfälligen Schwierigkeiten, welche aus der Gewährung der „Glaubensfreiheit" und der Aufhebung alles staatlichen Zwanges in Glaubenssachen für den Staat einstweilen hervor gehen konnten, sondern um die lautere, gründliche Wahrheit, um gerechte, gewissenhafte Erledigung der Frage zu thun war, — zusagen oder ihn wenigstens nachdenklich machen mußte. Die ganze Fülle der Fragen sehen wir daher bei Leo hier auftauchen, welche, lange Zeit zur Ruhe gebracht oder bei Seite gesetzt, seit hundert Jahren, zuerst unter dem Namen der „Toleranz" sich doch wieder Geltung verschafft, irgendwie fast überall in der protestantischen Welt Anerkennung gewonnen, mit neuer Frische aber in den Tagen der Gegenwart hervor getreten sind und manche edlere Gemüther, auch hervorragende Geister in Anspruch nehmen.

Im Zusammenhang mit diesen Bedenken Leo's steht der Ausgang der Berufung in's Ausland, die er eben um diese Zeit erhielt. In Ulm und in Memmingen handelte es sich um die Besetzung der ersten Pfarrstelle. Ambrosius Blaarer wandte sich deshalb an Leo Judä, von dem er wohl annahm, daß er gleich Myconius nicht ungeneigt sein würde, Zürich zu verlassen. Leo theilte ihm indeß die Gründe, die ihn zur Ablehnung bewegen, in einem Schreiben vom 3. September mit, welches in mehrfacher Hinsicht bezeichnend ist: „Gnade und Friede durch Christum! Höchst unerwartet war mir, was Andreas Geßner (ein zürcherischer Kaufmann), unser beider Freund, mir in Deinem Namen hinterbrachte. Müßte ich von hier fort, so würden mich freilich die angebotenen Bedingungen nicht abschrecken. Aber so wie's jetzt steht um mich und unsere Kirche, seh' ich nicht, wie ich's mit gutem Gewissen über mich bringen könnte sie zu verlassen. Schon vor Alters war man nicht bloß in der öffentlichen Meinung, sondern auch nach dem Zeugniß der kirchlichen Constitutionen (Ordnungen) überzeugt, man könne zu denen wenig Zutrauen haben, die von ihrer Kirche zu einer andern übergehen, um ihr vorzustehen. Vielmehr werden Solche fast als unnütz erfunden. Denn wo wäre ein redlicher Mann, der nicht so bei sich selbst urtheilte: wäre dieser ein bescheidener, nicht ein ehrsüchtiger Mensch, so hätte er seine Schafe nicht verlassen. Wer blindlings sein eigen Haus vernachlässigt, wie wird der ein anderes recht besorgen? Darauf aber kommt viel an, welches Ansehen der habe, der dem Worte dient. Der Unbeständige wird keine Gemüther fest an sich ziehen und erscheint als zwischen zwei Mühlen stehend. Ich kann nicht läugnen, es gibt gar Vieles in unserer Kirche, was mir nicht bloß beschwerlich, son-

dern ganz zuwider ist. Ich weiß, wie Vielen und wie Mächtigen ich verhaßt bin. Ich weiß, wie wenig ich bei den Meisten ausrichte. Allein das muß man eher tragen, als abschütteln. Es wäre zu fürchten, wollte ich deswegen weichen, daß ich vorab einen erzürnten Gott erfahren würde, so ich das von ihm aufgelegte Kreuz nicht tragen wollte; sodann daß ich statt eines noch leichten zehn höchst beschwerliche mir zuziehen würde. Wie? ist es nicht Sache eines Weisen, zu wägen, wie viel seine Schultern vermögen? Ich erliege fast unter dieser Last hier; welche Thorheit wäre es also zu einem schwereren hinzueilen. S'ist möglich; ich würde mich vielleicht nicht eben sehr gegen meine Kirche versündigen, da vielleicht ein Geschickterer sie übernähme; ich würde mich aber gegen die so ansehnliche Kirche versündigen, welche du mir anträgst, wenn ich als ein so Ungeschickter mich ihr darböte. Hinwieder ist meine Kirche bis anhin mir doch nicht ganz undankbar gewesen. Drum sei's ferne von mir, daß ich zuerst mir den Vorwurf des Undanks zuziehen möchte. Sollte sie mich aber undankbar verstoßen, so müßte ich eben gehen, wohin der Herr mich riefe. Jetzt muß ich, wenn ich so sagen soll, Sparta zieren, das mir zu Theil geworden. Dir bin ich indeß dankbar, theuerster Mann, der du mich nach deinem Wohlwollen für würdig achtest, mich für eine so hervorragende Kirche in Vorschlag zu bringen. Denn ein so kluger Mann hätte sich bei seiner Berechnung in der Auswahl meiner Person nicht irren können, wofern nicht die Größe seiner Liebe zu mir ihm die Augen blenden würde. Ich bitte also dringend, daß du nach deiner Freundlichkeit diesen meinen Abschlag wohl aufnehmest. Ich bitte auch Gott, er möge jener Kirche recht treue und fromme Hirten vorsetzen, und mich, falls ich durchaus für euch nütze bin, wie einem widerstrebenden Jonas oder Paulus mit Gewalt beitreiben. Ich möchte wohl, daß, wie das Gerücht meldete, Billican der Ulmer Kirche vorgesetzt würde. Doch es geschehe der Wille des Herrn! Lebe wohl, gelehrter Mann, und laß Leo dir empfohlen sein. Grüße unsern Zwick in meinem Namen." — Schließlich empfiehlt Leo für die eine oder andere der erledigten Stellen einen Mann, der als Vertriebener sich eben in Zürich aufhielt.

Blaarer gab indeß die Hoffnung noch nicht auf, erkundigte sich aber über Leo noch näher bei dessen Straßburgischen Landsleuten, die ihn von Jugend auf genau kannten. Die Besetzung der ersten Pfarrstellen in Ulm und in Memmingen quäle ihn schrecklich, schreibt er am 10. September an Butzer und fährt dann fort: „Viele halten Leo Judä für nicht ungeeignet für eine dieser beiden Kirchen und glauben, er könne auch dazu bewogen werden, ein solches Amt anzunehmen, da es scheine, er versündige sich dadurch nicht eben sehr gegen seine Kirche, die ein anderer vielleicht ebenso geeigneter Mann

nicht weniger geschickt besorgen könnte. Ich bin über seine Gaben nicht ganz im Klaren, außer, daß ich noch bei Zwingli's Lebzeiten hörte, Leo sei von nicht wenig milderem Sinne und würde Manches bei Weitem anders einrichten, wenn er nicht durch Zwingli's Autorität gedrückt würde. Ich möchte indeß lieber, er würde die Stelle in Memmingen übernehmen als die in Ulm, neben andern Gründen auch wegen seiner Stimme, die wohl hellklingend ist, aber doch schwächer, als daß sie dem ungemein großen Münster entspräche . . . Ich denke von ihm, er würde, wenn er eine andere Kirche übernähme, besonders eine schwäbische, sich vor den härteren Redensarten hüten in Betreff des Abendmales. Unlängst habe ich mit einem Bürger von Zürich, einem guten Manne, freilich nur beiläufig, gesprochen; der versicherte, Leo würde diese Stelle nicht ausschlagen, falls man ihn ernstlich und gehörig beriefe. Er setzte ihm dann die Sache in Zürich auseinander; sofort schrieb mir Leo, dankte, brachte indeß höflich etwelche Ablehnungsgründe vor, doch so, daß auch ich keinen Zweifel hege, er würde dies Amt antreten, wenn ich stärker in ihn dränge. Aber da will ich dich, mein liebes Herz, mein Butzer, dessen Urtheil mir stets als ein Orakel galt, zuvor hören. Du kennst ihn gründlicher. Die Ulmer bewerben sich um Leo oder Billican, wenn ich nicht falsch berichtet bin."

Am 22. September antwortet Butzer: „Betreffend Leo haben Capito und ich Bedenken. Ihm hat Schwenckfeld zugesetzt sowie die Niederlage der Zürcher und das Vorbild der Mähren, so daß er beinahe meint, die Kirche Christi könne nicht anders als nur unter Wenigen und zwar von den Uebrigen Getrennten, so wie es sich mit der Kirche der Mähren verhält, bestehen (existiren). Die Kindertaufe, meint er, sei abzuschaffen. Er hält zwar an sich, um die Einheit der Kirche nicht zu stören, aber er ängstet sich in seinem Innern viel, worüber er gegen mich mündlich und nachher brieflich nur kurz, gegen Capito ausführlicher, am ausführlichsten vielleicht gegen Schwenckfeld sich ausgesprochen hat, der hier Oel ins Feuer gießt. Daher besorgt Capito, wenn er einer Kirche als erster Pfarrer vorstände, wobei er mehr Muße hätte und einsamer wäre, würde es ihm schaden."

Dies gab den Ausschlag; Blaarer drang nicht weiter in Leo und dieser blieb in Zürich. Wir sehen, wie treu die Freunde um den zweifelnden Leo, um sein wahres Wohl besorgt waren. Capito war ganz im Falle hierin zu rathen, da er bei seiner großen Milde gegen anders Gesinnte an sich selbst ganz Aehnliches erfahren und nur kürzlich wieder festen Fuß gefaßt hatte, erst wie es scheint, seit der im Juni 1533 in Straßburg gehaltenen Synode, welche die Hauptfrage entschied und zwar auf Butzers Betrieb zu Gunsten der Be-

rechtigung des Staates bei kirchlichen Angelegenheiten, dahin nämlich, die Obrigkeit habe die Befugniß und Verpflichtung, ihrer Einsicht gemäß dafür zu sorgen, „daß Gottes Lehre rein verkündigt werde, und sie soll Verkehrung der christlichen Lehre und falschen Gottesdienst strafen." Die von Capito und Butzer in dem so eben erwähnten Briefe des Letztern geäußerte Besorgniß, Leo möchte als erster Leiter einer Kirche bei seinem dermaligen Schwanken unter den obschwebenden Verhältnissen nicht wohl bestehen, war in der That nicht ungegründet, da Schwenckfeld und Sebastian Franck die süddeutschen Kirchen um jene Zeit mannigfach beunruhigten und gefährdeten. Wie viel innere Berechtigung die in Butzers Schreiben Leo beigelegte, hier schon so ganz klar hervor tretende freikirchliche Ansicht für die Zukunft in sich barg, damals konnte die evangelische Kirche sowohl gegenüber der mit Anwendung aller Mittel der Staatsmacht kämpfenden römisch-katholischen Kirche, von der man sich kürzlich erst losgemacht hatte, als auch, wie nur zu bald das Geschick der unglücklichen Stadt Münster (in Westphalen) zeigte, gegenüber den stürmisch Drängenden, nicht anders sich halten als durch festen Zusammenschluß mit den bestehenden evangelisch gesinnten Obrigkeiten, womit freilich eine Schmälerung der evangelischen Freiheit, das Eintreten eines nicht geringen Zwanges in kirchlicher Hinsicht verbunden war.

Was die Verwerfung der Kindertaufe anlangt, der Leo nach dem obigen Briefe Butzers während dieser Zeit seiner Beängstigung in vertraulichen Mittheilungen beipflichtete, so gehörte dieselbe ebenfalls zu den Lehren Schwenckfelds und vieler Anderen, welche um jene Zeit in Straßburg auftraten. Sie konnte um so eher sich Eingang verschaffen, da damals insgemein noch nichts der erst in spätern Zeiten ausgebildeten Confirmation Entsprechendes sich in der evangelischen Kirche vorfand; Schwenckfeld aber begehrte, daß, wofern man die Kindertaufe beibehalte, doch wenigstens etwas von der Art eingeführt werde.

9. Fortsetzung. Lösung der Bedenken Leo's durch Butzer, Capito und Bullinger.

Sein völliger Bruch mit Schwenckfeld, December 1533.

Heilsam war für Leo der fortgesetzte Verkehr mit Solchen, die ihn zurecht leiten und ihm aus seinen Zweifeln heraus helfen konnten. Wir sahen schon bei der Frage über die Veränderung seines Aufenthaltes und seiner Amtsstellung, wie treu die Freunde auf sein wahres Wohl Bedacht nahmen. Unermüdlich fuhren sie damit fort. Als Bullinger am 5. October 1533 sammt etlichen Gefährten nach Konstanz reiste zu einer mehrtägigen Berathung darüber, wie man

den Sektirern gegenüber die evangelischen Kirchen vor Zerspaltung behüten könne, hatte er insbesondere auch Leo's Wohl im Auge. Butzer durch seine Konstanzer Freunde hiervon in Kenntniß gesetzt, ermangelte nicht, Bullinger zu wiederholten Malen (29. 30. October) brieflich alle die Gründe, auf welche seine Ansicht sich stützte und die zur Zurechtleitung Leo's dienen konnten, ausführlich darzulegen, auch das, daß die Obrigkeit das Recht habe, Verführer und Gotteslästerer mit dem Schwerte zu strafen. Ebenso schrieb er am 30. November 1533 einläßlich an Leo selbst, mitten aus einer Menge von Sorgen und Arbeiten, womit er gerade überhäuft war: „Gnade und Friede, herzlich geliebter Bruder. Allzu sehr bin ich dermalen in Anspruch genommen durch den Zustand der Kirche zu Münster (in Westphalen), welche die Wiedertäufer beinahe zerstört haben, denn die Kirchen sind dort geschlossen, der Feind droht von außen; nur in Einer Kirche predigt wider den Willen des Rathes, auf die Gewalt des Volkes sich stützend, der Erste der Aufrührer.*) Dies verdanken wir Schwenckfeld und Hofmann; der Erstere hat jenen ersten Prediger von Münster hier unterwiesen, Hofmanns Schüler haben ihn dort noch zu Ende geführt. Darum bin ich genöthigt, mich diesmal etwas kürzer zu fassen; halt mir's zu gute, theuerster Bruder. Ich sage unserem Herrn Jesu Christo Dank dafür, daß er dir nun deine Anfechtung so ermäßigt hat, daß du dir selbst mißfällst dieses Schwankens halber; — denn wer möchte nicht wünschen, in Allem gewiß zu sein! — und daß du so schön an der Einheit mit den Amtsbrüdern noch festhältst. Diese Bekümmerniß aber über den Rathschluß (die Zulassung) des Herrn wird dir noch zum Heile dienen; steh nur fest in dem, worin du stehst! Wir werden in andern Dingen angefochten und noch garstiger. Wer den Herrn sucht, wird ihn finden."

Sodann löst er mit großer Umsicht Leo's Bedenken in Betreff der Ausschließung der offenbar Schlechten vom Abendmal, die Leo gleichwie den Wiedertäufern als nothwendig erschien, sowie über die Entscheidung durch Stimmenmehrheit in Sachen der Religion, welche Leo jetzt als unberechtigt vorkam, ferner über die Flecken, die an den Dienern der Kirche sich fänden, sodann verbreitet er sich über die Gewalt der Obrigkeit. „In Rücksicht der Obrigkeit," schreibt er im Hinblick auf Leo's allerdings nicht ungegründete Bedenken gegen die Art, wie damals verfahren wurde, „ist es gut, daß du anerkennst, es komme ihr zu, die zu strafen, welche die gesunde Lehre

*) Butzer weist auf Bernh. Rothmann hin, welcher während Butzers Abwesenheit sich in Straßburg aufhielt, bei Capito Zutritt fand und (wie Butzer meldet) in verderblichen Verkehr mit Schwenckfeld gerieth. Ueber Melchior Hofmann s. Pestalozzi's Bullinger S. 145.

bekämpfen, die von der Wahrheit abführen. Dein Scrupel liegt darin, daß es nicht leicht Allen klar sei, was das heiße: von der Wahrheit abführen. Mein Leo, für das noch etwas rohe Volk hat Gott diese Vorschrift gegeben; daher ist's nöthig, daß es einen gewissen Inbegriff der gesunden Lehre gebe, und wer diesem sich widersetzt, unter jenes Gesetz falle. So geschehe es also; es werde ein Inbegriff des Christenglaubens aufgestellt, ohne welchen Niemand ein Christ sein kann; wenn Jemand demselben widerspricht, werde er zuerst durchs Wort erinnert bis genug; hört er nicht darauf, so überlege die Obrigkeit, ob er das aus Irrthum thue oder aus böswilliger Halsstarrigkeit; das Urtheil der frommen Obrigkeit leite der heilige Geist. Dem Irrenden wehre sie, nur damit er nicht die Uebrigen verderbe, und auf so humane Art wie möglich; Gott wird diese verleihen; der Irrende soll das Mitleid fühlen, doch so, daß wir nicht grausam werden gegen die übrige Gemeinde, die jener verheeren wird, wofern du zugibst, daß er nach seinem Belieben vorschreite. Auch wenn ein Rasender mich umbringt, werde ich eben doch umgebracht. Ist's Bosheit und eigenwillige Halsstarrigkeit, so verfahre man strenge.

Unter den Wiedertäufern gibt es solche, die man vielleicht im Staate dulden kann, die nämlich, welche die Kirche nicht verdammen, die nur ihres eigenen Sinnes und Irrthums voll sind. Wer aber die Religion Christi, welche der Staat anerkannt hat, bekämpft, thue er es aus Irrthum oder aus einem andern Grunde, der ist abzuwehren von der Hürde Christi. Begegnet es, daß der Staat in etwas irrt, so werden doch Alle nach ihrem Gewissen handeln müssen und muß jede fromme Obrigkeit Sorge tragen, gemeinen Schaden abzuwenden ꝛc."

Von Schwenckfeld sagt Butzer in diesem Briefe: „An Schwenckfeld und Andern sehe ich ein wunderbares Gericht Gottes. Ich bin leider Gottes allzu fleischlich; daher, wo immer ich ein strenges Leben erblicke, da meine ich auf der Stelle, wohne Christus ganz, indem mir die Nichtigkeit und Schlaffheit meines Lebens mißfällt. Aber, o guter Jesus, der du allein die Gerechtigkeit Gottes bist, wie gerne möchte ich, ich fände diese Leute anders, wenn ich sie näher beschaue! Wie können wir doch alles leisten, nicht nur das Vermögen hingeben für den Armen und den Leib kasteien, sondern ihn sogar ins Feuer hingeben zum Verbrennen, und doch ohne die wahre Liebe! Ohne sie aber sind wir nichts." Sammeln findet Butzer liebevoller und nöthiger als Zertrennen.

Am Schlusse setzt er noch bei: „Schwenckfeld, du darfst mir's glauben, gilt mir und Capito gleich; was Gottes ist an ihm, anerkennen wir; wir hatten bis anhin, weder Capito noch ich, diese Frechheit, die Kirche zu verwüsten, an ihm gekannt. Jetzt verräth

er sich als ein Solcher, und wir sind mit gleichem Eifer um die Kirche bekümmert. Davon ein ander Mal; ich kann für jetzt nicht mehr schreiben, die Boten wollen eben abreisen. Lebe herzlich wohl, mein theuerster Leo; nur bleibe bei der Kirche, wie immer sie sein mag, und bei der Gemeinschaft mit den Mitarbeitern, und Gott wird bei dir sein! Die Hauptsache ist gesichert, du glaubst an Christus, hast also das ewige Leben; in ihm lebe für und für wohl, und bete fleißig für mich, damit der Herr verleihe so zu leben, wie man leben soll!"

Gleichzeitig äußert Butzer auch gegen Bullinger, dem er ebenfalls wieder, offenbar zu Leo's Belehrung, ausführlich schrieb: „Von Leo hoffe ich das Beste; er ist jetzt freilich in Anfechtung. Er wird sich wieder erholen." Indeß war Leo noch nicht sofort völlig gerettet, und Schwenckfeld ließ noch nicht von ihm ab; eben jetzt erhielt er von dem Letztern wieder einen längeren Brief (vom September 1533, aus Speier), worin dieser ihn im herzgewinnendsten Tone inniger Frömmigkeit auf's Neue zu sich herüber zu ziehen sucht. Doch schreibt Leo bedeutend beruhigt (im December 1533) an Bullinger: „Ich schicke dir, theuerster Bruder, die Briefe Capito's und Butzer's, die ich in meiner nicht geringen Herzensbeängstigung und Anfechtung zu Rathe gezogen hatte. Sie antworten freundschaftlich und es ist kaum auszusprechen, wie ich beruhigt worden bin durch ihre Briefe voll Geist und Liebe. In Betreff der Kirche also und der Kindertaufe ist mein Bedenken großentheils gehoben.*) Allein ein anderes, vielleicht größeres und gefährlicheres Bedenken ist noch übrig, worüber einst Schwenckfeld an mich schrieb, worauf ich seine Gründe zum Theil widerlegte und zum Theil die Uebelstände, welche daraus entstehen könnten, ihm entgegen hielt mit Beifügung der Gründe, die mir damals triftig erschienen, die er nun aber in seiner Antwort sämmtlich zu entkräften sucht. Es erhellt, daß

*) Capito's Brief, der die Kindertaufe muß behandelt haben, von welcher Butzer's Brief nichts enthält, ist gleichwie Leo's Briefe an Beide leider nicht mehr vorhanden; daher wir bei der Kürze des Ausdrucks in Butzer's Briefe außer Stande sind zu wissen, worauf Leo's Bedenken gegen die Kindertaufe beruhten und wie weit sie gingen. Sie konnten sich möglicher Weise blos auf die gezwungene Kindertaufe, d. h. auf das Recht des Zwanges zur Kindertaufe von Seiten des Staates, beziehen. Davon nämlich, daß er sich etwa bei der ungefähr in diesen Zeitpunkt fallenden Geburt eines Kindes (20. Juni 1533) geweigert hätte, dasselbe taufen zu lassen, findet sich durchaus keine Spur, eben so wenig davon, daß irgendwann, sei's früher oder später, eine Weigerung bei ihm vorgekommen wäre. Wohl aber haben wir zwei unten anzuführende Schriften Leo's aus den Jahren 1534 und 1535, in welchen er die Kindertaufe verficht und begründet, während er die Wiedertäufer, gleichwie früher, bekämpft.

dieser Mann gar sehr auf die Ehre Gottes bedacht und von einem aufrichtigen und brennenden Eifer beseelt ist. Was er daher hier schreibt, schicke ich dir mit der dringenden Bitte, daß du, theuerster Bruder, nicht verschmähest es zu lesen. Denn ich einmal bin durchaus der Meinung, man müsse keines Menschen Schriften verachten, sofern sie nicht offenbar gegen Christus streiten. Ich hoffe, mir zu Gefallen werdest du lesen, was du sonst nicht lesen würdest, um nach der dir verliehenen Gnade auch dieses Bedenken mir zu benehmen und die Gründe zu widerlegen. Trage doch, mein Heinrich, mit Geduld und Gleichmuth meine Schwachheit und reiche mir als der Stärkere die Hand; denn ich stehe an und ich vermag gar nichts wider das Gewissen, ich kann nicht drauf los etwas behaupten, was mir gar nicht ausgemacht ist, woran ich vielmehr zweifle. Der Punkt, um den es sich handelt, betrifft die Freiheit zu predigen, und ob es der Obrigkeit erlaubt sei, diejenigen hieran zu verhindern oder deshalb zu bestrafen, welche von denen abweichen, die sie selbst angestellt hat. Nur bitt' ich dich, Schwenckfeld's Brief treulich bei dir zu behalten, damit er nicht in andere Hände komme und Schwenckfeld, wie er auch sein mag, (Butzer'n ekelt er an, Capito ist er genehm) durch mich irgend Unrecht widerfahre oder sein Ruf verletzt werde. Ich sende dir dies Schreiben um so lieber, damit du sehest, daß ich nicht nach Neuerungen trachte, sondern mich befleiße, von Allen die Wahrheit zu erkunden. Lebe wohl, theuerster Bruder, und liebe mich, wie immer."

Bullinger unterließ nicht, seinem schwankenden Amtsbruder die Frage, welche damals eine Lebensfrage war für das Bestehen der evangelischen Kirche, den Verhältnissen seiner Zeit entsprechend einläßlich und mit tiefem Ernste zu beantworten, und wir werden, falls wir an den Zustand Straßburgs vor der Synode vom Juni 1533 und an das Schicksal Münsters (in Westphalen) denken, auch seiner Betrachtung eine gewisse Anerkennung nicht versagen können, obwohl uns ihre Mängel nicht entgehen werden. Zugleich sehen wir daraus, wie Leo doch auch zuvor schon die schwenckfeldische Lehre hierüber bekämpft hatte.

Schwenckfeld betreffend, schreibt Bullinger, habe er nun aus diesem Briefe gesehen, daß derselbe, wie er bisher schon vermuthete, verkehrten Sinnes sei, ein Mann, der viele leere Worte mache, den Geist und die großen Geheimnisse Gottes zwar wohl mit einer gewissen Hoheit behandle, aber die christliche Einfalt schmählich verkenne. „In der vorliegenden Frage hat er fast wörtlich nur die Gründe aufgewärmt, welche von den Donatisten angeführt worden (einer Sekte in Afrika im vierten Jahrhundert, welche durch Kirchen-

zucht eine völlig reine Kirche zu Wege bringen wollte), welche schon vor mehr als tausend Jahren, nicht etwa nur die päpstliche, sondern die wahrhaft kathol. Kirche der Schrift gemäß verworfen hat.*) Alle Wahrheit, welche man heut zu Tage bekennt und die doch hell am Tage liegt, zieht er in's Ungewisse und umnebelt sie, da er mit ausnehmender Keckheit ausdrücklich sagt, das Evangelium sei bisanhin nicht gepredigt worden und es bestehe heutiges Tages nirgends eine Kirche. Und da du die wiedertäuferische Lehre mit einer verdorbenen oder vergifteten Quelle verglichen hattest, entgegnet er ganz offen: „„Es ist noch nit erkennt, wo der vergiftete Brunnen ist.““ Als ob also die tollen, gottlosen und verwegenen Lehren der Wiedertäufer noch nicht aller Welt aufgedeckt wären. Aber dieser Tausendkünstler begünstigt (wie er sagt) nicht die Partei der Wiedertäufer, die nach seiner Behauptung sogar gegen ihn erbost sein sollen. Besichtigst du dir aber das Einzelne näher, so wirst du sehen, daß dieser Mensch den Wiedertäufern günstig ist, indeß freilich schlüpfriger als Erasmus. Denn bald sagt er, ein Wiedertäufer sei er nicht, bald schreit er, die wahre Taufe sei untergegangen durch die Kindertaufe. Ueberdies erhebt er die Heiligkeit dieser Leute, während doch alle Heiligen dieselbe bei den Einfältigen unter ihnen d. h. den Ungebildeten als einen mehr als mönchischen Aberglauben, bei den Führern aber als Heuchelei, Gottlosigkeit, Starrsinn und hartnäckige Bosheit erkannt haben. Ja sogar die durchaus gottlose Lehre Hofmann's, dieses ausgemachten Ketzers und Lästerers, verficht er gewisser Maßen .... Daß er noch Schriftstellen an den Rand setzte, die für Hofmann sprechen sollen, hat mir seine Unredlichkeit auf's Deutlichste verrathen; dies hat mich über die Maßen empört .... Schon diese Schlechtigkeit allein ist mir Beweis genug, daß nichts von wahrhafter Frömmigkeit in Schwenckfeld sei ....

Aber auch gerade in dem Punkte, den er mit dir verhandelt, verräth er seine Unzuverlässigkeit und widerspricht sich selbst .... Zu Anfang nämlich und im Allgemeinen läßt er nicht zu, daß die Wiedertäufer gestraft werden. Sorgsam verwehrt er, daß die Obrigkeit irgend etwas anordne oder besorge in kirchlichen Angelegenheiten; dennoch sagt er bald darauf: „„Ist's geschehen, daß die Wiedertäufer Aufruhr gemacht oder irgend Jemand an Leib und Gut geschädigt haben, so hat die Obrigkeit ihr Recht billig wider sie, wie auch wider Andre zu üben.““ Das aber ist ja eben unsre Meinung; oder warum werden die Wiedertäufer bestraft, als eben weil sie gegen die der Obrigkeit gebührenden Abgaben und den Eid lehren, weil sie durch ihre Taufe die Kirche zerspalten und vom Wahren zum Falschen wegführen ....

*) Vgl. Pestalozzi's Bullinger S. 146.

Wiederum hattest du gefragt: „„Was würde aber daraus, wenn man einen jeden Letzkopf (Verrückten) ließe aufstehen und plaudern?““ Jener antwortet: „„Wenn es wollte zu grob zugehen, da möchte ein Magistrat dazu sehen; so lang es aber bei Glauben, Lehre und Ceremonien von Gott bleibt, hat er nichts zu wehren.““ Aus seinem eigenen Munde magst du also diesen Menschen richten; denn was Anderes folgt umgekehrt als: wofern also die christliche Lehre, der christliche Glaube und die christliche Zucht verdorben wird, so ist es Sache der Obrigkeit, dies zu verbessern. Nun aber wird durch die wiedertäuferische Lehre sowohl die Lehre als die Zucht der Christen verdorben; also ist es Sache der Obrigkeit, dieselben zu hindern. Wo bleiben nun Schwenckfeld's Behauptungen, es sei nicht Sache der Obrigkeit, irgend etwas in Dingen des Glaubens zu thun? Doch was braucht es mehr! Ich einmal sehe wohl, daß dieser Mensch wie dazu geboren ist, Irrthümer, Ketzereien und Kirchenspaltungen (Schismata) zu hegen und zu schirmen, so daß ich nicht weiß, ob Deutschland seinesgleichen je erzeugt hat. Denn was ist unverschämter, als daß er sagt: „„Es thut nit gut, so lange der Glaube mit sammt seiner Folge nit frei gelassen wird!““ O welche Unbedachtsamkeit von diesem Menschen! Denn wenn jeglicher Glaube frei sein soll, so muß ohne anders die Wahrheit unterdrückt werden. Kann doch kein anderer Glaube der wahre sein, als einzig dieser unser Glaube; außer diesem gibt es ja keinen wahren Glauben. Paulus und Christus selbst fordert die Bischöfe auf, über die Erhaltung desselben zu wachen. Nun aber, wenn jeder Glaube frei sein soll, was braucht's noch Wachsamkeit? Ein jeder mag thun und glauben, was ihm beliebt. Widerstreitet dies aber der Wahrheit, so soll fürwahr doch erst jener Glaube frei sein, welcher der wahre ist. Kommt es nun einem christlichen Bischof zu, zu wachen, so kommt dies gewiß auch einer christlichen Obrigkeit zu.

Das aber ist gar nett, daß er sagt, die Sekten stören den Staat nicht; in Constantinopel, Venedig und Prag seien viele und verschiedenartige Sekten. Dadurch verräth er, was er, der Beförderer der Spaltungen, vor hat und wie er nur darauf zielt, die Kirche in tausend Stücke zu zertheilen. Uebrigens weiß man wohl, wie dem Apostel Paulus die Sekten gefallen und wie die Sekten dem Staate bekommen .... Kurz ich kann aus dem Allem nichts Anderes schließen, als daß Schwenckfeld ein aalglatter, durchtriebener Mensch ist und ein Tausendkünstler im Erregen kirchlicher Spaltungen; daher ich überaus wünschen möchte, du würdest dich seiner Gemeinschaft und des Verkehrs mit ihm entschlagen. Ich weiß, was Paulus aus Menander anführt: Böse Geschwätze verderben gute Sitten. Du klagst selbst, dein Gemüth sei ohnehin

ängstlich und verworren genug. Noch verworrener wird es also werden, wenn du fortfährst mit diesem Dunkelmacher zu verkehren. Am besten wirst du ohne anders thun, sowohl für dich, als auch für uns Alle und für die ganze Kirche, wenn du dich vor ihm hütest. Denn gewinnen kannst du ihn nicht; du siehst, weß Sinnes er ist. Lehren will er, nicht sich belehren lassen. Wie oft bringt er bei: „„Ich wollt' Euch Gott befehlen!““ Ueberdies merkst du wohl, wie viel Lauterkeit, Ehrlichkeit und Einsicht bei ihm ist. Unser Bibliander, du weißt, mit welchen Farben er ihn geschildert hat.*) Was das betrifft, daß er Capito nicht ganz zum Ekel ist, so weißt du, daß der gute Mann durch die Heuchelei gewisser Leute sich auch früherhin öfter hat verführen lassen und immer durch fremdartige Lehre umgetrieben wird. Butzer, der sowohl gelehrter, als lauterer und auch fester ist, schenkt dem Schwenckfeld, wie du bemerkst, keinen Beifall. Du nennst freilich das, was dir zugestoßen ist, eine Anfechtung; ich lege mir's so aus, es ist eben die verworrene Frucht eines verworrenen Verkehrs. Satan greift uns von rechts und von links an und ist geschäftig, uns durch tausend Kunststücke zuzusetzen; begegnen wir ihm mit Festigkeit und herzlichem Gebete. Was wahr ist, ist einfach. Zweifelhaftes bietet Gott uns nicht dar. Ein unbeständiges Gemüth bildet sich Zweifelhaftes ein. Auch ich bin nicht ohne Anfechtungen und ich glaube niemand ist's; aber immer kehre ich zur Einfachheit zurück. Dies bringe ich besonders darum in Erinnerung, weil es mir am gerathensten scheint, da du ja doch schwachen und verworrenen Gemüthes bist, daß du dich des Umgangs und Verkehrs mit durchtriebenen Menschen enthaltest. Ich rede hier von Schwenckfeld; über die Sache selbst aber lohnt sich's, wie mir scheint, der Mühe nicht, ausführlicher zu sein oder auf das Einzelne einzutreten, deshalb, weil ein Mann von ausgezeichneter Einsicht und Heiligkeit, Augustinus, auf das Einzelne gelehrter und treffender geantwortet hat, als heut zu Tage irgend jemand es könnte. Ich führe dir daher hier blos die Stellen an ....

Dies, mein Leo, ist, was ich dir dermalen hierüber zu melden habe; hat es deinen Beifall und thut es dir Genüge, so sage ich Gott dafür Dank. Ich hoffe aber, es habe deinen Beifall. Mir wenigstens that es schon vorlängst Genüge. Ich bitte dich, was ich hier schreibe, wohl zu beherzigen, da es ja aus einem befreundeten Gemüthe entsprungen ist. Denn das darfst du mir glauben, mein lieber Leo, daß ich dir mit so aufrichtigem Wohlwollen zugethan bin, daß ich um deinetwillen Alles thun würde, und des-

*) Theodor Bibliander, Professor in Zürich, war früher eine Zeit lang in Schlesien, dem Vaterlande Schwenckfeld's.

halb deinen Zustand um so inniger, ja unaussprechlich bedaure, daß du so von Anfechtungen gequält wirst. Der Herr erleuchte und kräftige dein Herz zur Ehre seines Namens und zur Förderung seiner Kirche!"

Leo entsprach diesen Aufforderungen Bullinger's; noch im nämlichen Monate (am 25. December) richtete er an Schwenckfeld ein Schreiben, worin er sich völlig von ihm lossagte und zwar seinem gründlichen Ernste gemäß auf's Schärfste. Bullinger konnte am 3. Januar 1534 an Vadian, dem er eine Uebersicht über die Verhältnisse und Umtriebe der Sektirer, sowie im Vertrauen auch von Leo's Störung durch Schwenckfeld Kunde gab, schreiben: „Gott Lob ist Leo wieder hergestellt; nach schärfster Bescheltung Schwenckfeld's fügte er zu Ende seines Briefes an ihn hinzu: „„Weil ich denn sehe, daß du vom Geiste des Satans getrieben wirst, so sage ich dir das letzte Lebewohl!""

Dennoch schrieb Schwenckfeld aus Mindelheim, sobald er Leo's Brief erhielt, am 2. März 1536 noch einmal an ihn; er hält ihm vor, daß sein Schreiben etwas schärfer laute, als er sich von ihm dessen versehen hätte, der ihm „von viel frommen Brüdern so hoch gelobt und für einen gottesfürchtigen Mann dargegeben worden;" er meint, Leo sollte „mit dem Geiste der Sanftmüthigkeit etwas an ihm versuchen"; doch kenne er die wohl, welche, „wie sein lieber Wilhelm von Zell ihn benachrichtigte, Leo's aufrichtiges Gemüth gegen ihn unruhig machen wollen", und wolle seiner Seits „weder ihm noch Andern treue Liebe abstricken (versagen)".

Doch der Zauber, den er vorübergehend auf Leo geübt, war gelöst. Als Schwenckfeld 1542 (16. Januar, aus Justingen in Schwaben) „an Bullinger, Leo Judä und die übrigen Kirchendiener in Zürich" sein „großes Bekenntniß" sandte, lehnten diese ab, sich mit ihm einzulassen und verwiesen ihn besonders auf Vadian, der bereits trefflich wider ihn geschrieben hatte. Wir finden aus späterer Zeit nur einen Brief Schwenckfeld's vom Jahre 1544 an eine Freundin, worin er sich über eine mißbilligende Aeußerung beschwert, durch welche Leo seine Lehre von der Majestät Christi (von seinem vergotteten Fleische) für Vorwitz, Irrthum ꝛc. erklärt habe.*)

Blicken wir noch einmal zurück auf jene schwere Anfechtung, welche Leo im Jahre 1533 hinsichtlich des Verhältnisses von Kirche und Staat durchmachte. Wir werden sie begreifen können, wenn wir bedenken, daß damals in der zürcherischen Kirche durch obrigkeitliches Gebot jedermann gezwungen war, die Kinder taufen zu lassen, wofern er unangefochten im Lande bleiben wollte; daß man ebenso gezwungen war, dem sonn- und festtäglichen Gottesdienste beizuwohnen,

*) Vgl. Pestalozzi's Bullinger, S. 304. 635.

auch das heil. Abendmal, das an den drei hohen Festen gefeiert wurde, an jedem derselben zu genießen; daß die nicht Evangelischen so eben von allen Aemtern und Ehrenstellen ausgeschlossen worden und ihnen nicht gestattet war, sei's in dem Gebiete Zürichs, sei's außerhalb, einem Gottesdienste nach ihrer religiösen Gesinnung beizuwohnen. Und doch war von der erneuten Kirche dem Evangelium gemäß anerkannt und öfter ausgesprochen worden, der Glaube sei eine freie Gabe Gottes, niemand könne zum Glauben gezwungen werden. Ohne innern Herzensglauben aber mußte ja die gezwungene äußerliche Theilnahme am evangelischen Cultus eine leere Form, eine so elende Ceremonie werden, wie nur irgend diejenigen in der entstellten, päpstlichen Kirche sein konnten, von der man sich eben auch deshalb mit tiefer Entrüstung losgesagt hatte. Lebendiges, persönliches Christenthum und darum Freiheit des Einzelnen in Hinsicht der Religion, Glaubensfreiheit, wovon eben ein Schwenckfeld so anmuthig zu reden wußte, mußte daher Leo angemessener vorkommen als Gewissenszwang oder Glaubenszwang, angemessener als Verkümmerung der evangelischen Freiheit durch Staatszwang auf dem Gebiete der Kirche. Durch Beseitigung des staatlichen Zwangs die blos scheinbare Theilnahme am evangelischen Gottesdienste von Seiten gegnerisch Gesinnter zu vermeiden, persönliches, lebendiges Christenthum dagegen zu befördern, konnte ihm darum als heilige Pflicht erscheinen. Daß seine Anfechtung so schwer wurde, kann ihm wohl nur zur Ehre gereichen; es ist ein Zeichen seines Ernstes, seiner aufrichtigen Wahrheitsliebe, seiner zarten Gewissenhaftigkeit, mit der er diese Sache durchdachte, während Hunderte von evangelischen Christen nicht einsichtiger, sondern roher darüber hinweg gingen. Leo fühlte mit Recht, daß der damalige Zustand noch nicht das Höchste und Reinste sei, was im Wesen der evangelischen Kirche liege.

Auf der andern Seite aber läßt es sich nur billigen und als eine günstige Führung betrachten, daß Leo doch den Vorstellungen seiner treuen Freunde Gehör gab und sich durch sie von der Unausführbarkeit dessen, was ihm vorschwebte, von der Unzweckmäßigkeit und (durch die Vorgänge in Westphalen bald offenbar werdenden) Verderblichkeit der schwenckfeldischen Sätze überzeugen ließ, mochte auch in ihren Behauptungen noch manches Unzulängliche vorkommen. Immerhin gab es damals allerdings keinen andern Ausweg, um der evangelischen Kirche zur Gestaltung zu verhelfen und ihren Bestand zu sichern, als jenen Zwang in Kirchensachen, jenes freilich oft auf mangelhafter Belehrung und Auffassung beruhende Einschreiten und Durchgreifen der Staatsgewalt, wie sehr dies auch die Gefahr in sich trug, daß von neuem ein bloß mechanisches, massenhaftes Christenthum eintrete. Sollte die evangelische Kirche nicht sofort in Sekten sich

zerspalten und von den Gegnern erdrückt werden, so mußte man sich dieses mangelhafte Verfahren einstweilen gefallen lassen und konnte es nur durch die Kraft der evangelischen Predigt möglichst unschädlich zu machen suchen. Erst einer späteren Zeit, in der die evangelischen Grundsätze sich in weiteren Kreisen eine gewisse Anerkennung verschafft und die verschiedenen Lebensgebiete mehr würden durchdrungen haben, konnte es vorbehalten sein, der persönlichen Freiheit (der Glaubens- und Gewissensfreiheit) innerhalb der evangelischen Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen und dieser ihre beziehungsweise Selbstständigkeit gegenüber der staatlichen Gewalt zu sichern.

10. Leo's Katechismen.

In nahem Zusammenhange mit diesem innern Kampfe Leo's steht, schon der Zeit nach, die Herausgabe seines ersten Katechismus, welcher in der Folge „der größere Katechismus" benannt zu werden pflegt. Wenngleich kein besonderer Wink darüber vorkömmt, dürfen wir diese katechetische Arbeit Leo's wohl als eine köstliche Frucht betrachten, die zum bleibenden Segen der Kirche aus Leo's Anfechtung hervor ging. Sie ist die erste in der Schweiz von größerem Umfange und allgemeinerer Bedeutung; dieselbe entsprang ohne anders aus dem Verlangen, nicht bei einem nur massenhaften Christenthum und daher bloß scheinbaren Dasein der evangelischen Kirche stehen zu bleiben, ihr vielmehr durch das Heranbringen der Heilswahrheit besonders an die Jugend und durch persönliche Aneignung derselben zu recht gedeihlichem Leben zu verhelfen, wie denn das individuelle Erfassen der christlichen Lehre von Seiten der als unmündig Getauften allerdings die der hergestellten Kirche würdigste und zugleich nachhaltigste Ueberwindung mancher wiedertäuferischen Einwürfe sein mußte.*) Schon in der zürcherischen Predigerordnung vom October 1532 finden wir zwar die Anordnung, daß auf dem Lande alle Sonntage Nachmittags eine Predigt vorzüglich für die Jugend solle gehalten und darin mehrtheils der Katechismus behandelt werden d. h.,

*) In Straßburg finden wir um diese Zeit Aehnliches. Noch auf Weiteres (auf das nämlich, was man sich später in der Confirmationsfeier ausbildete) reicht Schwenckfeld's oben schon berührte Aeußerung, die er am 12. Juni 1533 bei der mit den straßburgischen Geistlichen Statt findenden Verhandlung that: „mit der Kindertaufe habe er nichts zu schaffen, er kenne bloß die Taufe Christi; übrigens wünsche er, daß wenigstens eine Ceremonie eingeführt werde, wodurch die getauften Kinder, wenn sie herangewachsen, zum Christenthum eingeweiht würden." Man sieht daraus wenigstens, wie die persönliche Aneignung des Christenglaubens und die Bezeugung derselben in ihrem Zusammenhange mit der Kindertaufe als wünschenswerth gefühlt wurde.

daß Unterricht in der christlichen Religion soll ertheilt werden. Allein es gab dafür noch kein Handbuch; man hielt sich eben an die althergebrachten Lehrstücke, die heil. zehn Gebote, die zwölf Artikel des christlichen Glaubens und das heil. Unservater. Man setzte übrigens damals voraus, daß hauptsächlich die Eltern für den Religionsunterricht ihrer Kinder sorgen, namentlich ihnen die heil. zehn Gebote ꝛc. einprägen. Dies lag auch insgemein ganz im Sinne der Eltern. Das Lehrbuch nun, welches Leo herausgab, will ihnen hierfür an die Hand gehen; es will kein solches sein, das bloß die Kinder handhaben sollten; noch weniger ist es zum Auswendiglernen bestimmt. Er benennt es selbst: „Christliche, klare und einfalte Einleitung in den Willen und in die Gnade Gottes, darin nicht nur die Jugend, sondern auch die Eltern unterrichtet werden, wie sie ihre Kinder in den Geboten Gottes, in christlichem Glauben und rechtem Gebet unterweisen mögen.“ *)

Ein kurzes Vorwort von Bullinger, datirt vom 3. Januar 1534 (dem nämlichen Tage, an welcher derselbe den oben erwähnten Brief über Leo's völlige Lossagung von Schwenckfeld an Vadian schrieb) weist vor Allem darauf, wie viel dem Herrn an der Jugend gelegen sei und wie manche Eltern es büßen müssen, wenn sie ihre Kinder übel auferziehen. „Dies Alles hat nun unser lieber Bruder und Mitarbeiter im Evangelio Christi, Leo Judä, betrachtet und weislich ermessen, und deshalb diesen Bericht verfaßt, nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Eltern, damit sie ihre Kinder daraus zu unterweisen wissen. Dieser Bericht soll dir um so lieber sein, je getreuer und berühmter im Evangelio Leo nun viele Jahre her gewesen ist, er auch mit klarer und lauterer Einfältigkeit geschickt und in kurzen Worten die schwere und weitläufige Aufgabe weit besser als sonst jemand bisher gelöst hat; nicht daß er darum die Arbeit anderer im Evangelio Christi treuer und gelehrter Diener verkleinere; denn er schämt sich auch nicht, das Geeignetste daraus abzuschreiben und in das Seine aufzunehmen, da ja dasselbe nicht nur von den hochgelehrtesten unter den alten Lehrern, sondern auch von den heiligen Propheten geschehen ist.“

Die Fragen sind nicht, wie in unseren jetzigen Katechismen, dem Lehrenden in den Mund gelegt, sondern dem „Jünger.“ Dieser begnügt sich nicht mit jeder Antwort; er macht Einwendungen, in treuherzig naiver Weise, wirft Zweifel auf, die großentheils auch jetzt noch zu berücksichtigen sind, und veranlaßt dadurch den Lehrer mitunter zu ausführlichen Darlegungen.

*) Leo Judä's größerer Katechismus erschien in neuer Auflage, von J. C. Grob herausgegeben, Winterthur, 1836.

Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte: vom Willen Gottes, von der Gnade Gottes, vom Gebet der Gläubigen, von den Sakramenten. Von dem vielen Treffenden und Kräftigen mag hier nur Weniges Platz finden. So kommt beim zweiten Gebote die Stelle vor: „Rechte, wahre, tapfere, feste Gottes-Ehre ist, da der Mensch einen Gott im Herzen mit sich herum trägt, wo er hin geht", und beim vierten Gebote: „Obgleich die äußere Ceremonie in Christo aufgehört hat, so soll doch der Kern, der im Sabbath begriffen und verschlossen ist, nicht aufhören, sondern von den Christen viel fleißiger ersucht und gehalten werden." Vom Glauben heißt es: „Der Glaube begreift zwei Dinge, erstlich: Erkenntniß Gottes; denn niemand vertraut auf ein Ding, das ihm unbekannt ist, für's Andre: anhangen dem erkannten Gut und fest darauf vertrauen . . . Er trägt auch die Wahrheit mit; denn niemand will auf ein los, falsch, verlogen Ding sein Vertrauen setzen . . . . Dieser lebendige Glaube ist eine kräftige und labende Arznei der Seelen; wer sie trinkt und einnimmt, der wird gesund und heil, sicher und selig." Weiterhin folgt auf die Bitte des Jüngers: „Sage mir, was ist Gott und wie man an solchen Gott glauben soll," die Antwort: „Gott ist das oberste und höchste Gut, in dem alle Dinge wachsen, athmen, leben und sind. Allenthalben ist er gegenwärtig, allenthalben hilft er, allenthalben läuft er zu. Er ist das Leben, Wesen und Kraft aller Dinge, der Brunnen und Ursprung alles Guten und nichts ist gut, es komme denn aus ihm. Gott ist die einige, ewige, unendliche, unbegreifliche, unerforschliche und unaussprechliche Macht, Weisheit und Güte, von welcher, durch welche und in welcher Himmel, Erde, Meer und Alles, das darinnen ist, seinen Anfang und Ursprung hat, von dem auch alle geschaffenen Dinge erhalten und regiert werden. Er ist das Leben, das Licht, die Stärke, ja der Schatz und die vollkommene, überfließende Fülle alles Guten. In solch hoch und herrlich Gut soll unser Glaube und Vertrauen reichen, an ihm allein soll des Menschen Herz und Gemüth haften. Darum heißt glauben hier vertrauen; denn wir glauben nicht allein, daß ein einiger Gott sei (welches auch der Teufel glaubt und mit Zittern und Schrecken erkennt), sondern wir haben all unser Vertrauen zu ihm. Ich glaube an Gott, ist so viel geredet als: Mein Vertrauen steht allein zu Gott, der das wahre und höchste Gut ist, das Leben, Wesen und die Kraft aller Dinge." Aus der Sendung des Sohnes „sehen wir, daß Gott uns aufs höchste lieb hat, ja so lieb als sich selbst, da er sich selbst für uns hingibt." Bei dem Leiden des Sohnes wird darauf hingewiesen: „daß das ganze Leben Christi von der Geburt an bis ins Grab Leiden sei." Vom heil. Geiste heißt es: „Noch täglich geschieht es bis an den jüngsten Tag, daß Gott seinen

heiligen Geist in die Herzen seiner Auserwählten gießt unsichtbar, der die Herzen der Seinen anzündet, erleuchtet, stärkt, tröstet und ihnen das Evangelium zu verstehen gibt, den Glauben auferweckt, die Liebe inbrünstig macht und die Hoffnung befestigt ..... Alle Dinge, die der Mensch von Gott, von Christo und allen göttlichen Dingen hört, liest, redet, ist Alles kalt, todt und unfruchtbar, wo es der heil. Geist nicht lebendig macht." Auf die Frage: „Wer sind die Kirche?" wird geantwortet: „Alle die, die da bekennen und wahrhaft glauben, daß Christus der Sohn sei des lebendigen Gottes." Vortrefflich wird gezeigt, wie der Geist zu Hülfe komme unserer Schwachheit beim Gebete. Gegenüber der Einwendung, daß Gott ja alle Dinge wisse, wird gesagt: „Ein frommes, gläubiges Gemüth bespricht sich gern mit Gott, seinem Gemahl, von den Dingen, von welchen es weiß, daß sie ihm gefällig seien und die er aus freier Gnade verheißt." Bei dem Sakramente spricht der Jünger: „Lieber Meister! lege mir aus und gib mir eigentlich zu verstehen, was doch Sakrament heiße oder sei?" Lehrer: „Es gibt einfältige Menschen, so sie dies Wort hören, vermeinen sie, es sei ein Ding, das uns die Sünde abnehme und uns heilig mache oder das uns Reinigkeit, Frömmigkeit und Heiligkeit gebe." Jünger: „Also hab ich's auch gehalten." Lehrer: „Allein die Gnade Gottes durch Christum und seinen Geist gibt Reinigkeit und Heiligkeit, kein äußerlich oder leiblich Ding weder im Himmel noch auf Erden." „Die Sakramente aber, wird weiterhin gelehrt, bedeuten uns nicht bloß hohe Dinge, sondern tragen sie auch nach ihrem Vermögen und ihrer Art vor unsre Augen und Empfindnisse, . . . so daß sie empfindlich lehren, vorbringen und nicht minder erfreuen denn die äußere Lehre und Rede, ja das menschliche Gemüth viel gewaltiger entzünden, als wenn man die göttlichen Gutthaten ohne die Sakramente erzählt" . . . . „So man spricht, der wahre Leib Christi sei wahrhaft im heil. Abendmal in der Betrachtung und Anschauung des Glaubens, werde gegessen und getrunken von der gläubigen Seele, so ist's wahr, ist dem Glauben und aller Schrift gemäß . . . . Denn der Glaube macht uns den Leib Christi und sein Blut, am Kreuze vergossen, viel gegenwärtiger, als wenn er leiblich gegenwärtig wäre, und ist die geistliche Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi, die durch den Glauben inwendig genossen wird, viel theurer und gewisser, als die leibliche, so viel der Geist mehr und gewisser ist denn das Fleisch." Wir finden hier also die nämliche Darlegung der Abendmalslehre, wie in dem von Bullinger verfaßten zürcherischen Bekenntniß vom November 1534, in der ersten schweizerischen Confession von 1536, deren Abfassung Leo in Basel mit berieth, sowie

in der Erläuterung derselben. (Vgl. Pestalozzi's Bullinger, S. 178. 185. 195. f.)

Dieser Katechismus Leo's fand allgemeinen Beifall und wurde mannigfach benutzt. Er kam in Schaffhausen, St. Gallen, Graubünden, Thurgau ꝛc. in Gebrauch. Eine Verkürzung davon, die Megander in Bern 1536 herausgab, fand daselbst durchgehends Eingang. Aus St. Gallen schrieb schon im März 1534 der gelehrte Bürgermeister Vadian an Leo: „Dein neulich erschienener Katechismus wird mit so großem Verlangen, Beifall und Jubel aller Frommen gelesen, umhergeboten und durchgelesen, daß ich mich kaum erinnere, daß irgend ein anderes Buch, das von einem der Unsern deutsch heraus gekommen, günstiger aufgenommen worden wäre.... Keine andern Ergötzungen hab' ich in meinen karg zugemessenen Freistunden, als mich mit deinen, Pellican's und Bullinger's Arbeiten abzugeben. Möge der Herr Jesus euch lange unversehrt erhalten zum allgemeinen Besten der Frömmigkeit!" *)

In Zürich wurde im October 1534 von der Synode beschlossen, man solle überall auf Einführung von Katechisationen hinarbeiten, und Leo solle auf künftige Synode einen hiefür geeigneten Katechismus abfassen. Letzteres verzog sich indeß, vielleicht wegen der eintretenden Verhandlungen über ein mit andern Kirchen gemeinsames Bekenntniß ꝛc. Erst später trat dieses kürzere Lehrbuch Leo's hervor, wie es scheint, im Jahre 1541. Es führt den Titel: „Der kürzere Katechismus, eine kurze christliche Unterweisung der Jugend in Erkenntniß und Geboten Gottes, im Glauben, im Gebet und anderen nothwendigen Dingen." Der Verfasser gesteht im Vorwort selbst, der frühere Kinderbericht „sei vielleicht für die jungen Kinder zu lang und unbegreiflich," daher habe er nun den jetzigen verfaßt, aus welchem die Erzieher der Jugend, seien es Pfarrer, Schullehrer oder Eltern, die Jugend unterrichten und über das Gelernte wieder befragen mögen. Hier sind daher die Fragen dem Lehrenden in den Mund gelegt. Während die frühere Arbeit bloße Privatsache war, wird bemerkt, daß diese von der Obrigkeit, sowie von den Mitarbeitern am Worte in der letztgehaltenen Synode sei gutgeheißen worden. Während die Zahl der Fragen in diesem kleinern Katechismus, „für die herangewachsenen und verständigen" 212 beträgt, findet sich ein Anhang für die „gar jungen Kinder", der auf wenigen Blättern (in 56 Fragen)

*) Die Benutzung von Leo's Katechismus fand begreiflich zunächst in der Schweiz Statt. Indeß schreibt Gerhard zum Camph am 7. April 1546 aus Emden in Friesland an Pellican nach Zürich: „Euer Katechismus hat Vielen so gefallen, daß sie ihn in unser Idiom übersetzten und ihren Gemeinden empfehlen. In unserm Katechismus ist der eurige uns vom größten Nutzen."

den Hauptinhalt kurz zusammen faßt, mitunter in musterhafter Kürze. Z. B. auf die Frage: „Wie ist man fromm und redlich?“ die Antwort: „So man glaubt, was er verheißt, und thut, was er heißt, und unterläßt, was er verbeut;“ ferner auf die Frage: „Wer gibt Kraft, die Gebote zu halten?“ die Antwort: „Allein Gott durch Christum, so man an ihn glaubt;“ ferner in der Auslegung des heil. „Unservaters“ auf die Frage: „Warum bittest du Gott, daß er dich nicht in Versuchung führe?“ lautet die Antwort: „Da sind die Anfechtungen stark und ich schwach, und vermag nichts ohne Gottes Hülfe.“

Einläßlicher sind die Fragen der ersten Abtheilung für die etwas reifere Jugend. Auch davon mögen noch einige Proben folgen. Auf die Frage: „Zu welchem Ende hat dich Gott erschaffen? sollst du allweg hier sein in dieser Welt?“ lautet die Antwort: „Das Ende, wozu der Mensch geschaffen ist, ist Gott; den soll er lernen erkennen, ihn ob allen Dingen allein lieben und ihn nach dieser Zeit im ewigen Leben ewiglich genießen. Darum soll ich alle Creaturen mit dem Herzen übersteigen und Gott meinem Schöpfer allein anhangen.“ Falscher Freiheit tritt auf die Frage: „Wie sind wir von Sünden ledig, so wir doch, so lange wir leben, immerdar Sünder sind?“ die Antwort entgegen: „Sünder sind wir, so lange wir leben, das ist: das Fleisch, der Teufel und die Sünde reizen uns allerdings an, sie mögen aber uns, so wir an Christum glauben, nicht beherrschen und obsiegen. Wir sind frei von Sünden und vom Teufel, nicht dergestalt, daß sie uns nicht anfechten, anreizen und anfallen, sondern also sind wir frei, daß sie uns fürhin nicht mögen beherrschen und unter ihr Joch bringen. Denn die, welche der Sohn Gottes ledig und frei gemacht hat, die sind wahrhaft und recht frei. Nun hat uns Gott aus der Gewalt der Finsterniß gezogen in das Reich seines geliebten Sohnes Jesu Christi, daß er nun fürhin unser Herr und König sein soll und wir frommlich unter ihm als unserm Haupte leben. Diejenigen aber, welche christliche Freiheit zu Muthwillen und Wollust ihres Fleisches gebrauchen, welche niemand seine Schuld bezahlen, niemanden unterworfen dienen und gehorsam sein wollen, sondern ohne Aufsehen und Achtung ihres Nächsten nach ihrem Muthwillen leben, die sind weder gläubig noch Christen, sondern fleischliche, ungläubige Menschen.“ — Ueber Glauben und Werke finden wir auf die Einwendung des Lehrenden: „So denn der Glaube allein ohne die Werke des Gesetzes fromm und selig macht, so würde folgen, daß die guten Werke weder nöthig noch nütze seien, woraus dann die Menschen verrucht und arg würden,“ die Antwort: „Ich scheide die Werke nicht vom Glauben, ich trenne auch den Glauben nicht von den Werken, sondern ich sage,

daß der Glaube nimmermehr ohne gute Werke sein mag noch soll. Ich schreibe aber die Frömmigkeit und Seligkeit dem Glauben allein zu, nicht den Werken. Unter Glauben verstehe ich die Barmherzigkeit Gottes durch Christum. So ich nun das thue, verwerfe ich die guten Werke nicht, sondern ich zeige den rechten Ursprung und Brunnen aller guten Werke an, nämlich den Glauben. Denn was der Mensch ohne Glauben thut, es scheine wie hübsch und gut er immer wolle, ist doch weder gut noch gottgefällig, sondern es ist Sünde. Röm. 14, 23. Hebr. 11, 6." — Auf die Frage, wozu die Wiedergeburt diene, wird geantwortet: „Welche also wiedergeboren und neue Menschen werden, die fangen von Stund an der Sünde abzusterben, der Sünde feind zu werden und wider die Sünde zu streiten; und das treiben sie, so lange sie in dieser Zeit leben; sie ziehen den Herrn Christum an wie ein Kleid, daß er allenthalben aus ihnen hervor schimmert (erglastet) in Worten und Werken; sie sind demüthig, geduldig, gehorsam, sanftmüthig; sie lieben den Nächsten und dienen ihm willig und mit Freuden, und ergeben sich ganz und gar Christo in aller Gottseligkeit zu leben."

Noch früher als die Herausgabe dieses kürzeren Katechismus Leo's fällt das Erscheinen seines lateinischen Katechismus, der keineswegs die Uebersetzung eines seiner deutschen Katechismen ist, sondern eine durchaus davon verschiedene Arbeit, für die lateinische Schule (das Gymnasium) in Zürich bestimmt. In der Widmung an den Rektor desselben Johannes Fries spricht sich Leo ganz offen aus: Die Schwierigkeit der Sache, sowie insbesondere seine ungeheure Geschäftslast, die ihn beinahe erdrücke, habe ihn bis jetzt verhindert, seinem Versprechen gemäß, ein solches Lehrbuch zu liefern. Doch habe er da einen tüchtigen Stellvertreter aufgefunden. Johann Calvin nämlich, der Frömmigkeit und Wissenschaft im höchsten Maße in sich vereine, habe neulich gewisse „Unterweisungen (Institutionen) in der christlichen Religion" verfaßt. Aus diesen habe er (Leo) die wichtigsten Abschnitte ausgezogen und mit Rücksicht auf den Jugendunterricht verkürzt. Auf Ruhm oder Lob mache er daher gar keinen Anspruch; das gebühre einzig Calvin, als dem Urheber. Dieser werde es ihm nach seiner Freundlichkeit wohl zu gute halten, daß er sein Werk so benutzt habe zum Besten der christlichen Jugend. — Großentheils entspricht daher Leo's lateinischer Katechismus wörtlich dem in Genf öffentlich angenommenen, von Calvin im März 1538 herausgegebenen und mit obigem Titel versehenen Katechismus; Anderes, wie die Lehre von den Sakramenten, ist nach der in Zürich damals gangbaren Ausdrucksweise umgebildet. Die Frag- und Antwort-Form gehört

Leo zu, indem jenes Lehrbuch Calvin's derselben entbehrt. Leo's Bearbeitung muß bald nach der Calvin's erschienen sein.

Wir haben also hier die merkwürdige Erscheinung, daß mehr als ein Jahrzehend vor dem sogenannten Zürcher Consensus (der förmlichen Zusammenstimmung der Zürcher mit Calvin von 1549) ein von Calvin herrührendes Lehrbuch in der höheren Schule Zürichs beim Religionsunterricht gebraucht wurde, wie denn eben das Leben an Beziehungen und Verbindungen oftmals reicher ist, als man sich's gewöhnlich denkt. Und zwar sehen wir dies gerade durch einen Mann vollführt, der zu den entschiedensten Gegnern der lutherischen Lehre gehörte.

In Leo's kürzerem deutschen Katechismus entspricht die am Schlusse befindliche einläßliche Zusammenfassung der Lehre von den Sakramenten, insbesondere vom heil. Abendmal wörtlich seinem lateinischen Katechismus.

So hat Leo durch seine Bemühungen auf dem katechetischen Gebiete nicht wenig dazu beigetragen, daß die evangelische Lehre dem nachwachsenden Geschlechte lebenskräftig eingepflanzt werde. Noch während der letzten Zeit seines Lebens wurden die Katechismuspredigten angeordnet, die auch in den folgenden Jahrhunderten sich forterhielten, sowie öffentliche Prüfungen (Katechisationen), zu denen in Zürich damals die Volksmenge zahlreich herbei strömte. Letztere fanden anfangs nur etliche Male des Jahres, dann monatlich, späterhin noch öfter statt. Leo's kleineren Katechismus pflegte man dem Gedächtniß einzuprägen. Derselbe blieb im Gebrauche, bis ein neues Zeitalter eintrat, das auch auf diesem Gebiete einläßliche Lehrbestimmungen zu bedürfen glaubte (in Schaffhausen 1569, in Zürich 1609). Immerhin erhielt sich auch in den nunmehr gangbar werdenden Umarbeitungen des Katechismus Vieles von Leo's Werk.

11. Leo's Theilnahme an der confessionellen Entwicklung.

Seine Beziehungen zum Elsaß.

Nicht weniger lebhaft als an den Fragen über Kirchenzucht, über das richtige Verhältniß von Staat und Kirche und an der katechetischen Aufgabe seiner Zeit nahm Leo Antheil an denjenigen Verhandlungen, die zur Aufstellung des kirchlichen Bekenntnisses führten, insbesondere an all den Versuchen, die auch nach Zwingli's Tode gemacht wurden, eine Annäherung zwischen den Anhängern Zwingli's und denen Luther's zu erzielen. Sein ganzes Herz ward um so stärker davon bewegt bei seinem innigen Verhältnisse zu Zwingli einerseits und anderseits bei seiner nahen persönlichen Bekanntschaft mit den Hauptleitern jener Versuche, den Straßburger Theologen.

Wir finden ihn nun vorerst überaus geneigt zum Entgegenkommen, so weit es unter Festhaltung des Zwingli'schen Lehrbegriffes irgend möglich war; dann aber auch eben so entschieden in der Ablehnung weiter gehender Zumuthungen, zumal zweideutiger Formeln, die nur den Schein einer Einigung gewähren, hernach aber nur desto größere Zerwürfnisse herbei führen konnten. Wir sehen ihn hierin fortwährend mit Bullinger einig gehen; nur daß er bei seinem heftigen Temperamente in den Warnungs- und Mahnbriefen, die er an Freunde schrieb, sich weit stärkerer Ausdrücke bedient.

Tief entrüstet ward Leo über die im Drucke erscheinenden, feindseligen Sendschreiben, durch die Luther bald nach Zwingli's Tode die Fehde erneute und die Bekenner von Zwingli's Lehre in Deutschland aufs neue verfolgte. Zu dem Sendbriefe, welchen die Zürcher Prediger deshalb (im Juni 1532) an Markgraf Albrecht von Brandenburg zu richten sich gedrungen sahen, besorgte Leo die deutsche Uebersetzung des um 840 von Ratramnus verfaßten Schriftchens „vom Leib und Blute des Herrn," welches hinzu gefügt wurde zu schlagender Widerlegung des Vorwurfs von Luther, als ob Zwingli's Lehre eine neue Erfindung, „aus den Fingern gesogen" wäre und sich von dem Zeugnisse der gesammten christlichen Kirche losrisse. (S. Pestalozzi's Bullinger S. 164. 630.)*)

Gleichzeitig beklagt sich Leo bei Butzer schmerzerfüllt über Luther: „Wir achten Luther," sagt er unter andern, „als ein Werkzeug des Herrn, als unsern Mitbruder; aber wir verabscheuen seine Schmähsucht, seine ungezähmte Hitze, seinen Stolz und seine Bannsprüche. Wir müssen es zwar dulden, daß er seine Mitdiener verfolgt und nicht einmal die Todten ruhen läßt, daß er unsere Lehre und unser Predigamt vor aller Welt durchzieht, uns Schüler des Teufels und Ketzer nennt, ja uns sogar dem Satan übergibt; aber billigen können wir es nicht. Was für ein Geist aus ihm spricht, mag er selbst beurtheilen. Immer fährt er fort, bei dem Kaiser und den Fürsten uns als Schwärmer anzuschwärzen und auf unsere Vertreibung zu dringen. Wohl ertragen wir Luther's Schmähungen standhaft, aber nicht die Schmähung unserer Lehre." Ueber sich selbst spricht er dabei höchst bescheiden, indem er seinen stillen Kummer, über die eigene Unzulänglichkeit, ganz in's Herz des Freundes ausschüttet mit einer Offenheit, die uns tief in sein Inneres blicken läßt: „So schreib' ich dir eben, mein lieber Butzer, nach meiner geringen Einsicht; nimm's nach deiner Milde und Freundlichkeit wohl auf. Ich stecke zwischen Thür und Angel. Ich sehe wohl, daß ich in

*) Dieses bemerkenswerthe Schriftchen wurde in der Folge noch in einer Reihe von Ausgaben lateinisch, französisch und englisch gedruckt.

göttlichen Dingen gar nichts vermag und daß von gelehrten Männern viel an mir vermißt wird. Daher sinne ich manchmal auf Flucht aus diesem so überaus mühseligen Dienste; nicht daß ich der Arbeit überdrüssig bin, wohl aber über mich selbst verdrießlich und ärgerlich auf's heftigste. Vieles wird hiezu erfordert, was, wie ich wohl weiß, mir fehlt, Wissenschaft, Frömmigkeit, Muth und Festigkeit; die Einen spötteln bei mir über Furcht, Andere über Unbesonnenheit und Dreistigkeit. Will ich fest und ernst auftreten, so fürcht' ich, es sei Keckheit und ich errege Zerrüttung; bin ich mild und sanft, so fürcht' ich, es sei Trägheit und Gleichgültigkeit: o welch' ein gefahrvolles Loos! Verrichtet Jemand etwas Leibliches, so läßt sich's wieder verbessern; aber die Seelen, die mit dem Blute Christi erkauft sind, versäumen oder zum Schlimmern führen, ist das nicht das ärgste Verbrechen? Bitt' Gott für mich, daß er mich aus diesen Gefahren befreie!"

Mit Bezug auf die Vermittlungsversuche schreibt Leo (im Juli 1532) an Myconius: „Daß du zur Eintracht mahnst, ist recht; denn ohne sie kann die Kirche nicht bestehen. Daß aber Einigkeit unter den Kirchen Bestand haben könne bei Zwiespalt in der Lehre, das versteh' ich nicht, geschweige daß ich's glauben könnte. Aber du hast diese Ueberzeugung, setzt er ironisch hinzu, ohne anders aus Schriftstellen; ich bitte dich sehr, mir diese anzugeben. Uebrigens ermahnen wir unsre Gemeinden tagtäglich, mit dem Glauben Liebe und heiligen Wandel zu verbinden, nach Frieden und Wahrheit zu trachten."

Wiederholt aber fühlte er sich gedrungen, den ihm so nahe befreundeten Butzer von falschen Vermittelungen und irre führenden Wendungen abzumahnen. Auf's schneidendste warnt er ihn vor allzu großer Willfährigkeit gegen Luther im Februar 1534 in Folge einer eben erschienenen Druckschrift Butzer's, bald nachdem Letzterer geholfen hatte ihn vor Verwirrung zu behüten. „Ich nehme die Mahnung an, mich vor Schwenckfeld, Hofmann und den übrigen Leuten solchen Gelichters zu hüten; ich glaube aber, gleicher Weise solltest du dich vor Luther hüten, der nicht bloß in Hinsicht der Sakramente, sondern in vielen Punkten der Schrift zuwider lehrt, uns dem Satan übergibt, sich von uns trennt." Er vergleicht sodann Butzer (im Briefe an diesen vom 27. April) im Verhältniß zu Luther mit einem unglücklichen Liebhaber; so wüthend, so streitsüchtig, so leidenschaftlich sei Luther; und doch empfehle Butzer ihn jedermann, während er Schwenckfeld verwerfe und verabscheue und jedermann vor ihm warne, obwohl dieser von Butzer und seinen Amtsbrüdern das Zeugniß eines unklagbaren Lebenswandels habe. Luther sei ja mit den ärgsten Fehlern behaftet; er verachte und

schmähe die Andern alle; spreche von der Zudienung der Sakramente und dem Kirchendienst so unwürdig und irreligiös, rede so ungewaschen, habe Oekolampad beschimpft seines Absterbens halben; er scheine wie vom Satan getrieben; da sei ja nichts wahrzunehmen vom heil. Geiste, denn die Liebe fehle. „Was ist aber Glauben ohne Liebe?" Auch den Erasmus, diesen um die Wissenschaft so hoch verdienten Mann, habe er auf so unwürdige Weise beschimpft. „Ich verdamme Luther nicht, fügt Leo bei; ich freue mich auch nicht über seinen Unfall und Unverstand; aber ich glaube, es liege Alles daran, daß er von den andern Dienern der Kirche zurecht gewiesen werde; sonst haben wir einen neuen Papst.... Vielleicht klingt dies heftiger, als mir geziemt oder du gern hörst. Aber die Einheit der (evangelischen) Kirche ist zu bedenken!... Ich bitte Gott, daß er Luther sanft und milde mache, ihn mit seinem Geiste und mit Liebe beschenke." Der friedfertige Schluß ist geeignet, die vorangehende Schärfe des Briefes zu mildern, die freilich durch Luther's fortgehende Verdammungen veranlaßt war, sowie durch das Verlangen, Butzer vor haltloser Willfährigkeit zu bewahren.

Wenige Wochen nachher (im Mai 1534) ward Württemberg von der östreichischen Herrschaft frei und seinem angestammten Fürsten wieder zu Theil, der rasch die Reformation seines Landes betrieb und dazu auch Leo's Freund Ambrosius Blaarer berief. Leo zürnte diesem anfangs wegen seines mit Schnepf eingegangenen Uebereinkommens. (S. Pestalozzi's Bullinger. S. 177.) Doch alsbald besänftigt schreibt er ihm an 25. Oktober: „Deine Genugthuung nehme ich gerne an; an Deiner Lauterkeit zweifelte ich nie; — aber, setzt er recht aufrichtig hinzu, ich pflege so gegen Freunde meine Aufwallungen, vielleicht ziemlich unklug, auszuschütten .... Zweideutiges ist mir eben zuwider. „Leo selbst erhielt einen Ruf zur Mitwirkung an der Umgestaltung Württembergs. Er schreibt darüber in demselben Briefe: „Grynäus, ein Mann, den ich im Herrn verehre, hat mir geschrieben, um mich zu bereden, daß ich mit ihm die schwere Aufgabe (die Reformation der Universität Tübingen) übernehme, gewiß mehr durch ein Uebermaß von Liebe zu mir bewogen, als durch richtiges Urtheil. Ich halte mich dieser Verrichtung für unwürdig und ihr nicht gewachsen; auch darf ich meines Erachtens ohne Geheiß des Rathes nicht von hier weggehen. Es geschehe der Wille des Herrn; ihm muß unser Leben geweiht sein!"

Ganz einverstanden war Leo mit dem kurzen „Bekenntniß, betreffend das Abendmal", welches Bullinger an Blaarer und Butzer gelangen ließ, und nachdem es von den meisten Schweizerstädten genehmigt war, auf die von Butzer im Dezember 1534 nach Constanz ausgeschriebene Versammlung von Geistlichen ober-

deutscher Städte sandte, um die Willigkeit zu einer Ausgleichung mit den Protestanten Deutschlands darzuthun und zu zeigen, wie weit die schweizerischen Kirchen ihrerseits hierin entgegen kommen könnten. Ja, so eifrig war Leo für dies Entgegenkommen, daß er auf's schärfste und lebhafteste den noch sich sträubenden Bernern zusetzte, sie sollten durchaus ihre Zustimmung geben; er sucht ihnen gar eindringlich zu zeigen, wie richtig man sagen dürfe: „im heil. Abendmal sei der Leib Christi da, und nicht blos dies, sondern er werde auch ausgetheilt und werde auch gekaut (gegessen)." Dabei versichert er sie: „Nicht einen Halm breit sind wir Zürcher von Zwingli's Meinung abgewichen." Doch die Berner hielten fest an ihren Bedenken; erst eine Conferenz Leo's mit Megander in Brugg zu Ende Aprils 1535 brachte völlige Verständigung. (S. Pestalozzi's Bullinger. S. 180.)

Hieran schlossen sich die Verhandlungen, aus welchen 1536 die „erste helvetische Confession" in Basel (auch „zweite baslerische Confession" genannt) hervorging, an deren Abfassung auch Butzer und Capito sich betheiligten. Leo war es, der im Auftrage der übrigen Geistlichen die Uebersetzung in's Deutsche vornahm, welche sofort für den Urtext erklärt wurde. Im Zusammenhang mit ihrer Annahme stand Bullinger's Herausgabe von Zwingli's letzter, reifster Schrift, der „kurzen Erklärung des christlichen Glaubens" an Franz I.; Leo ließ sie alsbald in's Deutsche übersetzt erscheinen. An Vadian, der ihm um dieselbe Zeit seine trefflichen „Aphorismen über das heil. Abendmal" vor dem Drucke zur Begutachtung vorlegte, schreibt er in seiner gewohnten Bescheidenheit: Vadian habe unklug gehandelt, daß er dafür an ihn sich wandte; denn es heiße „Schuster bleib beim Leisten!"; er (Leo) hätte gewünscht, man wäre in der Kirche stets bei der apostolischen Einfachheit geblieben; nun danke er Gott, daß von ihm ein solcher Mann gegeben sei, der Alles auf's klarste darlege. „In so heiligen Mysterien, fährt er dann nach einläßlicher Beurtheilung der Schrift Vadians fort, ist's kein Wunder, wenn jeder nach der ihm verliehenen Gnade das ausspricht, was ihm zum Preise Gottes zu gereichen scheint. Und gewiß ist die Sache, die durch dieses Sakrament dargestellt wird, so herrlich und so weit, daß es niemand mit Worten ausdrücken kann!"

Als Butzer in der Folge ungeachtet aller Warnung immer mehr doppelsinnige Formeln vorbrachte, als die bernische Kirche dadurch in Zerwürfniß gerieth, Megander daselbst entlassen ward (1537), als vollends Butzer's mißlicher Brief an Luther (vom 19. Januar 1538) zum Vorschein kam, sprach Leo unverholen seine Entrüstung gegen Butzer aus, wollte auf nichts mehr eingehen und veranlaßte auch die Eltern seines Neffen Johann Fabritius (Schmid) aus

Bergheim im Elsaß, der eine Zeit lang in Butzer's Hause gewesen, ihn von dort zurück zu rufen, wozu freilich auch noch andere Gründe mitwirkten. So sehr war ihm, seiner obigen Aussage gemäß, alles Zweideutige zuwider. — Mit Calvin dagegen, den er 1536 und 1538 kennen gelernt hatte, finden wir ihn auch weiterhin in freundschaftlichem Verkehr.

Ein höchst dringender Ruf gelangte im Herbst des Jahres 1535 an Leo, gleich jenem nach Tübingen ebenfalls in Folge der Rückkehr Württembergs unter das angestammte Fürstenhaus, ein Ruf, der sehr viel Lockendes für ihn hatte, in sein liebes Heimatland, in's Elsaß. Graf Georg, der die dortigen württembergischen Besitzungen Horburg und Reichenweier im Namen seines Bruders des Herzogs Ulrich regierte, berief ihn zur Einführung der Reformation in diesen Herrschaften. „Leo, den treuen Hirten der Schäflein Gottes, und seinesgleichen", schreibt er an den Rath zu Zürich, „sollte man, ob sie gleich nicht wollten, in die große Ernte hinaus treiben, die ihm der Herr bei uns bereitet hat." Durch wiederholte Bittschreiben, sowie durch einen Abgeordneten betrieb er die Sache in Zürich. Doch ließ man Leo nicht ziehen, weil man ihn in Zürich nicht entbehren mochte.

Statt seiner wurde Erasmus Fabritius dem Grafen für etliche Jahre überlassen. Leo dagegen erhielt in den nächsten Jahren (1538) in Zürich das Bürgerrecht nebst etwelcher Aufbesserung seines Einkommens.

An gutem Willen für sein Geburtsland zu wirken, hätte es Leo nicht gefehlt. Fortwährend trug er es auf seinem Herzen. Schon aus der früheren Zeit haben wir Zeugnisse davon. So schrieb er im Spätjahr 1524 seinen Verwandten in Bergheim, woselbst seine Schwester Clara mit dem Metzger und nachherigen Spitalmeister Jakob Schmid verehelicht war, mit Bezug auf die Gefahren, die damals noch den evangelisch Gesinnten drohten, sie sollten sich nur treulich zu Gott halten. „Wie möchte doch ein so milder, gnädiger Vater seine Kinder verlassen? Seht nur zu, daß ihr ihm fest vertrauet und seine Wege haltet, so wird es euch an nichts gebrechen weder im Geistlichen noch im Leiblichen." Er beschreibt ihnen dann den günstigen Stand der Sache des Glaubens in Zürich und fügt bei: „Wollte Gott, daß es möglich wäre, daß wir möchten bei einander wohnen!" Er empfiehlt ihnen auch seinen damaligen Amtsnachfolger in St. Pilt, Wolfgang Schuch; indem er Herrn Diebolt grüßen läßt, fügt er bei: „Bittet diesen, daß er dem jetzigen Leutpriester Herrn Wolf Gutes thue; denn ich hoff' und vermein' — trüg' ich mich nicht — der sei ein frommer Hirt und ein wahrer rechter Lehrer und ein gottesfürchtiger, lieber Mann." Weiter grüßt er zwei Gevattern, sowie zwei Frauen und „insonders

auch den Bruder Lienhard; denn der Pfarrer zu St. Pilt, Herr Wolf, hat mir geschrieben, er hange auch treu am Gottesworte und habe sich bekehrt; und das hat mich so wohl erfreut, als ich's las, daß mir die Augen überliefen vor Freud. Denn es freuen sich auch die Engel über einen Menschen, der sich bekehrt; wie sollte denn ich nicht frohlocken, wenn täglich viel Gläubige zu Christo kommen. Ich bitte euch auch, ihr wollet doch dem Leutpriester zu St. Pilt allweg das Beste thun; denn er hat mir gar viel Gutes über euch gesagt in seinen Briefen. O wollte Gott, daß ihr zu Bergheim einen solchen Mann hättet! Aber Herr Simon will nicht dran. Gott erbarm sich über ihn; grüßet ihn auch von mir; ich bitte täglich Gott für ihn, daß er ihn erleuchte."

Ueber Wolfgang Schuch täuschte Leo sich nicht; er steht da unter den großen Märtyrern unserer evangelischen Kirche, als ein Zeuge des Glaubens und der hingebenden Liebe, zu der Christus die Seinen entzündet. Er predigte treulich das Evangelium und gestaltete demselben gemäß den Gottesdienst um unter allgemeinem Beifall von Seiten der Gemeinde. Allein der Herzog von Lothringen, dem St. Pilt zugehörte, drohte auf die Kunde davon die Stadt mit Feuer und Schwert zu zerstören, da er nach der Darstellung seines Beichtvaters in ihren Bewohnern nicht bloß Ketzer, sondern auch Aufrührer sah. In einem ehrerbietigen Schreiben (vom 2. Januar 1525) legte nun Schuch ihm Rechenschaft ab von seiner evangelischen Predigt, durch die gerade der beste Gehorsam gegen die Obrigkeit gewirkt werde, nämlich der willige. Da jedoch dieser Brief ohne Erfolg blieb, reiste er selbst nach Nancy, der Residenz des Herzogs, um „als treuer Hirt" das Verderben von seiner Gemeinde abzuwenden und allein auf sein Haupt zu laden. Klar über sein eigenes Schicksal, standhaft im Bekenntniß seines Glaubens in langer Kerkerhaft und unter mancherlei Verhören vernahm er freudig sein Todesurtheil und starb demüthig und zugleich voll heiligen Muthes in den Flammen am 21. Juni 1525, eine Wittwe mit sechs Kindern hinterlassend. St. Pilt aber entging der angedrohten Verwüstung, die der Herzog an andern Ortschaften unter entsetzlichem Blutvergießen im ausgedehntesten Maße wirklich vollzog. Doch die Saat des Evangeliums, die Leo daselbst ausgestreut und Wolfgang Schuch gepflegt hatte, ward völlig ausgerottet.

Als Leo im Sommer des Jahres 1531 Gelegenheit hatte, seinem Schwager Jakob Schmid in Bergheim durch den ehemaligen Administrator von Einsiedeln, Theobald von Geroldseck, einen Brief zu senden, berichtet er ihm, er selbst sammt seiner ganzen Haushaltung sei frisch und gesund, er möchte dasselbe gerne auch von ihm (seinem Schwager) vernehmen; „doch viel lieber, fügt er bei, möchte

ich hören, daß man auch bei euch die Wahrheit öffentlich dürfte bekennen; dies würde mich über Alles erfreuen. Lasset uns Gott ernstlich darum bitten; er wird uns erhören!" Allein dieser Wunsch ging nicht so bald in Erfüllung. Späterhin faßte daher Leo's Schwester (1539) den Entschluß, um des Evangeliums willen „aus Babylon" nach Zürich auszuwandern, der indeß nicht zur Ausführung kam.

An den Nachfolger des Erasmus Schmid in Reichenweier, den tüchtigen Matthias Erb, der früher in Bern gewesen, schreibt Leo am 1. Mai 1541 in einem gar freundschaftlichen Briefe: „Ich bitte dich, daß du bei meinen Elsäßern, wie du thust, Alles dran setzest, daß sie im Glauben an Christum unterwiesen nach Unschuld streben. Dies ist deine Pflicht. Von Lohn mag ich nichts versprechen; denn das Wort Gottes trägt ihn reichlich in sich. Ich will, so viel an mir liegt, unsern treuen Vater im Himmel bitten, daß er dich mit seinem Geiste begabe und stärke gegen alle Feinde. Bete auch du inbrünstig für unsere Kirche."

12. Fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit Leo's, besonders als Uebersetzers.

Fortwährend finden wir Leo emsig in der Förderung und Ausbreitung der evangelischen Wahrheit auf schriftstellerischem Wege, besonders auch in der bescheidenen Stellung eines Herausgebers und Uebersetzers von Schriften Anderer.

Vor Allem sind hier zu nennen seine Uebersetzungen der damals sehr schätzenswerthen Paraphrasen (Umschreibungen) des Erasmus von Rotterdam zum Neuen Testamente. Schon in Einsiedeln hatte er, wie oben bemerkt, damit begonnen, durch Verdeutschung einzelner Episteln. Im Jahre 1523 erschienen diese insgesammt und 1542 das ganze neue Testament. Im Vorwort zu der Ausgabe von 1523 bemerkt Leo, er habe auf Bitten frommer Männer dieser für ihn fast zu schweren Arbeit sich unterzogen in der Absicht, auch dadurch „die evangelische und christliche Lehre, die jetzt allenthalben durch das Anhauchen Gottes zu wachsen und zuzunehmen beginne, zu fördern." Das schöne Latein habe er freilich nicht zu erreichen vermocht, habe sich auch lieber „des gemeinen, landlichen, denn des hohen und höfischen Deutsch" befleißen wollen um der schlichten Laien willen, für welche diese seine Arbeit vornehmlich bestimmt sei.

„Die aber, fährt er fort, die meinen, es sei vorzüglicher, den bloßen Text ohne Beireden und menschliche Auslegung dem Volke darzubieten, die reden recht; ich bin auch ihrer Meinung und wollte mit ihnen wünschen, daß nichts als das lautere Wort Gottes ohne

menschlichen Zusatz den Christen vorgelegt würde. Da aber der Mehrtheil der Menschen noch so schwach ist und unverständig, daß sie der festen Speise noch nicht genießen mögen, so achte ich, es sei kein Schaden, wenn ihnen dieses als eine Milchspeise gegeben werde, und die, so für sich selbst noch nicht erstarkt sind, hieran als an einer Bank zu gehen sich üben." Damit aber niemand dennoch etwa meine, er habe hier den bloßen Text der Episteln St. Pauli vor sich, so fügt er ausdrücklich die „Warnung" hinzu, man solle das hier Stehende nur für eine kurze Auslegung halten, die der hochgelehrte Erasmus mit großem Fleiß aus den alten Kirchenlehrern, Origenes, Hieronymus, Augustin, Ambrosius, Vulgarius ꝛc. zusammen gelesen habe, um zu zeigen, wie sie Paulus verstanden. Allerdings weiche diese Erklärung manchmal vom Sinne des Paulus ab, was aber der, der den Geist Gottes habe, leicht beurtheilen möge; man dürfe sich nicht verwundern, wenn Menschen als Menschen zu Zeiten geirrt und wenn Fleisch den Geist Gottes nicht erreichen noch verstehen möge. Da jetzt das Neue Testament zu Deutsch im Drucke ausgegangen, so könne ja der schlichte Laie den lautern Text daneben vor sich nehmen. „Welche aber, fügt er bei, der Geist Christi dermaßen erleuchtet und gestärkt hat, daß sie dieser Auslegung nicht bedürfen, die sollen Gott Lob und Dank sagen."

Was für Frucht aus den Episteln zu schöpfen sei, ergebe sich aus der von ihm (Leo) jeder Epistel und jedem Kapitel vorgesetzten Inhaltsangabe. Die Epistel an die Römer leuchte allen voran „wie ein Edelstein und schöner Karfunkel". Pauli Lob wäre nicht genug zu preisen. Was er von Gott, von Christus, von der Sünde, von den Kindern der Erwählung, von der Freiheit, von der Dienstbarkeit ꝛc. sagt, sei nichts Andres, als daß er im Kurzen die ganze Schrift erläutere. „Wo aber der Mensch die Augen des Gemüthes tiefer hinein läßt, o wie große, o wie hohe Heimlichkeiten sind in seiner Lehre verborgen! Paulus richtet wieder auf die niedergeschlagenen, schwachen und erschrockenen Gewissen. .... O wie kräftige Arznei finden hierin alle kranken Seelen! o wie großen Trost alle betrübten Gewissen! o wie starke Wehre wider allen Anlauf der Feinde!"

Daher richtet Leo an alle Christen die Ermunterung sich hierin fleißig zu üben. „Dies ist, sagt er, ein wahrer, rechter Gottesdienst, Gott der allerangenehmste und gefälligste, so man das Gemüth täglich speist und stärkt mit dem Worte Gottes und fleißigem Lesen der heil. Schrift. Verschließet diesen Schatz begierlich in euere Herzen! belustigt euch in diesem wohl gezierten Garten! schöpfet aus diesem Brunnen die lauteren und lebendigen Wasser eueren durstenden Seelen! von diesem fruchtbaren Baume brechet die Frucht des Lebens!"

Wir sehen, wie auch für das Geheimnißvolle, für die Tiefen des Gotteswortes wie des christlichen Gemüthslebens unserm Leo der Sinn nicht abgeht, vielmehr sein Gemüth dafür offen und reif ist. Bezeichnend erscheint in dieser Beziehung, daß er in eben diesem Jahre (1523), während er an der Seite Zwingli's und wie bisanhin im völligen Einklang mit ihm zu wirken im Falle war, das sinnige und innige, ganz auf das innere Leben gerichtete Büchlein des Thomas von Kempen: „Von der Nachfolge Christi" in deutscher Bearbeitung, vermehrt und verbessert, herausgab. Während man so leicht geneigt ist, den schweizerischen, insbesondere den zürcherischen Reformatoren die Neigung und Stimmung des Gemüthes für diese Seite des Christenlebens abzusprechen, gewährt uns dies eine namhafte Ergänzung und Bereicherung für die richtige und allseitige Auffassung des sie beseelenden Christenthums. Von derselben Schrift erschien in den nächsten Dezennien nochmals in Zürich eine deutsche Ausgabe. Doch scheint gegenwärtig keines dieser deutschen Exemplare mehr vorhanden zu sein.

Besonders werthvoll waren im Fortgang des Reformationswerkes Leo's oben nur kurz erwähnte Uebersetzungen zwinglischer Schriften theils aus dem Lateinischen ins Deutsche, theils aus dem Deutschen ins Latein. Ueberdies hat man seinem ausharrenden Fleiße die Erhaltung und Herausgabe mancher Schriftauslegungen Zwingli's zu verdanken, die er sich während der täglichen Vorträge Zwinglis aufzeichnete; zum Theil ward er von Megander bei der Herausgabe unterstützt. Auf solche Weise wurde Zwingli's Auslegung der beiden ersten Bücher Mose's, der Evangelien und mehrerer Episteln Gemeingut für die Mit- und Nachwelt.

Kurze Zeit nach Zwingli's gewaltsamem Tode gab Leo das „Handbüchlein der Psalmen" heraus, welches sämmtliche Psalmen in Zwingli's lateinischer und deutscher Uebersetzung enthält. Bezeichnend für Leo's ungebeugten Muth nach schwerer Zeit und hohe innige Bruderliebe zu dem vielgeschmähten Helden des Glaubens ist sein Vorwort dazu, das er Ermunterung an die christlichen Leser überschrieben hat. „Neulich ist uns in ungeheurem Treffen von wilder Hand Zwingli, dieser Mann heiligen Andenkens, entrissen worden, christliche Leser, doch nicht ganz. Denn was können feindliche Menschen thun, als gegen den Leib wüthen, diesen ganz vernichten oder auch nach dem Tode über den Schuldlosen mit Schmähreden herfallen. Aber ein schimpflicher Tod trifft nie den Tapfern (wie Cicero sagt) noch ein elender den Weisen! Noch lebt und ewiglich lebt er, der Helden tapferster, und hinterläßt ein unvergängliches Denkmal der Ehren, das von keinem Feuer kann verzehrt, durch keine Flammen vertilgt werden. Dem Leibe nach zwar ist er wieder

Achten wir indeß zunächst noch auf einige kleinere Produkte, so ist zuvörderst seine freie Uebersetzung von Bullingers 1531 erschienenen „Gesprächen gegen die Wiedertäufer" zu erwähnen. So stark waren die Aenderungen und Vermehrungen in Leo's Ausgabe, daß wie schon der Titel sagt, „die frühere kaum mehr zu erkennen war." Er gab sie 1535 heraus in eben dem Jahre, in welchem die wiedertäuferische Herrschaft zu Münster in Westphalen ihr schreckliches Ende fand, und zwar damit, wie er selbst bemerkt, „auch die, welche außerhalb Deutschland Christum bekennen, dieses Gegengift wider das Schlangengift der Wiedertäufer gebrauchen mögen. Denn wo immer Christus sich erhebt, stellen alsbald die Wiedertäufer sich ein, um die hergestellten und glücklich geordneten Gemeinden zu verwüsten und zu zerreißen." Mit allen Waffen sei die Wahrheit ihrem unheilvollen Irrthum gegenüber zu verfechten. „Wir suchen jedoch, bezeugt er dabei ausdrücklich, nicht das Verderben der Wiedertäufer; vielmehr bitten wir Gott, daß sie vom Irrthum zur Wahrheit bekehrt werden; den Irrthum verfolgen wir, nicht die Menschen. Lassen sie ihn fahren, so werden wir sie aller Ehrerbietung und Liebe werth achten." Diese Schrift Leo's dient uns übrigens, gleichwie sein (größerer) Katechismus vom Jahre 1534, auch noch zum Beweise, wie völlig er all jene Anfechtungen überwunden hatte, von denen er im Jahre 1533 betroffen war.

Im Jahre 1537 trat seine Uebersetzung von dem, wie Neander sich ausdrückt, „schönen" Buche des berühmten Kirchenlehrers Augustin: „Vom Geist und Buchstaben" ans Licht, worin der Entwicklungsgang des religiös-sittlichen Lebens dargestellt ist. Leo leitet seine Uebersetzung ein mit einigen gereimten Ermunterungen zur rechten Schätzung des Geistes:

„Der Geist — der wirkt aus Gottes Kraft;
Wo der nicht baut, da wird nichts g'schafft,
Und ist auch alle Schrift vergeben (vergebens);
Der Buchstab tödt, der Geist macht leben!"

Weiter ruft er im Gegensatz zu den Widerstrebenden seinem Leser zu:

„O frommer Christ, sei nit so schnell;
Betracht des heil'gen Geists Urthel (Urtheil);
Lies nit die Schrift nach Art des Fleischs;
Allein such drin den Sinn des Geists,
Der auch darin verborgen liet (liegt). —
Thu niet (nichts) dazu, davon auch niet (nichts);
Denn Christus hat selbst kund gethan,
Himmel und Erd' werd' eh' zergan (zergehen),
Eh' von seim (seinem) Wort ein Pünktlein fall'!"

„Allen denen, die den Namen Jesu Christi wahrhaft bekennen," wünscht Leo in seinem Vorwort, als „ein Mitdiener der gläubigen Kirche Zürich, vollkommene Erkenntniß Christi von Gott dem Vater." Auf Bitten seines lieben Gevatters, des greisen Herrn Wilhelm von Zell habe er diese Arbeit übernommen, zur Widerlegung der irre gehenden Päpstler, sowie derer, „die uns aller Welt verdächtig machen," zumeist aber um Gottes Ehre und des Heiles der Gläubigen willen. „Denn auch unter diesen, sagt Leo, gibt es Solche, die noch immerdar an ihren Werken hangen, auf ihre Frömmigkeit und Verdienste etwas Trost und Hoffnung setzen. Diese werden hieraus, hoffe ich, Bericht empfangen ihres Irrsals und lernen Gott allein alle Ehre zuschreiben. Es will uns noch immerdar die Gnade Gottes durch Christum nicht hoch und theuer genug sein in unseren Herzen; Christus will nicht genug bei uns gelten und der theure Schatz, den uns Gott in ihm gegeben hat, will von uns nicht recht und genugsam ermessen werden." . . . „Hier werdet ihr nun finden, daß Frommmachung und Seligmachung weder dem Gesetze Gottes, noch unsern Werken, noch dem freien Willen, noch dem äußern Worte, noch dem Kirchendiener, noch der Taufe, noch dem Nachtmal Christi, noch keinem Ding in Himmel und Erden soll zugeschrieben werden, denn allein der einigen bloßen, lauteren Gnade Gottes durch Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, in Kraft seines heil. Geistes, der die Liebe ausgießt in unsere Herzen." Nicht der Schriftgebrauch überhaupt bildet nämlich den Inhalt dieser Schrift Augustins, sondern das Verhältniß von Gesetz und Gnade, Gesetzlichkeit und christlicher Freiheit, indem er darin zeigt, wie das Gesetz als gebietender Buchstabe wohl zur Erkenntniß der Sünde und zu Knechtschaft führe, wie aber durch den Glauben allein die Gnade erlangt werde, welche die Seele heile, den Willen von der Sünde befreie und zum freien Dienste der Gerechtigkeit treibe durch den lebendig machenden Geist des Gesetzes, die durch den heil. Geist in die Herzen ausgegossene Liebe. Die Verbreitung dieser ächt evangelischen Gedanken suchte Leo durch seine Uebertragung zu fördern. Augustin achtete er überhaupt hoch und hielt sich auch sonst mit dem christlichen Alterthum in steter Verbindung, um die Erkenntnisse und Erfahrungen der alten Kirche für die Gegenwart nutzbar zu machen.

In den nächsten Jahren übertrug Leo auch zwei kleinere lateinische Druckschriften von Calvin ins Deutsche. Einerseits nämlich Calvins Schreiben an Gerard Roux, Magister der Sorbonne, dann Abt und Bischof, „Von der Pflicht eines Christenmenschen, das Priesteramt in der päpstlichen Kirche entweder zu verwalten oder nieder zu legen." Offenbar wollte Calvin Unentschiedene dadurch zur heilsamen Entscheidung drängen. Anderseits übersetzte er Calvin's

Brief an Niklaus Chemin: „Daß man die ungebührlichen Messen der Gottlosen meiden müsse.“ Den Namen des Verfassers ließ Leo bei der ersteren Schrift weg, um ihn Unannehmlichkeiten desto weniger auszusetzen. Da er aber für die zweite dieser Schriften niemanden fand, der es ohne den Namen des Urhebers drucken wollte, so schrieb er deßhalb zu Ende Februars 1540 an Calvin nach Straßburg, und erbat sich von ihm die Einwilligung seinen (Calvins) Namen der deutschen Uebertragung beizusetzen. Daß Calvin 27 Jahre jünger, war für Leo, wie wir schon bei seinem Katechismus sahen, nicht im mindesten eine Abhaltung, sich auch unter ihn zu stellen, indem er sein Uebersetzer wurde.

Er selbst vergleicht einmal sein Sammeln dem Bienenfleiße. „Ich bin, sagt er, wie das emsige Bienchen von Blume zu Blume geflogen und habe aus jeder etwas Honig gesogen, nicht mir allein, sondern daß ich allen Gläubigen damit Nutzen brächte.“ Was er da zunächst von seiner Schrift „Ueber das Leiden Christi“ (vom Jahre 1539) sagt, das ist wohl das Bezeichnendste in Bezug auf den größten Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

13. Leo's Bibelübersetzungen.

Insbesondere aber bewährte sich Leo's Bienenfleiß in seinen Hauptwerken, seiner deutschen und lateinischen Bibelübersetzung. Was die erstere betrifft, so ist vorab daran zu erinnern, daß Luther's Uebersetzung der Propheten und Apokryphen lange auf sich warten ließ; jene erschienen zusammt erst 1532, diese 1534. Von wiedertäuferischer Seite kam man ihm mit einer Uebersetzung der Propheten zuvor (Ludwig Hetzer und Hans Denck gaben diese 1527 in Worms heraus). Da indeß „Viele eine Scheu hatten“ sich dieser Uebersetzung zu bedienen, so erschien in Zürich 1529 eine deutsche Bibel, in welcher die Propheten und Apokryphen selbstständig übersetzt waren, jene, wie der Titel sagt, aus hebräischer Sprache „mit guten Treuen und hohem Fleiß durch die Prediger zu Zürich,“ diese „durch Leo Jud verdeutscht.“ Leo war freilich auch der Bearbeiter der Uebersetzung der Propheten; diese ging aber aus der täglichen öffentlichen Schriftauslegung hervor, wie sie damals in Zürich unter dem Namen „Prophetie“ (Prophezei) bestand, wobei von den anwesenden Gelehrten der Urtext mit der griechischen und lateinischen Uebersetzung verglichen und erklärt wurde. Die Vorrede sagt sehr anspruchlos: „Nachdem wir (die zürcherischen Prediger) jetzt etliche Jahre die Bücher des alten Testamentes öffentlich gelesen, haben viele Fromme gebeten, daß wir unsre deutsche Uebersetzung der Propheten heraus gäben. Unser Pfündlein wollten wir nicht vergraben . . .

Wir schätzen uns nicht, daß wir jemand übertreffen oder verachten wollten, lehnen aber Etlicher Ungunst und Nachred ab, die nichts gut und recht achten, denn was von ihnen geschieht. Wir suchen allein unserm Herrn zu gefallen. So wir aus Unwissenheit irgendwo gefehlt (denn der Untreue und Argliſt sind wir uns nicht bewußt) oder den Sinn nicht getroffen hätten, so mögen wir wohl, daß Andere Besseres und Klareres hervor trügen. Denn unser Verstand verhält sich ja zur Schrift, wie das Auge zum Sonnenglanz; Einer hat schärfere Augen als der Andere; keiner aber vermag vollkommlich darein zu sehen. Niemand mag die Propheten auslegen und verstehen, er habe denn zum Vorleuchter und Führer den Geist, aus dessen Eingebung die Propheten geredet und geschrieben haben."

Fünfmal wurde nun die ganze deutsche Bibel in Zürich gedruckt, schon bevor Luther's erste Gesammtausgabe derselben (1534) erschien. Seit 1531 ist auch die Uebersetzung der poetischen Bücher des alten Testamentes eine von den zürcherischen Predigern selbstständig verfaßte. Bei den geschichtlichen Büchern begnügte man sich, in Luther's Uebersetzung Einzelnes zu verbessern und der oberdeutschen („hochdeutschen") Sprache entsprechend auszudrücken. In letzterer Hinsicht dürfte sie auch der Sprachforschung Manches darbieten. — Leo Judä's Uebersetzung der Apokryphen findet sich auch in den Straßburger Bibelausgaben von 1529 und den nächstfolgenden Jahren.

Von 1538 an wurde die ganze Bibel von Leo sorgfältig Wort für Wort mit dem Grundtext verglichen und demselben näher gebracht; er that dies auf den Rath des sachkundigen Pellican unter Beihülfe Michael Adams, eines jüdischen Gelehrten, welcher Christ geworden war und nun seinen Wohnsitz in Zürich nahm, sich auch daselbst verehelichte. In dieser Bearbeitung erschien die deutsche Zürcher Bibel seit dem Jahre 1540. Der Buchdrucker Froschauer stattete diese sowie die früheren Ausgaben würdig aus.

Die Krone aber von Leo's Arbeiten bildet seine lateinische Bibelübersetzung. Auch sie schloß sich an an die oben erwähnte „Prophetie" und konnte insofern als ein Werk der zürcherischen Bibelforscher angesehen werden. Leo aber war es, der sie besorgte und mit eigener Hand niederschrieb. Wir finden ihn 1539 eifrigst damit beschäftigt. Im Jahre 1541 erschienen als Probe dieser „möglichst wortgetreuen" Uebersetzung die „Sprüche Salomo's". Betreffend Leo's Gewissenhaftigkeit beim Uebersetzen haben wir hier sein eigenes Zeugniß. „Das allein," sagt er im Vorwort, „habe ich bei allen meinen Studien stets mir vorgesetzt, das ist mein einziges Ziel, dem ich nachtrachte — und diesen Sinn möge Gott mir erhalten! — daß

ich, was aus dem Munde Gottes hervor gegangen, mir als Maßstab und als Prüfstein vorhalte, wornach ich mich richten müsse, und wovon ich nicht ein Haar breit weichen dürfe, sodann, daß ich mir und Andern das, was ich aus Gottes Munde vernommen, zur Förderung wahrer Frömmigkeit und Tugend aneigne und so Vielen Nutzen schaffe. Erreiche ich dies, so bin ich's wohl zufrieden; wo nicht, so beruhigt mich das Bewußtsein, ich habe das Rechte gethan und das, wozu die Liebe treibt, die nichts Arges thut." Er versichert noch, er sei „mit gewissenhafter Treue" zu Werke gegangen.

Wie großen Beifall diese Probe fand, zeigt uns ein Schreiben Ambrosius Blaarer's an Bullinger vom 6. October 1541, worin er seinen innigsten Dank und den lebhaftesten Wunsch der Seinigen ausspricht, daß Leo ununterbrochen in seiner Arbeit fortfahre; „wir bitten den Herrn von ganzem Herzen, daß ihr an das begonnene Werk glücklich die letzte Hand legen möget."

Leo arbeitete rastlos fort, und hatte das Glück, die kanonischen Bücher des alten Testamentes beinahe vollenden zu können. Er brachte ein Werk zu Stande, dessen die zürcherische und überhaupt die evangelische Kirche sich freuen durfte. Ueber die Entstehung derselben gibt Bullinger, als Vorsteher der zürcherischen Kirche, Namens ihrer Prediger im Vorworte zu dieser lateinischen Zürcher Bibel folgendermaßen Auskunft: „Nicht aus eigenem Belieben, sondern durch dringende Bitten von Vorstehern vieler Kirchen sind wir zu diesem Werke bewogen worden; wir waren uns wohl bewußt, daß niemand vermöge etwas Vollkommenes zu leisten . . . Wir bedachten, wie etliche Uebersetzer so an der hebräischen Redeweise hängen geblieben, daß ihre Uebersetzung allzu hebräisch, daher schwerfällig und für die jener Sprache Unkundigen allzu dunkel ausfiel . . . Daher standen wir an, bis endlich Leo Judä, unter den Hirten und Dienern der zürcherischen Kirche nicht der letzte, jenes Wort des Hieronymus vorbrachte: „„Im Tempel Gottes bringt ein jeder das, was er kann, die Einen Gold, Andere Silber und Edelgestein ꝛc.; mit uns steht's gut, wenn wir nur Felle und Ziegenhaar bringen,"" und wiederum: „„Die Talente und Gottes Gaben sind verschieden; verflucht, wer nicht rüstig mit dem ihm anvertrauten Talente wuchert!"" Ich also, sagte Leo, will mein geringes Vermögen dran setzen und versuchen, ob ich einen Gewinn heraus bringe. Dieser Mann Gottes hat's daher in heiligem Eifer gewagt, und zuerst unter uns angefangen eine lateinische Bibelübersetzung zu unternehmen; gleich von Anfang aber, wann er etwas gefertigt hatte, zeigte er es alsbald etlichen Gelehrten, indem er horchte, was Andre von seinem Vorhaben und seinen Arbeiten dächten; ja er bat sie dringend, ihm nichts zu verhehlen, sondern aufrichtig zu sagen, wie es ihnen vorkomme. Sein Vornehmen

gefiel aber ja den Besten und der Fortgang derselben sagte ihnen so sehr zu, daß sie ihn fleißig ermunterten, in dem begonnenen Werke fortzufahren und es vollständig an's Licht treten zu lassen."

„Bei seiner Uebersetzung, fährt Bullinger fort, bediente sich Leo eines vorzüglich genauen hebräischen Textes; an diesen hielt er sich auf's treuste, faßte ihn überall in's Auge und folgte ihm, als dem einzigen Leitstern und der Richtschnur der ewigen und untrüglichen Wahrheit. Indeß zog er auch andere hebräische Texte bei, besonders bei schwierigen und zweifelhaften Stellen. Und obschon er nicht meinte, die wahre Lesart sei aus den griechischen oder den verschiedenen lateinischen Ausgaben zu schöpfen, zog er doch häufig auch sie zu Rathe; ebenso berücksichtigte er, was die rechtgläubigen kirchlichen Schriftausleger hie und da in Betreff der ächten Lesart und des richtigen Sinnes überliefern."

„Trefflich wurde er unterstützt durch die Arbeit und den Fleiß der hocherleuchteten Männer, welche, in den Sprachen und den Sachen wohl erfahren, schon seit mehr als achtzehn Jahren in der zürcherischen Kirche das alte Testament nach dem hebräischen Urtext und mit Vergleichung der Sprachen, auch mit Berücksichtigung der Ueberlieferungen der gelehrtesten Ausleger auf's treuste erklärt haben. Er war ihr steter Zuhörer und zeichnete jedes Mal fleißig aus ihren Vorträgen auf, was sie von der Eigenthümlichkeit und dem Genius der hebräischen Sprache, den Rabbinen oder hebräischen Auslegern, den Ansichten der älteren und neueren Kirchenlehrer, der Vergleichung der Handschriften und verschiedenen Lesarten mit unglaublicher Gelehrsamkeit und Sorgfalt vorbrachten. Zu Hause verarbeitete er erst das Alles, verglich es mit den Autoren selbst und den authentischen Schriften und bereitete so, ohne anders unter vorausgehender Anordnung der göttlichen Vorsehung, das Material für dieses sein künftiges Werk."

„Durch dies Alles unterstützt und dies Alles zu Rathe ziehend, faßte er seine lateinische Uebersetzung ab treulich der hebräischen Wahrheit entsprechend. Keinen andern Zweck setzte er sich bei dieser seiner Arbeit, als den Nutzen der Kirche, die er aus allen seinen Kräften fördern wollte. Daher er nirgends wissentlich auch nur ein Jota wegließ, nirgends vorsätzlich irgend etwas verdrehte." . . . .

„Im Uebersetzen war er nicht kleinlich. Den Sinn gab er nämlich so treu wie möglich wieder, blieb aber nicht zu sehr an den Worten hängen. Hinwieder mißbrauchte er die Freiheit des Uebersetzers nicht, indem er überzeugt war, es sei bei den heiligen Schriften noch größere Gewissenhaftigkeit erforderlich, als bei weltlichen . . . Er sorgte überall dafür, daß die Sprache einfach sei und so viel

möglich lateinisch, doch mit Beibehaltung gewisser gangbarer Ausdrücke oder Termen."

Uebereinstimmend mit dem, was Bullinger hier ausspricht, sind auch die Urtheile Anderer über diese stattliche, in gutem Latein geschriebene und mit zahlreichen Randglossen versehene Zürcher Bibel. Im In- und Ausland fand sie Anerkennung. So sagt Beza, der selbst urtheilsfähig genug war: „Verdienter Maßen ist diese lateinische Bibelübersetzung, in welcher die Einfachheit des Styles und die Schönheit der Sprache mit einander wetteifern, sehr bewundert worden von Vatablus (Watabled), der unter den christlichen Gelehrten unseres Jahrhunderts für den ersten Hebräer galt, so daß es ihm keineswegs mißfiel, als sie von Robert Stephanus (Estienne) mit geringen Veränderungen auch in Paris gedruckt wurde." Es geschah dies 1545, schon zwei Jahre nach ihrem Erscheinen in Zürich. Von der dem neu erwachenden Evangelium feindlichen Pariser Universität (der Sorbonne) wurde diese Ausgabe freilich verdammt und dem dortigen Verleger eine Reihe von Verdrießlichkeiten bereitet.

Später ließen spanische Theologen sie in Lyon auf's neue drucken, durchgesehen von Wilhelm Rouille. Der berühmte französische Geschichtschreiber de Thou sagt dabei: „Ich habe deshalb geglaubt, dies erwähnen zu sollen, damit man den Ursprung dieser bei uns und bei den Spaniern so hoch gewertheten Bibelübersetzung kenne, und es als ein glänzender Beweis dastehe davon, welch großer Gewinn aus den Schriften und dem Fleiße unsrer Widersacher zur Ehre Gottes sich ziehen lasse, wofern wir, Gehässigkeiten bei Seite legend, Liebe und Billigkeit anziehen."

Von der Werthschätzung, welche die spanischen Theologen dieser Bibel angedeihen ließen, haben wir ein bedeutendes Zeugniß aus dem Munde des gelehrten, in den orientalischen Sprachen wohl bewanderten Ferdinand von Escalante, in seinem „Schild des Predigers", einem Werke, das er dem Könige von Spanien, Philipp III. widmete. Derselbe bezeugt auch, wie der Erzbischof von Sevilla, Ferdinand Valdes sein Wohlgefallen daran hatte. — Die Fakultät in Salamanca ließ sie (1584) wörtlich wieder abdrucken.

Auch der württembergische Reformator Brenz fand großes Wohlgefallen daran. Darüber schreibt der Walliser Paul Venetscher, der in Württemberg ein Pfarramt bekleidete, (am 15. Juni 1553) an Bullinger: „Meine Zürcher Bibel, die ich ihm zur Benutzung geliehen, habe ich nimmer von ihm losbringen können; so lieb ist sie ihm, wie ich höre." Daß Luther's Verschmähung des ihm vom Buchhändler zugesandten Exemplares auf den innern Werth dieser Bibelübersetzung keinen Bezug hatte, ist bekannt. (S. Pestalozzi's Bullinger S. 216.)

Auch bei Spätern, wie Matthäus Poole, Richard Simon ꝛc. fand diese zürcherische Uebersetzung ehrenvolle Anerkennung. Insbesondere wird von ihr gerühmt, sie zeichne sich aus durch die sonst nur zu seltene Eigenschaft, daß die Lehrmeinungen (die dogmatischen Ansichten) des Uebersetzers nirgends durchblicken.

Wie viel aber dieses große Werk Leo kostete und wie es ihm bis zu Ende seines Lebens am Herzen lag, ist weiterhin noch zu erwähnen.

14. Leo's persönliches, häusliches und geselliges Leben.

Lieder, Briefwechsel und Freunde.

Um so mehr setzen uns diese Leistungen Leo's in Erstaunen, wenn wir beachten, wie Manches in seinem persönlichen Leben ihm daran hätte hinderlich werden können.

Wohl hatte der von Statur kleine Mann stets eine lebhafte Gesichtsfarbe, doch „war er sonst schwachen und blöden Leibes, da er einen bösen verderbten Magen hatte, brauchte auch mehr Arznei, als ihm gut war." Gerne wandte er sich an Vadian in St. Gallen als vorzüglich geschickten Arzt. So schreibt er ihm im Spätjahr 1523 bald nach seiner Verehelichung: „Meine Krankheit nimmt immer mehr zu, so daß ich begierig das erwarte, was du mir versprochen. Das Bauchgrimmen und die Schmerzen in den Eingeweiden werden immer ärger. Die Schmerzen sind größer, als daß ich sie länger zu ertragen vermöchte, durch alle Glieder verbreitet, so daß ich beinahe contract bin, nicht anders, als wenn ich mit Stöcken oder Knitteln zerbläuet wäre. Daher bitte und beschwöre ich dich bei unserm Herrn Jesu, daß du diese Gabe, welche Gott dir bescheert hat, für mich anwendest; denn die Gnadengabe der Gesundmachung ist, wie Paulus sagt, eine Gabe Gottes . . . Kaum habe ich vermocht dies zu schreiben, mein Vadian, denn ich liege zu Bette, erwartend, was unser himmlischer Vater durch dich rede . . . Schickst du nicht bald mir Hülfe, so sterbe ich." Innig dankt Leo demselben Freunde etliche Wochen später für die beiden Briefe, durch die er ihm über die Diät wie über die Heilmittel Anweisung ertheilt und seine Dienste ihm so bereitwillig anerboten habe. „In beiden," schreibt er, „erkenne ich deine Vatersorge um mich, deinen ächten Freundessinn, ja jene Zärtlichkeit, welche Eltern gegen ihre Kinder hegen. Für immer fühle ich mich dir zur Dankbarkeit und zu jedem Dienste verpflichtet... Indeß dauern die Ueberreste der Krankheit fort. Doch, hoffe ich, werden auch diese bald nachlassen, falls es nicht Gott unserm Vater anders gefällt, dessen Willen auch wir gehorchen müssen, denn er ist's, der verwundet und heilt, er tödtet und macht lebendig, durch seinen

Wink leben, streben und sind wir. Er erhalte uns dich sammt den Deinen noch lange!" Im Mai des folgenden Jahres (1524) schreibt er ihm auf's neue: „Ich kann dir nicht genug danken. Meine Gesundheit verdanke ich ganz dir. Wende ich sie ganz im Dienst des Herrn auf, so ist der Lohn, den du von mir nicht erhältst, vom himmlischen Vater bezahlt. Wo nicht, so wäre es, denk' ich, besser, ich wäre immer krank." Schon im August 1525 bittet er wieder um Hülfe wegen Magenleiden und dankt im October dafür, wiewohl mit neuer Beschwerde über furchtbaren Schweiß. In völliger Gelassenheit setzt er hinzu: „Doch was red' ich davon? warum klag' ich? da doch beim alternden Leibe wie bei einem alten Gebäude der Einsturz seinen steten Fortgang haben muß. Sollte ich nicht vielmehr fröhlich und mit höchster Freude diese Schwachheit tragen als eine christliche Zierde? und meinem Gotte dafür Dank sagen, da ja nicht selten des Leibes Schwäche die Stärke des Geistes fördert und Gottes Kraft in unserer Schwachheit mächtig wird. Zudem wirkt ja die Trübsal Geduld, die Geduld Bewährung, die Bewährung aber Hoffnung, die niemals zu Schanden wird. Allein wir sind Fleisch; daher erkennen wir gar nicht genug diese so großen Gaben, die der allgütige Vater uns zusendet und sind ihm nicht recht dankbar dafür." Auch im Sommer 1526 finden wir Leo kränkelnd; ebenso hören wir davon gelegentlich im Mai 1533 und weiterhin. Im Juli 1527, als er seinem Vadian wieder meldet, er sei immer kränklich, Arzneien helfen nicht, sie reizen nur, meint er: „Aber Gott sei Lob, der mich seines Kreuzes auch theilhaft werden läßt! Er selbst gebe mir Standhaftigkeit, daß ich nicht durch die Schwachheit des Fleisches überwältigt erliege! Einzig das weiß ich aus Erfahrung, daß durch übermäßiges Lesen die Krankheit zunimmt; aber ich muß meiner Pflicht Genüge leisten und ich gehöre ja nicht mir selbst an, sondern bin Christi Diener. Drum wird das Kränkeln stets fortdauern; denn das Lesen und Studieren dauert immer fort." Bei Anlaß der Pest, die im Herbste 1530 in St. Gallen erschien, schreibt er an den Pfarrer Fortmüller daselbst: „Daß die Pest bei euch herrscht, wissen wir längst. Möchten wir inzwischen lernen, die zu uns heran schleichende mit frohem Muthe aufzunehmen! Aber das Fleisch ist zaghaft und schwach, wie man auch an Christo unserm Erlöser sehen kann. Erst der stirbt recht, welcher lange zuvor sterben gelernt hat!"

Wenden wir uns zu Leo's übrigen Lebensverhältnissen, so wird uns gemeldet: Seine Kleidung war „schlecht, doch sauber und rein"; er behielt, wie Zwingli, die priesterliche Kopfbedeckung, das Baret bei, wie es späterhin in Zürich nicht mehr gebräuchlich war; doch vertauschte er es bisweilen mit dem spitzen Hute. Er trug keinen

Bart, sondern ließ sich scheren, wie er ebenfalls schon als Priester gewohnt gewesen. Seine Lebensweise war äußerst einfach. Da ihm während der Jahre 1525 bis 1535 acht Kinder geboren wurden, von denen zwei frühzeitig starben, die Pfründe aber bei St. Peter nur gering war, so lebte er in steter Dürftigkeit. Seine Gattin, deren Vorzüge er wohl zu schätzen wußte, „ein ehrbar, gottesfürchtig Weib," wie Bullinger sie bezeichnet, lag daher „Tag und Nacht dem Weben ob." Dennoch wußte er Nothleidenden beizustehen, wie er denn ein „freundholdseliger, gütiger, milder und insonders zur Barmherzigkeit geneigter Mann war." Arme, um des Glaubens willen Vertriebene nahm er ins Haus auf, behielt Manchen derselben einen, zwei, drei Monate und noch länger. Seinen Schwestersohn Johann Fabritius (nachherigen Pfarrer in Chur) hatte er Jahre lang unentgeldlich bei sich und unterrichtete ihn selbst sammt seinem eigenen Sohne zu Hause im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen; ebenso andere arme Knaben, von denen etliche ihm nicht mehr als zwölf Gulden jährlich als Kostgeld gaben. „Wo er arme Leute wußte, (erzählt uns sein Sohn) besonders in seiner Pfarre, auf dem hinteren Kirchhofe, an der Augustinergasse ꝛc., so theilte er mit ihnen. Besonders that das die Mutter (d. h. Leo's Gattin); die trug allen armen Kranken und Wöchnerinnen zu." Durch ihr Weben „gewann sie viel Geld; das ließ ihr der Vater; daraus kaufte sie Tuch und Zeug für das Hauswesen." Dennoch mußte Leo bei seinem geringen Einkommen stets noch entlehnen, und wiewohl er nicht große Schulden machte, konnte er doch auch nichts erübrigen und vorschlagen. Indeß beklagte er sich über seine kleine Pfründe nicht, aus Besorgniß, man möchte sagen, „es könnte den Pfaffen niemand genug geben." Und da ihn Myconius und Grynäus öfter brieflich nach Basel zu kommen aufforderten unter Anerbietung einer Predigerstelle mit genügendem Einkommen, lehnte er es doch jederzeit ab gleich andern Berufungen. Erst im vorletzten Jahre seines Lebens trat er vor die versammelten Räthe und stellte ihnen seine Lage vor; da man nun seine Noth sowie seine Treue und Frömmigkeit kannte, und wußte, wie eingezogen und sparsam er lebte, verbesserten sie ihm die Pfründe bereitwillig um fünfzig Gulden und schenkten ihm sofort fünfzig Gulden.

Wie er nach seiner Abreise aus dem Elsaß seiner Mutter versprach Geld zu schicken, haben wir oben (in seinem Briefe von 1519) gesehen; sie starb indeß im November 1520. Mancherlei Wohlthaten erwies er den armen Verwandten seiner Gattin und berieth sich darüber öfter mit Vadian. Als ihm dieser seinen (Leo's) Schwager, Namens Gschwend empfahl, der in großer Armuth mit seiner Familie von St. Gallen nach Zürich kam, erwiedert Leo (am 17. März 1534) in seiner gewohnten Demuth und Liebesfülle: „Was

ich nur immer thun kann, anerkenne ich als meine Schuldigkeit; doch fürcht' ich, daß ich zu wenig vermöge oder zu wenig thue. Denn darin, irr' ich nicht, fehlen wir Alle, daß, wenn wir auch lieben, Wenige der Liebe entsprechen. Ich will deutlicher sagen, was ich meine. Wohl lieben wir Alle mit dem Wort und der Zunge, in That und Wahrheit aber niemand. Mag dies in Betreff Andrer unwahr sein, so wage ich doch mit Gewißheit dies von mir zu behaupten. Nie erreicht unsre Schwachheit das von Gott uns vorgesteckte Ziel. Möge also Gottes Gnade uns beistehen durch Christus, unser vollkommenstes Urbild; o möchten wir ihn einst erreichen! Möge Gott die Begierde nach dem Zeitlichen von uns nehmen und die Liebe, dieses Himmelsgeschenk, uns einpflanzen!" Dieser Schwager, der durch Lässigkeit und Mangel an haushälterischem Sinne Leo's Gutthaten anfänglich verschleuderte, brachte ihn in großes Gedränge. Als vollends diesem Manne die Gattin starb mit Hinterlassung von sechs hülflosen Waisen, wußte auch Leo sich kaum zu fassen: „Ich, ich bin der, schreibt er im April 1535 an Vadian, der das Alles ausbaden muß. Nun habe ich mich zu dem verstanden, was ich unmöglich verwinden kann. Nicht daß ich den Verlust meines Vermögens so sehr bedaure; aber ich muß zuletzt mit ihm zu Grunde gehen .... Vor wenigen Tagen war ich zu meinem großen Seelenschmerze gezwungen, von unserm Rathe eine gewisse Summe Geldes zu begehren und zu erbetteln. So sind meine Mittel durch die täglichen Ausgaben schon seit einigen Jahren erschöpft und geschmälert, daß sie für meine Familie nicht länger ausreichen. Das ängstigt und plagt mich; zudem fürchte ich, diese Sache möchte mir bei gewissen Leuten noch den Makel des Geizes oder des Unmaßes zuziehen und sogar das Evangelium und der Name Christi meinethalben in übeln Ruf kommen. Dies schütte ich daher in deinen Schooß aus." Aufs dringendste bittet er Vadian, jenen Waisen, als St. gallischen Bürgern, Unterstützung auszuwirken. Schon im Sept. 1535 erneuert Leo seine dringende Bitte für Gschwend mit dem Beifügen: „Wäre dieser wie viele Andre in französischen Kriegsdienst gezogen, so wären die Kinder euch ganz zur Last gefallen; ich kann auch keineswegs über Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit bei ihm klagen; er arbeitet jetzt Tag und Nacht; dennoch drückt ihn bittere Noth." Leo anerbietet sich, was bewilligt werde, in Empfang zu nehmen und für die Kinder zu verwenden. Schon nach zwei Jahren starb Gschwend an der Wassersucht. „Was ich inzwischen, schreibt Leo dabei an Vadian, einige Jahre hindurch gelitten habe, verschweig' ich wohl besser; ich habe vielleicht weniger gethan, als die Noth oder Gottes Gebot erforderte, aber mehr, als meine Kräfte erlaubten." Im Januar 1540 schickt er, „obschon sein eigener Hausrath gar zu ärmlich sei," doch seinem Schwiegervater

in St. Gallen aus Liebe und Dankbarkeit, auf dessen Wunsch, durch Vadian vier Kronen leihweise bis auf Pfingsten. Im Februar 1541 bittet er bei Vadian um Verzeihung bei einer abermaligen Bemühung, mit dem Beifügen: „Aber dem Nächsten in der Noth helfen und rathen, Elende schirmen, Niedergeschlagene trösten, das nimmt doch unter allen Werken, die Gott gefallen, den höchsten Rang ein."

Seine demuthvolle Hingebung bewies Leo auch gegen den Schreiber des Ehegerichtes. Dieser war ein alter Mann, der wenig von der Sache verstand. Damit derselbe aber nicht seines Amtes und Dienstes verlustig werde, fertigte Leo an seiner Statt unentgeldlich alle wichtigern Aktenstücke selbst aus.

Die eigene Handreichung ergänzte er durch Verwendung bei Andern. So schreibt er unter Andern im September 1534 an A. Blaarer nach Württemberg ebenso milde als aufrichtig: „Was liebt Gott mehr als Fürsorge für die Armen? Der Ueberbringer dieser Zeilen ist um Christi willen wiederholt vertrieben worden und hat unter dem Kreuze gelebt, ist aber im Bekenntniß nicht eines Fingers breit gewichen. Gott hat ihm bisanhin diese Standhaftigkeit erhalten; er ist's daher werth, daß Alle um Christi willen sich ihn lassen empfohlen sein. Das Fleisch ist schwach; dieses muß man stets unterstützen, damit es nicht wanke. Deshalb empfehlen wir dir nun diesen Greisen; er ist nicht sowohl gelehrt als fromm d. h. er zeichnet sich weniger durch Gelehrsamkeit aus als durch viel Fleiß und Treue, was mir weit vorzüglicher scheint als jenes. Es ist bei ihm nicht Einfalt ohne Kenntnisse, sondern die Umsicht eines Greisen, durch lange Erfahrung erworben, so daß man nicht besorgen muß, er handle in irgend etwas blindlings und unbesonnen, wodurch Manche die Kirchen in vielerlei Schaden bringen." Ebenso offenherzig schreibt er 1535 an Myconius in Betreff eines Studierenden Namens Hermann, den er den Bernern zu einem Stipendium empfahl: „Er ist langsam und nicht besonders fähig, aber schlicht und lauter, was man bei Fähigen und vorzüglich Begabten nicht immer trifft."

Zu den Liebeserweisungen Leo's dürfen wir wohl auch die Ermunterungen rechnen, durch die er bei Andern den Eifer für die Sache des Evangeliums zu entzünden suchte, wie bei Peter Choli aus einem angesehenen Geschlechte in Zug, der längere Zeit in Paris studierte. Im März 1534 schreibt ihm Leo: „Wir sagen Gott dem Vater hohen Dank, der dir solchen Sinn verliehen, daß außer jenen Gaben, die er dir reichlich im Zeitlichen und Leiblichen sowie im Seelenleben bescheert hat, auch das, was geistlich und göttlich ist, dir so sehr gefällt. Glück auf, edler Jüngling! Fahre so fort, wie du begonnen hast. Gott wird diesen Samen, den er in dein Herz gelegt hat, dereinst lassen rege werden, daß er aufs reichlichste

Frucht trage, nicht bloß dir, sondern deinem ganzen Volke. Du aber versäume nicht die Gottesgabe, die in dir ist, versäume nicht die Gelegenheit und die günstige Zeit, die du mit christlicher Klugheit beachten wirst; denn klug müssen wir sein, nicht bloß einfältig und lauter. Ich hoffe aber der Sauerteig, der durch dich beigebracht werden soll, werde die ganze Masse umwandeln, so du nur recht kneteſt. Nicht leer wird Gottes Wort vorüber gehen, sondern Frucht schaffen bei denen, die Gott erwählt hat.

Ich zweifle nicht, daß Mehrere bei euch seien, die der Vater zum Heile bestimmt hat durch Christum und daß sie deßnahen dereinst die Stimme ihres Hirten frei öffentlich und sicher werden hören können. Sei du nur der treue und kluge Haushalter, der vom Herrn belobt wird, daß er zu seiner Zeit einem jeden sein Theil vorzulegen gewußt habe. Der Herr erhalte dich lange seinem Volke, theurer Petrus!" Dieser rechtfertigte Leo's Hoffnungen; er bemühte sich redlich das lautere Evangelium in seinem Heimathlande zu fördern, wiewohl umsonst, und trat sodann in den Dienst der zürcherischen Kirche.

Leo war indeß bei solchem Streben auch auf ungünstige Erfolge längst gefaßt, wie er denn (bereits 1530) an den Prediger Fortmüller nach St. Gallen hierüber schreibt: „Ich habe schon seit vielen Jahren gelernt, nicht nur Schimpf und Schmach, sondern auch üble Thaten von Solchen zu empfangen, denen ich Gutes erweise."

Nichts desto weniger behielt Leo seine Milde und Freundlichkeit bei; er war stets ein Freund harmloser Heiterkeit und feinen Scherzes, wie seine Zeitgenossen von ihm rühmen und manche seiner schriftlichen Aeußerungen ebenfalls bewähren. So finden wir ihn z. B. nach der Erzählung Keßler's aus St. Gallen (des nämlichen, der als Studierender mit Luther in Jena zusammen traf) sammt den übrigen Predigern unter der Zahl der siebenhundert Festgäste, die bei einem Schützenmale im August 1526 auf dem Lindenhofe in Zürich zu Tische saßen.

Was Leo's Erholung betrifft, so fand er diese vorzüglich in der Musik, von der er gleich Zwingli zeitlebens ein großer Freund war. „Er konnte, wie sein Sohn berichtet, das (damals beliebte) Hackbret schlagen und die Laute ein wenig. Er hatte eine herrliche Stimme zum Diskant (d. i. Tenor), den er so hell sang, daß es ihm keiner vorthat. Oft kamen zu ihm Hr. Dietrich Wanner, Pfarrer zu Horgen, und Hr. Jakob Löuw, Kirchherr zu Thalweil, und andere Musiker, aßen allwegen mit ihm und darauf sangen sie mit einander." Jetzt noch haben wir geistliche Lieder von ihm, die er zum Theil selbst in Musik setzte, — lebendige Zeugnisse seines festen Muthes, seines treuen Herzens und demüthig ernsten Sinnes. So Psalm 9.: „Dir, o Herr, will ich singen ꝛc.", Psalm 37.: „Dem König und

Regenten dein ꝛc."; ferner das Lied „Gottes Gnad' und sein' Barmherzigkeit," sowie das folgende, dessen Schreibart hier nur zur Erleichterung des Verständnisses der neuern näher gebracht worden:

1. Dein, dein soll sein das Herze mein,
Freundlicher Herre Gotte!
Du hast mich b'kleid't und sicher g'leit't
Im Weg deiner Gebote.
Mich soll von dir, so du's gönnst mir,
Kein' Gunst nach G'walt abziehen,
Und ob denn schon das Fleisch trät' von,
Soll doch das Herz nit fliehen!

2. Dein, dein soll sein das Herze mein,
Du auserwählter Christe!
Du gibst recht Freud', vertreibst all's Leid;
Du bist die wahre Friste!
All mein Begier steht hin zu dir
In Lust und Freud' mein's Herzen;
Du bist mein Hort, dein ew'ges Wort
Vertreibt mir all' mein' Schmerzen!

3. Dein, dein soll sein das Herze mein,
Du Hülf' und Trost der Armen!
Sieh an mein'n Streit, den ich erleid',
Und thu dich mein erbarmen!
Gebeut dem Feind und still' die Sünd';
Das g'scheh' dir, Herr, zu Ehren!
Zeuch mich nach dir und thu in mir
Allzeit den Glauben mehren!

Wie er dies gewiß aus Herzensgrund sagen konnte, so ist es uns, als hörten wir ihn ebenfalls sein eignes Christenleben schildern, wenn er am Schlusse eines andern Liedes vom Wandel der Gläubigen sagt:

Sein Kreuz, das trägt er Christo nach,
Begehrt kein' Rach',
Erleidet fröhlich Schand' und Schmach
Sein'm Herren zu gefallen.
Sein' Hoffnung, die er hat zu Gott,
Wird nit zu Spott;
Und ob er auch gleich sterben sott (sollte),
So wird er nit abfallen,
Denn Gott liebt er ob Allen:
Aus solcher Huld leid't er mit G'duld
Die Ruth', die ihm der Vater send't,
Zu dem er sich ganz willig wend't,
Verharret fest bis an sein End'.

Einige dieser Lieder Leo's wurden in das von Johannes Zwick in Konstanz besorgte Gesangbuch aufgenommen, welches 1540 in Zürich bei Froschauer erschien.

Außer seinen musikalischen Freunden besaß Leo noch manche liebe Freunde und Gefährten unter der Bürgerschaft Zürichs, sowohl unter denen vom Kaufmannsstande, als unter den ehrbaren Handwerkern, zumal Solche, die zugleich Mitglieder des Rathes waren. Namentlich aber hatte er seinen Freundeskreis an Zürichs Predigern und Gelehrten. Es ist schon erwähnt worden, daß er wie mit Zwingli so auch mit seinem Nachfolger, dem bedeutend jüngern Bullinger auf's innigste verbunden war. „Leo und Bullinger," bezeugt uns sein Sohn, „hatten einander so lieb wie natürliche Brüder, haben also in die eilf Jahre mit einander der Kirche treulich gedient in großer Einigkeit und Frieden und mit ihrer Lehre und christlichem Wandel viel Gutes geschaffet in Stadt und Land." Außerdem sind zu nennen die Prediger Erasmus Fabritius, Niklaus Zehnder, Rudolf Thomeisen, die Professoren Konrad Pellican (Kürschner) und Theodor Bibliander (Buchmann) und die vormaligen Kaplane zu St. Peter, ferner Georg Müller, ehedem Abt des Klosters Wettingen, und der begüterte Werner Steiner von Zug, der seit 1529 in Zürich weilte.

Der ebenso liebenswürdige als gelehrte Pellican gedenkt Leo's mit hoher Achtung; er wird nicht müde, in dem für seine Söhne verfaßten Chronikon Leo als einen der tapfersten Kämpfer Christi, als treuesten Verkündiger des Evangeliums und unermüdlichen Knecht Gottes im Weinberge des Herrn zu preisen. Bibliander widmete 1532 seine Antrittsvorlesung Pellican und Leo, als „seinen Lehrmeistern," voll Freude und Dank über ihren Beifall; sie Beide nennt er „seines Lebens Führer und Wegweiser." Wie nahe Leo mit Werner Steiner verbunden war, der ihn bei der Herausgabe von Zwingli's Schriftauslegungen theilweise unterstützte, sehen wir aus der Widmung, durch die ihm Leo 1536 die deutsche Uebersetzung von Zwingli's „Darlegung des Glaubens" an Franz I. zueignete. „Vieles, schreibt er, bewegt mich, dieses Werklein dir zu dediciren, besonders der Wunsch, dir für die vielen Wohlthaten, mit denen du mich überschüttest, etwas Dankbarkeit zu erzeigen; denn das Vergelten ist mir unmöglich. Wiewohl es klein ist, dachte ich doch, es würde dir vor vielem Andern theuer und werth sein; weil es ja von unserm lieben, getreuen Vater, Hirten und Lehrer Ulrich Zwingli das letzte, so viel als ein Testament ist. Denn wir wissen wohl, mit welcher Liebe und Treue und besonders freundschaftlicher Heimlichkeit (Vertraulichkeit) du ihm im Leben verwandt gewesen und was für Liebe du zu ihm gehabt hast. Damit du nun ihn auch nach dem Tode lebendig

und stets fort mit dir redend habest, wird dir dieses Büchlein ihn den Abwesenden in lieblicher und kräftiger Weise gegenwärtig machen . . . Und da Zwingli es einem Könige zueignete, so konnte ich es schicklich dir widmen, indem du ja auch ein König, eines Königes Sohn bist, von Gott aus dem Pabstthum und dem Reiche der Finsterniß in das Reich seines geliebten Sohnes gezogen; um seinetwillen hast du ja die Heimath, die Verwandten ꝛc. verlassen. Ich sage dies nicht um zu liebkosen oder zu schmeicheln, sondern gebe nur der Wahrheit Zeugniß . . . Weil dich denn Gott einmal durch seine Gnade in seine Schule aufgenommen hat, bitt ich ihn, daß er dir seinen Geist verleihe, der dir die übrig gebliebenen Anfechtungen im Fleische, die bösen, schädlichen Tyrannen (die sich unterstehen das Regiment zu erobern, die aber dienen sollen) helfe kräftig regieren und bezwingen, daß er allein in dir regiere und du ein recht geistlicher König seist. Stärker ist der, der sich selber, als der eine Schaar von Feinden überwindet! Denn den schädlichsten Feind tragen wir bei uns, und so wir Alles verlassen mögen, ist uns doch das Schwerste vom eigenen Selbst zu lassen. Gott der Herr erhalte dich noch lange seiner Kirche! Er gebe dir einen standhaften, königlichen, herrlichen Geist, der dich über alle Dinge erhebe und dich niemals zu einem Knechte der irdischen Reichthümer werden lasse!"

Mit seinen auswärtigen Freunden stand Leo durch einen ausgedehnten Briefwechsel in vielfacher Verbindung. Manches davon hat bereits Erwähnung gefunden. Der größte Theil seiner Correspondenz ist indeß untergegangen, manche Briefe an ihn wahrscheinlich zu Ostern 1573 bei dem Brande des Pfarrhauses zu Flaach, welches sein Sohn Johannes bewohnte. Eine Menge derselben enthielt, wie sein Sohn meldet, Anfragen und Antworten betreffend schwierigere Punkte des Kirchenwesens, wie Ehesachen, Kindertaufe, Bann, Eidschwur, kirchliche Freiheit ꝛc. Johann Oekolampad, Oswald Myconius, Simon Grynäus und Markus Berzius (Bertschi) in Basel, Meganber und Rhellikan in Bern, Vadian, Fortmüller und Zilli in St. Gallen, den Schulmann Jakob Salandronius (Salzmann) in Chur, den Arzt Johann Adelphi (Adolf) in Schaffhausen, Ambrosius Blaarer und Johannes Zwick in Konstanz, Konrad Som (Sam) in Ulm, Peter Gynorian in Augsburg, ferner die Elsäßer Martin Butzer, Wolfgang Capito, Matthäus Zell, Kaspar Hedio (Heid), Paul Phrygio, Peter Frabenberger (Frauenberger), Johannes Sapidus (Witz), Paul Volz finden wir unter seinen Correspondenten. Wie in der obigen Widmung an Steiner wußte er in christlicher Feinheit tiefen Ernst mit anmuthiger Heiterkeit, Freundlichkeit mit freimüthiger Mahnung zu verbinden.

So schreibt er an Vadian (im Juli 1527) nach dessen Erwählung zum Bürgermeister: „Dir und dem Volke deiner Stadt wünsche ich Glück dazu, daß du zum Vater des Volkes geworden nicht durch Ehrsucht oder Begier von deiner Seite, sondern durch die Einstimmigkeit aller Gutgesinnten. Deine Tugend und Bescheidenheit hat dies verdient. Niemand zweifelt daran, daß es durch einen höhern Willen erfolgt sei, welcher dich dem Staate zum Verbesserer und Vervollkommner vorsetzte. O, wie glücklich das Volk, das einen solchen Führer erhält, der mehr an der Freiheit und dem Wohle der Bürger seine Freude findet als an Knechtschaft uud Unterwerfung, der durch Arbeit und Wachsamkeit den Nutzen Aller zu fördern trachtet, der mit seinen Mitbürgern umgeht wie ein Vater mit seinen Kindern! Dies sage ich indeß nicht um zu schmeicheln, sondern wirklich als Glückwunsch."

15. Leo's Lebensende.

Leo's unausgesetzte Anstrengungen mußten allmälig seine leiblichen Kräfte verzehren, wie wir oben sein eigenes Geständniß darüber vernommen haben, daß das stete Lesen seine Leiden mehre. Als er fühlte, wie seine Kräfte täglich abnahmen, versuchte er im Jahre 1540 durch den Gebrauch der Bäder im nahe gelegenen Baden (Kanton Aargau) sich zu helfen; allein da der Sommer jenes Jahres ganz ungewöhnlich heiß war, erhitzte er sich über die Maßen, besonders war die Leber entzündet, so daß seine Leiden stets sich mehrten. Nichts desto weniger setzte er seine Arbeiten fort. Auch in den Fasten des Jahres 1542 hatte der Besuch des nämlichen Bades keinen günstigen Erfolg; sein Zustand wurde immer bedenklicher. Dessen ungeachtet arbeitete er emsig an seiner lateinischen Bibel. „Dieses Werk hat aber," sagt Bullinger in der Vorrede zu demselben, „den trefflichen Mann viel gekostet. Denn bevor er es zum erwünschten Ziele führen konnte, verfiel er, erdrückt von der großen Arbeitslast, in schwere Krankheit. Die Aerzte, welche er zu Rathe zog, erwiederten ihm, es sei für sein Leben und seine Gesundheit nichts mehr zu hoffen, denn sein ohnehin zarter Körper sei theils wegen Alters geschwächt, theils durch viele Arbeit abgemattet, zudem durch Sorgen und übermäßiges Studieren aller Kräfte beraubt; daher habe er nichts Anderes als einen zwar allmäligen, aber gewiß baldigen Tod zu erwarten. Und sie hatten nicht so Unrecht. Denn nachdem er etliche Monate zu Bett gelegen, spürte er selbst, daß alle Lebenssäfte vertrocknet und alle seine Kräfte völlig erschöpft seien, und ihm gewißlich nichts mehr bevorstehe als der Tod. Daher berief er vier Tage vor seinem Hinschiede uns Alle zu sich, die wir der Kirche dienen in der Stadt Zürich, die Pfarrer, Professoren und Helfer (Diakonen), und

legte uns in einer kurzen, aber geistesklaren Ansprache dar, wie er bis anhin neunzehn Jahre und drüber sich in der zürcherischen Kirche verhalten, wie er durch mancherlei Ungemach sei geprüft worden und mit wie großer Gnade und Erbarmung der Herr ihn getragen, was und wie er die ihm vom Herrn anvertraute Kirche (Gemeinde) gelehrt und wie er in der Hinsicht ein völlig gutes Gewissen habe, daß die wahre (orthodoxe) Lehre von ihm verkündet worden und wie er auch dabei beharre. Sonst, gestand er, erkenne er sich wohl als den größten Sünder." Demüthig ging er, wie uns berichtet wird, in diesem seinem Sündenbekenntnisse mit seiner gewohnten Aufrichtigkeit bis in's Einzelne. „Als Jüngling," sprach er, „lebte ich noch im Papstthum und beging da Manches nach damaliger Sitte. Erst in Einsiedeln lernte ich das Evangelium ganz kennen, aber auch dort ließ sich nicht so leben, wie sich geziemte, wegen mancher Verlockungen. Seit ich hieher gekommen, habe ich wahrhaft Christo gelebt. Mein Glaube war nun einzig und allein auf ihn gerichtet und ich bezeuge, daß ich ihn lauter und rein verkündigt habe; darauf (auf diesen Glauben) sterb' ich jetzt." Zweifellos und von Herzen, bekannte der Sterbende, glaube er der heiligen (kanonischen) Schrift und dem heiligen Geiste, der wie in jener so in den Herzen aller Gläubigen durch die gesammte Kirche hin von Jesu Christo zeuge. „Ihm," fuhr er fort, „meinem Herrn und Seligmacher, der meine Hoffnung und mein Heil ist, weihe und übergebe ich mich völlig mit Leib und Seele; auf seine Gnade und Barmherzigkeit verlaß ich mich; auf seine Verheißungen und seine ewige Wahrheit vertraue ich ganz, ohne irgend ein Vertrauen auf das Meinige, und sterbe ruhig darauf, in der festen Hoffnung, ich werde jener glückseligen Gemeinschaft mit ihm genießen, von der ich schon so lange Andern gepredigt, wornach ich inniglich mich gesehnt habe und worin die höchste Wonne und immerwährende Freude besteht." „Hierauf, erzählt Bullinger weiter, dankte er Gott dem himmlischen Vater durch Jesum Christum auf's einläßlichste für alle die unendlichen Wohlthaten, welche er ihm und dem ganzen Menschengeschlechte erzeigt habe, indem er Gott um Verzeihung bat für seine Sünden und darauf auch uns Alle einzeln, so er irgend einen von uns sollte gekränkt haben; hinwieder verzieh er allen Menschen, welche ihn durch Wort oder That jemals beleidigt hätten, und flehte den gnadenreichen Gott auf's inständigste für sie an.

Sodann ermahnte er die Brüder zur Nüchternheit und Wachsamkeit, zum steten Gebete, zu christlicher Liebe und Eintracht unter einander, zu treuer Sorge für die vom Herrn ihnen anvertraute, von ihm mit seinem Blute theuer erkaufte Heerde. „„Ich ermahne euch,"" sprach er zu uns, „„daß ihr in diesen gefahrvollen Zeiten

tapfer, fromm, standhaft und vorsichtig seid. Schwere Zeiten stehen bevor, denen man mit starkem Herzen entgegen gehen muß. Dazu, daß ihr dies könnet, wird Eintracht viel helfen. Dies lege ich euch an's Herz. Nehmt ein Beispiel an andern Kirchen. Hütet euch vor Krieg; treibt die von selbst Kriegslustigen ja nicht dazu an. Trachtet nach Erhaltung des Friedens. Christen und vor Allem den Hirten geziemt Demuth und Geduld, nicht Rachgier. Ich rieth seiner Zeit zum (Kappeler-) Kriege; — ein großes Uebel, doch ruf' ich Gott an, er möge, meiner sich erbarmend, mir's vergeben. Laßt euch den unglücklichen Ausgang zur steten Erinnerung dienen. Ich empfehle euch meine ehrenwerthe Gattin, die mir treulich gedient hat, ebenso meine vier Kinder, welche nun bald Waisen sein werden, denen ich nichts oder wenig hinterlasse. Sorget ihnen für eine Behausung, wo sie ihr Leben verbringen mögen. Lasset die Söhne in den Wissenschaften unterrichten, gleicherweise meinen Schwestersohn (Johannes Fabritius aus Bergheim im Elsaß). Eins aber bitte ich: daß sie ja nicht in's Papstthum hinausgestoßen werden aus Mangel an Beihülfe.""

Dies Alles sprach er mit großem Ernste, aus tiefstem Herzensdrang, auf's innigste bittend und eindringlich mahnend. Alsdann empfahl er den Stand Zürich, Rath und Volk, ebenso die Kirchendiener, auch die ganze Gemeinde, sammt seiner eigenen Haushaltung Gott unserm Vater durch Jesum Christum, nahm von uns Allen Abschied und bat uns alle Befreundeten in seinem Namen zu segnen.

Zuletzt aber wandte er sich an Theodor Bibliander, den treuen und zuverlässigen Ausleger der heiligen Schrift in der zürcherischen Kirche, mit den Worten: „„Dich, mein innig geliebter Theodor, bitte und beschwöre ich bei unserm Herrn Jesu, dessen Diener wir sind, und bei der Bruderliebe, durch die wir Alle mit einander zu Einem Leibe vereinigt sind, sowie auch der Kirche halben, für die wir Alles zu thun schuldig sind, vollende du unsere Uebersetzung der Bibel, die ich, durch dieses mein Krankenlager unterbrochen, nicht zu Ende bringen konnte, nämlich die letzten acht Kapitel des Propheten Ezechiel, Daniel, Hiob, die acht und vierzig letzten Psalmen, nebst zwei salomonischen Schriften, dem Prediger und dem Hohenliede, die ich wegen der Schwierigkeiten des Inhaltes und des Styls bis jetzt unberührt ließ, indem ich mir ihre Bearbeitung bis zuletzt vorbehielt, Willens, dieselben, wenn es meinem Gotte so gefallen hätte, mit ganz besonderer Sorgfalt zu übersetzen. Du hättest freilich die ganze Bibel von Anfang weit glücklicher, gelehrter, einfacher und besser übersetzen können als ich. Allein, da wir dich bisanhin dazu nicht haben bereden können, so laß doch wenigstens hiefür die Bitte eines scheidenden Bruders bei dir Eingang finden."" Wir Alle fügten ebenfalls unsere Ermahnung hinzu, mit der Bitte, er

solle doch einem Sterbenden seinen Wunsch erfüllen. Endlich ließ er sich denn überwinden, zumeist durch die Bitte des Scheidenden, und gab das heilige Versprechen, er wolle die Arbeit auf sich nehmen, obwohl er selbst damals sehr schwacher Gesundheit war und sich fast beklagte, wir legen ihm eine Last auf, die zu tragen stärkere Schultern erforderlich seien. Inzwischen versprach der berühmte Professor der hebräischen Sprache, Konrad Pellican, nach seiner gewohnten Anmuth und Freundlichkeit dem Sterbenden von selbst auch seinerseits alle möglichen Dienste. Ihm übertrug daher Leo, er möchte Alles genau durchgehen, was er selbst der Krankheit wegen noch nicht durchgesehen hatte, und dafür sorgen, daß das Ganze möglichst fehlerfrei ans Licht trete." Beruhigt über die Vollendung dieses Werkes, das um des Herrn willen ihm am meisten am Herzen lag, konnte Leo wenige Tage nachher am 19. Juni 1542 sein Auge schließen. Gar christlich und bei vollem Bewußtsein losch er aus wie ein Lichtlein um ein Uhr des Nachmittags im Beisein vieler Amtsbrüder.

Jeder von ihnen befliß sich, was er hier an Leo's Sterbebette versprochen, treulich zu erfüllen. Bibliander übersetzte das am alten Testamente noch Fehlende mit großer Genauigkeit und Feinheit in treffliches Latein, Peter Choli, der in Paris bedeutende Kenntnisse sich erworben, der früher (1534) von Leo zur Treue an der evangelischen Wahrheit ermuntert worden und um derselben willen Zürich seine Dienste widmete, übersetzte die apokryphischen Bücher, und besorgte nebst Rudolf Gwalter, dem nachherigen Antistes, das neue Testament auf Grundlage der Uebersetzung des Erasmus. Pellican revidirte das Ganze, Bullinger fügte die Vorrede hinzu. So erschien das stattliche Werk im Februar des Jahres 1543, nach Leo's Wunsche und mit Bibliander's Zustimmung den sämmtlichen Kirchendienern im Gebiete Zürich's zugeeignet.

Groß war die Trauer über Leo's Hinschied. Wie schmerzlich die Diener der Kirche Leo's Hingang empfanden, zeigt uns besonders Bullinger's Wehklage in einem Briefe an Vadian: „Unsere Kirche hat an ihm einen unschätzbaren Schatz verloren, ein Kleinod von Demant. Fürwahr, mit diesem theuern Bruder ist ein gut Theil meines Lebens dahin geschieden. Wahrlich, würde nicht die Hoffnung des künftigen Lebens und der Auferstehung mich trösten, so könnt' ich diesen Verlust nicht ertragen!" An Bullinger schreibt Calvin (8. November): „Leo's Tod, mit Recht allen Gutgesinnten höchst schmerzlich, hat mich tief betrübt. Denn er hat mir persönlich stets eine ganz besonders liebevolle Zuneigung erzeigt. Ueberdenke ich aber vollends, welch einen großen Verlust die Kirche an diesem ausgezeichneten Manne erlitten hat, so fühle ich mich tief erschüttert."

Es bestand allerdings zwischen Leo Judä und Calvin, diesen beiden wahrhaft ernsten Männern, deren tiefes Gemüth gleich sehr von heiligem Eifer für die Sache des Herrn glühte und darum gleich sehr erregbar war, eine innere Verwandtschaft der Seelen. Abgesehen davon, daß jener Calvins „Anleitung", wenn auch überarbeitet, so rasch nach Zürich verpflanzte, und daß beide auf dem katechetischen Gebiete sehr thätig waren, mag hier nur an das Eine erinnert werden, daß das, was Leo einst im Innersten gewünscht hatte in Hinsicht der kirchlichen Zucht, von Calvin an dem Orte seines Wirkens erreicht und vollführt wurde.

Wie allgemein man damals in Zürich, obwohl sonst weit entfernt von weichherziger Empfindsamkeit, der Ansicht war, Leo sei vor der Zeit seinen allzu vielen und anstrengenden Geschäften erlegen, zeigt der Umstand, daß am nämlichen Tage, da er sein irdisches Tagewerk vollendete, vom Rathe im Einklang mit den Geistlichen Bullinger'n das Seinige ziemlich erleichtert wurde, damit nicht auch er allzubald von übermäßiger Arbeit dahin gerafft würde.

Ehrenvoll ward Leo zu Grabe geleitet; der größte Theil der Rathsherrn sammt beiden Bürgermeistern folgte der Leiche; diese wurde von angehenden Geistlichen getragen, unter denen wir Johannes Haller, nachher Pfarrer und Vorsteher der Kirche zu Bern, Johannes Wolf, später Pfarrer am Fraumünster, und Leodegar Hirsgartner, nachmaligen Pfarrer in Laufen antreffen. Seine Ruhestätte fand Leo in der Kirche zu St. Peter, der er so lange gedient hatte, unter dem Steine, der gleich unter der Kanzel liegt.

Leo starb arm. Auch hierin zeigte sich's, wie sehr er nicht das Seine gesucht, sondern dieses dem Dienste an Andern nachgesetzt hatte. Seine ganze Hinterlassenschaft bestand außer dem nöthigsten Hausgeräthe in einem Dutzend beschlagener Löffel und einem silbernen Becher, den ihm sein begüterter Freund Werner Steiner geschenkt hatte. „Mit Leo's Tode war nun," wie der Sohn sich ausdrückt, „auch die Pfründe und alles Einkommen gestorben." Da schaffte Bullinger, der allezeit hülfbereite Vorsteher der zürcherischen Kirche, Rath. Er trat mit der Wittwe und den Waisen in den Rathsaal vor die Zweihundert, und stellte ihnen einläßlich vor, welch treue Dienste der selige Leo von Anfang seines Amtes bis an sein Ende dem Stande Zürich geleistet, wie große Gefahr er bestanden, welchen Nutzen er geschafft, und wie wenig er dabei empfangen, so daß er nichts zu erübrigen vermocht habe, wovon die Seinigen jetzt leben könnten; er bat deshalb die Gnädigen Herren, in Betracht dessen als Väter zu handeln und sich in Gnaden die Wittwe und die armen Waislein empfohlen sein zu lassen; Leo habe dies um die Stadt wohl verdient, da er sie mit seinen Büchern groß gemacht und sonst

vielfach gefördert habe; er führte besonders an die Uebersetzung der Paraphrasen des Erasmus, die deutsche und lateinische Bibel, den Katechismus ꝛc.

Auf dieses hin wurde seiner Gattin ein Wittwengehalt bestimmt, den sie mehr als vierzig Jahre lang empfing. Sie starb in sehr hohem Alter 1583 bei ihrem Schwiegersohne Rudolf Wonlich, Pfarrer in Rickenbach (später Archidiakon), nachdem sie fünf Jahre in völliger Blindheit und zuletzt in großer Beschwerlichkeit zugebracht, ihrer Gutthätigkeit und übrigen Tugenden wegen als „Mutter Leuin" von Vielen hoch geehrt. Die beiden Söhne, Johannes und Theodorich, jener beim Tode des Vaters vierzehn, dieser sieben Jahre alt, wurden unentgeldlich zum Dienste der Kirche erzogen; jener ward in das Collegium zum Fraumünster aufgenommen, dieser nach einem Jahre in die Schulanstalt zu Kappel. Jener, später Pfarrer zu Flaach, sammelte 1574 die Lebensnachrichten über seinen Vater, an die wir uns hier großentheils gehalten haben; der jüngere ward Pfarrer zu Wädensweil. Auch Leo's talentvoller Neffe, Johannes Fabritius Montanus (Schmid aus Bergheim im Elsaß) wurde, obgleich Ausländer, Leo zu Ehren und um seiner Verdienste willen, unentgeldlich in den zürcherischen Anstalten gepflegt und zum tüchtigen Kirchendiener heran gebildet; er erwarb sich als Leiter des Alumnates in Zürich und besonders als Pfarrer in Chur große Anerkennung; auch galt er nicht wenig als lateinischer Dichter. Worte des innigsten Dankes und kindlicher Verehrung widmete er dem „Führer seines Lebens," „der, auf alle Wechselfälle des Menschenlebens mit unglaublich kräftigem und immer frischem Muthe ausgerüstet, an Frömmigkeit und Humanität sowie in Erweisung jeglicher Christenpflicht gar reich und mächtig gewesen."

So möge denn Leo Judä, der als Gehülfe Zwingli's und Mitarbeiter Bullinger's für die Herstellung der Kirche so Großes gethan hat, auch uns, die wir immer noch die Früchte seines Wirkens genießen, in seiner anspruchlosen Lauterkeit vor der Seele stehen als einer der treu bewährten Streiter Christi, welche in der Armuth reich, in der Schwachheit stark, im Kampfe zu Helden des Glaubens geworden durch die Gnade des Herrn!

Nachweise und Bemerkungen.

Wie am Schlusse des fünften Bandes, betreffend Bullinger, und aus denselben Gründen lasse ich auch hier die Angabe der Quellen folgen nebst Berichtigung einzelner Irrthümer Anderer, die mir im Laufe der Untersuchung hie und da aufgefallen sind, — Beides in möglichster Kürze.

Auch hier habe ich durchaus nach handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen gearbeitet. Dies erschien um so nothwendiger, da bisanhin noch keine eingehende Biographie Leo Judä's existirte. Als Hauptquelle ist anzusehen der Entwurf einer Lebensbeschreibung Leo Judä's, verfaßt von seinem Sohne Johannes Jud, genannt Leu, Pfarrer zu Flaach. Auf dem Titel gibt er als Jahreszahl 1574 an; aus dem Texte (S. 73. 79. 81.) geht jedoch hervor, daß er auch noch 1575 daran schrieb. Er hat seiner Arbeit den lateinischen Titel vorgesetzt: De vita et obitu, de genere et familia, liberis denique ac nepotibus clariss. viri Domini Leonis Judæ, olim ministri Ecclesiæ Tigurinæ, quæ est apud D. Petrum, Farrago. Anno Domini 1574. Apocal. V. Vicit Leo de tribu Juda, radix David. Sie findet sich (mit wenigen Veränderungen) gedruckt in den Miscellanea Tigurina. B. 3. (Zürich, 1724.) S. 1—82, wozu daselbst S. 83—138 noch Appendices kommen. Ich werde sie hier weiterhin nur selten besonders citiren. Das Autographon, in Quart geschrieben, welches hinten noch Familiennachrichten für die Kinder des Verfassers und desselben Autobiographie enthält, befindet sich in der zürcherischen Stadtbibliothek. Seine Lebensbeschreibung betreffend Leo Judä, mit Recht von ihm nur als farrago bezeichnet, ist wirklich ein bloßer Entwurf oder Material, wie auch die leeren und halbleeren Blätter zeigen, welche hie und da zwischen den beschriebenen vorkommen. Sie ist öfter ungenau oder mißverständlich und enthält eine nicht unbedeutende Zahl von nachweisbaren Unrichtigkeiten, daher sich auch in allen den Skizzen von Leo's Leben, die gelegentlich da und dort erschienen sind, manches Unrichtige findet. — Beim Tode Leo Judä's war dieser Sohn erst 14 Jahre alt; er war mithin abhängig von dem, was er von Andern über das Leben seines Vaters vernahm. Für Einiges hatte er indeß sichere Quellen; so beruft er sich S. 70 auf seine Mutter, S. 29 auf das, was er 1571 vom Antistes Bullinger hörte. Irrig sagt Wirz in seiner helvetischen Kirchengeschichte (Zürich, 1814) B. 4. S. 474., der Sohn habe im hohen Alter 1574 das Leben seines Vaters geschrieben. Er war 1574 erst 46 Jahre alt.

Ferner sind als Quelle zu betrachten Leo Judä's gedruckte Schriften, seine Uebersetzungen ꝛc. Ein genaues und vollständiges Verzeichniß derselben findet sich nirgends; das beste wohl bei Haag, la France protestante, (Paris, 1856) B. 6. S. 99. Doch heißt es dort irrig:

„En fait d'ouvrages inédits nous ne connaissons qu'un vol. in 4° sous ce titre: Chronika von dem alten siebenjährigen Zürcher Kriege, cité dans le Cat. de Hænel comme se conservant à la Biblioth. de Bâle". In Hänel's Catalogus, S. 548, steht aber: „Chronika von dem alten siebenjährigen Zürcher Kriege von Joan. Leo Juda; 4." Diese ungedruckte Schrift ist also nicht von Leo Judä, sondern von seinem Sohne Johannes, dem Verfasser der eben erwähnten Biographie Leo Judä's, wie sich aus der eigenen Angabe seines Namens ergibt, Miscell. Tigur. B. 3. S. 72.

Von besonderm Werthe war mir überdies Leo's Briefwechsel, der freilich großentheils sich nicht mehr erhalten hat. Er scheint bisanhin fast ganz unbenutzt geblieben zu sein. Das Vorhandene befindet sich hauptsächlich in der Simmler'schen Sammlung der zürcherischen Stadtbibliothek abschriftlich. Dies ist bei allen hier erwähnten ungedruckten Briefen der Fall, über welche nichts Anderes bemerkt ist.

Kapitel 1. Seite 1. Daß Leo Judä in Gemar geboren wurde, nicht in Rappoltsweiler, wie Wirz, helvetische Kirchengeschichte (Zürich 1813), B. 4. Abth. 1. S. 108 und Andere angeben, ist von seinem Sohne, Miscell. Tigur. B. 3. S. 12, deutlich gesagt. Nur der mißverständliche Ausdruck, welchen dieser S. 10, gleich zu Anfang gebraucht, hat zu jener unrichtigen Angabe veranlaßt. Röhrich, Geschichte der Reform. im Elsaß (Straßburg, 1830), B. 1. S. 412 hat das Richtige.

S. 1. Betreffend Heinrich Winkeli s. J. J. Amiet, Denkmale der Dornacherschlacht von 1499. Solothurn, 1859. S. 64; vgl. Glutz-Blotzheim, Fortsetzung von Müller's Geschichte der Eidgenossen B. 5. Abth. 2. S. 129.

S. 2. Betreffend den Gebrauch der Form „Judä", auch geschrieben „Jude", schon zu Leo's Zeit auch im Deutschen s. die Titel des (größeren) Katechismus von 1534, ebenso des „Leidens Christi" von 1539, und der „Auferstehung Christi", auch Bullinger's Vorworte zur ersten und letzten dieser Schriften, sowie Bullinger's Reformationsgeschichte (Frauenfeld, 1838—1840), B. 1. S. 295. B. 2. S. 4. B. 3. S. 291. 320.

S. 2. f. Ueber Crato und die Schule zu Schlettstadt s. Röhrich, Mittheilungen. Paris und Straßburg, 1855. B. 1. S. 94 ff. Ueber Paul Volz ebendas., B. 3. S. 203. Ueber Leo's Liebe zur Arzneikunst s. auch Bullinger, Reformationsgeschichte B. 1. S. 76.

S. 3. Betreffend Leo Judä's Immatriculation in Basel habe ich, von Herrn Professor Dr. Hagenbach gütigst hingewiesen auf die Matrikel der dortigen Universität, diese selbst nachgesehen. Am Feste St. Lucä (18. Oktober) 1499 wurde laut derselben zum Rektor gewählt Hieronymus von Waiblingen. Bei den unter seinem Rektorat Eingetragenen findet sich: „Leo Keller de Basilea". Nirgends findet sich sonst ein Leo verzeichnet weder in den frühern noch in den spätern Jahren. Berücksichtigt man hiebei die von seinem Sohne in den Miscell. Tigur. B. 3. S. 70 mitgetheilte, oben S. 2, Note, erwähnte Benennung Leo Keller als Name, den Leo Judä gerade in seinen Jünglingsjahren „in der Fremde" führte, so ist wohl als sicher anzunehmen, daß Leo Judä gemeint sei. Der Beisatz: „de Basilea" erklärt sich wohl am ehsten aus dem Umstand, daß es in Basel damals Familien dieses Namens gab und daß Leo durch seine Verhältnisse sich zum Anschluß an eine baslerische Familie dieses Namens und zum Gebrauche dieses Familiennamens veranlaßt

sehen mochte. Daß die Bezeichnungen der Heimathsorte in dieser Matrikel wenigstens nicht völlig genau sind, zeigt beim 1. Mai 1502 die Angabe: „Udalricus Zwinglius de Liechtensteig".

S. 4. Betreffend Leo's Urtheil über Wittenbach s. seine præfatio zu Zwingli's annotationes in evangelicam historiam epistolasque aliquot Pauli. Zürich, 1539. Vgl. R. Gwalter „præfatio" zum ersten Theil seiner Homiliæ in evangelium Matthæi. Zürich, 1581.

S. 5. Ueber die Zeit, da Leo Magister wurde, sagt sein Sohn Miscell. Tigur. B. 3. S. 12: „Sie (Leo und Zwingli) magistrirten beide mit einanderen A. Domini 1512." Die Jahreszahl 1512 hat er, wie es scheint, aus Pantaleon's Heldenbuch, laut Miscell. Tigur. B. 3. S. 74. Sie ist aber mit Bezug auf Zwingli falsch, da dieser laut Bullinger's Reformationsgeschichte B. 1. S. 7 nicht nach 1506 Magister ward; Pantaleon selbst gibt im „Heldenbuch" (Basel, 1578) unter „Zwingli" das Jahr 1506 an, ebenso Schuler in der Geschichte von Zwingli's Bildung zum Reformator. Zürich, 1819 S. 298. Auch mit Bezug auf Leo scheint daher die Jahreszahl 1512 unrichtig, da dieser nicht nur etliche Jahre älter war als Zwingli, sondern auch etliche Jahre früher in Basel immatriculirt wurde. Eher mag die Angabe richtig sein, daß Zwingli und Leo gleichzeitig magistrirten.

S. 5. Ueber die Zeit, wann Leo Diakon zu St. Theodor in Basel und wann er Pfarrer zu St. Hippolyte geworden, fehlt jede Angabe. Nach der Darstellung des Sohnes, die freilich gerade bei dieser Periode sehr viel Unsicherheit verräth, sollte man meinen, Leo wäre erst nach seiner Bekleidung des Pfarramts zu St. Hippolyte, „unlang" nach dem Tode des Herrn Maximin II. von Rappoltstein (der laut Schöpflin Alsatia illustrata, Colmar, 1761 B. 2. S. 613, im Jahre 1517 starb) wieder nach Basel gegangen Studierens halben, dort Diakon zu St. Theodor geworden und von Basel nach Einsiedeln gekommen.

Dies ist falsch, da Zwingli laut B. 7. S. 60 seiner Werke, Ausgabe von Schuler, seinen Brief an Leo vom 17. Dezember 1518 adressirt, theils lateinisch: „Leoni Judæ, S. Hippolyti oppidi pastori," theils deutsch: „An Herrn Löuwen, Kirchherrn zu St. Pult;" sowie auch Leo selbst laut Miscell. Tigur. B. 3. S. 26 im Juli 1519, kurz nach seiner Abreise aus dem Elsaß, den Brief aus Einsiedeln an seine Mutter adressirt: „Der Frommen Frauen Elisabeth Hochsengin, Herr Löuwen, Kirchherrn zu Sant Pilt Mutzrer in Hand." Daraus ergibt sich, daß Leo unmittelbar vom Pfarramt zu St. Pilt nach Einsiedeln kam, wie auch Bullinger in seiner Reformationsgeschichte B. 1. S. 76 bezeugt, und daß mithin sein Diakonat zu St. Theodor in frühere Zeit fällt, wie Hagenbach in Herzog's theol. Encyklopädie, B. 7. S. 124, Note, richtig annimmt.

Kap. 2. S. 6. Ebenfalls ist, wie Wirz, helvet. Kirchengeschichte B. 4. S. 474 und Hagenbach, a. a. O. bemerken, die Vorstellung des Sohnes von Leo, Miscell. Tigur. B. 3. S. 13 und 26, welcher auch J. J. Hottinger, helvet. Kirchengeschichte, B. 3. (Zürich, 1708) S. 15 und Hartmann Annales Heremi in Helvetia (Freiburg, 1612) S. 445 huldigen, unrichtig, als ob Leo nach seinem Weggang aus der Heimat zu gleicher Zeit mit Zwingli in Einsiedeln gewesen und mit diesem daselbst gewirkt hätte. Dies widerspricht dem Datum und dem Inhalt der so eben angeführten Briefe Zwingli's und Leo's. Man

sieht daraus vielmehr, daß Leo erst ein halbes Jahr nach Zwingli's Abgang von Einsiedeln daselbst eintraf.

S. 9. Betreffend Leo's Vorlesungen in Einsiedeln vergl. Hottinger, helvet. Kirchengeschichte B. 3. S. 99 und Kirchhofer, Oswald Myconius, Zürich, 1813 S. 60.

S. 14. Betreffend den Eindruck von Erasmus' Expostulatio Jesu ad hominem suapte culpa pereuntem auf Zwingli, s. Zwingli's Werke, Ausg. von Schuler, deutsch, B. 1. S. 298.

S 14. Das Urtheil Liechtenburger's betreff. Leo's Charakter, s. in dessen Briefe an Zwingli, in Zwingli's Werken, B. 7. S. 34, datirt: ex Basilea sexta post diem Matthiæ. Dieser Brief scheint aber vom Herausgeber irrthümlich in's Jahr 1518 versetzt zu sein und vielmehr in's Jahr 1519 zu gehören, da der Briefsteller darin erwähnt, er sei von Leo Judä eben zu seinem Famulus ernannt worden, und dies wohl nur zu Leo's Verhältnissen in Einsiedeln passen kann, nicht zu seinen frühern. Laut S. 88 ebendaselbst war der Magister Johannes Liechtenburger wirklich bei Leo in Einsiedeln und starb bald daselbst.

Kap. 3. S. 15. Leo's Erwählung zum Pfarrer am St. Peter geschah laut Miscell. Tigur. B. 3. S. 30 und Bullinger's Reformationsgeschichte B. 1. S. 75 am Sonntag vor Pfingsten 1522, laut Werner Steiner, welcher dabei war, am Sonntag nach Pfingsten, s. Zwingli's Werke, deutsch, B. 1. S. 137, Note.

S. 15. Ueber Leo's Statur vergl. auch Bernhard Weiß in Joh. Conrad Füeßli's Beiträgen zur Reformationsgeschichte B. 4. (Zürich, 1749) S. 44.

S. 15. Betreffend Leo's Uebersetzung der Schrift Luther's von den Mönchsgelübden s. Johann Botzheim's Brief an Vadian vom 30. Juli 1522; vergl. Zwingli's Werke, deutsch, B. 1. S. 31.

Kap. 4. S. 17. Betreffend die Einrede Leo's in die Predigt des Augustiners s. Zwingli's Brief an Oekolampad vom 3. Januar 1527, in Zwingli's Werken B. 8. S. 8, ferner Bernh. Weiß in Füeßli's Beiträgen B. 4. S. 44, und über den Augustinerprior, Bullinger, Reformationsgeschichte B. 1. S. 132. Sehr bezeichnend für die Ungenauigkeit des Sohnes von Leo ist dessen Satz, Miscell. Tigur. B. 3. S. 30: „Als er dar kam (d. h. als Leo 1523 nach Zürich kam), fiel er dem Läßmeister zun Augustinern in die Predig, An. 26." Diese falsche Jahreszahl 1526, welche mit seiner eigenen Angabe „als er dahin kam" übel zusammenstimmt, erklärt sich wohl daraus, daß Zwingli's Brief, der von diesem Vorgange redet, vom 3. Januar 1527 ist und das Jahr, wann dieser Auftritt vorgekommen sei, nicht ausdrücklich angibt. Daß er aber vor dem Religionsgespräche in Zürich stattgefunden, ergibt sich deutlich daraus. Die Zeitordnung bei Weiß bestätigt dies völlig.

S. 17. Betreffend Mönche, welche sich bei ihren Predigten Einreden machen ließen von Zuhörern, die sie dazu bestellten, s. Wimpheling's Apologia pro republica Christiana von 1506, bei Heberle, die Anfänge des Anabaptismus, in den theol. Jahrbüchern von Liebner ꝛc., Stuttgart, 1858. S. 231.

S. 17 f. Betreffend Leo's Betheiligung an der ersten Disputation in Zürich, s. Zwingli's Werke, deutsch, B. 1. S. 137.

S. 19. Betreffend Leo's Besorgung des Klosters Oetenbach, s. Füeßli's Beiträge B. 2. S. 17—29. B. 4. S. 48.

S. 19. Leo's Taufform für Schwachgläubige s. Miscell. Tigur. B. 3. S. 139.

S. 21. Betreffend Leo's Betheiligung an der zweiten Zürcher Disputation s. Zwingli's Werke, deutsch, B. 1. S. 464—538.

S. 22. Betreffend Leo als Mitglied des Ehegerichtes, vgl. auch Füeßli's Beiträge B. 4. S. 66, Zwingli's Werke B. 8. S. 654, Goldast, Alamannicarum rerum scriptores (Frankfurt, 1606), B. 3. S. 207 und 209, und in der Simmler'schen Sammlung Leo's Brief an Vadian vom 27. December 1535.

S. 22. Zwingli's Vorrede zu Leo's Schrift gegen Kretz s. in Zwingli's Werken, deutsch, B. 2. Abth. 2. S. 338.

S. 23. Betreffend Leo's Sendung nach Appenzell s. J. J. Simmler's (gedruckte) Urkunden. Zürich, 1767. B. 1. S. 121, 821, 838.

Kap. 6. S. 31. Betreffend Leo's Aushülfe bei Erledigung von Ceporin's Professur s. Miscell. Tigur. B. 3. S. 436, und Pellican's handschriftliches Chronikon. Dieser sagt bei seiner Ankunft in Zürich im Jahr 1526: „Audivi lectiones theologicas, destitutus libris, a Leone Jude, qui hebrea legebat et interpretabatur; is primus fuit, quem hebrea legere audissem."

S. 32. Betreffend Leo's Vorsitz bei der Synode s. Bullinger's Reformationsgeschichte, B. 2. S. 4. Die Rüge gegen Leo in den Synodal-Akten s. in Miscell. Tigur. B. 1. Abth. 4. S. 60 und die handschriftlichen Acta ecclesiastica der Zürcher Stadtbibliothek B. 2.

S. 33. Ueber Klotz Escher vgl. auch Bullinger's Reformationsgeschichte B. 3. S. 238.

S. 34. Ueber Leo's Standhaftigkeit nach Zwingli's Tode, vgl. auch Pellican in seinem handschriftl. Chronikon.

Kap. 7. S. 38. Leo Judä's Correspondenz mit Bullinger vom März 1532 betreffend Kirchenzucht, s. in Simmler's handschriftl. Sammlung B. 31.

S. 39. Betreffend Zwingli's Berufung auf stillschweigende Uebertragung, s. seine Werke B. 3. S. 339.

S. 39. Betreffend Leo's Predigt vom 24. Juni 1532, seine Anklage und Vertheidigung s. Bullinger's Reformationsgeschichte B. 3. S. 320—329.

Kap. 8. S. 45. Betreffend die Synode in Straßburg vom Juni 1533, s. Röhrich Geschichte der Reformation im Elsaß. B. 2. S. 38 und 267. Ueber Capito, B. 2. S. 77—79.

S. 46. Betreffend Schwenckfeld's Begehren einer Art Confirmation, s. Röhrich, ebendaselbst B. 2. S. 99.

Kap. 9. S. 47. Betreffend Schwenckfeld's Einwirkung auf Bernhard Rothmann s. Butzer's Brief an Blaarer vom 16. November 1533, und Bullinger's Brief an Vadian vom 3. Januar 1534; letzterer ist gedruckt in J. C. Füeßli's epistolæ reformatorum. Zürich, 1742. S. 111.

S. 54. Zur Beleuchtung des bisanhin noch ganz unaufgehellten Verkehrs Leo Judä's mit Schwenckfeld mag Folgendes dienen: Es sind dafür zu beachten Schwenckfeld's „Sendbriefe", 1566. B. 1. Daselbst steht S. 77—93 der erste (vorhandene) Brief Schwenckfeld's an Leo, aus Straßburg, angeblich vom 3. März 1533. Dieses Datum ist unrichtig, wie denn laut der Vorrede, theils die Data dieser gedruckten Briefe

nicht eben zuverlässig sind, theils Aenderungen im Texte vorkommen, die Schwenckfeld erst nach Absendung derselben darin gemacht haben soll. Das Autographon dieses Briefs an Leo, im Zürcher Staatsarchiv VIII. B. 44., trägt das Datum 5. Juli 1533. Gleich aus dem Anfang dieses Briefes erhellt, daß Leo vorher an Schwenckfeld geschrieben hatte. Statt der im Autographon vorkommenden Worte: „Damit Du aber, lieber Bruder", steht in Schwenckfeld's „Sendbriefen" B. 1. S. 84: „Damit Ihr aber, mein freundlicher Herr"; ferner ist S. 88 bei Erwähnung Bullinger's der im Autographon stehende Beisatz: „welches arbeit über die Epistel zun Hebreern mir in viel stücken wohl gefellt", weggelassen.

Der zweite Brief Schwenckfeld's an Leo steht in Schwenckfeld's „Sendbriefen" B. 1. S. 93—106; er trägt bloß die Jahreszahl 1532. Diese ist falsch. Das Autographon hat das Datum: September 1533. Schwenckfeld schrieb ihn „zu Speyer unterwegen", wie er im Postscript zu seinem Briefe an Leo vom 2. März 1534 sagt. Daß Leo ihn im December 1533 erhielt, ergibt sich aus seinem Briefe an Bullinger vom December 1533.

Schwenckfeld's Brief an Leo vom 2. März 1534 (oben S. 54 Z. 16 steht durch einen Druckfehler 1536) steht nicht in seinen gedruckten „Sendbriefen"; das Autographon befindet sich aber im zürcherischen Staatsarchiv a. a. O. Schwenckfeld schrieb diesen Brief aus Mindelheim, als Antwort auf Leo's Absagebrief vom 25. December 1533, den er am 2. März 1534 erhielt. Diese beiden Data gibt er gleich zu Anfang dieses Briefes.

Von dem Inhalt jenes Briefes Leo's an Schwenckfeld vom 25. December 1533 sind wir durch den Brief Bullinger's an Vadian vom 3. Januar 1534 in Kenntniß gesetzt, s. Füeßli's epist. reform. S. 113. — Butzer's Schreiben an Leo vom 30. November 1533, sowie Butzer's Briefe an Bullinger vom 29. und 30. October und 30. November 1533 stehen in Simmler's Sammlung B. 34. Der Brief Leo's an Bullinger, mit dem Leo die Briefe Butzer's und Capito's vom 30. November 1533 und den Brief Schwenckfeld's vom Sept. 1533 Bullinger'n zum Lesen mittheilte, ist ohne Datum, ebenso die ausführliche Antwort Bullinger's an Leo; beide sind in Simmler's Sammlung B. 199. Das erstere dieser Schreiben ist abgedruckt im Museum Helveticum (Zürich, 1746 ff.), Part. 15. Nr. 4. Daß diese beiden Briefe nach dem 30. November 1533 und vor dem 25. December 1533 geschrieben seien, ergibt sich aus ihrem Inhalt, zusammen gehalten mit den andern hier erwähnten Daten.

S. 54. Schwenckfeld's Schreiben an Bullinger, Leo Judä ꝛc. vom 16. Januar 1542, ist in Simmler's Sammlung B. 51. Schwenckfeld's Beschwerde über Leo in einem Briefe an Frau A. R. vom Jahr 1544, s. in seinen „Sendbriefen" B. 1. S. 719.

Kap. 10. S. 56. Unrichtig ist die Angabe bei Hottinger, helvet. Kirchengeschichte B. 3. S. 687 und bei Andern, daß Leo seinen (größeren) Katechismus (von 1534) lateinisch und deutsch geschrieben habe. Ebenso ist die Angabe von Sal. Heß, Geschichte des Zürcher Katechismus (Zürich, 1811) S. 21 unrichtig, als ob Leo's kleinerer Katechismus lateinisch und deutsch erschienen wäre. Richtig gibt schon Conrad Geßner in seiner biblioth. univ. von 1545 an (Misc. Tigur. B. 3. S. 76), Leo's „Catechismus latinus" sei „diversus" von den beiden deutschen. Joh. Jud aber, obgleich er dies vor sich hatte, hat durch seine theils

ungenauen, theils schiefen Ausdrücke, Misc. Tigur. B. 3. S. 40 f. jene unrichtigen Angaben veranlaßt.

Unrichtig ist ebenfalls die bei Sal. Heß a. a. O. S. 10 vorkommende Angabe: die Zürcher Synode von 1533 habe Leo beauftragt, einen Katechismus zu verfassen. In den Synodal-Acten von 1533 kommt über den Katechismus gar nichts vor; sondern der von Heß wörtlich angeführte Beschluß befindet sich erst bei der Synode vom October 1534, nachdem Leo's größerer Katechismus schon erschienen war, und kann sich daher nur auf Abfassung eines neuen, ohne anders eines kürzern Katechismus beziehen. Daß Leo's größerer Katechismus anfangs (im Januar 1534) nur als Privatarbeit erschien, nicht aus Auftrag der Synode, ist aus Bullinger's Vorwort zu demselben zu entnehmen; er redet darin von der Herausgabe nur als von einer Privatsache; von einem Auftrag der Synode ist darin durchaus nicht die Rede (während dieses 1541 in Leo's Vorwort zu seinem kürzern Katechismus der Fall ist).

S. 59. Betreffend den Ausdruck Sakrament gibt Stahl in seiner Schrift: „Die lutherische Kirche und die Union" (Berlin, 1859), S. 92 an: im Zürcher Katechismus von Leo Judä werde statt „Sakrament" „Pflichtzeichen" gesetzt. Dies ist unrichtig. Nicht statt des Wortes „Sakrament," sondern neben demselben steht an etlichen Stellen „Pflichtzeichen." Stahl's falscher Ausdruck ist ganz geeignet, die irrige Meinung zu verbreiten, als ob in jenem Katechismus der Ausdruck „Sakrament" nicht durchgängig als die regelmäßige Bezeichnung beibehalten, sondern etwa gar durch jene andere Benennung verdrängt wäre.

S. 60. Betreffend die Verbreitung des Leo'schen Katechismus, s. außer Misc. Tig. B. 3. S. 40 auch Finsler, kirchliche Statistik der reformirten Schweiz (Zürich, 1854), S. 678, und betreffend Megander's Auszug den dort citirten Aufsatz von E. Güder. Von dem Schreiben Gerhards zum Camph an Pellican von 1546, welches die Simmler'sche Sammlung enthält, theilt Hottinger helvet. Kirchengeschichte B. 3. S. 688 eine Stelle mit.

S. 60. Daß Leo's kürzerer Katechismus schon 1538 erschienen sei, wie Leu, schweiz. Lexikon (Zürich, 1756) B. 10. S. 630 und Sal. Heß, Geschichte der Pfarrkirche zu St. Peter in Zürich (Zürich, 1794), S. 113 angibt, hat sich mir nicht bestätigt. Vielmehr erscheint die Angabe von Sal. Heß, Geschichte des Zürch. Katechismus, S. 25 als richtig, daß er 1541 erschienen sei. Leo's Vorwort zu seiner Schrift vom „Leiden Christi" von 1539 bestätigt dies, da er sich einfach auf den „Kinderbericht" zurück bezieht, noch ohne den Beisatz „der größere," woraus zu entnehmen ist, daß „der kleinere" Kinderbericht damals noch nicht vorhanden gewesen sei.

S. 62. Der Titel von Leo's lateinischem Katechismus lautet: Catechismus. Brevissima Christianae religionis formula, instituendae juventuti Tigurinae, catechizandisque rudibus aptata, adeoque in communem omnium piorum utilitatem excusa. Tiguri apud Christophorum Froschoverum, ohne Jahrszahl. Diese, sowie das Verhältniß dieser Schrift zu Calvin ergibt sich aus Folgendem. In der Vorrede Leo's an Johannes Fries heißt es: „Joannes Calvinus, qui summam pietatem cum summa eruditione conjunxit, institutiones quasdam Christianae religionis nuper congessit, quas ego percurrens, praecipua quaedam capita excerpsi, quae mihi juventuti non

salutaria modo, sed et maxime necessaria esse videbantur, nihil vel parum immutans, minus addens de meo . . . Hoc duntaxat meum est, quod copiose ab eo annotata et sparsa fusius, in arctum quoddam enchiridion contraxi . . . et quod ordine fortasse alio (quod sic commodum videretur) usus sum. Man könnte nun zunächst an das bekannte Werk Calvin's „Institutio christianae religionis" denken, wovon die erste lateinische Ausgabe 1536 in Basel, in 6 Kapiteln, die zweite 1539 in Straßburg, in 17 Kapiteln, erschien. Allein mit jener stimmen die Abschnitte von Leo's lateinischem Katechismus nicht, und mit dieser nicht hinreichend überein. Vielmehr schließt sich dieser Katechismus Leo's an eine weniger bekannte Schrift Calvins an, welche im März 1538 lateinisch in Basel erschien mit dem Titel: Catechismus sive Christianae religionis institutio, communibus renatae nuper in Evangelio Genevensis Ecclesiae suffragiis recepta, et vulgari quidem prius idiomate nunc vero Latine etiam, quo de Fidei illius synceritate passim aliis etiam Ecclesiis constet, in lucem edita. Dies ist nicht der berühmte kleine Genfer Katechismus in Fragen und Antworten für Kinder, sondern ein großer Katechismus für Erwachsene, ohne Fragen und Antworten, ein Auszug aus Calvin's bekannten Institutionen. Mit diesem 1538 erschienenen Katechismus Calvin's stimmen die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte in Leo's lateinischem Katechismus völlig überein, bis auf einige geringe Modificationen. Auch das Verhältniß der Texte beider zu einander (wie ich es oben S. 62 bezeichnet habe) zeigt deutlich, daß jener es ist, aus dem Leo den seinigen excerpirt hat.

Zu vergl. ist Henry, Calvin (Hamburg, 1835 ff.) B. 1. S. 174, B. 2. S. 151, B. 3. Beil. S. 190. Nur ist dort die Angabe Henry's zu berichtigen, Hottinger in seiner helvet. Kirchengeschichte B. 3. S. 687 sage: „als Calvins institutio 1535 erschien," habe man in Zürich einen Auszug daraus in Fragen und Antworten gemacht und in den Schulen als Katechismus gebraucht. Hottinger nämlich gibt kein Jahr an; er sagt nichts vom Jahre 1535. — Ueberaus verunglückt ist Salomon Heß' Angabe, Gesch. des Zürch. Katechismus S. 34. „Leo habe ungefähr ums Jahr 1543 den lateinischen Katechismus ausgearbeitet," während Leo im Juni 1542 starb. — Vielmehr ergibt sich aus dem Obigen mit Sicherheit, daß Leo's lateinischer Katechismus 1538 oder spätestens 1539 erschien (wegen des Wortes „nuper" in Leo's Vorwort).

S. 63. Betreffend die Einführung der Katechismuspredigten und der öffentlichen Katechisationen, vgl. Misc. Tigur. B. 3. S. 40 f.; J. J. Wirz, historische Darstellung des Kirchenwesens in Zürich (Zürich, 1793) B. 1. S. 17 f.; Hottinger a. a. O.; Finsler, kirchliche Statistik S. 699. Indeß die genaueste Angabe über die Anfangszeit der öffentlichen Katechisationen finde ich in Pellican's handschriftl. Chronikon, 21. August 1541: „Celebratus est primus catechismus in nostra ecclesia."

Kap. 11. S. 64. Betreffend die Schrift des Ratramnus. Daß Leo zur ersten lateinischen Ausgabe von „Bertrami presbyteri de corpore et sanguine domini liber" keine Vorrede geschrieben, habe ich in dem Bande über „Bullinger," S. 630 f. nachgewiesen.

S. 65. Leo's Briefe an Butzer vom 9. Februar und 27. April 1534, so wie einen kleinern „vom April" desselben Jahres, welche sich nicht in der Simmler'schen Sammlung befinden, verdanke ich der Güte

des Herrn Professors C. Schmidt in Straßburg, der sie in der dortigen Bibliothek auffand nebst einem Briefe Leo Judä's an Johannes Sapidus vom 24. März 1525.

S. 67. Betreffend Leo's Entrüstung über Butzer, s. Butzer's Brief an Leo vom 25. Februar 1538. Betreffend die Zurückziehung des Johannes Fabritius Montanus s. Misc. Tigur. B. 3. S. 15 u. 378.

S. 68. Betreffend Leo's Berufung nach Horburg und Reichenweier s. Graf Georg's Schreiben nach Zürich vom 13. September 1535, sowie die der Geistlichen daselbst vom 16. September und 4. October.

S. 69. Betreffend Wolfgang Schuch s. Gerdes, historia reformationis, Gröningen, 1752 B. 4. S. 44, Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, B. 1. S. 412, derselben Mittheilungen B. 2. S. 355, sowie G. v. Polenz, Geschichte des franz. Calvinismus, Gotha, 1857 B. 1. S. 273, und besonders A. Coquerel, Sohn, im Bulletin de la société du protestantisme Français. Paris, 1854. B. 2. S. 632 ff. Einiges, was Coquerel S. 635 ungewiß läßt, findet in dem Obigen seine Erledigung, sowie auch, daß derselbe mit Unrecht von Leo's court ministère à St.-Hippolyte redet, da dieses sich bis 1519 erstreckte, die Anfangszeit aber unbekannt ist. Betreffend die Zahl der von Schuch hinterlassenen Kinder sagt er S. 648 „Crespin parle de dix ou de sept;" dem lateinischen Texte Crispin's zufolge in den Actiones et monimenta martyrum (Genf, 1560) Bl. 51. b sollte es heißen six ou sept.

Kap. 12. S. 72. Betreffend Leo's Uebersetzung der „Nachfolge Christi" sagt sein Sohn in den Misc. Tigur. B. 3. S. 42: „Die Nachfolgung Christi, hat ein alter Pater vor Zyten gemacht, er aber hats uß dem Staub gebracht, gemeeret und gebesseret an Tag gegeben." Die Jahreszahl und das Format finde ich angegeben in Leu's Lexikon B. 10. S. 632, woselbst steht, Leo habe zum Druck befördert: „Eines alten Kirchenlehrers Werklein von der Nachfolge Christi, vermehrt und verbessert. A. 1523. 4°." Conrad Geßner in seiner biblioth. univ. von 1545 gibt unter Thomas a Kempis an, diese Schrift sei 1545 ohne Namen, in Sedez, zu Zürich deutsch erschienen. Meine Nachforschungen in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen und Straßburg nach einem Exemplar der Ausgabe in Quart oder derjenigen in Sedez sind leider fruchtlos geblieben.

S. 72. Betreffend Zwingli's Anmerkungen zur Genesis. Ch. J. Trip, die Theophanien in den Geschichtsbüchern des alten Testamentes, Leiden, 1858, S. 53 führt irrig Leo Judä an statt Zwingli's, wie wenn jener der Verfasser wäre von der 1527 in Zürich herausgekommenen farrago annotationum in Genesin ex ore Huldrici Zwinglii per Leonem Judae et Casparem Megandrum exerptarum.

S. 75. Betreffend diese beiden kleineren Druckschriften Calvin's s. in Calvini epistolae et responsa (Lausanne, 1576) Leo's Brief an Calvin vom letzten Februar 1540, sowie die voranstehende vita Calvini; vgl. Henry, Calvin, B. 1. S. 185—191 und B. 2. Beil. S. 196.

Kap. 13. S. 76. Betreffend Leo's deutsche Bibel s. Simmler's gedruckte Urkunden B. 2. S. 383 ff. — Culmann in den Skizzen aus Gervasius Schuler's Leben (Straßburg, 1855) führt S. 31 irrthümlich deutsche Glossen zu Bibelstellen an, als ob sie von Leo Judä wären. Sie sind aber nicht von ihm, sondern von Luther.

S. 77. Betreffend Michael Adam s. Pellicans handschriftl. Chronikon zum Jahre 1538; Conrad Geßners, bibliotheca univ. unter Leo Judä; Misc. Tigur. B. 3. S. 43, 77.

S. 77. Betreffend Leo's Beschäftigung, mit der lateinischen Bibelübersetzung im Jahre 1539 s. Meganders Vorwort zu Zwingli's Commentar über die Epistel an die Hebräer, in Zwingli's Werken, lat. B. 6. Abth. 2. S. 291.

S. 79. Betreffend den hebräischen Text, dessen sich Leo bei seiner lateinischen Bibelübersetzung bediente, s. Joh. Heinr. Hottinger, „Wegweiser," (Zürich, 1647) B. 1. S. 137; es war eine in Venedig gedruckte Bibel.

S. 80. Beza's Bemerkung s. in seinen icones viror. doct., Genevæ 1580 S. 115.

S. 80. Betreffend die Ausgabe in Paris 1545, von Robert Stephanus, und die in Lyon (vermuthlich von 1566) s. de Thou, historia sui temporis, Buch 35.

S. 80. Betreffend Ferdinand von Escalante und die Ausgabe (von 1584) in Salamanca s. Joh. Heinrich Hottinger bibliothecarius S. 153 f., S. 167, und schola Tigur. S. 213, 215, 217, und dessen „Wegweiser" B. 1. S. 139 f. Vgl. darüber, sowie betreffend die Urtheile späterer: le Long, bibliotheca sacra (Paris, 1709) B. 1. S. 581—587; ferner Haag in seiner France prostetante B. 6. S. 100. — Betreffend Brenz, s. den Brief von Peter Venetscher, in J. J. Hottingers helvet. Kirchengeschichte B. 3. S. 752.

Kap. 14. S. 82. Betreffend Leo's Kränkeln im Sommer 1526 s. Zwingli's Brief an Gynoräus vom 31. August 1526 in Zwingli's Werken B. 7. S. 538.

S. 83. Betreffend Leo's Gattin s. auch seinen Brief an Vadian vom 19. Novbr. 1523, und Bullinger's Reformationsgeschichte B. 1. S. 76.

S. 83. Betreffend Johannes Fabritius, s. Miscell. Tigur. B. 3. S. 16, 379, und Hr. Heinrich Winkeli's Brief an Clara vom November 1538.

S. 83. Betreffend die Anerbietungen von Basel her, vgl. mit Misc. Tigur. B. 3. S. 64. Kirchhofer, Myconius S. 151.

S. 86. Betreffend Leo's seinen Scherz s. Carlstadt im Vorwort zu Zwingli's Anmerkungen zum Philipperbriefe, Zürich, 1531; vgl. Leo's Vorrede znm lateinischen Katechismus. — Seine Anwesenheit beim Schützenfeste, s. J. J. Hottinger's Geschichte der Eidgenossen B. 6. S. 347.

S. 86. Leo's geistliche Lieder s. Ph. Wackernagel, Kirchenlied. Stuttgart, 1840. S. 447 ff. Ueber Leo als Tonsetzer s. G. Meyer von Knonau, Kanton Zürich. B. 2. S. 75.

S. 88. Betreffend Bibliander s. dessen oratio in enarrationem Jesajae. Zürich. 1532.

S. 89. Betreffend den wahrscheinlichen Untergang mancher Briefe an Leo Judä bei dem Brande des Pfarrhauses zu Flaach s. Misc. Tigur. B. 3. S. 6 vgl. S. 41 u. 65.

Kap. 15. S. 90 f. Betreffend Leo's Lebensende vgl. Bullinger's praefatio zur lateinischen Zürcher Bibel von 1543; und betreffend sein Bekenntniß eine anonyme Nachricht in der Simmler'schen Sammlung, beim

19. Juni 1542, welche sich bei Sal. Heß, Bullinger, B. 1. S. 385, Note, gedruckt findet.

S. 93. Betreffend Bibliianders Uebersetzung, s. auch Bullinger's Brief an Vadian vom 19. December 1542. Betreffend Peter Choli s. meinen Bullinger S. 320. Betreffend Pellican's Revision und die Zeit des Druckes vgl. Pellican's handschriftl. Chronikon.

S. 93. Calvin über Leo s. Calvin's Brief an Bullinger vom 8. Novbr. 1542 in Bretschneider's Calvini, Bezae aliorumque literae nondum editae. Leipzig, 1835 S. 13.

S. 94. Betreffend Bullinger's Geschäftserleichterung, an Leo's Todestage s. Bullinger's handschriftl. Diarium.

S. 94. Betreffend Johannes Haller, Johannes Wolf, s. meinen Bullinger S. 285, 353 und 484.

S. 95. Leo's Gattin soll laut der Angabe ihres Sohnes Johannes in den Miscell. Tigur. B. 3. S. 8 im Jahre 1582 96 Jahre alt gestorben sein, oder laut des Autographon „by 96 Jaaren alt." Demnach wäre sie bei ihrer Verehelichung, im Jahre 1523, 37 Jahre alt gewesen, nicht 30 Jahre alt, wie derselbe S. 68 meint. Oder, wofern man letztere Angabe als richtig annimmt, hätte sie ein etwas weniger hohes Alter erreicht.

S. 95. Betreffend des Johannes Fabritius Montanus Lobpreisung Leo's, s. Miscell. Tigur. B. 3. S. 137, 379 und 398.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Franciscus Lambert

von

Avignon.

Von

F. W. Hassencamp,

theol. Dr.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1860.

Vorbemerkung.

Lambert von Avignon zählt nicht zu den Reformatoren ersten, ja nicht einmal zweiten Ranges. Weit entfernt davon wie Luther, Calvin, Zwingli eine Hauptströmung in dem Leben des Reformations-Zeitalters zu bedingen, oder wie Melanchthon und Beza auf dem theologischen oder politisch-religiösen Gebiete eine hervorragende Stellung einzunehmen, oder wie Bucer, Bugenhagen, Peter Martyr durch umfassende und erfolgreiche praktische Wirksamkeit hervorzuleuchten, gehört er nicht einmal zu denen, welchen wir im deutschen Sinne einen großen Character beilegen. Letzteres soll nun zwar nicht sagen, daß er eine unlautere Natur gewesen sei, (war er doch sogar ein Mann, der sich durch große Offenheit und Ehrlichkeit, mehr noch durch feste Entschiedenheit und seltene Opferfreudigkeit auszeichnete); aber doch das, daß seinem Feuer zu viel von Ungeduld, seinem Ernste zu viel von Flüchtigkeit, seiner Andringlichkeit zu viel von Zudringlichkeit, seiner Freimüthigkeit und Beredsamkeit zu viel von Redseligkeit und Eitelkeit beigemischt war, als daß ein deutsches Auge auf seiner Erscheinung mit besonderem Wohlgefallen ruhen könnte. Er war eben durch und durch ein Franzose und zwar ein Südfranzose.

Dennoch ist er eine sehr beachtenswerthe Persönlichkeit. Er hat in einem kurzen Leben die Reformation durch feurige Rede und viele Schriften mannigfach angeregt und in dieser Hinsicht namentlich für sein Vaterland viel gethan. Bei der Reformation in Hessen aber, welches neben Sachsen ein Hauptbrennpunkt des neuen Lebens wurde, wurde

ihm von Philipp dem Großmüthigen erst auf der Synode in Homberg und sodann durch Uebertragung eines Lehrstuhles der Theologie eine bedeutsame Stellung zugewiesen. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat er wenigstens mehr als Mittelmäßiges geleistet. Wenn sich seine Schriften auch nicht durch Tiefe und Gründlichkeit der Forschung auszeichnen, so läßt es sich ihnen doch nicht absprechen, daß sie viele gesunde Gedanken enthalten und durch ihre Klarheit und ihre eindringliche und lebendige Darstellung auf große Leserkreise befruchtend einwirkten. Sehr große dauernde Bedeutung hat Lambert aber dadurch gewonnen, daß er die Entwicklung der Verfassung und Kirchenzucht der reformirten Kirche mannigfach bedingte.

Lassen wir es uns nicht verdrießen, auf sein interessantes und wechselreiches Leben genauer einzugehen.

Benutzt wurden außer den Werken Lambert's und anderen angeführten Schriften: Baum, Lambert von Avignon, 1846. 8°., Til. Schenk vitae profess. theol. Marpurgi Catt. 4°., D. a Coelln memoria profess. th. M., Vratisl. 1827. 4°., Strieder, hessische Gelehrtengeschichte B. VII., S. 378—396. Auch standen einige bisher nicht bekannte Handschriften dem Verfasser zu Gebote.

Franciscus Lambert.

1. Seine Jugend und sein Mönchsleben.

Franz Lambert wurde im Jahre 1487 zu Avignon geboren und war wahrscheinlich das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater, welcher aus dem Städtchen Orgelet in der Franche-Comté stammte, wo auch später noch das Geschlecht der Lambert blühte, bekleidete die ansehnliche Stelle eines Geheimschreibers des römischen Erzbischofs und Legaten, welcher in dem großen und weitläufigen Schlosse der Päpste seine Residenz aufgeschlagen hatte. Avignon war längst von seiner früheren Herrlichkeit herabgesunken. Nur die vielen Klöster und Kirchen, welche auch in unseren Tagen noch den dritten Theil der Stadt einnehmen, bezeugten, daß es einstmals ein Mittelpunkt des kirchlichen Lebens und mittelalterlicher Herrlichkeit gewesen war. Da der Knabe, ein frommes und talentvolles, lebhaftes und schönes Kind, früh seinen Vater verlor, kam er unter die Leitung der Franciscaner, welche seine Mutter zu verstricken wußten und wahrscheinlich nach dem Erbe lüstern waren. Das ehrwürdige Aeußere und die einschmeichelnde Beredsamkeit der Mönche, welche die Heiligkeit und Verdienstlichkeit, Ruhe und Süßigkeit ihres Lebens dem Kleinen so häufig rühmten, wirkten in dem Maße auf Franz ein, daß er sich entschloß, ebenfalls Mönch zu werden. Fünfzehn Jahre alt wurde er als Novize aufgenommen und ein Jahr später als Mönch eingekleidet. Aber welche Enttäuschung wurde ihm nun zu Theil! In welche Abgründe des Verderbens, die man ihm, so lange seine Person und sein Vermögen dem Kloster noch nicht gesichert waren, sorgfältig verborgen hatte, mußte er nun hineinblicken! Nicht christliche Demuth, sondern Eitelkeit und Neid, nicht Liebe und Gehorsam, sondern Rachsucht und Trotz, nicht heilige Sitten, sondern elender Sündendienst herrschten in den heilig gewähnten Klosterräumen.

Lambert's frommer Sinn und seine Talente bewirkten, daß er bald ein Gegenstand fast allgemeinen Neides bei seinen Ordensbrüdern wurde. Selbst seine Predigten, womit er vor das Volk hintrat und dieses in feuriger, beredter Sprache zur Buße aufforderte, und der geistliche Ernst, womit er es auf die Rettung der armen Seelen abgesehen hatte, erweckten ihm Mißgunst. Die Mönche konnten es nicht ertragen, daß er bei Vornehmen und Geringen offenen Zugang fand und vielen Beifall gewann.

Wie erschütternd seine Strafpredigten wirkten, erkennt man unter Anderem daraus, daß in Folge einer Predigt, welche er in einem Städtchen gehalten hatte, die Leute einmüthig Bilder, Karten und Würfel brachten und sie in einem auf sein Geheiß angezündeten Feuer verbrannten. Besonders tief griff er dadurch an das Herz des Volkes, daß er statt gewöhnliche Mönchspredigten zu halten und sich auf moralische Vorträge und Erzählung von Heiligengeschichten zu beschränken, das göttliche Wort und zwar nicht in lateinischer Sprache, sondern in französischer Landessprache predigte. Er selbst sagt: es drängte mich heftig eine gewisse geheime Gewalt und zwar wohl nicht ohne Einwirkung des heiligen Geistes, zu dem Studium der heiligen Schrift und zur Verkündigung des göttlichen Wortes. Ob hierbei die Bekanntschaft mit den in der Nähe wohnenden Waldensern auf ihn von äußerem Einfluß gewesen sei, muß dahin gestellt bleiben. Sehr gesegnet scheinen namentlich die Predigten gewesen zu sein, welche er auf längeren Fußreisen als apostolischer Prediger des Klosters in den abgelegeneren Gemeinden zu halten hatte, und worin er zuerst über den Psalter, dann über Hiob und Jeremias, endlich gar über den Römerbrief und die Offenbarung Johannis predigte. Der Römerbrief soll sehr frühe auf sein eigenes Herz großen Einfluß gehabt und allerlei Bedenken in ihm erweckt haben. Schon in dieser Zeit erhob er einmal eine Anklage gegen einen öffentlichen Ablaßprediger und setzte es durch, daß derselbe von der Obrigkeit der Stadt verurtheilt wurde.

Inneren Frieden besaß Lambert so wenig als irgend ein anderer Mönch. Wer kann diesen finden in äußeren Werken, die uns entweder zu Hochmuth verführen, oder, wenn wir ihre Unzulänglichkeit Gott gegenüber erkennen, in Traurigkeit und Verzweiflung versenken? Wie wenig der Mensch ohne die Gnade und den heiligen Geist auch nur die Triebe des Fleisches bändigen kann, darüber berichtet Lambert aus eigener Erfahrung heraus mit folgenden Worten: „Ich kenne einen Menschen, der brannte häufig, obwohl er seinen Leib oft mit vielen und strengen Fasten casteiete, lange Zeit nicht anders als sitzend auf einer harten Bank schlief, die rauhesten Gewänder trug und vielmals seinen Leib geißelte. Obwohl er den Anblick der Frauen vermied und sich so mit Selbstpeinigungen quälte, daß er oft kaum auf den Füßen stehen konnte, so vermochte er es doch nicht zu erlangen, daß seine Seele nicht von bösen Begierden und Gedanken entzündet war. Diese ruhten erst, als er gemäß göttlichem Befehle in den Ehestand trat.“ Im Mai 1524 schrieb er: „Die bloße Anfechtung bewirkte, daß ich früher unruhiger war als jetzt, da ich in großer Armuth und unter vieler Arbeit für mich und meine Familie sorgen muß.“

Wie sehr die Macht der Verhältnisse und der anerzogenen Irrthümer auch auf Lambert übrigens wirkte, erkennt man daraus, daß er selbst nach solchen Erfahrungen am Mönchsleben nicht irre wurde. Nicht blos in mündlicher, sondern auch in schriftlicher Rede stand er noch immer für

dasselbe ein. Später schreibt er: „Ich habe sehr viele zu dem Mönchsstande und dem Verharren in demselben ermahnt. Ich habe gesündigt und mehr, als es sich beschreiben läßt, werde ich von der Furcht gemartert, daß ich die Ursache unzähliger Sünden gewesen bin." Auch als der Haß seiner Ordensbrüder sich gegen ihn noch mehr steigerte, kam er zunächst nicht zu dem Entschlusse, das Mönchsleben überhaupt zu verlassen, sondern zu dem anderen, aus diesem Kloster und diesem Orden auszutreten. Er entschied sich, damit man nicht sagen könnte, daß er aus fleischlichen Gründen wechsele, für den strengsten aller Orden, den der Karthäuser. Schon war er mit diesem in Unterhandlungen getreten und zum Friedenskusse zugelassen, da wurde sein Plan von seinen Ordensgenossen theils durch besänftigende Vorstellungen (denn sie fürchteten, daß durch den Austritt eines so bedeutenden Mannes ihr Ansehen gefährdet werde), theils durch Verläumdungen bei den Karthäusern vereitelt. Die göttliche Vorsehung hatte über ihn beschlossen, daß er nicht halb, sondern ganz frei werden und zu dem Ende zuerst innerlich freigemacht und erleuchtet werden sollte.

Wie viel Lambert leiden mußte und wie sehr er beneidet wurde, erkennt man unter Anderem aus folgenden Thatsachen. Als er einst vor einem päpstlichen Legat predigen sollte, erklärten ihn seine Oberen, weil sie sein Talent und seine Freimüthigkeit fürchteten, für krank und als er dann über solche Lüge dem Guardian Vorstellungen machte, bedrohte man ihn mit Kerker und Folter. Die Behandlung, welche er im Kloster erfuhr, war eine harte und niederträchtige. Kälte, Spott und Hohn wurden gegen ihn gerichtet. Hatte er ein Maulthier oder Pferd von Freunden geschenkt bekommen, damit die Beschwerden seiner größeren Reisen ihm erleichtert würden, so wurden ihm diese Thiere von den Mönchen alsbald weggenommen und verkauft. Zumal den sittlichen Ernst Lambert's vermochten die schamlosen Mönche nicht zu ertragen. So wurden sie namentlich dadurch einmal erbittert, daß er ihnen über die Zurückhaltung des Bildes eines unzüchtigen Mädchens, welches dem Feuer übergeben werden sollte, eine Strafpredigt hielt. Daß Lambert übrigens auch seinerseits die Ordensgenossen bisweilen durch sein zuversichtliches und etwas schroffes Wesen reizte und seine Stellung sich unnöthigerweise erschwerte, ist nur zu wahrscheinlich.

Eine Wendung in seinem Leben wurde dadurch herbeigeführt, daß auch bis zu ihm die so mächtig predigenden Schriften Luther's drangen. Durch den Handelsverkehr waren sie nach Lyon und in dessen Umgegend gekommen und wurden dort in Uebersetzungen verbreitet und vielfach gelesen. Lambert wurde durch sie tief ergriffen und bewegt. Was er geahnt und gemuthmaßt, las er hier mit Klarheit erkannt und mit Ernst und Kühnheit offen ausgesprochen. Als man diese Schriften bei ihm entdeckte und sie zum Feuer verurtheilte, hatten sie bereits bei ihm gezündet. In sich versenkt aber fest entschlossen harrte er des Tages und der Gelegenheit,

wodurch er frei zu werden hoffte. Und diese erschienen. Beauftragt Briefe an seinen General oder Vicegeneral nach Deutschland zu bringen, verließ er das Kloster, um niemals wieder dahin zurückzukehren, der erste französische Mönch, welcher dem Lichte des Evangeliums zustrebte.

2. Lambert in der Schweiz, Eisenach und Wittenberg.

Zwanzig Jahre lang war Lambert Mönch gewesen, als er im Frühling des Jahres 1522 Avignon verließ. Er stand nun im 35sten Lebensjahre. Ueber Lyon begab er sich nach Genf, wo damals Sebastian von Montfaucon, ein junger, stolzer und heftiger Herr, Bischof war. Wiederholt unterhielt er sich mit diesem über die damals vielfach angeregte Zeitfrage von der Gewalt und dem Ansehen der Kirche und der Concilien. Auch predigte er öfters vor ihm und zwar mit Beifall. Wie stark Lambert schon hier seine neuen Anschauungen hervortreten ließ, erkennt man unter Anderem daraus, daß die Mönche des Ortes ihn bei seinem Gönner als einen Ketzer verdächtig zu machen suchten. Von Genf begab er sich, mit Empfehlungsschreiben des Herrn von Montfaucon ausgerüstet, über Freiburg, wo er ebenfalls eine Predigt hielt, nach Bern. Hier trat ihm eine ganz neue Welt entgegen. Jung und Alt waren daselbst schon von den Reformationsideen angeregt und kämpften für oder wieder dieselben. Wie wurde ihm hier so wohl, da er das, was er bisher nur in stillem Herzen bewegt hatte, von Andern mit Klarheit und Schärfe aussprechen und mit Muth und Freudigkeit bekennen hörte! Wie förderte es ihn, da er hier mit einem Sebastian Meier und Berthold Haller seine Gedanken austauschen und vor ihnen sein volles Herz ausschütten durfte! Der feurige Lambert konnte, also angeregt, sich nicht enthalten, auch hier predigend aufzutreten. Und es machte einen wunderbar tiefen Eindruck auf das berner Volk und viele Priester, als sie das, was sie bisher nur von Deutschen selber aussprechen hören, nun auch von einem Franzosen und Mönch, ja einem Franziskaner, vertreten sahen. Lambert redete mit großem Freimuthe von der Kirche, dem Priesterthum, der Messe, der Tradition und dem heuchlerischen Aberglauben der Orden und Ordensleute. Da er des Deutschen unkundig war, sprach er in lateinischer Sprache. Von Bern ging Lambert nach Zürich. Haller gab ihm einen Empfehlungsbrief an seinen Freund, den Reformator Zwingli mit. Hier war der Kampf schon aufs heftigste entbrannt. Zwingli, gerade damals von den Ordensgenossen des Ankommenden hart verklagt, hieß den jungen Mönch, der sein graues Mönchskleid bis dahin noch nicht abgelegt hatte, herzlich willkommen. Lambert ließ sich über manche Punkte von Zwingli Aufschluß geben. Sehr entscheidungsvoll wirkt auf ihn eine öffentliche Disputation ein, worin er Zwingli gegenüber namentlich die Fürbitte der Heiligen zu rechtfertigen suchte. Er wurde gänzlich besiegt. Nach Beendigung der Dis-

putation sprach er vor der ganzen Versammlung das Bekenntniß aus: „Ich erkenne, daß die Fürbitte der Heiligen gegen die heilige Schrift ist, ich gebe alle Rosenkränze und alle Fürsprecher auf und ich will mich in aller Noth an Gott allein und Jesum Christum halten, unsern Herrn."

Ueber Basel, wo er den Desiderius Erasmus begrüßt haben soll, begab er sich nun in das Land, wohin vor Allem sein Verlangen stand. Damit er um so leichter den Verfolgungen seiner zahlreichen überall verbreiteten Ordensbrüder entgehe, vertauschte er seinen Namen und nannte sich Johannes Serranus. In Eisenach machte er Halt. Er hielt es für gut, sich, bevor er nach Wittenberg aufbreche, bei dem Kurfürsten von Sachsen und Dr. Luther vorher anzumelden. In einem Brief, worin er den Hofprediger Spalatin um seine Vermittelung anging, bat er um Zulassung zu einer Unterredung mit jenen Beiden.

Von November des Jahres 1522 bis zum Januar 1523 verweilte er, auf Antwort harrend, in Eisenach. Zu seiner großen Freude durfte er schon hier, in einer Stadt, worin der größere Theil der Bürger sich der Reformation bereits zuneigte, thätig in die Bewegung der Zeit eingreifen. Nicht nur daß er den des Lateinischen kundigen Bewohnern der Stadt das Evangelium des Johannes auslegte, veröffentlichte er auch 139 Thesen, welche er an einem zu einer öffentlichen Disputation ausgeschriebenen Tage (21. December 1522), gegen Jedermann zu vertheidigen sich erbot.

Spalatin hatte in Lambert's Sache sich den Rath Luther's ausgebeten. Dieser, da er nur zu häufig von entlaufenen zuchtlosen Mönchen getäuscht wurde und durch die unruhigen Anhänger Carlstadt's und die Müntzerische Schwärmerrotte, welche ihm selbst und der Reformation zum Vorwurfe gemacht wurde, sich zu einer vorsichtigen Behandlung Fremder veranlaßt sah, war Lambert gegenüber anfangs nicht ohne Mißtrauen; dennoch sprach er sich dahin aus, daß man dem Lambert den Aufenthalt in Eisenach, wo er das Evangelium verkündigen könne, verstatten möge. Luther's Worte lauten: „Johannes Serranus scheint mir ein guter Mensch zu sein, doch bedürft Ihr meines Rathes nicht. Er scheint die Gesinnung und Natur des Fürsten nicht zu kennen. Man sollte ihn in Eisenach oder an einem anderen Orte dulden, damit er dort diejenigen, welche ihn hören wollen, lehre. Wie wir, so bedarf auch er dessen nicht, daß man ihn unter öffentlichen Schutz nehme. Gott möge ihn wie uns vertheidigen. Nur daß man ihn nicht verjage oder zurücktreibe."

Aber Lambert war durch solche Erklärungen wenig befriedigt. Sein sehnlichster Wunsch war gleich zu Anfang seiner Flucht ja der gewesen, Luther selbst, den Mann, welcher eine so mächtige Bewegung wie hervorzurufen so auch in Bahn und Schranken zu halten verstand, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Aufs Neue wandte er sich an Spalatin. Luther, der mittlerweile auch schriftstellerische Arbeiten des Mönches eingesehen hatte, gab sein Urtheil nun dahin ab, daß der Kurfürst ein klei-

nes Wegegeld daran hängen und dem Lambert die Reise nach Wittenberg erlauben möge. Dabei empfahl er aber auf das Neue Vorsicht. Am 26. December schrieb er an Spalatin: „Ich lege Dir hier die Briefe an, welche Serranus und Andere mir aus Eisenach gesendet haben. Allerdings werde ich den Mann, wenn er zu mir kommt, um mit mir persönlich zu reden, zulassen; aber sowie die Liebe befiehlt, von Allen das Beste vorauszusetzen (1. Cor. 13), so gebietet auch der Glaube (Matth. 10.: hütet Euch vor den Menschen!), von Allen das Schlimmste zu fürchten. Manches spricht für den Menschen, aber es ist auch Manches, welches meinen Argwohn, wenn auch nicht erregt, so doch auch nicht beschwichtigt. Das Beste also wäre, daß der Fürst ein kleines Wegegeld an ihn wende und es dann zuläßt oder befiehlt, daß er dort bleibe, damit wir sehen, was aus ihm werde. Es ist wahrscheinlich, daß der Satan Alles versuche und alle Künste seiner Gleisnerei aufbiete, weshalb Keinem zu trauen, es sei denn, daß man seiner Sache gewiß geworden sei. Wenn Christus Jemand als Evangelisten zu uns senden will, so wird er uns sicherlich durch vorausgehende oder nachfolgende Zeichen eine Ueberzeugung beibringen."

Lambert erhielt so endlich die Erlaubniß und die Mittel zur Reise nach Wittenberg. Am 23. Januar schrieb Luther über ihn an Spalatin: „Jener Johannes Serranus, dessen wahrer Name Franz Lambert ist, ist bei uns angekommen. Er ist ein Mann von vornehmer Geburt, hat zwanzig Jahre bei den Minoriten, welche ihm das Geschäft eines apostolischen Predigers übertragen hatten, gelebt, und ist dann wegen über ihn verhängter Verfolgung entflohen und in Armuth gekommen. An der Unbescholtenheit des Mannes ist nicht zu zweifeln; Männer, welche ihn sowohl in Frankreich als in Basel gehört haben, dann aber auch der Baseler Suffragan Tripolitanus und Pellicanus geben ihm das beste Zeugniß. Wiewohl wir nun Ueberfluß an den besten Lehrern haben, so wollen wir ihn doch, wenn er anders tüchtig ist, nicht von uns stoßen. Der Mann gefällt mir in allen Stücken und ich glaube ihn, so weit dieß überhaupt möglich ist, hinlänglich bewährt und würdig gefunden zu haben, daß wir ihn in seiner Verbannung unterstützen und tragen. Aber Du kennst ja meine Vermögensverhältnisse und weißt, daß ich, geschweige ihn unterhalten zu können, selbst von Anderen unterstützt werden muß. Nach meiner Meinung muß man den Fürsten bitten, zwanzig bis dreißig Gulden, nicht um sie zu verlieren, sondern in Liebe für Christus auf Zins zu geben, an ihn zu wenden, bis er von seinen Landsleuten oder durch eigene Arbeit seinen Unterhalt gewinne. Schwerlich wird er, wie ich glaube, da er seines Gleichen oder Meister wohl finden wird, lange hier bleiben. Jedenfalls müssen wir uns über den Verbannten erbarmen."

Lambert verweilte in Wittenberg über ein Jahr, bis in die zweite Hälfte des Februar oder bis Anfang des März des Jahres 1524. Wie Vieles mochte er dort zu schauen, zu erfahren und namentlich zu lernen haben!

Wie sehr mußten aber dort auch die Anforderungen, die er an sich selbst zu stellen hatte, gesteigert werden. Ein Kleiner unter so vielen Großen! Luther gab ihm am Ende seines Wittenberger Lehrjahres das Zeugniß: „Er ist ein Mann, der im Vortrage gesunder Wissenschaft ein Etwas kann und vermag, aber nicht gewachsen unseren Barnabis und Paulis."

Seine äußere Lage war und blieb eine dürftige. Er war, was seinen Unterhalt betrifft, auf den Kurfürsten und einige Freunde, namentlich Luther selbst angewiesen. An den Kurfürsten schrieb er einmal: „Um Christi willen bitte ich Dich, daß Du Befehl ertheilest, mir eine Hülfe zu gewähren. Ich bin arm und habe nichts, wovon ich lebe." Und auf Luther's Güte wieß er mit den Worten hin: „Denn ich erröthe, daß ich auf Unkosten unseres sehr theuren Luther erhalten werde." Letzterer verwandte sich wiederholt für den Flüchtling, so unter dem 25. Februar 1523 in einem Briefe an Spalatin mit den Worten: „Du antwortest nicht darüber, was Du für den Franz Lambert aus Gallien bei dem Fürsten ausgerichtet hast. Jedenfalls ist er ein braver Mann und dazu ein Verbannter. Es fällt uns schwer ihn ganz zu erhalten, schwerer aber noch, ihn zu verlassen. Denn ohne Zweifel ist Christus selbst uns in diesem Armen dargestellt; wenn Du aber nichts für ihn erlangen wirst, so wird Christus den Seinen von anderer Seite her beizuspringen wissen. Ich begehre nicht ein Jahrgehalt für ihn, sondern daß er zeitweilige Unterstützungen empfange, oder wenigstens eine, etwa 10 Gulden." Dem Kurfürsten selbst wurde er am Pfingstfeste des genannten Jahres mit einigen vornehmen Franzosen, welche bis dahin in Wittenberg gelebt hatten, zu Lochau vorgestellt. Spalatin, der diese Audienz vermittelte, wurde damals sein Freund und Gönner.

Da Lambert bei seiner Unkenntniß der deutschen Sprache nicht als Prediger auftreten konnte, so suchte er sich auf den Rath Luther's anderweitige Beschäftigungen und war theils als Lehrer theils schriftstellerisch thätig. Zuerst las er über den Propheten Hosea, sodann über Lucas, Ezechiel und das hohe Lied. Sein Publicum war nicht gerade gering, die Einnahme dagegen sehr gering. So empfing er für seine halbjährigen Vorträge über das Evangelium des Lucas Alles in Allem 15 Groschen.

Die erste Schrift, welche er veröffentlichte, war eine solche, worin er sich selbst und seinen Uebertritt zur Gemeinschaft der Evangelischen rechtfertigte. Sie führt den Titel: Gründe, wegen welcher er die Gemeinschaft und die Kleidung der Minoriten abgethan habe. *) Leider verbreitet sie sich nicht so ausführlich über die Lebensgeschichte des Verfassers als wünschens-

*) „Fr. L. Aven. Theologi Rationes propter quas Minoritarum conversationem habitumque rejecit." Sie ist wiederholt in 4° und 8°, gedruckt worden, zuerst 1523. Genauere Nachrichten über die Literatur finden sich bei Baum im Anhange, worauf hier ein und für alle Mal verwiesen wird.

werth wäre. In engem Zusammenhange mit der eben genannten Schrift stand seine zweite: „Erläuterungen über die Regel der Minoriten", *) eine Warnungsschrift gegen das Klosterleben, gerichtet zumeist an Mönche und Nonnen und geschrieben mit dem flammenden Zorn und dem seligen Ernste eines solchen, der das Elend und den Sündendienst der Klöster, aber darnach auch die Freiheit eines evangelischen Christmenschen und die allgenugsame Gerechtigkeit des Sohnes Gottes geschmeckt hat. Sein Rathschlag geht dahin, die Klöster allmählig in Erziehungsanstalten umzuwandeln und sofort Allen den Austritt aus denselben zu verstatten. Vorgedruckt sind diesem Buche zwei Empfehlungsbriefe, der eine von Luther, der andere von dem franz. Ritter Anemundus Coctus verfaßt. Als drittes Buch veröffentlichte er einen Commentar zum Propheten Hoseas, dem eine Abhandlung über die Unfreiheit des menschlichen Willens angehängt ist **) und als viertes einen Commentar zum Evangelium des Lucas. ***) In der Widmungsschrift, an Spalatin gerichtet, sagt er über Entstehung des zuletzt genannten Werkes: „Weiter erbittest Du von mir Erklärungsschriften zum ganzen Lucas, nämlich zum Evangelium und der Apostelgeschichte, weil deren Geschichte eine zusammenhängende sei" und weiter unten: „Du willst, daß wir, was wir über das erstgenannte Buch, nämlich das Evangelium, beim Vorlesen auf der christl. Academie in Wittenberg aufschrieben, zum gemeinen Nutzen der Gläubigen dem Drucke übergeben. Dein Wille ist mir nun aber Befehl. Nach Deinem Befehle also haben wir selbige Commentare zurecht gemacht und an vielen Stellen gemehrt, damit sie zur Unterrichtung des Volkes desto wirksamer seien. Wir hatten es dabei darauf abgesehen, daß man aus diesem Commentar nicht bloß den Lucas, sondern auch den Matthäus und Marcus und Mehreres aus dem Johannes, Paulus und anderen heiligen Schriften verstehen könne. Weiter hüteten wir uns sorgfältig, daß nichts vom Gifte der Sophisten beigemischt werde, weil sie nicht aus der Weisheit des Fleisches sondern nur

*) Der vollständige Titel der zweiten Ausgabe lautet: Christianissimi Dr. Martini Lutheri et Annemondi Cocti Equitis Galli pro sequentibus Commentariis Epistolae. Evangelici in Minoritarum regulam Commentarii quibus palam fit quid jam de illa quam de aliis Monachorum regulis et Constitutionibus sentiendum sit. In Epistola quae a libri Capite multarum sectarum perditionis catalogum invenies. Zuerst erschien sie im März 1523 zu Wittenberg, dann zu Straßburg u. s. w. Auch wurde eine deutsche Uebersetzung derselben zu Straßburg gedruckt.

**) In primum duodecim Prophetarum, nempe Oseam Fr. L. Avenionensis Commentarii. Ejusdem libellus De Arbitrio hominis vere captivo, sub quartum caput. Argentorati apud J. Hervagium. Cum gratia et privilegio Caesaris a MDXXV. 8.

***) Fr. Lamb. Aven. in Divi Lucae Evangelium Commentarii, nunc tertio recogniti, ac locopletati. Argentorati. Anno MDXXVI. 8°. Die erste Ausgabe erschien 1523 zu Wittenberg, die zweite durchgesehene und bereicherte bei Joh. Herwag in Straßburg, 1525, 8°.

aus dem Geiste Gottes verstanden werden können. Den Commentar über die Apostelgeschichte, fügt er hinzu, habe er noch nicht anfertigen können, da ihn der zum hohen Lied und zum Ezechiel zu sehr in Anspruch nehme. Wie wir aus den eben angeführten, im November 1523 geschriebenen Worten sehen, bereitete er in selbigem Winter auch noch einen, später mit einer Vorrede an den König Franz versehenen, Commentar über das hohe Lied vor. *)

Während Lambert mit rastlosem Fleiße an diesen Werken arbeitete, unterließ er es nun aber nicht auch an die weitere Ausbreitung der Reformation zu denken. Vor Allem faßte er sein Vaterland, Frankreich, in das Auge. Wie von seinem Herzen empfing er dazu mächtige Anregung durch manche Grafen, Ritter und Andere, welche, vom Evangelium angestrahlt, aus Frankreich nach Wittenberg gekommen waren und bei Luther und seinen Mitarbeitern Trost und Rath einholten. Mit um so größerer Hoffnung sahen diese Männer auf das Land jenseits des Rheines, da bereits viele Ohren und Herzen sich daselbst der reinen Lehre geöffnet und in gar manchen Städten, wie Paris, Meaux u. s. w. Vornehme und Geringe, Geistliche und Laien von der Bewegung ergriffen waren. Daß der Herr in seinem Rathe beschlossen habe, nur sehr langsam und durch die Bluttaufe hindurch dort dem Evangelium Bahn zu brechen, war annoch jedem menschlichen Auge verborgen. Jedenfalls war es Recht und Pflicht, einen Versuch zu machen, dem Vaterlande zu Hülfe zu kommen. — Unter den Landsleuten Lambert's, welche damals mit so vielen andern Fremden in Wittenberg verweilten, ragten aber namentlich zwei Brüder de Tauro und Anemundus Coctus, Herr zu Chastellar, hervor. Letzterer, früher Rhodiserritter, war ein besonders eifriger und frommer Mann. Er verließ erst im September Wittenberg. Von den beiden Brüdern begab sich der jüngere, Claudius, schon im Frühjahre in seine Heimath zurück.

Solche Männer nun waren es, welche in Gemeinschaft mit Lambert dahin strebten, zunächst wenigstens durch die Presse und namentlich durch Vertreibung von Flugschriften Frankreich nützlich zu werden. Lambert sorgte nicht bloß dafür, daß seine und Anderer lateinische Schriften dahin einen Absatz fänden, sondern war auch darüber aus, passende Tractate in das Französische und Italienische zu übersetzen und drucken zu lassen. Unter dem 14. Juni schrieb er an Spalatin: „Ich habe angefangen Einiges in französischer Sprache herauszugeben, denn von Hamburg sind Nachrichten angekommen, wornach französische Tractate begehrt werden. Man sagt, daß ein dortiger Buchdrucker in dieser Sprache schöne Arbeit liefere und

*) In Cantica Canticorum Salomonis, libellum quidem sensibus altissimum, in quo sublimia sacri Conjugii Mysteria quae in Christo et Ecclesia sunt, pertractantur, Commentarii, Wittenbergae praelecti. Argent. apud J. Hervagium Mense Aug. MDXXIV, 8°. Abdruck davon 1525 zu Nürnberg.

sie dann zu Schiffe nach Frankreich befördere." Ein anderes Mal erklärte er, daß er mit Abfassung vieler Schriften beschäftigt sei, welche Claudius de Tauro mit nach Frankreich nehmen wollte. Darunter befand sich auch ein Schreiben an den Parlamentsrath zu Aix. Luther selbst wendete sich damals auf Veranlassung Lambert's und des Anemundus Coctus in längeren Schreiben an Peter Lizet, den Advocaten des Königs, ja an den Herzog von Savoyen.

Alle diese viele Arbeiten und die ihn noch mehr als Arbeitslast drückende Armuth hielten nun aber Lambert nicht ab, an seine Verheirathung zu denken. Er führt als Grund dafür offen und ehrlich das an, daß er die Gabe der Enthaltsamkeit nicht habe und oft in Bedrängniß des Fleisches sei, welche ihn bisweilen sogar an seinen Studien hinderlich werde. Namentlich in seinem Buche über die Ehe und dem über das hohe Lied rechtfertigte er gründlich und meisterhaft diesen Schritt. Am meisten beruhigte ihn, der doch selbst bei der Neuheit der Sache anfangs mit einiger Furcht drein sah, der Umstand, daß der Kurfürst und Spalatin seine Verheirathung nicht ungünstig aufnahmen, ja einen Wildpretsbraten zur Hochzeit einsendeten. Die erwählte Braut war Christina, eine ehrbare Bäckerstochter aus Herzberg, welche er in dem Hause des berühmten Arztes Augustinus Schurf kennen gelernt hatte. Schon drei Wochen nach der Verlobung wurde, am 13. Juli, die Hochzeit gefeiert. Lambert war der erste französische Mönch, welcher in die Ehe trat. Seine Arbeit über das hohe Lied unternahm er geradezu auf Veranlassung seiner Verheirathung, da einige Freunde mit der Erklärung an ihn herantraten, daß es ein eines jungen Ehegemahls würdiges Unternehmen sei, das hochheilige Geheimniß der Ehe zwischen Christus und seiner Kirche an das Licht zu stellen und der von Christo selbst in seinen Gleichnissen und sonst so hoch gewürdigten Ehe ihre volle Ehre auch vor den Augen der Welt zuzuweisen.

Obwohl nun der junge Ehemann um seiner Familie willen sich mit Freudigkeit neue Opfer und Entbehrungen gefallen ließ, so vermochte er es dennoch auf die Dauer nicht, in Wittenberg auszuharren. Aber nicht bloß die Armuth drückte ihn. Schwerer noch als diese belastete ihn die Erwägung, daß er in der Stadt an der Elbe neben so vielen ausgezeichneten Lehrkräften überflüssig sei und seine Tage fast unnütz zubringe und daß er dagegen an einem anderen Orte vielleicht manche Frucht schaffen könne. Dazu war sein Herz voll heißer Sehnsucht dem Vaterlande zugewendet und alle seine Gebete zielten zumal dahin, daß der Herr diesem die helle Morgenröthe des Evangeliums möge aufgehen lassen. Er wünschte, wenn auch nicht direct nach Frankreich, so doch näher an dessen Grenzen sich begeben zu können und von da aus auf dasselbe einzuwirken.

Anfangs faßte er Zürich in das Auge, von wo aus ihm überdies Einladungen zugekommen zu sein scheinen. Unter dem 14. August 1523 ersuchte Luther den Spalatin, ihm ein Reisegeld bei dem Kurfürsten für diesen

Zweck zu erwirken. Nachmals fielen seine Gedanken auf Metz, welche Stadt nicht bloß den Gränzen Frankreichs näher lag, sondern auch selbst einen verheißungsvollen Wirkungskreis darzubieten schien. Auch Luther sah sich für ihn um ein Plätzlein um. An Nic. Gerbellius in Straßburg schrieb er: „Ich bitte also um jenes willen, daß Du mir antwortest, ob ein anständiges und vortheilhaftes Unterkommen, das ihm Unterhalt gewähre, sich bei Euch finde.“ „Er gedenkt in der Nähe Frankreichs durch Uebersetzung meiner Schriften für sich selbst Nahrung, für Andere aber Frucht schaffen zu können. Unser Fürst würdigt ihn bisweilen eines Geldgeschenkes und hat ihm in diesem Jahre 40 Goldgulden geschenkt.“ Lambert selbst schwankte bei seiner Wahl namentlich zwischen Zürich und Metz und gerieth bevor er sich entschied, mehrmals in große Herzensangst. Dreimal und dann, als neue Anfechtungen von Außen kamen, ein viertes Mal nahm er dazu seine Zuflucht, unter Gebet das Loos zu werfen. Dieses entschied jedesmal für Metz. So machte er sich denn, gewiß, daß der Ruf von Gott sei, dahin auf den Weg.*)

3. Lambert in Metz und Straßburg.

Ueber Straßburg, wo er wahrscheinlich nur einige Tage verweilte, gelangte Lambert noch im März des Jahres 1524 nach Metz. Aus Vorsicht nannte er daselbst seinen Namen nicht. Nur das wurde bekannt, daß er früher ein Mönch gewesen und jetzt aus der Umgebung Luthers komme. Seine Frau war bei ihm.

Aber nur zu bald stellte es sich heraus, daß sich ihm eine Aussicht auf dauernde und erfolgreiche Wirksamkeit hier nicht darbiete. Die reformatorische Bewegung, zunächst von dem berühmten Humanisten und Geheimnißkrämer Cornelius Agrippa von Nettesheim, welcher als Syndicus der Stadt großen Einfluß besaß, angeregt, war nicht nur auf vielfachen Widerspruch gestoßen, sondern wurde auch durch die directesten Gewaltmaßregeln bekämpft. Der Herzog von Lothringen, welchen Lambert als einen von Natur gütigen und sanften Herrn schildert, stand ganz unter dem Einflusse der Geistlichkeit und hatte, gereizt von dieser, bereits ein Edict ausgehen lassen, wodurch die Auslieferung der lutherischen Bücher

*) In der Vorrede zum Propheten Hoseas entschuldigt er sich, daß er ohne Erlaubniß des Kurfürsten (dieser war nämlich damals auf dem Reichstage abwesend) und „contra omnium amicorum etiam praedicti Martini atque Philippi Melanchthonis consilium“ Wittenberg verlassen habe. Dann sagt er: „Vere enim vocavit me Deus, ut exirem e Wittenberga veniremque ad Metenses et in eventum, quo non me sustinerent illic docentem Christum, venirem Argentoratum, aut in aliam e civitatibus Germaniæ, terris Galliæ vicinioribus, ut ipsis fratribus per Gallias proximior adeoque utilior fierem, donec alio vocarer.“

und die Ueberweisung aller Geistlichen, welche „ketzerische" Lehre vortrügen, an das Inquisitionsgericht befohlen wurde. Dadurch waren viele Bürger so eingeschüchtert und der Magistrat selbst, in dessen Rathsstuben man früher nicht selten für und gegen die neue Lehre disputirt hatte, so bestürzt gemacht worden, daß Lambert nicht hoffen durfte, in dieser Stadt lange geduldet zu werden. Wirklich ward auch Lambert's Gesuch, worin er um die Erlaubniß bat, öffentlich predigen zu dürfen, von dem Rathe der Dreizehn alsbald abschlägig beantwortet. Da der wüthende Haufe der Geistlichen, deren sich gegen 900 in der Stadt befanden, bald darauf immer drohender die gefängliche Einziehung „des lutherischen Ketzers" verlangte und Lambert es nicht für gerechtfertigt hielt, sein Leben muthwillig und ohne alle Aussicht auf Erfolg einzusetzen, so entschloß er sich schon nach ungefähr 14 Tagen die in größter Aufregung befindliche Stadt wieder zu verlassen. Auch hier hatte er eine Reihe von Streitsätzen, 116 an der Zahl, veröffentlicht und sich zu deren Vertheidigung erboten. Er begab sich nun nach Straßburg und trat damit in den Ort ein, an welchem seine schriftstellerische Thätigkeit sich am fruchtbarsten entfalten sollte.

Doch verließ er Metz nicht, ohne dort einen Freund gewonnen zu haben, den er seinen Jonathan nennen durfte und dem er fortan eine rührende und schmerzensvolle Theilnahme schenkte. Es war dieser Mann jener Johann Castellanus, ein Augustinermönch, welcher durch heldenmüthigen Märtyrertod in den Flammen für seinen Glauben Zeugniß ablegte. Als Lambert die Stadt verließ, stand er noch in voller Thätigkeit. Einnehmend und beredt, kühn und fest war er der furchtbarste Gegner der unwissenden und schamlosen Pfaffen und Mönche. Aber annoch schützte ihn die Gunst des Volkes.

In Straßburg fand Lambert freundliche und liebevolle Aufnahme. Der junge Mann mußte sich hier in geistiger Beziehung recht in seinem Elemente fühlen. Es gab keinen zweiten Ort in der Welt, wo eine stattliche und kräftige Bürgerschaft sich so für das Evangelium begeisterte, wo so viele wahrheitssuchende Männer, aus allen Ländern zusammenströmend, so gastliche Aufnahme und so vielfache Anregung erhielten und wo man auf biblischem Grunde mit solcher Kühnheit und Entschiedenheit ein freies kirchliches Verfassungsleben anstrebte. Auch für Lambert's theologischen Standpunkt mußte diese Stadt vielfach anregend und fördernd sein. Eine freiere Theologie und namentlich eine freiere und biblischere Sacramentslehre hatte daselbst eine Stätte und Vertreter gefunden. Der Schüler Luthers trat hier zum zweiten Mal in eine Schule des Lebens ein.

Fassen wir Straßburg etwas näher in das Auge.

Straßburg war ein uralter Sitz, ja in Deutschland vielleicht der bedeutendste Anhaltspunkt der die Reformation vorbereitenden Secten und namentlich jener ächten deutschen Mystik, welche zur Reformation in dem-

selben Verhältniß steht wie die schöne Blüthe zu der reifen goldenen Frucht. Schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich in Straßburg die frommen bibelkundigen Waldenser eingefunden und unter Vornehmen und Geringen, Priestern und Laien Proselyten gemacht. Zwar hatte die Inquisition sie oft mit Feuer und Schwert verfolgt und gleich zu Anfang fünfhundert derselben eingezogen, und achtzig, unter denen der bekenntnißmuthige und todesfreudige Priester Johannes selbst sich befand, verbrannt; aber niemals hatte man sie ganz zu vertilgen vermocht. Unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Gesellschaftsformen tauchten sie immer auf das Neue auf und streuten namentlich als Gottesfreunde und Winkler in tiefer Verborgenheit fruchtbringende göttliche Saamenkörner aus. Von einem Gottesfreunde, jenem Nicolaus aus Basel, in die Tiefen des christlichen Lebens und der christlichen Erkenntniß eingeführt, wirkte dann in Straßburg mit wunderbarer Macht über die Gemüther und deshalb mit großartigem Erfolge der gottinnige Johannes Tauler, der Lehrmeister Luther's, der Wiedererwecker der deutschen Predigt, wirkten dessen Freunde und Schüler, Johann von Dambach, Egenolph von Ehenheim und Dietrich von Colmar. Die deutsche Theologie, neben Tauler's Predigten das Lieblingsbuch Luther's, hatte ebenfalls gerade in Straßburg mit anderen dort selbst erzeugten herrlichen mystischen Producten weite Verbreitung und großen Beifall gefunden. In diesen letzten Tagen aber erst hatte dort Sebastian Brandt gelebt und geschrieben, hatte der gelehrte Humanist Wimpheling die Kinder der vornehmen Bürger unterrichtet und wider seinen Willen den neuen Ideen zugeführt, hatte der freimüthige, beredte und sittenstrenge Doctor Geiler von Kaisersberg († 1510), fast angebetet von dem Volke, auf einer für deutsche Predigt eigends gestifteten Kanzel den Aberglauben, die Unsitte und das gottlose Treiben der mittlerischen Priester gegeisselt und auf Christum und sein alleiniges Verdienst hingewiesen.

Ebenso wie durch seine religiöse Vergangenheit ward Straßburg aber auch durch seine Lage, das ganze Sein und Leben seiner Bürger und die Begünstigungen, welche seine treffliche Staatsverfassung gewährten, auf die Reformation hingewiesen.

Groß und prächtig streckte sich die regsame Stadt an der Grenze dreier mächtigen Reiche, von denen sie die verschiedenartigsten Anregungen empfing, an dem schiffbaren Rhein dahin. In fortwährend steigender Blüthe begriffene Gewerke und ausgebreiteter Handel hatten ihre Bürger reich und strebsam gemacht und mit Muth und Selbstgefühl erfüllt. Durch die zahlreichen dasigen Druckerwerkstätten und deren Producte aber waren alle Classen des Volkes, jede in ihrer Weise, literarisch angeregt. Uebersetzungen der deutschen Bibel und römische und griechische Classiker waren schon im vorigen Jahrhundert in Straßburg vielfach aufgelegt worden, jetzt wurden nun auch die Bücher Luther's und seiner Freunde häufig

gedruckt und verbreitet. In der Verfassung war ebensosehr dem Princip der Stetigkeit als dem der Beweglichkeit Rechnung getragen und ebensowohl den vielen reichen Adeligen, welche in der Stadt sich niedergelassen hatten und zur Verfeinerung der Sitten und Belebung eines ritterlichen Sinnes nicht wenig beitrugen, als den Bürgerlichen, und wieder ebensowohl den patrizischen Geschlechtern der Bürger als den schlichten Handwerksleuten eine entsprechende Betheiligung an der Regierung ermöglicht und garantirt. Man kann sagen, daß in der Straßburger Verfassung demokratische, aristokratische und monarchische Elemente in der glücklichsten Weise combinirt waren. Und die Männer, welche an der Spitze dieses Staatswesens standen, waren durchgängig die trefflichsten, hervorragend sowohl durch Rechtlichkeit und Weisheit als durch reiche Erfahrung und wissenschaftliche Bildung. Der Mann, welcher damals die oberste Leitung der Republick in seiner Hand hatte, der Stättemeister Jakob Sturm von Sturmeck ist vielleicht sogar die edelste und schönste Erscheinung des ganzen Reformationszeitalters. Ein aufopferungsvoller und freigebiger, frommer und beredter, gelehrter und thatkräftiger Herr, wie sie selten geboren werden, erhob er in kurzer Zeit den Straßburger Staat auf den höchsten Punkt seiner Blüthe und Machtentwicklung.

Als Lambert in Straßburg anlangte, war die Reformation daselbst bereits zum Durchbruche gekommen. Eröffnet war die Bewegung worden durch Symphorion Pollio, den Carmeliter Tilman von Lyn und namentlich durch Matthäus Zell. Letzterer, ein sittlich-ernster, freimüthiger und wenn auch nicht gelehrter, doch wohl unterrichteter glaubensfester Prediger am Münster, hatte zuerst mit nachhaltigem Erfolge das Evangelium gepredigt. Geschützt durch das Volk und das zögernde Eingreifen des Magistrats hatte er sich trotz der Angriffe der Stiftsherrn in seiner Stelle behauptet. Als man ihm die Kanzel Geiler's verschloß, baute das Volk ihm eine hölzerne, tragbare Kanzel. Ihm zur Seite traten später zwei mit allen Waffen protestantischer Wissenschaft ausgerüstete Männer. Der eine war Caspar Hedio, theol. Dr., ein sanfter und besonnener Mann, vorher Hofprediger des Kurfürsten von Mainz. Der andere war Wolfgang Fabricius Capito, ein gelehrter, in allen drei höheren Facultäten promovirter und welterfahrener Herr. Er hatte vor Kurzem von dem Mainzer Hofe, wo er die Stelle eines kurfürstlichen Kanzlers lange Zeit versehen, sich zurückgezogen und lebte nun als Propst am Straßburger Thomasstifte. Zuletzt war zu diesen Männern noch Martin Butzer hinzugekommen, der bald das Haupt der reformatorischen Partei wurde. Er war nicht nur gelehrt und gewandt, sittenrein und voll Begeisterung, sondern nahm als Kirchenpractiker sogar unter allen deutschen Reformatoren geradezu die erste Stelle ein.

Man kann es voraussetzen, daß Lambert in einer so frischen und regsamen und frommen Umgebung sich geistig wohl befand. Aus sieben

Gedichten, welche er Psalmen überschrieben hat und die er bald nach seiner Ankunft in Straßburg abfaßte, leuchtet dieses nun aber auch recht klar hervor. Schon der Umstand, daß er hier nicht so wie in Wittenberg gegen die andern Persönlichkeiten in Schatten trat, mußte sein Gefühl des Wohlbehagens vermehren und ihn zu neuer Thätigkeit anspornen.

Von ihrer äußern Seite betrachtet war allerdings seine Stellung auch in Straßburg eine höchst dürftige. Da er wegen seiner Unkenntniß der deutschen Sprache nicht zu einem Predigtamte gelangen konnte, mußte er von der Schriftstellerei, seinen Vorlesungen und von Unterstützungen, die ihm gereicht wurden, leben. Er scheint fortwährend mit großer Noth zu kämpfen gehabt zu haben. Vom Magistrate erhielt er in Folge einer an denselben gerichteten Bittschrift seit dem November des Jahres 1524 eine wöchentliche Unterstützung. Gleichzeitig wurde er damals mit dem Bürgerrechte beschenkt. Einer seiner Hauptgönner scheint der Domdechant, Graf Sigismund von Hohenlohe, gewesen zu sein.

Seine Vorlesungen eröffnete er mit Erklärung des Propheten Ezechiel und ließ dann die der drei ersten Briefe des Apostel Paulus folgen. Auch über die Offenbarung Johannis und den Daniel las er. *)

Belangreicher war seine schriftstellerische Thätigkeit. Sein Zutrauen zu seinem Talent, namentlich dem einer klaren Auffassung und lebendigen Darstellung und die damit gegebene Lust, sowie die äußere Noth, in der er sich fortwährend befand, bewirkten, daß er mit dem größten Fleiße der Bücherschreiberei oblag. Auch ist in seinen Schriften offenbar ein Fortschritt wahrzunehmen. Man bemerkt mit Freude, daß sein Gesichtskreis und damit seine Ideen sich erweitert haben, daß seine Kenntnisse sich vermehrt und daß er gründlicher arbeitet.

Zuerst, und zwar bald nach seiner Ankunft, veröffentlichte er seinen Tractat über die heilige Ehe. Er schrieb ihn, um damit eben sowohl seine eigene Ehe als die der Straßburger Geistlichen, von denen mehrere sich eben verheirathet hatten, vor der Welt und gegenüber den frechen Angriffen der Pfaffen zu rechtfertigen. Es liefert dieses Buch nicht bloß eine glänzende und gründliche Rechtfertigung der Priesterehe, sondern ist zugleich eine gedankenvolle Exposition über die Ehe, ihre Pflichten und Rechte überhaupt. Mit besonderem Glück vertheidigt er darin auch den Eintritt der Armen in die Ehe und weist mit Nachdruck nach, wie sittlich hoch auch der ärmste verheirathete Priester solchen Geistlichen gegenüberstehe, die auch nur innerlich der Unkeuschheit huldigten. **) Das Buch verdiente

*) Vorrede zu den Commentarii in IV. ultim. prophetas.

**) An den Rath von Besançon schrieb er über dieselbe Materie: „Wie lange noch sollen wir sie (die Bischöfe) das christliche Volk mit Füßen treten und es hinmorden lassen, um ihre Tyrannei zu behaupten, ihre Dirnen zu hätscheln und ihres Bauches zu pflegen? Sie versagen den Pfarrherrn rechtmäßige Weiber und verkaufen ihnen hier und da Buhlerinnen, und aus dem schändlichen Laster-

noch heute gelesen zu werden. Seine Zeitgenossen haben es freundlich aufgenommen und es trug nicht am wenigsten mit dazu bei, daß Lambert's Name weithin bekannt wurde. Es ist auch in das Deutsche übersetzt. *)

Ebenfalls noch im Jahre 1524 veröffentlichte er seine bereits oben erwähnten Vorlesungen über das hohe Lied und ein Buch über die Ursachen der Blindheit so vieler Jahrhunderte. **)

In den Jahren 1525 und 26 erschienen von ihm eine Sammlung seiner Streitsätze ***), ein Buch über die Berufung der Gläubigen zum Reiche Christi †), in mehreren Bänden die Fortsetzung und der Schluß seines Commentares über die kleinen Propheten ††), in einem Bande zusammen eine Schrift „über die Prophetie, Gelehrsamkeit und Sprachen und über Buchstabe und Geist" und eine andere „über den Unterschied des satanischen Fleischesreizes und des Brennens" †††) und endlich ein Commentar zu den 4 Büchern der Könige und der Apostelgeschichte. *)

An den Kämpfen mit den römischen Gegnern in Straßburg scheint der lebhafte Mann regen Antheil genommen zu haben. Unter Anderem stritt er öffentlich, jedesmal vor Beginn seiner Vorlesungen, gegen Thomas Murner. Dieser war neben Fischart der bedeutendste Satiriker seiner Zeit, aber nicht wie dieser eine sittliche Natur, sondern ein Musterbild der Frechheit, der Schaamlosigkeit und des gottlosesten Ehrgeizes.

---

handel vermehren sie gewaltig ihre Einkünfte." — Fast alle Bischöfe nämlich duldeten damals, daß ihre Pfarrer gegen Erlegung einer Abgabe öffentlich mit Concubinen lebten. —

*) Commentarius de Sacro Conjugio adversus pollutissimum perditionis coelibatum. Liber in LXIV. positiones divisus quibus quiquid ad matrimonium spectat complexus est. Mens. Maj. apud Joh. Hervagium, MDXXIV.

**) Commentarii de Causis Excaecationis multorum saeculorum ac veritate denuo et novissime Dei misericordia revelata deque imagine Dei aliisque nonnullis insignissimis locis, quorum intelligentia ad cognitionem veritatis perplexis im piis mentibus non parum luminis adferet. s. l. et a. 8^0.

***) Farrago omnium fere rerum theologicarum s. l et a., aber zu Anfang 1525 erschienen. Auch in das Englische übersetzt 1536. 12^0.

†) De Fidelium vocatione in Regnum Christi i. e. in Ecclesiam. De Vocatione ad ministeria ejus, maxime ad Episcopatum. Item de Vocatione Matthiae per sortem ac similibus s. l. et a. 8^0. Auch 1525 und zwar vor dem Monate Juni.

††) In Johelem Prophetam cet., erste Hälfte 1525, s. l. et a. — In Amos, Abdiam et Jonam Prophetas. Commentarii. Fr. L. Av. Th. — Allegoriae ejusdem in Jonam. Argent. apud Joh. Hervagium mens. Junio A. MDXXV. — Commentarii in Micham, Naum et Abacuc. Argent. ap. J. Hervagium (1525). 8^0. — Commentarii in quatuor ultimos Prophetas nempe Sophoniam, Aggeum, Zachariam et Malechiam. Argent. apud Joh. Hervagium mens. Januario Anno MDXXVI.

†††) „Commentarii de Prophetia, Eruditione et Linguis deque Litera et Spiritu" und „Libellus de Differentia stimuli Carnis Satanae nuncii et ustionis" in einem Bande, Argent. ap. Joh. Hervagium mense Martio MDXXVI.

*) Commentarius in IV Libros Regum et in Acta Apostolorum. Argent. 1526. 8^0.

Auch gegen Conrad Treger, Provinzial der Augustiner, welcher 100 Streitsätze veröffentlicht und zu deren Vertheidigung sich erboten hatte, sodann aber zu entfliehen suchte, wendete er seine Waffen. Die Sammlung der Streitsätze, 385 an der Zahl, gab er ihm gegenüber heraus.

Mit besonderer Aufmerksamkeit schaute er der Entwicklung der Dinge in Metz zu. Aber er vernahm zunächst nur höchst Betrübendes. Johannes Castellanus, sein Freund, und Vedastus, ein anderer Prediger des Evangeliums waren unter Anwendung von List und Betrug in Gefangenschaft gebracht worden und wurden nunmehr von dem geistlichen Gerichte mit dem Tode bedroht. Lambert that zwar Alles, was ein schwacher Mensch in seiner Lage für einen fernen Freund thun kann, aber ohne allen Erfolg. Weder seine Briefe an den Magistrat von Metz, noch die Zuschriften an den Herzog von Lothringen und Andere, worin er flehentlich um Loslassung seines Freundes bat und sich erbot, bei Zusicherung freien Geleites in Metz zu predigen und die Sache des Evangeliums öffentlich gegen alle Cleriker zu vertheidigen, vermochten die Lage des Castellanus zu verbessern. Nach neunmonatlicher Gefangenschaft wurde dieser dem Feuer übergeben und starb eines seligen und herrlichen Todes. Lambert ward von diesem Ereigniß auf das Tiefste ergriffen. In heiligem Schmerze feierte er das Andenken seines Freundes in mehrfachen Beschreibungen seines Lebens und Leidens, zuerst im fünften Capitel der Farrago und sodann in seiner Vorrede zum Propheten Hoseas. Freudig bewegen mußte es dagegen Lambert, als er hörte, daß mit der Stimme des Castellanus nicht auch die Reformation erstickt sei. Die Metzer Bürger, von tiefer Trauer ergriffen, traten nun offener hervor. Vedastus, der bald darauf den Flammen übergeben werden sollte, ward, da einige Tausende sein Gefängniß zu erstürmen wagten, gerettet und durfte sich nach Straßburg zu Lambert, der ihm trotz seiner eigenen Armuth ein Asyl darbot, flüchten. Statt dieses aber traten im Juni 1525 neue Kämpfer für die gute Sache auf den Schauplatz: Farel, der nachher ein gewaltiger und muthiger Bahnbrecher der reformatorischen Sache in der Schweiz wurde, Peter Tossanus, ein junger und eifriger Chorherr am Münster zu Metz, früher um des Evangeliums willen flüchtig, und, aus Deutschland mit diesem anlangend, ein Ritter von Esch. Peter Tossanus begehrte von dem Rathe der Dreizehn, daß man sie höre. Als sie von diesem abschläglich beschieden wurden, wendeten sie sich mit einer Appellation an den Syndicus. Unter den Bürgern selbst erhob sich damals eine neue heftige Bewegung. Aber auch die Gegner der Reformation feierten nicht. Sie bedrohten die Reformatoren mit dem Tode. In dieser Zeit und auf solche Veranlassung hin wendete sich Lambert nun abermals an Antonius von Lothringen. Er that dieses in einem Schreiben, welches er seinem Commentar über den Amos, Obadja und Jonas vorsetzte. Mit Freimuth und Ernst erinnerte er den Fürsten an seine heilige Pflicht, für

den Glauben einzutreten, und wies darauf hin, daß die von den Reformatoren vorgetragene Lehre mit der heiligen Schrift, mit Christus, den Aposteln und der ganzen alten Kirche stimmte und daß die Gegner für alle ihre Anklagen noch kein einziges stichhaltiges Zeugniß der heiligen Schrift aufzubringen vermocht hätten. Sehr entschieden warnte er den Fürsten vor seinen heuchlerischen und grausamen Rathgebern und sprach seine ganze Entrüstung aus über den Inhalt des letzten Religionsedictes. Er meinte, dasselbe sei so blutdürstig und unmenschlich, daß auch ein Nero und Diocletianus nichts Grausameres hervorgebracht hätten und daß es unerhörte Frechheit sei, wenn der Ausschreiber diese Gesetze damit zu begründen wage, daß es so sein „Wille und Wohlgefallen" sei.

Vor Allem faßte er sein Vaterland, Frankreich, in das Auge. Er scheint in dieser Richtung, sich nicht minder über die Bedeutung seiner Persönlichkeit als über die Richtung des Königs und die religiösen und socialen Verhältnisse Frankreichs täuschend, fast schwärmerische und jedenfalls sehr überschwängliche Erwartungen gehegt zu haben. Für Frankreich ein Luther zu werden, das war das Ziel, welchem er zustrebte. Zunächst war er darüber aus, den König Franz I. für die von ihm vertretene Sache zu gewinnen. Da ein Bote, den er mit einem Briefe und Büchern von Metz aus an den König abgesendet hatte, aufgefangen worden war, so versuchte er es jetzt durch Zusendung seines Tractates von der Ehe und eine diesem vorgesetzte Zuschrift auf den König einzuwirken. Diese Zuschrift war mit Freimuth und nicht ohne Derbheit abgefaßt, aber blieb wahrscheinlich schon darum ohne allen Erfolg, weil sie schwerlich an Franz I. gelangte. In warmer Sprache stellte er ihm darin bald das Gericht vor Augen, welches alle Feinde der Wahrheit bedrohe, bald wies er ihn hin auf den Zuwachs an Macht, den das Königthum bei Niederwerfung der Bischöfe gewinnen werde, bald erinnerte er an die mannigfache Schmach, welche der jetzige wie die früheren Päpste den Königen angethan hätten. Auch das entwickelte er, wie bei Einführung des reinen Gotteswortes die Unterthanen an Gehorsam und so das Reich an innerer Kraft wachsen würden. Besonders suchte er den König dahin zu bestimmen, daß er sich Avignons und der Grafschaft Venaissain annehme und dort dem Evangelium, sei es auch unter Anwendung von Gewaltmaßregeln, Bahn breche. Bald darauf dedicirte er demselben Monarchen ein anderes Buch, den Commentar über das hohe Lied. Auch hier suchte er nicht am wenigsten dadurch Interesse für die Reformation bei dem Könige zu erwecken, daß er ihm die politischen Vortheile, welche sich an die Einführung des Volkes in die Wahrheit anschließen würden, vor die Augen stellte. Doch unterließ er nicht, auch mit Anderem und namentlich mit Vorführung der starken göttlichen Argumente seinen Antrag zu stützen und seinen Begründungen und Ermahnungen flehentliche Bitten hinzuzufügen. So sagte er unter Anderem: „Ich ein armer Sünder, ich bitte Dich um Jesu Christi, um

der vielen Auserwählten willen, die in Deinem Lande sind, laß ihnen die Vorrathskammern der einzigen reinen Seelenfreude nicht verschlossen sein. Denn es sind Viele in Frankreich, welche die Wahrheit erkennen und besitzen, aber die Bischöfe und Mönche, die Observanten vor Allen, verschließen ihnen den Mund. Siehe, was die Gläubigen Deines Reiches begehren, und ich mit ihnen, das ist heilig, nothwendig, von Gott geboten. Du kannst es nicht verweigern und Du wirst es nicht thun. Erbarme, o erbarme Dich Deines Volkes, großmächtigster König, und gib ihm Lehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit." Erfolgreicher als solche Zuschriften an den vielbeschäftigen und eitlen König oder Andere waren jedenfalls andere Mittel, welche Lambert für die Evangelisation Frankreichs zur Anwendung brachte. So nahm er darauf Bedacht, sein Vaterland mit anregenden Büchern zu versehen. Mit Vedastus übersetzte und verbreitete er viele deutsche Reformationsschriften. Das Buch, welches er „über die Ursache der Blindheit so vieler Jahrhunderte" schrieb, hat er wahrscheinlich sogar mit besonderer Rücksichtnahme auf Frankreich verfaßt. Es erschien gleichzeitig in lateinischer und französischer Sprache. Sehr unterstützt oder doch ermuntert wurde er bei Verfolgung dieser seiner Pläne theils durch die Straßburger Theologen, wie z. B. Martin Butzer, welche mannigfache Verbindungen mit Frankreich unterhielten, theils durch Landesleute, welche längere oder kürzere Zeit in der schönen großen Grenzstadt verweilten. Daß man aber nicht immer die Art seines Auftretens billigte, versteht sich von selbst. Peter Toffanus schrieb einmal an Farel, daß er doch verhindern möge, daß Lambert keine so tollen Briefe mehr schreibe, und bezog sich damit wahrscheinlich auf seine Zuschrift an den Herzog von Lothringen und eine Vorrede vor seinem Commentar über Micha, Nahum und Habacuc, worin er den Magistrat von Besançon in stürmischer Weise zur Einführung der Reformation aufforderte.

Uebrigens übersah Lambert auch die französische Schweiz nicht ganz. Ein feuriger und beweglicher Mensch, suchte er überall Anknüpfungspunkte. Wir theilen im Folgenden aus einem der dorthin gerichteten Briefe einiges mit. Es ist aus der Epistel entnommen, welche er seiner Sammlung von Streitsätzen beigab und an jenen Bischof von Lausanne richtete, dessen Bekanntschaft er bei seiner Durchreise durch jene Stadt vor drei Jahren gemacht hatte.*) Es war darin unter Anderem gesagt: „Auch kann ich Ew. Herrlichkeit nicht mit Wahrheit einen Bischof nennen, wenn ich Sie nicht beschimpfen und gegen mein Gewissen handeln will. Für einen Fürsten kann ich Ew. Herrlichkeit halten, aber nicht für einen Bischof, dieweil Sie das Evangelium nicht verkündigt. Es ist ein Schimpf für einen Fürsten, wenn man ihn einen Bischof nennt, denn was heißt das Anderes als: hier ist ein christlicher Prediger, der beständig das

*) Hier und an mehreren anderen Stellen nach der Uebersetzung von Baum.

Wort treibt, der vollkommne Kenntniß der heiligen Schrift besitzt, der demüthig, gastfreundlich ist, und der für seine Person in Beobachtung der Gebote des Evangeliums das Beispiel gibt, nicht Anderes kennt als das Lesen und Erklären der heiligen Schrift. Wenn nun aber von dem Allen keine Spur vorhanden ist? Es mag Ew. Herrlichkeit einen Bischof nennen, wer da will, ich nicht. Dafür möge Sie sorgen, daß Sie wahrhafte Bischöfe unter sich habe. Denn eine jede einzelne Pfarrei soll einen Bischof haben, welcher, wenn er vom Volke gewählt und von der Gemeinde irgend eines Ortes bestätigt worden, weder Briefe noch Siegel bedarf, und so lange für einen Bischof zu halten ist, als er das reine Evangelium vom Reiche Gottes verkündigt. Weicht er davon ab, so kann ihn die Gemeinde, welche ihn gewählt, entsetzen und einen anderen suchen." „Befindet sich wohl ein Einziger unter denen, die wissen, was Christi Lehre ist, und der dennoch spräche: ich gehöre Luthern an? Luther ist ein Mensch, aber wenn das was Luther oder ein Anderer sagt, göttliche Wahrheit ist, wie sollten wir nicht dem beifallen, was der heilige Geist, durch Luthern, uns geoffenbaret hat? Weder Luther noch seine Schriften haben mich gelehrt, was ich in der heiligen Schrift erkannt, wiewohl ich Luthern erkenne und bekenne, daß ich in seinem Umgang nicht wenig gelernt habe. Ich bin gewiß, daß er ein Apostel, ein Engel Gottes ist, das heißt: von Gott gesandt. Denn es wäre unmöglich, daß er solche Schriften, voll göttlicher Wahrheit, hätte verfassen können, wenn er nicht von Gott dazu gesandt wäre. Und so wie das was Paulus schrieb nicht verdammlich ist, deßwegen weil Paulus ein Mensch war, eben so wenig ist das, was Luther geschrieben verdammlich, weil Luther ein Mensch ist." „Verweigerst Du aber deinem Volke das Wort Gottes, so soll es Dir nicht gehorsamen; denn wenn sie Christi Schaafe sind, so wollen sie auch auf Christi Weide gehen. Es können daher alle gläubige Völker sagen, ja sie sollen sich dazu verbinden und sprechen: Wir wollen das Wort unseres Gottes hören, wir wollen nichts wissen weder von den Decreten und Satzungen des Papstes, noch von den Zänkereien der Sophisten! Verweigern dieß Fürsten und Obrigkeit, die doch selber für christgläubig gehalten sein wollen, so können sich die Völker geradezu ihrer Oberherrlichkeit entziehen. Denn die Völker sind gehalten in allen Stücken dem Fürsten oder sonstiger Obrigkeit sich zu fügen, ausgenommen in dem was gegen Gottes Wort ist, und darin, daß sie Gottes Wort nicht hören sollen." Indem er aber sich für einen wegen Eintritts in die Ehe von dem Bischof eingekerkerten Geistlichen verwendete, sprach Lambert Folgendes: „Siehe wohl zu, daß Du nicht von irgend Jemand Dich allzu leicht verleiten lassest, denn mit deiner Seele mußt Du bezahlen die Seele jenes Mannes, welcher einen nothwendigen, und wie ich in der Schrift von der Ehe an Franz I. hinlänglich bewiesen habe, einen frommen Schritt gethan hat. Denn auch ich bin ehelich geworden, die Synagoge

Satans mag nun toben wie sie will. Gott befiehlt die Ehe allen denen, die im Geiste nicht keusch bleiben können, der Papst verbietet sie und macht eitel Heuchler. Wem soll man gehorchen? Gott hat keinen Unterschied gemacht zwischen Geistlichen und Laien, der Befehl ist allgemein, und geht jeglichen Stand an, und wenn Ew. fürstliche Hoheit der Frömmigkeit Gehör geben will, so wird Ew. fürstliche Hoheit selbst ehelich werden und durch Ihr Beispiel die Gräuel zerstören helfen, welche durch die Eheloſigkeit entstanden sind."

Während nun aber Lambert, für Frankreich arbeitend und an Franzosen bittende und bedrohende Briefe richtend, für den Westen einen göttlichen Beruf zu haben meinte, stellte es sich heraus, daß Gott der Herr beschlossen hatte, ihn im Osten, und zwar in der Mitte Deutschlands, in Hessen, zu gebrauchen. Wahrscheinlich noch während des Reichstages zu Speier erhielt er einen Ruf von Landgraf Philipp dem Großmüthigen von Hessen, der sich eben mit ganzer Klarheit und Festigkeit des Willens für die Einführung der Reformation in seinem Lande entschieden hatte. Er scheint diesem von Melanchthon empfohlen worden zu sein.*) Es stand nun Lambert ein großes und schönes Arbeitsfeld offen!

Wahrscheinlich ging Lambert mit ganzer Freudigkeit des Herzens auf den empfangenen Ruf ein. Wie anregend die Verhältnisse in Straßburg auch für ihn waren, so hatte er bis dahin doch gerade das dort nicht erreicht, was er anstrebte, nämlich ein bestimmtes Amt in der Kirche oder doch für die Kirche. Und ob er Grund zur Hoffnung hatte, ein solches bald oder jemals in Straßburg zu erlangen? Jedenfalls war die Stimmung in der letzten Zeit ihm nicht günstiger, sondern ungünstiger geworden. Obwohl er manchen vornehmen und angesehenen Gönner zählte und Viele unter dem Volke den „Wälschen Doctor" wohl leiden mochten, so war seine Anwesenheit und seine und der Seinigen Haltung doch den Meisten nicht sehr genehm. Die ordnungsmäßigen und ehrsamen Bürger der freien Reichsstadt nahmen vielfach Anstoß an seiner „Wälschen Haushaltung" und seinem „protzigen Thun." Unter dem 17. Juli 1525 findet sich in dem Protocolle des Rathes und der Einundzwanzig die Bemerkung eingetragen: Item daß die Burger murren, daß man D. Francisco Lamberto fünfzig Gl. Jars gibt, er und sin Frau ein ungebürlichs Wesen tribt und er demselben vß dem streych dritt (sic!)." Unter den Gebildeten hatte er manche Gegner wegen seiner Unverträglichkeit. Ver-

*) „Ich erinnere mich auf einen Brief dieses Inhaltes im Corp. Reform. gestoßen zu sein. Ich kann die Stelle nicht wieder finden. In der Abendmahlslehre stand Lambert damals wenigstens noch nicht gegen Luther und konnte also diese schwerlich dem Melanchthon einen Grund abgeben, sich ungünstig über Lambert zu äußern oder von einer Empfehlung desselben abzustehen. — Uebrigens hat sich der Landgraf wahrscheinlich auch bei J. Sturm erkundigt."

mochte er doch selbst mit seinem Landsmanne Farel nicht immer gut auszukommen! Die meisten Gegner aber zählte er unter den Gelehrten. Diesen war sein ganzes Gebahren mannigfach zuwider und namentlich die Lebhaftigkeit und der fast revolutionäre Ton womit er in seinen Vorreden und Briefen Städte, Fürsten und Völker aufrief. Selbst gegen seine Commentare, die er mit einer gewissen Eilfertigkeit in die Welt hinaussendete, machten sich unter ihnen mancherlei Bedenken geltend und als er dann gar seine Schriftstellerei durch eine Art „Theologie der Thatsachen," nämlich durch sein Buch „über die Gelehrsamkeit und Sprachen u. s. w." zu rechtfertigen versuchte, verdarb er es vollends mit den Meisten. Manche fingen an, ihn als einen Gegner der wissenschaftlichen Theologie und der Wissenschaft überhaupt anzusehen. Sein Freund Nic. Gerbellius schrieb an Melanchthon: „Ich fasse die Hoffnung, daß die Studien wieder aufleben werden, welche die gottlose Frömmigkeit gewisser Leute zu verdammen wagt, unter denen jetzt jener Franziscaner Lambert unbesonnen raf't." Auch der Magistrat wurde bedenklich und ließ ihn ermahnen, hinfort nichts ohne vorhergehende Einholung seiner Einwilligung drucken zu lassen. Dennoch hatte er auch in dieser Zeit wenigstens einige Hoffnung an der neuen Schule, deren Errichtung man in Aussicht genommen hatte, angestellt zu werden. Ein Beschluß des Rathes weist darauf hin. Aber wenn es nun auch Lambert gelungen wäre, in Straßburg ein Amt zu finden, mußte er es nicht herausfühlen, daß man seiner in Straßburg jedenfalls nicht bedurfte und daß er unter allen Umständen neben den bedeutenden Männern, in deren Besitz diese Stadt war, nur eine untergeordnete Stellung einnehmen könnte? Nun kam aber noch hinzu, daß auch seine finanziellen Verhältnisse fortwährend sehr traurige waren und er in drückender Armuth lebte. Noch unter dem 13. Januar 1526 sah er sich genöthigt in einer Supplik an den Rath seine große Armuth vorzustellen.*) Gerade aus der Antwort, welche der Senat da-

*) Sie lautet: „1526. 13. Januar. Franciscus Lambertus an den Rath zu Straßburg." Gestrengenn, Ernvehsten, Ersamen, Fürnemen, Wysen, genedigen Herrn. In vergangnem Jar, onngefer umb dißzeit, hab ich mein große armut E. G. angezeygt, undt geoffenbart, undt Got hats geschickt das mir üntzhieher alle wochen ethwas Handreichung genediglich ist zugestelt worden, des Ich mich uffs aller höchst E. G. bedank, auch das menigklich möchte sehen mein Dankbarkayt, hab Ich denn gantzen propheten Ezechielem unnd dye drey ersten Episteln Pauli offentlich gelesen, unndt arbeit itzund im propheten Daniel, und In der erklerung des buchs so man nennet dye heimlich offenbarung unndt über das, so hab ich durch den truck hye In dyßer Stad lassen außgon villerley außlegung der heyligen schrifft und zu letst, daß Ich als mit einer kleinen schenk mein willig dinst gegen E. G. möchte anzeigen und eröffnen, hab ich auß den zwölff propheten dye vier letsten Sophoniam, Aggeum, Zachariam unndt Malachiam lassen außgon Im truck und E. G. dedicirt unndt zugeschrieben zu nutz gemeyner Christenheit, das dan E. G.

mals an ihn ergehen ließ, erkennt man die Situation, in der sich Lambert damals befand, recht klar. Im Rathsprotocolle (post Erhardi 1526) findet sich nämlich die Bemerkung: „D. Franciscus Lampertus bringt ein büchlin, darin er vber die vier letzten Propheten geschryben, so er M. M. G. H. als ein kleine gab, für bewißen guttat M. M. G. H. geben will, bit und supplicirt vnb wytter vnder haltung. Erkannt: daß die beden Herrn so vormals mit den Herrn zu St. Johann vnd den Carthausern gehandlet, fründlich reden sollen jn noch 1 Jar zu underhalten; vnd D. Francisco sagen, daß er sich darnach versehe, wo aber er das nit thun will oder kan, ja nit laßen hunger sterben, sondern vß den klöstern erhalten, damit, ob man zur vffrichtung der schulen sin bedurft, man jn by handen hätt; darzu auch sagen, daß er dank, vnd nichts laß drucken oder vßgeben, es sye jm dann zugelaßen vnd zuvor besehen."

Mußte sich Lambert unter solchen Umständen nicht gedrungen fühlen, dem ehrenvollen Rufe des Landgrafen von Hessen alsbald Gehör zu geben?

4. Lambert's theologische und kirchliche Richtung und Anschauung.

Es wird angemessen sein, wenn wir hier etwas näher auf Lambert's theologische und kirchliche Richtung und Anschauung einzugehen den Versuch machen. Nur von dem so gewonnenen Standpunkte aus wird es uns möglich sein, das Handeln, mit welchem Lambert auf dem neuen und großen Schauplatze seiner Wirksamkeit hervortrat, recht zu verstehen und zu würdigen.

Lambert war in dieser Zeit weder der lutherischen noch der zwinglischen Theologie mit ganzer Entschiedenheit und Klarheit zugethan. So

---

Jm besten uffnehmen unndt als ein kleine schenke eines armen dyners Christi, unndt Ewers bürgers nit verschmähen. Dan dyeweil Ich durch mangel teutscher sprach dem volgk nit kan predigen, ist doch mein wil und meynung, Jm latin, hye Jn disser stadt mit lebendiger stim, mit schreiben aber Jn gantzer Christenheit zu predigen unndt leren, dyeweil Ich aber hye zwischen mit großer armut bezwengkt, bin ich auß großer zuversicht gegen E. G. als barmbhertzigen unndt milten Herrn erschinen mit fleissiger bitt umb Christus willen mich meiner großen armut halben zu bedenken, uf daß so ich tag und nacht mit lesen und schriben, dye götlich schrift handel, haben mögn damit Ich und mein gefür ernert werden, das wir Jn Ewigkeit als getreue Underthonen gegen E. G. unsers Vermügens zum friden und allem gutem diser ehrlichen stadt, begeren zu beschulden, hymit sye befellende dem geist unndt der genaden Gotes. Amen. — Datum Samstags in Octava 3. Regium. Anno 1526. — E. G. Ersam Weißheit Underthenigster Dyner und Bürger Franciscus Lambertus vonn Avenione.

stand er aber nicht nur darum, weil es in den dreißiger Jahren systematisch ausgebildete Gegensätze dieser Art noch nicht gab, sondern auch deßhalb, weil er sowohl unter lutherischen als oberländischen Einflüssen sich herangebildet hatte. In jenen dreißiger Jahren war überhaupt weder eine lutherische noch eine reformirte Theologie in unserem heutigen Sinne vorhanden. Diese war das Product späterer Kämpfe und trat selbst wieder in sehr verschiedenen Entwicklungsstufen, in einer anderen nach 1530 und in einer anderen seit 1560 an den Tag. In der Zeit, wovon wir reden, waren die Gegensätze viel größer als später, aber um Vieles flüssiger; ferner waren die Unterschiede zwar mannigfacher als nachher, aber es wurden dennoch nicht so viele betont und zum Gegenstande des Streites gemacht und andererseits traten später, und namentlich in Folge von Consequenzmacherei, viele confessionelle Unterschiede erst hervor, an die man anfangs gar nicht gedacht hatte. Selbst in Bezug auf die Prädestinationslehre waltete damals noch kein Unterschied zwischen lutherischen und reformirten Theologen. Beide behandelten sie in derselben Weise und betonten sie gleich stark. Sie wurde auch in der lutherischen Dogmatik nicht durch Luther sondern durch Melanchthon zurückgedrängt und sodann gerade von den Männern völlig ausgemerzt, welche gegen Melanchthon ansonsten die heftigste Opposition machten. Auf Lambert wirkte die damalige Wittenberger Theologie nun aber um so mehr ein, da sie nicht nur in einer Zeit an ihn herantrat, worin er an eigenen Anschauungen und Forschungen noch sehr arm war, sondern sie auch von einem Mann vertreten wurde, dessen übermächtigen Persönlichkeit der empfängliche und lebhafte Franzose am wenigsten Widerstand zu leisten vermochte. Freier stellte sich Lambert erst zu Straßburg. Aber gerade über die Abendmahlslehre, den Brennpunkt des damaligen Streites, konnte er auch zu Straßburg zu keiner klaren Entscheidung kommen und erst in Folge des Marburger Colloquiums entschied er sich gegen Luther. Daß er in vielen Fragen der Kirchenverfassung und des Cultus den oberländischen Ansichten beipflichtete, wurde theils wohl durch den Einfluß der Straßburger Theologen, theils aber und namentlich dadurch bedingt, daß er überall auf das Wort der heiligen Schrift zurückzugehen liebte und daß seiner innersten Geistesrichtung die reformirten Anschauungen am meisten zusagte. Wenn seine Ansichten über Kirchenverfassung von der der lutherischen Kirche sehr abwichen, so hat dieses seinen Grund sogar durchaus nicht in einer principiellen Differenz, sondern nur darin, daß Luther nach der Abreise Lambert's von Wittenberg seine Ansichten änderte, oder vielmehr der Wucht geschichtlicher und anderweitig gegebener Verhältnisse erlag.

Am meisten charakterisirt sich Lambert's theologische und kirchliche Anschauung theils dadurch, daß er nur das göttliche Wort als Norm für Alles angesehen wissen wollte, theils dadurch, daß er in eigenthümlicher Weise eine Geisteskirche der veräußerlichten Papstkirche gegenüber

stellte. Jenes unbedingte Halten an dem göttlichen Worte und damit verbunden eine völlige Gleichstellung des A. und des N. Testamentes führte ihn zu alttestamentlich theokratischen Anschauungen und zu radicaler Verwerfung aller gegebenen kirchlichen Ordnungen. Dieses Betonen des prophetischen Elementes in den Gläubigen aber führte ihn dahin, daß er die wirklich existirende und in der Heranbildung begriffene Gemeinde mit der idealen Gemeinde verwechselte und bei den kirchlichen Organisationen die „hellen Haufen" wie Gemeinden bekehrter Christen behandelt wissen wollte. Wie der vorige Gesichtspunkt, so mußte ihn aber auch dieser zu radicaler Opposition vortreiben. Statt einer Reformation faßte er eine Neubildung der Kirche in das Auge. Nicht selten ließ sich der überschwängliche ungeduldige Franzose, dem das Reformationswerk nicht rasch genug voranging, sogar dazu fortreißen, geradezu revolutionäre Grundsätze auszusprechen und zu proclamiren.

Die Grundsätze, worauf Lambert seine Lehre von der Kirchenverfassung baute, waren der Hauptsache nach folgende: Alle Gläubige, Männer und Frauen, sind Priester.*) Es gibt zwei Aemter, das der Bischöfe oder Presbyter und das der Diaconen. Jene entsprechen den alttestamentlichen Priestern, diese den Leviten.**) Die Diaconen haben die Armenpflege. Die Handhabung der Kirchenzucht und des Kirchenregimentes, sowie die Wahl der Bischöfe steht der Gemeinde zu. „Es ist nothwendig, daß diejenigen, welche für die Anderen dem Worte Gottes vorstehen, auch von diesen Anderen gewählt werden."***) Auch kommt es der Gemeinde zu, darüber zu urtheilen, ob die Worte der Lehre aus Gott sind.†) „Die Berufung der Diener ist zweierlei Art, nämlich eine innere, durch den Geist Gottes und eine äußerliche, nach vorgeschriebener festgesetzter Ordnung. Alle Menschen können diese äußere Berufung haben, die innere aber nur die, denen es Gott gegeben hat. Ohne dieselbe ist jede äußere Vocation nichtig, ist auch jegliche Berufung zu einem Kirchenamte nichtig." „Welches ist nun aber das entscheidende Kennzeichen jener inneren, für jeden Lehrer nothwendigen Berufung? Dieses: wenn man nicht wünscht wohl zu leben, sich nicht von Anderen gern Doctor nennen

*) Farrago pos. 98—100. Bei Aufstellung des Begriffes der Kirche geht er von der Prädestinationslehre aus, die er aber auch anderweitig vorträgt, ibid. pos. 2. 5. fol. 17 und 18.

**) Ibid. pos. 104 und 130.

***) Farr. pos. 71. 72. 114.

†) Ibid. pos. 280 und Hohes Lied cap. 2 und 5. In der Vorrede zur farrago sagt Lambert: „Denn eine jede einzelne Pfarrei soll einen Bischof haben, welcher, wenn er vom Volke gewählt und von der Gemeinde irgend eines Ortes bestätigt worden ist, weder Briefe noch Siegel bedarf, und so lange für einen Bischof zu halten ist, als er das reine Evangelium vom Reiche Gottes verkündigt. Weicht er davon ab, so kann ihn die Gemeinde, welche ihn gewählt, entsetzen und einen anderen suchen."

läßt, sondern wenn man sehnlichst ein wahrhaft gutes Werk zu thun begehrt, zu wachen und zu sorgen für das Volk des Herrn mit der größten Emsigkeit und Liebe, so daß man eher zu sterben bereit ist, oder sonst, was es auch sei, erdulde, als von der Lehre des reinen Wortes abläßt."*) Wie Lambert selbst das Loos häufig gebrauchte, so billigte er es auch, daß andere Berufene in schwierigen Collisionsfällen sich desselben bedienten. Ebenso sollte die Gemeinde bei ihren Wahlen unter Umständen das Loos entscheiden lassen, ja dieses auch dann, wenn Zwiespalt zwischen der Gemeinde und Obrigkeit entstehe, zur Anwendung gebracht werden.**) Diese Empfehlung des Looses hing bei ihm auf das Engste zusammen mit seinen christokratischen Anschauungen.

Das staatliche und kirchliche Gebiet sind nach Lambert zwar wohl zu unterscheiden und zu scheiden, dennoch aber haben die Obrigkeiten als vorzügliche Glieder der Kirche auf diese Einfluß auszuüben. „Die Senate eines jeden Ortes sollen darauf sehen und darüber wachen, daß die von den Gläubigen jeder Parochie zu Bischöfen Gewählten für diesen Dienst geschickt seien. Dasselbe gilt auch für den Fürsten und zwar ganz besonders." „Die Magistrate dürfen gebieten, daß etwas nicht ohne das Wort geschehe und alsdann ist zu gehorchen."***) An einzelnen Stellen dehnte Lambert das Recht der im Evangelium stehenden Obrigkeit über die Gewissen so weit aus, daß seine Lehren zu den unchristlichsten Dragonadengrundsätzen führen mußten. So forderte er den König von Frankreich auf, die Einwohner von Avignon und Umgegend, wenn sie hartnäckig dem Antichrist anhängen würden, durch Anwendung von Gewaltmaßregeln zur Bekehrung zu zwingen. Er meinte, „man müsse sie gegen ihren Willen für einige Zeit betrüben, damit sie gerettet würden." Diesem despotischen Grundsatz stellte er nun aber einen anderen gegenüber, der fast geradezu zur Revolution aufforderte. Es war der Satz: „Aber verbietet die Obrigkeit das Evangelium, so soll ihr nicht gehorcht werden.†) Diesem gemäß verlangte er nicht nur im Allgemeinen, daß die Unterthanen unevangelischer Fürsten sich von diesen lossagten und sich andere Obrigkeiten wählten, sondern erließ auch in diesem Sinne an einzelne Städte und Landschaften Aufforderungen. An den Bischof von Lausanne schrieb er: „Verweigern dieß (das Wort Gottes) Fürsten und Obrigkeiten, die doch selber für christgläubig gehalten sein wollen, so können sich die Völker geradezu ihrer Oberherrlichkeit entziehen. Denn die Völker sind gehalten in allen Stücken dem Fürsten oder sonstiger Obrigkeit sich zu fügen, ausgenommen in dem, was gegen das Wort Gottes ist, und darin, daß sie Gottes Wort nicht hören sollen." Für ganz besonders berechtigt hielt er

*) De vocatione fidelium, farrago pos. 113.
**) Farr. pos. 115 und 118.
***) Farr. pos. 116. 173.
†) Farr. pos. 72.

es, wenn die Unterthanen sich den katholischen Bischöfen, deren weltliche Herrschaft ja mit ihrem Amte überdies in Widerspruch stehe, entzögen. Er schrieb an den König Franz: „Nach Christi Befehl sollten die Bischöfe nicht weltlich herrschen, wie der Papst will, der, wenn man es zugäbe, alle Fürsten zu Bettler machen würde. Um wie viel besser stände es nicht, wenn Alles, was sie von der weltlichen Herrschaft an sich gerissen haben, Ew. glorreichen Majestät allein gehörte. Denn sie können und sollen einmal nicht Bischöfe und Fürsten zugleich sein, sintemal ein Bischof nichts Anderes zu schaffen haben soll, als das Wort Gottes zu verkündigen in aller Demuth, und Diener aller Gläubigen zu sein. Möchten doch alle Provinzen und Städte ihren Fürsten und ihrer weltlichen Obrigkeit allein unterthan sein, ja sich losreißen von den geistlichen Herrn unter der einzigen Bedingung, daß die weltlichen Fürsten das Evangelium freigäben.

Wie sehr contrastirten solche Anweisungen Lambert's mit denen Luther's, welcher die Völker beharrlich ermahnte durch Leiden und Dulden den Sieg zu erkämpfen.

Wenn Lambert mit Entschiedenheit auf ein Kirchenregiment drang, an dem die Gemeinde sich betheiligte, so forderte er nun aber nicht minder bestimmt die Einführung einer christlichen Kirchenzucht. In seiner Sammlung von Streitsätzen sagte er:*) „Jede Kirche der Gläubigen und wer ihr auch vorstehe, wie Könige, Fürsten und Magistrate, können ja sollen, wenn eine Veranlassung vorliegt, ihre Untergebenen der äußeren Gemeinschaft der Gläubigen berauben, nämlich so, daß sie mit ihnen durchaus nicht zusammenwohnen oder anderweitig mit ihnen sich abgeben. Die Ursache, wegen welcher Etliche dieser äußeren Gemeinschaft beraubt werden, ist Ehebruch, Hurerei, Raub, Wucher, Verläumdung, Geiz, Grausamkeit, Berauschung, Trunkenheit, nach 1 Kor. 5; desgleichen Abfallen von Christo und Widerspruch gegen die Lehre der Frömmigkeit, wie erhellt aus dem zweiten Briefe des Johannes. Vor keiner Consequenz zurückscheuend sagt er in dem Commentar zum Jonas: „Es ist daher auch den Gläubigen erlaubt, zu ihren Mitbrüdern, den Fürsten, zu gehen und zu sagen: Bruder, wir sind Schaafe Christi, dir als seinem Knechte anvertraut, wir verlangen und wollen, daß du uns sein Wort verkündigen lassest. Will er nicht, so soll sich die ganze Kirche der ihm untergebenen Gläubigen versammeln, damit sie, nicht mit den Waffen, sondern nach Gottes Wort entscheiden, was mit ihrem Bruder, der auf dem Throne sitzt, anzufangen sei. Dasselbe sollen sie ebenfalls thun, wenn er in vielen Stücken dem Worte Gottes entgegen ist."

Mannigfach belebt wurden diese kirchenzuchtlichen Ideen Lambert's jedenfalls durch die Straßburger Theologen, welche als die Pfleger und Väter der evangelischen Kirchenzucht dastehen. Wahrscheinlich aber ist

*) Farrago pos. 71 und 72.

Lambert sehr früh in dieser Richtung, und zwar zuerst durch die Waldenser, mit denen er von Avignon aus in Berührung kam, und sodann durch seinen Landsmann Farel angeregt worden.

Noch müssen wir ein Wort sagen über Lambert's vielfach angefochtene Stellung zur Wissenschaft, eine Stellung, welche er theils aus Opposition gegen die hereinbrechende Vergötterung der Classiker, die ja allerdings den neuen Tag angeläutet hatten, theils zur Vertheidigung seiner Art der Schrifterklärung, welche freilich nicht immer die exacteste Sprachkenntniß zu ihrer Unterlage hatte, theils endlich, um mit gründlichem Ernste dem Weltgeiste den heiligen Geist in seiner Allmacht und Herrlichkeit gegenüberzustellen und das prophetische Element im Amte des Dieners am Worte gegenüber der Hinrichtung der Zeit auf das Doctrinelle, auf die Schönrednerei und auf das Formenwesen in das rechte Licht zu setzen, einnahm. Namentlich war es seine Schrift: „von der Schrifterklärung (Prophetie), Gelehrsamkeit, den Sprachen, vom Geiste und Buchstaben," worin er sich in dieser Richtung aussprach. Es mögen hier einige Sätze aus derselben einen Platz finden: „Es gibt ein doppeltes Sinnesvermögen, ein erschaffenes und unerschaffenes. Jenes ist in den Menschen und Engeln, dieses in Gott. Jenes hat es mit den sinnlichen Dingen und den menschlichen Wissenschaften zu thun, doch vermag es auch diese nur sehr unvollkommen zu ergründen. Die Gläubigen unter den Menschen und die guten Engel allein stehen anders als die anderen persönlichen Wesen. Das Sinnesvermögen dieser wird angeleuchtet und vollendet von oben, durch das unerschaffene Sinnesvermögen, die göttliche Wahrheit. Weil sie von Gott gelehrt sind, erkennen sie sogar die zeitlichen und sinnlichen Dinge besser als die Anderen, in denen Lüge, Zügellosigkeit u. s. w. herrscht. Denn in der That, wenn die Gelehrsamkeit der Ungläubigen verglichen wird mit der Gelehrsamkeit eines einzigen Gerechten, so ist sie nur Fleisch und Straßenkoth. Auch vermag nur der Glaube, nicht aber die menschliche Wissenschaft, zur Herstellung des göttlichen Ebenbildes, d. i. zur Erreichung des letzten Menschheitszweckes etwas beizutragen. Da es nun bekannt ist, daß den Ungläubigen Alles zum Verderben ausschlägt und es unmöglich ist, daß der Ungläubige von seiner menschlichen Gelehrsamkeit den rechten Gebrauch mache, wer sollte nicht davor erschrecken, länger bei den Schriften der Heiden zu verweilen und sich ferner von den Heiden belehren zu lassen? Aus den Quellen kann man nichts Anderes schöpfen als das was in ihnen ist. Nun glaube aber nicht, daß ich das verdamme, was sich den Ungläubigen aus der Natur der Dinge, worüber sie reden, ergibt, sondern was sie aus ihrem Herzen hinzuthun, wie falsche Schlüsse, Begründungen und dergleichen. Ich nenne profane Wissenschaft alles das, was auf irgend eine Weise den Geist eitel und unbeständig macht, wie die Künste der Sophisten, die Cautelen der Juristen, die Decretalen der Päpste, die Regeln der Mönche,

die Kunst des Ovidius, die Liebe des Pamphilus, die Tragödien u. s. w. Es gibt aber Viele, welche sich heuchlerisch des Bekenntnisses Christi rühmen und doch so am Profanen hängen, daß ihnen die Fabeln besser gefallen als die Wahrheit, Plato besser als Johannes, Aristoteles besser als Moses, Virgilius besser als Paulus. Ihnen gilt es für nichts, daß ihr Sinn verpestet werde, wenn sie nur ihre Sprache ausbilden und einige Sophismen wissen, wodurch sie vor den Menschen etwas zu sein scheinen. Und doch haben die Gläubigen eine Beredsamkeit, die herrlicher ist als die von Millionen Ciceros. Aber diese ist eine zarte und wird nur von den Heiligen vernommen und gefällt nur diesen. Die wird nicht durch der Menschen sondern durch Gottes Sinn und Geist geregelt und indem der Herr sie den Seinen schenkt, sagt er: Ich will Euch Mund und Weisheit geben, denen alle Eure Gegner nicht widersprechen und widerstehen können. So war Paulus beredt, so Matthäus und alle Propheten und Apostel Gottes. Verwerfen wir nun alle menschliche Gelehrsamkeit? Das sei ferne, daß wir Werke Gottes verwerfen. Wahre menschliche Gelehrsamkeit ist ebensogut ein Werk Gottes als Steine und Hölzer. Das aber wollen wir, daß Niemand anders als im Glauben das Menschliche überdenke und so darin gelehrt sein wolle. Wir wollen, daß immer der Zügel der göttlichen Aussprüche zur Hand sei. Bei allen deinen Studien muß es dein Ziel sein, Gott erkennen zu lernen. Was aber nicht dahin führt, mußt du wie Gift der Schlangen verabscheuen. Lies meinetwegen die Commentare des Averroes und den Virgil, aber hüte dich, daß sie dich nicht hinnehmen und dich das in ihnen errege und das dir gefalle, was in ihnen eitel und dem Worte Gottes nicht gemäß ist. Bete ohne Unterlaß zu dem Herrn, daß dich der Menschentand nicht anstecke. Frage oft dein Herz und siehe, ob es durch diese Studien beschmutzt worden ist. Wenn du aber den fleischlichen Sinn so in dir vorherrschen siehst, daß du den menschlichen Studien nicht im Glauben obliegen kannst, und merkest du, daß dir alles dieses zum Verderben gereichen würde, so mußt du es lieber ganz meiden. Es ist dir besser, daß du das Auge des menschlichen Wissens ausreißest, als daß du durch dasselbe zu Grunde gehest.

Nun entgegnen Manche, daß die menschliche Gelehrsamkeit den Weg bereite zu der göttlichen Weisheit. Aber meine Meinung ist von der dieser so fern als der Morgen vom Abende. Die Weisheit des Herrn hat Christus gelehrt. Johannes der Täufer hat aber zu ihr den Weg bereitet nicht dadurch, daß er Rhetorik oder Dialektik oder Sophistik lehrte, sondern indem er Buße predigte. Also ist die menschliche Wissenschaft unnütz? Das sei ferne! Den Gläubigen wirket Alles zum Guten mit (Röm. 8) und das zwar wegen des Glaubens. Aber falsch ist es zu behaupten, daß die Schriften Gottes ohne die Kenntniß der Humanitätswissenschaften (literae politiores et artes liberales) nicht ausgelegt werden könnten. Nur das

ist nöthig, daß sie in die Sprache übersetzt seien, welche dir bekannt ist. Ansonsten kehrten wir zurück zu dem Wahnwitze der Scholastiker, welche behaupteten, daß man den Aristoteles studirt haben müsse, bevor man zur Theologie geschickt werde. Wir hingegen sagen, lateinische Gelehrsamkeit müsse der haben, welcher ein lateinisches Buch erklären will, die hebräische für die hebräischen Codices und zwar so viel, daß du das, was du liesest, verstehen könnest. Wenn du aber nur in der Volkssprache unterrichtet bist und du die Bibel in dieser Sprache hast, so behaupten wir, daß du zu deren Erklärung menschliche Gelehrsamkeit nicht nöthig hast, sondern allein den Geist Gotttes, damit dein Sinn durch ihn für das Höhere aufgeschlossen wird.

Möchte es doch Gott allen Magistraten in das Herz geben, daß sie für den Unterricht der Jugend der Gläubigen gute Schulen errichteten, in denen, so weit es nöthig ist, Göttliches und Menschliches gelehrt wird. Vor Allen aber muß darin Christus gelehrt werden und es müssen dafür Lehrer erwählt werden, welchen es ihre Hauptsorge ist, daß die Knaben fromm werden. Es ist schon ein großes Stück Wissenschaft, wenn man weiß, daß das, was hierzu nicht förderlich ist, wegzuwerfen sei. Da die Armen Gott nicht weniger theuer sind als die Reichen, so müssen die Lehrer aus öffentlicher Kasse besoldet werden, damit auch die Knaben armer Eltern Unterricht empfangen können. Namentlich wäre auch für Unterricht in dem Schreiben und Rechnen zu sorgen. Und weil das Christenthum den Unterschied der Geschlechter nicht kennt, so müßten auch Mädchenschulen eingerichtet und diesen ehrwürdige, fromme und unterrichtete Frauen vorgesetzt werden, welche Unterricht im Lesen und weiblichen Arbeiten ertheilen.

Heben wir nach diesen Stellen aus dem ersten auch noch einige aus dem fünften Tractate des vorgenannten Buches Lambert's heraus. Es handelt von der Prophetie.

Unter Prophetie versteht man Ankündigung des Verborgenen, dann aber auch alle Predigt, alles Lehren des Wortes Gottes, sei es auch in den Schulen. Ein wahrer Prophet kann nur der sein, welcher auch den Geist Gottes hat. Wer ohne diesen lehrt, ist, auch dann wenn er Gottes Wort verkündigt, ein falscher Prophet. Die Größe und der Vorrang der Propheten hängt nicht ab von Beredsamkeit, Gelehrsamkeit, Sprachkenntniß, Anlage, Alter, Erfahrung, auch nicht von der Bethätigung von Wunderkräften, sondern vom Werke des h. Geistes. Es gilt Einfalt, Reinheit, Eifer für beständige Behauptung und Verkündigung der Wahrheit. Wenn du Prophetie hörst, mußt du oft dein Herz fragen, was dich bewegt, ob Fleisch oder Geist. Gebet und Meditation sind die rechte Vorbereitung für die Prophetie, und der Prophet muß sich vom Geiste Gottes in Allem leiten lassen. Gleichnisse und Alles, was zur Erklärung vorgebracht wird, soll durchaus im Dienste der Sache stehen. Man soll nur dann predigen,

wann es der Gemeinde und dem Prediger dienlich und nützlich ist. Dem Prediger ist es dienlich, wenn sein Geist vom Herrn dazu getrieben wird und er merkt, daß sein Herz vom Geiste des Herrn unterrichtet und von irdischen Affecten gereinigt wird, ferner wenn er, nachdem er unter Anstrengung aller seiner Kräfte und mit Furcht und Zittern sich vorbereitet hat, bloß im Vertrauen auf den Herrn, um zu seiner Ehre zu wirken und aus brennendem Verlangen, Seelen zu retten, die Kanzel besteigt. Die Predigt soll nicht über eine Stunde dauern, es sei denn, daß außerordentliche Umstände und der Trieb des heiligen Geistes es anders forderen. In der Predigt selbst kommt es vor Allem auf Einfalt an und daß man im Glauben sie beginne und durchführe. Man hüte sich, daß man nicht zu viele Citate herbeiziehe; selbst unnöthige Anführungen aus der heiligen Schrift vermeide man. Alles sei so einfach und schlicht gehalten, daß es auch der geringste Mann verstehen könne. Die Sprachweise der Apostel und Propheten muß hierin Muster sein. Der Redende sage nur solches, was ihm selbst recht klar ist und lasse sich nicht auf Dinge ein, die ihm noch verschlossen oder überhaupt zu hoch sind. Ueberhaupt gilt es nicht auf der Kanzel, Rhetorik zu treiben.

Da alles wahre Schriftverständniß von Gott abhängt, so können auch die Ungelehrtesten, auch diejenigen, welche nicht lesen können, dazu gelangen. Oft kommen sie sogar leichter dazu als die Gelehrten, welche menschliche Gelehrsamkeit und Vertrauen auf ihre Anlagen und Erfahrung aufzublähen pflegt.

Die menschliche Weisheit sucht Gott zu erkennen und seine Weisheit zu durchdringen. Sie glaubt sich selbst genug zu sein und will die göttliche Weisheit nicht zulassen und hört nicht auf gegen sie zu kämpfen, weil die eine Fleisch, die andere Geist ist. Das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch. Gegen dieses nun sich erhebend zeigt die Weisheit Gottes auf das Kräftigste, daß die menschliche Weisheit Gott und seine Geheimnisse nicht erkennen kann. Sie thut auch dar, daß sie in keiner Sache genügend sei und kein gesundes und nützliches Urtheil aus sich selbst zu fällen vermag. Dieses erkennend stoßen die Gläubigen die geschaffene Weisheit zurück und verachten sie und schätzen sie gering im Vergleich mit der göttlichen, deren gewaltige Kraft sie an sich erfahren haben. Und gewiß müssen alle Diener am Worte auf das Angelegentlichste darnach streben, daß zu Grunde gehe, was sich auf menschliche Weisheit bezieht, wie Philosophie, schöne Wissenschaften, Sprachen und Alles, nämlich so, daß sie ihnen nichts einräumen in dem, was sich auf das Göttliche und das Heil und die wahre Gerechtigkeit bezieht. Aber verstehe nicht falsch, was ich sage. Wir wollen und betreiben es eifrigst, daß sie vernichtet werden, nicht so aber, daß sie überhaupt nicht seien, d. h. nicht so, daß Keiner in der Philosophie, den Künsten, den schönen Wissenschaften, und Sprachen unterrichtet sei, sondern, daß man wisse, daß sie in

göttlichen Dingen nichts vermögen und daß sie, mit dem Göttlichen verglichen, wie Dreck und Koth sind. Nun werden sich wegen dieser meiner Reden allerdings die Literaten gegen mich erheben, aber mir gilt dieses sehr wenig. Scheuen sie sich doch nicht wider Gott zu reden. Mögen sie es versuchen wider den heiligen Geist, der gesagt hat: Ich will die Weisheit dieser Welt zu Nichte machen."

Wer kann leugnen, daß Lambert in den meisten dieser Sätze in vollem Rechte war und zwar nicht nur der falschen Wissenschaft gegenüber, wie der scholastischen Theologie, der das Heidenthum vergötternden Sprachwissenschaft u. s. w., sondern auch gegenüber der wahren Wissenschaft? Aber verkennen kann man es auch nicht, daß seine Opposition zum Theil eine falsche war. Wohin käme selbst die Theologie, wenn sie sich nicht gründete auf die sorgfältigste sprachliche Durchforschung des heiligen Grundtextes? Wie vielfach geht gerade Lambert selbst in seinen Commentaren zu den Propheten irre, weil er die Vulgata statt des hebräischen Textes als Grundlage benutzt!

5. Lambert und die Synode zu Homberg in Hessen.

Lambert trat jetzt in nahe Beziehung zu dem Manne, welcher in der ganzen Reformationszeit als der kühnste und eifrigste Vertreter und Sachwalter des Protestantismus da stand, zu Landgraf Philipp dem Großmüthigen. Dieser hatte zwar erst seit einigen Jahren angefangen, Luther's Bücher zu lesen und sich zu den sächsischen Reformatoren und namentlich Melanchthon in nähere Beziehung zu setzen, hatte seitdem aber auch die reformatorischen Ideen mit jugendlicher Begeisterung aufgenommen und sich mit der ganzen Festigkeit seines großen und klaren Geistes ihnen zugewendet. Auf dem Reichstage zu Speier und vorher durch Unterhandlungen und Bündnisse mit benachbarten Fürsten half er es durchsetzen, daß dem Evangelium, das schwer bedroht war, die Thore vieler Städte und Länder sich öffnen durften. Vor Allem aber war er gewillt „seinen Hessen zu helfen" und den Abschied von Speier, wornach sich jeder Stand in Betreff des Wormser Edictes verhalten mochte, wie er es gegen Gott und gegen den Kaiser zu verantworten gedachte, für sein Fürstenthum möglichst günstig auszubeuten und die Kirche desselben planmäßig zu reformiren. Mit der Leitung des Reformationswerkes betraute er neben seinem Hofprediger Adam Kraft und Anderen namentlich unseren Lambert.

Landgraf Philipp entschloß sich, dem Worte Gottes durch einen möglichst großen und öffentlichen Act die Bahn zu den Gemüthern zu brechen und hielt eine Synode und Disputation, wozu er alle Pfarrherrn und Altaristen und die Edeln seines Landes einladen ließ, dazu für beson-

ders geeignet. Diese wurde für Homberg, ein in der Mitte Niederhessens gelegenes Landstädtchen ausgeschrieben.*)

An Lambert war gleich bei seiner Berufung der Auftrag ergangen, Thesen anzufertigen, welche einer etwaigen Disputation mit den Gegnern der evangelischen Lehre zu Grunde gelegt werden könnten. Da der Franzose sich nun mit ähnlichen Arbeiten schon öfters beschäftigt hatte, so war er trotz der Kürze der Zeit damit zu Stande gekommen. Zu gehöriger Stunde prangten 158 Thesen, zusammengesetzt unter 23 Titel, an der Thüre der Hauptkirche zu Homberg. Lambert nannte sie, weil sie der hergebrachten Kirchenlehre widersprachen, paradoxa. Die Sätze sind wohl durchdacht, heben die Hauptpunkte klar hervor und stellen die bisherigen Mißbräuche sowohl als die Normen für die Reformation in ein helles Licht. An die Spitze derselben traten die Worte: „Alles Deformirte muß reformirt werden." Und: „Es ist nur das richtig, was mit dem Worte Gottes übereinstimmt, was selbst allein die zuverlässigste Norm für jede Reform abgibt".

Am 26. October 1526, Sonntag nach Galli, Morgens 7 Uhr, ward die Synode in Gegenwart des Landgrafen, der Prälaten und Geistlichen, der Grafen, Ritter und Abgeordneten der Städte in der Kirche eröffnet. Der Zulauf war groß. Aus ganz Hessen strömte eine ungeheure allen Ständen angehörige Menschenmasse zusammen.

Die Eröffnung und Leitung der Versammlung übernahm der landgräfliche Kanzler, Johannes Feige, ein durchbildeter, kluger und weiser Mann, der mit rastloser Thätigkeit seinem Fürsten diente und selbst dem Evangelium von Herzen zugethan war. In der Eröffnungsrede sagte er, nachdem er auf die bösen Folgen des Religionszwiespaltes hingewiesen hatte, der Hauptsache nach Folgendes: Da die Mißbräuche der Kirche mannigfach und unleugbar seien und der gegenwärtige Zwiespalt schwachen Gewissen großes Aergerniß gewähren müsse, so habe der Landgraf, dem Vorbilde der alten christlichen Kaiser folgend, seine Geistlichen berufen, um von ihnen zu erfahren, wie die Einhelligkeit in der Lehre wieder herzustellen sei. Der Landgraf habe hierauf um so mehr Bedacht nehmen müssen, da er durch das Edict von Speyer verpflichtet werde, bis zu einem künftigen Nationalconcil die Sachen so zu bestellen, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne. Er habe den Weg betreten, welcher ihm für das in das Auge gefaßte Ziel als der dienlichste erschienen sei. An den Kirchthüren wären von dem ehrwürdigen Franz Lambert von Avignon Thesen ausgehängt, welche dieser aus dem Evangelium zu beweisen gedenke. Der Wunsch des Fürsten gehe nun dahin, daß Alle, welche die erwähnten Sätze aus apostolischer und prophetischer Schrift widerlegen

*) Vergl. darüber des Verf. hessische Kirchengeschichte. B. I. §. 12., wo auch die betreffende Literatur verzeichnet ist.

wollten, hervortreten und sie mit bescheidenen Worten und ohne Lästerung und Bitterkeit angreifen möchten. Damit Niemand wähnen könne, daß er wegen seines Angriffes böse Folgen zu fürchten habe, würde im Voraus Allen freies und sicheres Geleit zugesagt. Diejenigen, welche des Lateinischen nicht kundig seien, könnten auch in deutscher Sprache verhandeln und sich an den Hofprediger Kraft wenden, welcher dem Lambert beigegeben sei.

Nach dem Kanzler ergriff Lambert das Wort. Er publicirte die Thesen und erläuterte und begründete sie aus der heiligen Schrift. Hiermit gingen die Vormittagsstunden hin.

Am Nachmittage wurden bei Wiedereröffnung der Versammlung die Thesen auch in deutscher Sprache verlesen und erörtert und zwar von Adam Kraft. Als dieser dann eine Aufforderung erließ, daß die Gegner der Thesen hervortreten möchten, meldete sich nur Nicolaus Ferber, Guardian der Franziskaner zu Marburg. Viele Andere, welche noch am Morgen gedroht und geprahlt hatten, zogen sich jetzt zurück.

Am Montage sollte die Disputation eröffnet werden. Als Lambert nun aber an Jedermann und namentlich an Ferber die Bitte richtete, die Sätze aus Gottes Wort zu widerlegen, erklärte Ferber, daß er es nicht mit den Theologen, sondern nur mit dem Landgrafen zu thun haben wolle. Behauptend, daß dieser Ort sich nicht für eine Disputation eigne, las er von einem Zettel einige verworrene Sätze ab, deren Hauptsinn dahin zielte, daß dem Landgrafen nicht das Recht zustehe, eine Synode abzuhalten, und das er, der Guardian, obwohl die lutherische Ketzerei von vielen hohen Schulen längst verdammt sei, dennoch demnächst mit Gegenthesen hervortreten werde. Der arme Mönch, welcher schließlich auch noch auf das Wormser Edict sich berufen hatte, erregte durch seine Vorlesung bei den Anwesenden nur Spott und Mitleid. Der Kanzler, welcher darauf das Wort ergriff, verwies den Guardian auf päpstliche Kanones, welche alle Obrigkeiten verpflichteten, alle Mißbräuche und jede Abgötterei abzustellen, setzte auseinander, daß der Landgraf gerade deshalb, weil er vor allen Gewaltsamkeiten zurückschrecke, ihn und die Anderen Geistlichen berufen habe und drang auf's Neue in ihn, aus der heiligen Schrift Lambert zu widerlegen. Der Pater antwortete auf diese ruhige Erörterungen nur mit trotzigen Worten. Er erklärte, daß Lambert ein entlaufener Mönch und daß die Sachen der Religion vor den Anwesenden, als vor Ketzern nicht verhandelt werden könnten. Auch den Landgraf selbst erkühnte er sich anzugreifen. Er warf ihm Lust nach dem Besitze der Klostergüter vor. Nun hielt sich der Landgraf für verpflichtet, selbst darein zu sprechen. Er sagte, daß er wie bei anderen früheren Gelegenheiten so auch jetzt den Guardian ernstlich erinnern müsse, daß nur das Wort Gottes der Maßstab der Kirchenlehre sein könne, daß die Anklage auf Klosterraub nicht nur ungerecht sei, sondern auch nur aus einem höchst undankbaren Herzen

hervorfließen könne, da der Orden bisher nur Schutz und Gnadenerweisungen von ihm erfahren, und schloß mit einer Ermahnung, daß auch er darauf bestehen müsse, daß der Guardian mit dem Schwerte des göttlichen Wortes seine Sache vertheidige.

Solchen dringenden Anmahnungen konnte Ferber, wenn er sich nicht noch mehr beschämt sehen wollte, nicht länger ausweichen. Er unternahm es, von einem Zettel etliche Gegenbehauptungen abzulesen. Obwohl auch diese nicht der heiligen Schrift entnommen waren, so hielt doch der Landgraf darauf, daß sie von der Versammlung mit Ruhe angehört wurden. Es sollte nicht heißen, daß der Mönch nicht volle Gelegenheit gehabt habe, sich zu vertheidigen.

Nun kam endlich auch Lambert, der schon lange nur mit Mühe sich zurückgehalten hatte, zum Worte. Mit gewohnter Lebhaftigkeit brach er los. Vor Allem wies er nach, daß die Gegenthesen des Guardian, da sie nicht aus Gottes Wort genommen seien, gar keinen Anspruch darauf machen könnten, daß er sie einer Widerlegung unterziehe. Dann antwortete er sehr weitläufig auf die Anklage, daß er dem Kloster entlaufen sei. Er wies nach, daß sein Austritt vollständig dadurch gerechtfertigt sei, daß er nur außer dem Kloster den Zweck, um dessen Willen er Mönch geworden sei, erreichen könne. Näher ging er auf das dritte Paradoxon des sechsten Artikels ein und that dar, daß dieses von Guardian nicht recht verstanden sei. Da er meinte, daß dieser ihn auch des Atheismus beschuldigt habe, so legte er ferner ein vollständiges Glaubensbekenntniß ab. Den Guardian selbst erklärte er für einen jämmerlich besiegten, geschworenen Feind Christi, welcher weder dem Herrn noch seinem Worte Glauben schenke. Lambert schloß mit Beschwörungs- und Triumph-Reden, worin er sich mit David und den Guardian mit Goliath verglich.

Hiermit wurden die Verhandlungen des Vormittags geschlossen. Lambert selbst bekannte nachmals, daß er zu heftig geworden sei. Er entschuldigte sich damit, daß der Eifer um das Haus Gottes ihn verzehrt habe.

Da Lambert während des Mittagsessens angegangen wurde, den Mönch nicht ohne Weiteres zu entlassen, sondern darauf zu bestehen, daß er entweder Beweise bringe oder öffentlich widerrufe, so ließ er es bei Wiedereröffnung der Sitzungen am Nachmittage an dringlichen Herausforderungen nicht fehlen. Der Guardian gerieth in große Noth. Er beschwor den Landgrafen bei dem Leiden Christi, seiner zu schonen. Da er dann, immer härter gedrängt, zu behaupten wagte, daß er Lambert bereits hinlänglich widerlegt habe und daß dieser Ort für eine Disputation nicht passend sei, so kam es noch zu einer tragi-komischen Scene. Lambert, durch die Entgegnung des Guardian gereizt, brach in die Worte aus: Man treibe diese Bestie aus dem Lande. Der Guardian verstand: Man tödte diese Bestie. Flehentlich und mit lautem Geschrei rief Ferber nun die Hülfe des Landgrafen an. Dieser schickte sofort zu den Streiten-

den, ließ das Mißverständniß aufklären und den geängstigten Mann beruhigen. Aber mit dieser Scene endigte auch die Disputation. Alle Ermahnungen, welche der Landgraf noch schließlich an Ferber dahin richtete, daß er doch endlich an eine wirkliche Widerlegung gehen und es vermeiden möge, daß er unter dem Schimpf und Hohn der Anwesenden abziehen müsse, blieben erfolglos. Der Guardian zog ab, Lambert aber schloß mit einem Dankgebet und einer Erklärung der Worte: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israel, denn er hat besucht und erlöst sein Volk."

Am dritten Tage der Synode trat, da Lambert den Fehdehandschuh nochmals hinwarf, zwar noch einmal ein Päpstler auf, aber dieser war ebenfalls wenig bedeutend. Es war Magister Johannes Sperber, Pfarrer in Waldau bei Kassel. Der alte Mann, welcher es unternahm, die Anrufung der Maria zu vertheidigen, ward gründlich widerlegt und mußte alsbald verstummen.

Nun schloß man diese für Hessen so folgenreiche Synode. Mehrere aus ihrer Mitte erwählte fromme Männer aber wurden beauftragt, sofort an die Ausarbeitung einer Reformationsordnung zu gehen.

Der besiegte Guardian, welcher in Hessen zum Gespötte geworden war, begab sich alsbald nach Köln. Dort veröffentlichte er seine in Homberg vorgetragenen Thesen mit Begründungen. Wenn auch nicht Anders, so sind doch die Stellen in diesem Werke lesenswerth, worin Ferber in hellen Farben die Beredsamkeit und Zungenfertigkeit seines Gegners zu schildern weiß. Franz Lambert ward durch die Angriffe Ferber's veranlaßt, seine Thesen sammt Erläuterungen und einer Vertheidigungsschrift (der epistola ad Colonienses) abzufassen.*)

Landgraf Philipp ließ nach der Synode zu Homberg noch ein anderes Gespräch abhalten. Es fand dieses am 2. Januar 1527 zu Marburg Statt. Hier ergriff der Prior anstatt des entflohenen Guardian, aber mit ebenso geringem Erfolge das Wort.

Der Papismus hatte in Hessen sein Spiel verloren. Landgraf Philipp, gestützt auf weise Räthe, schritt rasch zur Einführung der Reformation.

Besondere Wichtigkeit hat für uns die in Folge der Homberger Synode entworfene Reformationsordnung. Der Betrachtung derselben sei der nächste Paragraph gewidmet.

---

*) „Quae Fr. Lambertus Aven. apud sanctam Hessorum synodum Homburgi congregatam pro ecclesiarum reformatione e Dei verbo disputanda et deservienda proposuit. Ejusdem epistola ad Colonienses de ipsa venerabili synodo adversum Nicolaum Herborn Minoritam adsertorem et consarcinatorem mendaciorum, Erphordie, 1527, 8°. Diese Ausgabe ist nicht identisch mit einer in demselben Jahre und in demselben Verlage (Lörsfelt) erschienen, von Baum citirten Octavausgaben. Auch erschien 1527 zu Erfurt noch eine Quartausgabe.

6. Die Homberger Reformationsordnung.

Während in anderen Ländern die Reformation anfangs ihrer eignen Entwicklung ruhig überlassen und nur nicht unterdrückt wurde, trat in Hessen der Fall ein, daß der Landgraf sofort die Durchführung der Reformation in seinem ganzen Gebiete und damit die Einrichtung eines durchgreifenden neuen kirchlichen Organismus in das Auge faßte. Schon dadurch, daß man bei Entwerfung der Reformationsordnung in Homberg von diesem Gesichtspunkte ausging, nimmt der hessische Organisationsplan eine eigenthümliche Stellung unter den Kirchenordnungen dieser Zeit ein. Noch bedeutsamer wird ihre Stellung aber dadurch, daß sie in vielen Fragen, und zumal in denen der Kirchenverfassung von Grundanschauungen ausgeht, welche von allen anderen Kirchen theils nicht gekannt, theils wenigstens in der Praxis, verleugnet wurden.

Die Homberger Reformationsordnung, welche nach dreitägiger Berathung niedergeschrieben sein soll und in lateinischer Sprache vorliegt*) stimmt in ihren Grundideen und zum Theil wörtlich mit dem überein, was Lambert in seinen früheren Schriften und zuletzt in seinen Homberger Streitsätzen vorgetragen hatte. Wahrscheinlich ist er auch Verfasser dieses merkwürdigen Schriftstückes.

Die Ordnung ist gemäß den in ihr ausgesprochenen Principien im Namen der Synode, nicht des Landesherrn oder des geistlichen Standes, erlassen und rechtfertigt ihr Dasein durch Berufung auf den Speierschen Abschied.

Ueber die Lehre enthält sie nur ganz beiläufige Bestimmungen. Das Dogma vom heil. Abendmahle trägt sie in einer vermittelnden Form, der Bucer'schen, vor. Daß diese in sie Eingang fand könnte selbst dann nicht befremden, wenn es feststände, daß Adam Kraft Mitredactor gewesen wäre. Dieser ausgezeichnete Mann hatte damals über die Abendmahlslehre noch keine feste Ansicht gewonnen und wurde erst später ein eifriger Lutheraner.

Die Bestimmungen, welche die Ordnung über Sachen des Cultus gibt, sind fast ganz lutherisch und keinenfalls zwinglisch. An einer Stelle und zwar gerade da, wo sie vom heil. Abendmahl handelt, verweist sie

*) Sie führt den Titel (doch ist dieser wohl nicht ursprünglich). „Reformatio ecclesiarum Hassiae juxta certissimam sermonum Dei regulam ordinata in venerabili synodo per clem. Hessorum principem Philippum anno 1526 die 20. Octobris Hombergi celebrata, cui ipsemet princeps illustrissimus interfuit“ Sie ist abgedruckt in Schminone monumenta Hassiaca II. p. 588 cet und in einer anderen Recension, nach einer Darmstädter Abschrift, neuerdings von Credner zu Gießen herausgegeben. Vergl. auch Richter, Sammlung der Kirchenordnungen, I. S. 50.

auf Luther's deutsche Messe von 1526. Während in der Schweiz die Privatcommunion, die Privatbeichte, die Orgeln und die Altäre, ja selbst der Gesang abgeschafft wurde, ließ Lambert, wie die Straßburger, diese Dinge fortbestehen, ja billigte mit Luther, daß unter Umständen neben dem deutschen Gesange der lateinische in Uebung bleibe, und wehrte nur, wenn auch mit größerer Strenge als Luther, dem Mißbrauche. Dagegen soll nicht geleugnet werden, daß hier und dort in der Homberger Ordnung Manches gestrichen ist, was in Sachsen, wie z. B. der Gebrauch der Lichter, noch beibehalten wurde. Aber man beachte auch, daß viele Unterschiede dieser Art in den dreißiger Jahren sich noch nicht zu confessionellen Unterschieden erhoben hatten. Auch hat Luther selbst, als er sich über diese Arbeit aussprach, kein Wort gesagt, woraus man schließen durfte, daß er gegen die Bestimmungen derselben über Sachen des Cultus etwas einzuwenden hatte.

Ueber die Verfassung und Kirchenzucht aber bestimmte die Ordnung Folgendes:*)

Alle Gewalt steht in den einzelnen Gemeinden bei den wöchentlichen Versammlungen aller mündigen Gemeindeglieder. Den Weibern ist zwar erlaubt, anwesend zu sein, doch haben sie kein Stimmrecht. In diesen Versammlungen wird die Wahl der Bischöfe vorgenommen, die Kirchenzucht gehandhabt und werden Beschlüsse in Kirchenangelegenheiten gefaßt. Ueber den Gemeindeversammlungen steht die jährlich am dritten Sonntage nach Ostern in Marburg zu versammelnde Generalsynode. Es erscheinen hier alle Bischöfe und Abgeordnete aller Gemeinden, welche letztere Anträge, beziehungsweise Beschwerden der Gemeinden über die Bischöfe und Visitatoren vorzubringen haben. Auch der Fürst und die Edlen haben Stimmrecht. Bei der Synode steht die letzte Entscheidung über Alles, was die Kirchenregierung und die Erlassung kirchlicher Anordnungen angeht. Zur Erleichterung des Geschäftsganges wird ein engerer

*) Es mögen hier noch einige der bemerkenswerthen Bestimmungen der Kirchenordnung angeführt werden: Jeder Communicant hat sich bei dem Bischof zu melden. Es findet eine öffentliche Vorbereitung zum heil. Abendmahle Statt. Erschrockene oder trostbedürftige Seelen mögen bei dem Bischof oder einem christl. Bruder sich Rath holen und ein Sündenbekenntniß ablegen. Jeder Christ kann den Anderen absolviren. Wo möglich sollen Alle sich jeden Sonntag am heil. Abendmahle betheiligen. Verboten sind die dalmaticae, die casulae können nach Belieben fortgebraucht werden. Es ist dagegen lobenswerth, wenn die superpellicia beibehalten werden. Die Gedächtnißtage der Apostel und Evangelisten, des Stephanus, Johannes des Täufers und der Bekehrung des Pauli sind Werktage, sollen aber dadurch ausgezeichnet werden, daß in dem gewöhnlichen Morgengottesdienste eine entsprechende Gedächtnißrede gehalten werde. In den von den Gottesdiensten nicht in Anspruch genommenen Stunden des Sonntags darf ein Jeder seinen Geschäften nachgehen und es ist dieses jedenfalls besser als der Müßiggang.

Ausschuß, dessen dreizehn Mitglieder von der Synode gewählt werden, bestellt. Während der Dauer der Synode soll dieser Ausschuß die geringeren Sachen selbstständig erledigen, die wichtigeren für die Synode vorberathen. Den Sitzungen der Dreizehn können nur die von ihnen Eingeladenen, der Fürst und die evangelischen Grafen beiwohnen. In der Zwischenzeit von einer Synode bis zur andern soll der Ausschuß, wenn wichtigere Sachen eine rasche Erledigung fordern, die Entscheidung in Gemeinschaft mit den zu den Sitzungen zu ladenden Visitatoren treffen. Der Ausschuß soll namentlich die Beschwerden gegen die Geistlichen annehmen und untersuchen, und eventuell die Bischöfe absetzen oder excommuniciren, auch in allen Fällen, in welchen die Gemeinden selbstständig gegen einen Bischof einschritten, eine Nachuntersuchung abhalten. Während der Synode wird täglich zweimal von einem Synodalmitgliede, welches von dem Präsidenten des Ausschusses bestimmt wird, vor dem Volke gepredigt. Am Schlusse der Synode ergreift einer der Dreizehn in ordentlicher Sitzung das Wort und publizirt die Beschlüsse.

Die persönliche Beaufsichtigung der Gemeinden und Bischöfe liegt drei Visitatoren ob. Diese haben nämlich erstens jede Gemeinde jährlich einmal zu besuchen und die inneren Zustände derselben zu prüfen, zweitens über die Würdigkeit der von der Gemeinde gewählten Geistlichen zu entscheiden, drittens die würdigen Pfarrer einzuführen und zu ordiniren, die unwürdigen aber abzusetzen. Die Visitatoren werden von der Synode gewählt.

Es gibt zwei Arten von kirchlichen Gemeindebeamten, die Pfarrer (episcopi) und deren Gehülfen (diaconi oder adjutores episcoporum) einerseits und die Almosenpfleger (diaconi ecclesiarum) andrerseits. Die Pfarrer (Bischöfe) werden von den Gemeinden gewählt und von den Visitatoren, eventuell von dem Synodalausschusse oder der Synode bestätigt. Sie sind die Präsidenten der Gemeindeversammlungen. Die Gemeinde soll den Pfarrer ernähren und ihm so viel geben, daß er mit seiner Familie leben und überdieß gastfrei sein kann. Es gibt keine Synecuren. Jeder gelehrte, fromme Mann, welches Gewerbe er auch früher getrieben haben mag, kann gewählt werden. Da die Geistlichen Diener sind, so können sie keine Gewalthaber oder Magistrate werden.

Alle Beamten der Kirche, auch die Visitatoren und Mitglieder des Ausschusses werden zu ihrem Amte durch Handauflegung vor der versammelten Gemeinde eingesegnet. An der Ordination betheiligen sich auch die sog. Laien in activer Weise.

Vorübergehende Bestimmungen, die also nur so lange in Kraft bleiben sollten, bis die Kirche vollständig organisirt sei, waren folgende: Für den Anfang soll der Fürst mit dem Beirathe der Visitatoren die Bischöfe an- und absetzen, und sollen die Visitatoren von dem Landesherrn und dem Synodalausschuß ernannt werden.

Noch muß erwähnt werden, daß es die Kirchenordnung nicht nur auf Einrichtung einer neuen Kirchenverfassung, sondern auch auf Neubildung der Kirche selbst resp. kirchlicher Gemeinden abgesehen hatte. Es erhellt dieses namentlich aus den Bestimmungen über die Handhabung der Kirchenzucht. Diese lauten aber folgendermaßen:

Die Kirchenzucht wird in erster Instanz von den Gemeindeversammlungen gehandhabt. Damit zu diesen nur wahrhaft Gläubige kommen, soll der Bischof bekannt machen, daß sich nur solche darin einfinden dürfen, welche gesonnen sind, ihren Sünden zu entsagen und die Gemeindeordnung namentlich dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie über ihre eigenen Personen die Zucht ergehen lassen. Wer sich nicht demgemäß verhält, muß der Excommunication, d. h. der Ausschließung von den Gemeindeversammlungen, dem Abendmahle und dem Gottesdienste gewärtig sein. Damit aber Jedem Gelegenheit gegeben werde, Buße zu thun, soll jede (wohl jede erste!) Versammlung 14 Tage vorher angesagt und sollen die Straffälligen vom Bischof in der Zwischenzeit öfters vermahnt werden. Die Excommunication soll nicht, wie in der römischen Kirche, ein Mittel der Rache, sondern ein dem Heile der Seelen dienendes Zuchtmittel sein. Eben damit sie nicht mißbraucht werde, wird sie nicht in die Hand eines Einzelnen, wie des Bischofs, sondern der ganzen Gemeinde gelegt. Jedes Gemeindeglied hat sich ihr um so williger zu unterwerfen, da sie in der heiligen Schrift ausdrücklich angeordnet ist. Es ist bei der Handhabung der Kirchenzucht nach Matth. Cap. XVIII zu verfahren. Selbst der Bischof ist der Rüge und Ermahnung der Gemeinde nicht entzogen. Während über ihn verhandelt wird, hat er die Versammlung zu verlassen und es übernimmt für diese Zeit einer der Aeltesten deren Leitung. Bei öffentlichen Aergernissen ist auch die Excommunication eine öffentliche. Es ist den Gemeindegliedern der specifisch christliche Umgang mit den Excommunicirten verboten. Wenn ein Ausgestoßener wieder aufgenommen werden will, so hat er ein öffentliches Sündenbekenntniß abzulegen. Die Lossprechung von dem Banne geschieht im Namen der Gemeinde von dem Bischofe, und zwar nach einem vorgeschriebenen Formular. Wer den Wiederaufgenommenen nicht mit Schonung behandelt, wird selbst excommunicirt.

Eine zweite Instanz bildet die Synode (resp. der Synodalausschuß). Diese hat auch alle Sachen der Geistlichen vor ihr Forum zu ziehen. Die Synode macht die Namen der von ihr Excommunicirten oder Aufgenommenen öffentlich bekannt. Uebrigens steht es den einzelnen Gemeinden zu, die von der Synode Excommunicirten wieder aufzunehmen und die Gemeinden haben davon nur den Nachbargemeinden und der Synodalstadt Marburg Nachricht zu geben. *)

*) Die letzten Capitel der Kirchenordnung (Cap. XXVI—XXXIV) enthalten nähere Bestimmungen über die Pflichten der Kirchendiener, über die Pflich-

Dieser Auszug, mehr noch die Kirchenordnung selbst, zeigt uns, daß ihre Verfasser und namentlich Lambert, der uns darin gereifter und maßhaltiger als früher entgegentritt, von dem ganzen warmen Gefühl evangelischer Begeisterung getragen wurden und dahin strebten, apostolische Gemeinden und Gemeindezustände wieder herzustellen. Ebenso entschieden wie das Recht der christlichen Freiheit wird überall die Nothwendigkeit einer christlichen Ordnung betont; mit aller Nachhaltigkeit wird zwar einerseits die Idee des allgemeinen Priesterthums zur Anwendung gebracht, andererseits aber auch die gottgeordnete Stellung der höheren Stände richtig gewürdigt und durch Einführung einer eigentlichen Kirchenzucht, welche sich wesentlich von der von Zwingli angeordneten und dazu nicht durch die Organe der Kirche gehandhabten Sittenzucht unterscheidet, dahin gestrebt, Alles das aus der Gemeinde auszuscheiden, was ihre Reinheit beeinträchtigt und damit in prinzipiellen Widerspruch tritt. Jedenfalls ist es erfreulich, daß uns in diesem Schriftstück wenigstens ein Document entgegentritt, das auch auf practischem Gebiet das Ideal, welches dem Geiste der Reformatoren vorschwebte, fest im Auge zu behalten suchte. Auch wo die Verfasser irren, erscheinen sie uns liebenswürdig und lassen die Begeisterung durchfühlen, womit sie ein hohes Ziel anstrebten.

Daß man dieser Ordnung überall die Straßburgischen Einflüsse anmerkt, ist bereits oben hervorgehoben. Straßburg, von dem nachmals, und wieder zuerst durch Uebertragung seiner Normen nach Hessen, fast allein Kirchenzucht und Presbyterial- und Synodalverfassung in Deutschland gepflegt wurde, machte mit der Homberger Ordnung einen ersten, freilich zu kühnen und noch sehr jugendlichen Versuch, seinen Anschauungen auswärts Geltung zu verschaffen. Für Hessen ward diese Ordnung jedenfalls schon dadurch wichtig, daß man sich in ihr zu Principien bekannte, die, wenn sie einmal ausgesprochen und in ihrem Rechte anerkannt sind, sehr schwer wieder ganz verleugnet werden können.

Uebrigens ist die in der Homberger Ordnung vorliegende Verfassung keine Presbyterial-, sondern eine reine Synodalverfassung. Alle Gewalt ist in erster Instanz bei den Gemeindeversammlungen, in letzter aber bei der Synode. Auch die Visitatoren sind nur Delegirte der Synode. Presbyter werden Cap. III. genannt, jedoch in einem Satze, aus dem weiterhin keine practischen Folgen resultiren. Die seniores aber, welche Cap. XII., XV., XX. und XXI. genannt werden, sind beliebige fromme Greise, welche nur als solche sich bei der Ordination der Armenpfleger betheiligen sollten. Daß kein Amt der Presbyter vorgesehen war, erhellt namentlich aus Cap. XV. und XXI., denn ansonsten wäre gewiß

ten gegen falsche Brüder und die Hülfsbedürftigen, über die einzurichtenden Knaben- und Mädchenschulen, kündigen die Errichtung der Universität Marburg und einer damit in Verbindung stehenden Anstalt für arme Studenten an und geben letzlich Vorschriften über die Behandlung der Mönche und Nonnen.

für diese ebensowohl als für die Almosenpfleger und Mitglieder des Synodalausschusses eine Ordination angeordnet worden.

In welchem Grade das allgemeine Priesterthum hier zu seinem Rechte kam, erhellt nicht nur aus den den Gemeindeversammlungen, in denen die Pfarrer nur als Präsidirende einen Vorrang genossen, beigelegten Rechten, sondern auch daraus, daß auf den Synoden die Zahl der Laiendeputirten der der Pfarrer ganz gleich war, ja die von der Synode mit ihrer Vollmacht betrauten Organe ebensowohl aus der Zahl der Anderen als der Pfarrer gewählt werden konnten. Sehr characteristisch ist es übrigens auch, daß die Nichtgeistlichen auch an der Ordination sich activ zu betheiligen hatten.

Auf der anderen Seite verdient es wohl gewürdigt zu werden, daß gerade die Homberger Ordnung, und zwar trotz dessen daß sie die Prediger als solche nicht bevorzugt, das Amt nicht herabsetzt, sondern nachdrücklichst betont und als göttliches Amt zur Anerkennung bringt. Es erhellt dieses namentlich auch daraus, daß sie alle Träger der kirchlichen Aemter, auch die nur vorübergehend damit betrauten, ordinirt, ja die Ordination mit möglichst würdigen Formen umgeben wissen will. Ueberhaupt vergesse man nicht, daß gerade die reformirte Kirche früher und entschiedener auf rechte Würdigung der Ordination drang als die lutherische, welche letztere an deren Stelle zumeist nur eine Vorstellung des Pfarrers vor der Gemeinde treten ließ.

Wie sehr nun aber auch diese Ordnung von theoretischem Standpunkte aus Lob verdient, so wenig war sie doch den wirklichen Bedürfnissen entsprechend. Schon die Vorschriften derselben über den Gottesdienst, wie geringe Ansprüche sie auch an das Volk und die Pfarrer machten, bedurften, da die Meisten des Singens und Lesens unkundig waren und noch weniger sich sogleich von einem Cerimonialdienste zu einer geistigen Gottesverehrung zu erheben vermochten, wenigstens bedeutender Modificationen. Die Bestimmungen über die Verfassung aber waren für diese Zeiten nicht bloß, sondern theilweise auch für alle Zeiten der streitenden Kirche zu ideal und also zu unpraktisch gefaßt. Schon das, daß man alle Glieder der Gemeinde als wahre Priester Christi ansah und deshalb einer Vertretung der Gemeinde durch Presbyter entrathen zu können glaubte, war ein Grundsatz, der, an die Wirklichkeit gehalten, zu Schanden werden mußte. Und nun bedenke man, daß damals das Volk erst noch für das Evangelium zu gewinnen war und als ein roher heller Haufen aus den Händen der katholischen Geistlichen herübergenommen wurde. Allerdings verlangte nun Lambert, daß die Ungläubigen und Rohen von der neuen Kirche ausgeschlossen sein sollten. Aber hieß das nicht, sie für jetzt ganz aufgeben? Und wie und wodurch sollten und konnten sie bei solchen Bestimmungen jemals wieder in die Kirche zurückgeführt werden?

Wirklich kam diese Ordnung nun auch nicht zur Durchführung. Sie stieß auf mannigfachen Widerspruch und namentlich den Luther's. Dieser,

welcher ebenfalls von der Lehre vom allgemeinen Priesterthum ausgegangen war, lange Zeit die Autonomie der Gemeinde proclamirt, scharfe Trennung des geistlichen und weltlichen Gebietes gefordert und wenn auch nicht eine Neubildung der Kirche, doch die Bildung reiner Gemeinden, Gemeinden von Heiligen angestrebt hatte — hatte gerade in der Zeit, worin die Homberger Ordnung solchen Ideen Gestaltung zu geben und im Leben Geltung zu verschaffen suchte, angefangen, diese Ideen zum Heile und zum Unheile der Kirche mannigfach zu verleugnen. Luther, dem die Reformationsordnung zur Begutachtung vorgelegt wurde, widerrieth dem Landgrafen die Anerkennung derselben so ernstlich, daß sie als Ganzes und in ihren wesentlichsten Stücken niemals praktische Bedeutung erhielt. Nur untergeordnete Bestimmungen derselben, welche dazu mit dem wesentlichen Inhalte in gar keiner Verbindung stehen, wie die Bestimmung über Ernennung von Visitatoren, Aufhebung der Klöster, Errichtung einer Universität, Stipendiatenanstalt und Schulen sind zur Ausführung gekommen. Aber auch diese Einrichtungen sind schwerlich kraft der Homberger Ordnung in das Leben getreten.

Interessant ist es übrigens, zu sehen, daß Luther in seiner Kritik*) nicht die Principien, aus denen sie geflossen, Principien, welche damals ja auch noch mehr als später die seinigen waren — sondern ihre falsche Idealität, ihr Verkennen der wirklichen Zustände und wirklichen Bedürfnisse der Gemeinden, sowie das Abbrechen von der historisch gegebenen Entwicklung und die Aufstellung eines ganzen neuen Systems tadelte. Namentlich wegen des Letzteren glaubte er die Ordnung mißbilligen zu müssen. Je mehr er selbst noch auf eine Aussöhnung mit der alten Kirche hoffte und sowohl in seinem ganzen persönlichen Verhalten als in seinen mit seltener Weisheit abgefaßten kurzen Kirchenordnungen darauf drang, daß mit Aenderungen nur in demselben Grade vorgeschritten werde, in welchem die Menschen durch die Predigt des Evangeliums und die Erneuerung der Herzen vorbereitet seien, um so mehr mußte ihm eine Kirchenordnung, welche zwar mit einem nicht zu verkennenden Talente abgefaßt war, aber mit der ganzen Vergangenheit brach, zuwider sein.

7. Lambert als Professor in Marburg und sein Tod.

Damit, daß die Kirchenordnung von Homberg zurückgelegt wurde, war für Lambert selbst ein Rücktritt, nämlich der von dem Gebiete der praktisch-kirchlichen Thätigkeit verbunden. Gewiß erkannten der Landgraf und dessen Räthe sehr bald, daß Lambert nach seiner ganzen Naturanlage nicht dazu geeignet sei, gestaltend auf das wirkliche Leben einzuwirken. Auch konnte man fortan an eine Verwendung desselben in dieser Richtung

*) Brief an den Landgrafen von Montag nach Epiph. 1527.

um so weniger denken, da nun nach ganz anderen Normen, zum Theil nach solchen, welche mit den Ideen der Homberger Ordnung in Widerspruch standen, voranschritt. Wie hätte Lambert zugemuthet werden können, für diese letzteren einzutreten? Dazu kam nun aber auch, daß der Franzose der deutschen Sprache noch immer sehr unkundig war und schon deshalb unmöglich zum Amt eines Predigers oder Visitators geschickt erachtet werden konnte.

Statt seiner wurden jetzt andere Männer an die Spitze der hessischen Kirche gestellt, Johannes a Campis, Adam Kraft, Tielemann Schnabel, Kymeus, Fontius und Andere. Auch trat jetzt ein confessioneller Rückschlag ein, der zwei Jahre lang nachwirkte. Indem man sich entschloß, auf die Homberger Ordnung zu verzichten und überhaupt, von einer durchgreifenden und systematischen Neugestaltung absehend, nur allmählig vorzugehen, sah man sich auch dazu gedrängt, in jeder Beziehung sich enger an die Sachsen anzulehnen und den von diesen gegebenen Impulsen zu folgen. Die Opposition gegen den Zwinglianismus wurde in Hessen in dieser Zeit sogar eine so große, daß Zwingli's Schriften verboten und hier und dort zwinglisch gesinnte Prediger ausgewiesen wurden.

Lambert von Avignon wurde, nachdem er eine Zeit lang in Kassel gelebt, wo er in dem früheren Carmeliterkloster wohnte, als Professor der Theologie an der neu errichteten Universität in Marburg bestellt. Wenn irgendwo, schien er gerade hier an seinem Platze zu sein.

Schon in der Homberger Ordnung hatte man, wohl erkennend, daß man die Träger der neuen Ideen auch auf anders eingerichteten und in einem anderen Geiste geleiteten Anstalten heranbilden müsse, die Errichtung dieser Anstalt in das Auge gefaßt und Bestimmungen getroffen, welche ihren evangelischen Character hinlänglich ausprägten. Die Reformationsordnung schrieb nicht nur vor, daß alle Professoren der Universität der evangelischen Lehre zugethan sein mußten, sondern verbot auch gänzlich, daß das canonische Recht auf derselben vorgetragen werde. Die Reformationsordnung sagte unter Anderem:*) „Weil es Gott gefallen hat, das Herz unseres Fürsten zu bewegen, daß er, da jetzt wieder der Ruhm des Evangeliums aufglänzt, ein Universalstudium zu Marburg aufrichten will, und dieses sehr nothwendig ist, damit in unseren Kirchen diejenigen vermehrt werden, welche in Wort und Lehre ihnen vorstehen können und das Richtige anrathen können, so untersagen wir im Namen Gottes, daß solches daselbst vorgetragen werde, was die Angelegenheiten des Reiches Gottes beeinträchtigen könnte. Vor Allen sollen sich dort Männer befinden, welche die heiligen Schriften ganz rein erklären; im entgegengesetzten Falle sollen sie abgesetzt werden. Sodann sollen daselbst die Civilgesetze

*) Vergl. cap. 29. u. 32.

vorgetragen werden, so jedoch, daß die gottlosen Cautelen nach Gottes Wort abgethan und überhaupt das, was mit diesem nicht übereinstimmt, verbessert werde. Deshalb sollen solche Rechtsgelehrte berufen werden, welche eben so fromm als gelehrt sind und es verstehen, Gottes Wort als den Maßstab für alle Lehren zur Anwendung zu bringen. Wenn einer von ihnen etwas gegen Gottes Wort behauptet, so soll er aus seinem Dienste entlassen und excommunicirt werden." Aehnliche Bestimmungen wurden aber auch in Bezug auf die Lehrer aller anderen Wissenschaften getroffen.*)

Die Universität, welche mit einer Vorbereitungsanstalt und einem theologischen Seminar verbunden war, wurde unter dem Jubel des hessischen Dichters Eobanus und vieler anderen Männer der Wissenschaft eröffnet. Am 30. Mai 1527 schritt der erste Rector, Ferrarius Montanus, ein Jurist, zur Immatrikulation von 104 Academikern. Am ersten Juli aber erfolgte durch den Kanzler Feige die feierliche Einweihung.

Lambert war nun endlich zu einer gesicherten und ehrenvollen Lebensstellung gekommen, ja hatte einen Wirkungskreis gewonnen, der vor anderen seinen Neigungen und Gaben besonders zusagen mußte. Auch für seinen Unterhalt war mehr als nothdürftig gesorgt. Landgraf Philipp bezahlte die Professoren seiner Universität sehr gut. Man sollte nach allem diesem meinen, daß er nun, zumal da er auch in glücklicher Ehe lebte, sich sehr wohl gefühlt habe. Dennoch muß dieses nicht der Fall gewesen sein. Schon das, daß sein Zuhörerkreis ein sehr geringer war, verstimmte ihn. **) Mit seinen Collegen scheint er nicht auf dem besten Fuße gestanden zu haben. Einem Theile von ihnen sagte sein sittlicher Ernst und seine Strenge nicht zu, Anderen war seine französische Lebhaftigkeit, Eitelkeit und Zudringlichkeit zuwider, noch Andere endlich, zumal die Humanisten haßten ihn wegen seiner Polemik gegen die Wissenschaft.***) Der berühmte Humanist Hermann Buschius, ebenfalls ein College, pflegte Lambert die drei M. zu nennen, weil er nur deshalb so oft nach Frankfurt am Main zu reisen pflege, ut Manducet, Mendicet et Mentiatur, nämlich um bei seinen Frankfurter Freunden gut zu essen, die Buchhändler auf ausstehende Gelder zu mahnen und sich von Fremden, namentlich von Franzosen, Neuigkeiten aufbinden zu lassen, die er dann weiter erzählte.

---

*) Melanchthon wurde bei Errichtung der Universität zu Rathe gezogen. Der Kanzler Feige aber und Balthasar Schrautenbach concurrirten bei der Ausführung am meisten.

**) Der hess. Dichter Euricius Cordus sagte über ihn:
„Nil siquidem minus es, quam Gallicus Ogmius ille
Cujus tam vacuam cernimus esse scholam."

***) Ebenfalls Euricius Cordus in einem Epigramme:
„Non reor exosum linguas contemnere Gallum
Quas idem plures ore habet ipse suo."

Wir sehen, es wurden in Marburg über ihn Bemerkungen laut, wie die waren, welche das Straßburger Publikum gegen ihn vor den Magistrat gebracht hatte. Und allerdings contrastirte z. B. seine Leckerhaftigkeit stark gegen den sittlichen Ernst, der ihn beseelte und den er auf anderen Gebieten so stark zur Schau trug. Wie er zu Landgraf Philipp in der späteren Zeit stand, ist nicht bekannt. Jedenfalls war dieser gerade nicht erfreut über den Erfolg eines, wie man sagt, von Lambert abgefaßten französischen Büchleins, welches dem Kaiser Namens des Landgrafen von dem hessischen Gesandten Michael von Caden, der 1529 nach Italien geschickt wurde, um Carl den Fünften zu begütigen, überreicht wurde. Der Kaiser erzürnte sich so über dieses die ganze Reformationsangelegenheit besprechende Buch, daß Caden sich kaum durch die Flucht retten konnte.*) Gewiß hatte Lambert sich einmal wieder von seinem Reformationseifer zu allerlei schlecht überlegten und ungehörigen Raisonnements fortreißen lassen.

Wie sehr man gegen ihn wegen seiner Stellung zur Wissenschaft und wegen mancherlei Anderem eingenommen war, fühlt man auch durch in einem übrigens schönen Briefe, den er von Marburg aus an Friedrich Myconius schrieb. Er lautet:**)

„Seitdem ich Christum erkannt habe und er mich zu seinem Evangelium berufen hat, habe ich niemals gewollt, daß irgend Jemand, oder auch ich selbst, nach meinem Sinne regiert werde. Mein Wunsch war und ich habe nach Kräften dahin getrachtet, daß ich und Alle durch Gottes Wort regiert würden; ich habe es mit Schmerz empfunden, wenn ich oder Andere an die Stelle der göttlichen Anweisung die unsrige setzten. Deshalb habe ich manchmal gemahnt und getadelt u. s. w. Ich wollte nicht über Jemand herrschen; aber das wünschte ich und wollte ich, und das wünsche und will ich noch, daß Alle dem Worte Gottes gehorchen. Das Entgegengesetzte habe ich an mir und Anderen stets verabscheut. Deshalb habe ich so oft die Trinker, Hurer und Ehebrecher getadelt und behauptet (1. Cor. 5), daß wir mit denen nicht verkehrn dürfen, welche falsche Brüder sind."

„Niemals habe ich die Gelehrsamkeit oder die Sprachen verdammt, aber ich habe verdammt ihren Mißbrauch und gelehrt ihren rechten Gebrauch, mit Paulus begehrend, daß Alles Allen nützlich werde. Auch habe

*) Noch zu Augsburg machte der entrüstete Kaiser dem Landgrafen wegen dieses Büchleins Vorwürfe. Er machte geltend, daß er darin in seiner Hoheit angegriffen worden sei. Landgraf Philipp erklärte ihm in seiner Antwort: „Das Büchlein sei französisch gestellt gewesen, das er nicht verstehe. Er habe sich keines Anderen versehen, als daß es auf das Beste gemacht gewesen, damit Kaiserl. Maj. der Artikel des Glaubens und desselbigen Zwiespalts Unterricht empfangen möge; dieses sei auch die einzige Ursache gewesen, aus der er dieses Büchlein für Kaiserl. Maj. zu machen befohlen habe."

**) Er ist abgedruckt bei Strieder, Bd. V., S. 385.

ich es immer gewünscht und wünsche es noch, daß, wo möglich, Alle darin gelehrt seien. Aber verdammt habe ich immer den Mißbrauch, und verdamme ihn und werde ihn verdammen. Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals etwas verdammt oder behauptet habe, wenn ich nicht Gewißheit aus dem Worte des Herrn hatte. Sah ich Andere, die ihm gemäß sprachen, so habe ich sie nicht verdammt, sondern geliebt. Wenn ich sah, daß sie nicht recht geschrieben hatten, so habe ich Niemand namentlich bezeichnet, es sei denn, doch selten, die Scholastiker oder Hieronymus oder Jemand dieser Klasse."

„Mein Gewissen klagt mich auch nicht darüber an, daß ich nach Annahme des göttlichen Wortes zur Ausbreitung der Ehre Gottes religiöse Bücher abgefaßt und einige Commentare zur heiligen Schrift geschrieben habe. Ich wollte den weniger gelehrten Brüdern nützlich werden, für welche ich mich abarbeitete, gemäß dem Dienste, zu dem mich Gott berufen hat. Und es hat nicht mein Mißfallen, sondern mein Wohlgefallen erregt, wenn Jemand über denselben Gegenstand etwas Besseres geschrieben hat."

„Ich hasse Niemanden, aber es schmerzt mich und ich muß es beseufzen, wenn ich sehe, daß sehr Wenige der christlichen Freiheit sich in rechter Weise bedienen und daß Liebe fast gar nicht mehr vorhanden ist, aber Alles voll ist von Verläumdungen, Lügen, Schmähsucht, Neid. Dieses hasse ich sowohl an mir als an Anderen."

„Grüße im Namen Christi von mir und meinem Weibe Doctor M. Luther, Phil. Melanchthon, Joh. Pomeranus, den Doctor Jonas, Hieronymus. Gnade und Friede sei mit Allen, die mit Aufrichtigkeit der Wahrheit anhängen. Von Herzen dein Mitknecht in dem Herrn, Franz Lambert."

„Was ich auf der Rückseite geschrieben habe, habe ich, wie Gott mein Zeuge ist, nach der Wahrheit geschrieben. Und wahrlich, wer anders von mir denkt und behauptet, behauptet solches im Widerspruche gegen die Wahrheit. Ich bitte aber, daß Niemand hiervon Verschiedenes ausspreche. Denn der Richter Aller weiß, daß ich unschuldig bin an Allem, was dem auf der Rückseite Geschriebenen widerspricht. Gott schone die, welche lügenhafter Weise mich anklagen. Franz Lambert von Avignon."

Nicht wenig wurde Lambert auch dadurch betrübt, daß die Reformation hier und dort und selbst in Hessen langsamer voranschritt, als er gehofft hatte, und daß alle seine Wünsche für Aufrichtung einer Kirchenzucht so wenig beachtet wurden, oder nicht einmal beachtet werden konnten, ja daß die evangelische Freiheit nicht selten in Zügellosigkeit umschlug. Noch trauriger wurde er darüber, daß so viele Brüder und Landschaften über das Mahl der Liebe stritten, ja sich mit der furchtbarsten Erbitterung bekämpften. In seinem Sendbriefe über des Herrn Nachtmahl klagte er: „Ach, meine Brüder, wann wird uns endlich das Glück zu Theil werden, daß wir unsere Kirchen in dem göttlichen Worte wohl und recht unterrichtet

sehen. Wie klein sind die Stücke, die in den verschiedenen Herrschaften dem Wesen der Kirche gemäß eingerichtet sind, ausgenommen allein das äußere Wort Gottes? Wir haben viele Dinge aufgehoben und abgebrochen. Was haben wir aber an deren Stelle wieder aufgebaut? Es ist der Papst in Rom mit seinen verputzten Fürsten fast ganz niedergeworfen, die Klöster sammt den Mönchsorden sind aufgehoben. Die schädlichen Ceremonien und Kirchengebräuche sind abgethan. Daran ist wohl gethan, aber damit ist es nicht genug. Wo ist die rechte Feier des heil. Nachtmahls des Herrn? Wo ist der Bann, welcher allen Kirchen hoch von Nöthen ist? Wollen wir mit denen lästerlich reden, welche wider die klaren Sprüche der heiligen Schrift den gemeldeten Bann thatsächlich verwerfen und ihn, wie oben berührt ist, als Anbildung einer Tyrannei bezeichnen? Das sei fern'. Wo ist auch die freie Gemeinschaft der Güter, welche verschafft, daß der Reichen Ueberfluß mit fröhlichem und gutwilligem Mittheilen der Armuth der Dürftigen hilft? Wir haben an vielen Orten Armenstöcke aufgerichtet. Aber sie geben nur Zeugniß, daß die Liebe in Vielen erkaltet ist. Dazu weiß ich wohl, daß auch in dem Amte und Dienste der Kirchen zu viel Mangel ist. Daß er nicht aufgerichtet und geordnet wird, wie er soll, das verhindern auch die, welche die Ersten daran sein sollten. Und wie sind, o gütiger Gott, diejenigen beschaffen, die in vielen Kirchen an die Spitze gestellt sind. Wollte Gott, daß es keine gäbe, welche ihren eigenen Nutzen suchten, sondern das, was des Herrn Jesu Christi und seiner Kirchen ist." „Der Fürst (Landgraf von Hessen) hat wohl viele Stücke aufgesetzt und geordnet, sie werden aber nach und nach alle verworfen. Dieses ist aber kein Wunder, dieweil deren Viele sind, welche auch die Gebote Gottes verwerfen und sein Evangelium allein zulassen zu einem Anlasse, die Gelüste ihres Fleisches zu erfüllen. O wie sind wir noch so fern von den Stücken, die uns Christus vorgeschrieben hat und mit seinem und seiner Apostel Beispiel zu thun befohlen! Wie Viele sind deren, die sich rühmen, Christen zu sein, welche Du mit mir beweinst? Die nicht Kinder Gottes, sondern der Welt sind, böser Sitten, Betrüger, begierig nach vergänglichen Dingen, unersättlichen Geizes, ohne alle Liebe, die keinen Bund halten, Lästerer, die öffentlich der Trunkenheit und Gefräßigkeit ergeben sind u. s. w.!" „Darum, so lasset uns standmüthig, als eine eherne Mauer streiten für das heil. Haus des höchsten Gottes und seine heilige Stadt! Was niedergefallen ist, das laßt uns mit Wachen und höchstem Ernste wiederum bessern und, was weiter zu bauen ist, aufbauen, daß wir nicht ferner bei denen, die draußen sind, also geschmäht und gelästert werden! Wir sollen nicht meinen, daß noch etwas gehandelt sei, wo wir nicht weiter fortfahren. Verflucht sei der, welcher mit den Händeln Gottes liederlich und untreu umgeht!"

Sehr große, ja ungemeine Freude erregte es in Lambert, daß es dem Landgrafen, der seit einem Jahre mit allem Eifer die Beilegung des confessionellen Zwistes anstrebte, gelang, zwischen den sächsischen und schwei-

zerischen Reformatoren das Colloquium zu Marburg zu Stande zu bringen. Dasselbe wurde, nachdem es durch eine Privatunterredung eingeleitet war, vom 2. — 4. October 1529 auf dem Schlosse zu Marburg abgehalten. Lambert gehörte zu den ungefähr fünfzig Personen, welche als Zuhörer zugelassen wurden.

Dieses Gespräch zog nun allerdings bei Weitem nicht die Resultate nach sich, welche man davon gehofft hatte, aber es wurde dadurch doch Einiges erreicht. Schon das war wichtig, daß Landgraf Philipp, der beiden Parteien das Versprechen abnahm, fortan keine Streitschriften mehr zu wechseln, die Aufrichtung einer Art von Waffenstillstand durchsetzte. Sodann kamen fünfzehn Unionsartikel zu Stande, worin beide Parteien öffentlich anerkannten, daß sie in allen Grundlehren völlig, und in der Lehre von den Sacramenten wenigstens theilweise übereinstimmten.

Für Lambert selbst erhielt das Gespräch namentlich dadurch große Bedeutung, daß er nun endlich zu völliger Klarheit und Entschiedenheit in der Abendmahlslehre kam.*)

Lambert hatte wie er selbst sagt, bis dahin geschwankt; doch scheint er mehr zur lutherischen als zur reformirten Lehre sich hingeneigt zu haben. Die schweizerisch Gesinnten wenigstens betrachteten ihn als einen Lutheraner und erwarteten von ihm für sich nichts Gutes.**)

Im Jahre 1524 sprach er sich, und wohl gerade deshalb, weil er noch zu keiner ganzen Gewißheit gekommen war, wenn auch in lutherischen, so doch nur in mild lutherischen und eine Vermittlung anbahnenden Worten aus. Jedenfalls ist es auffallend, daß er mit den Straßburgern damals nicht die Anwesenheit des Fleisches und Blutes Christi in und unter dem Brode und Weine, sondern die Anwesenheit Christi, der Person Christi, mit dem Brode und Weine betonte. So lehrte er in seinem zu Nürnberg gedruckten Commentare zu Lucas.***) Ebenso, nur etwas klarer und noch mehr vermittelnd, sprach er sich im folgenden Jahre in der Straßburger Ausgabe desselben Commentares †) und dann im Jahre 1526 in der Homberger Reformationsordnung aus.

---

*) Oecolampad schrieb am 12. Februar 1530 an Zwingli (Zwinglii Opera ed. Schuler et Schultess tom. VIII. p. 410): „Lambertus in Hessis et multi alii palam nobiscum sentiunt, Landgravius quoque ipse, cum Cancellario."

**) Petrus Toffanus schrieb am 27. December 1524 an Farell: „Audio Franciscanum illum Lambertum misisse puerum suum ad Lutherum. Vereor, ne aliquid monstri alat."

***) „Observa, quod Dominus accipiens panem et calicem ait: hoc est etc., de poculo vero: hoc est poculum etc., ut ipsum in sacramento cum pane et vino esse scias, quidquid hactenus sophistae garrierint. Nihil enim impedit eum, ne etiam in eodem loco cum eodem corpore sit. In pane ergo et vino Christus datur."

†) „Observa, quod Dominus accipiens panem et calicem ait: hoc est ect., ut scias, quod quisquis haec ex fide manducat et bibit, et corporis et san-

In gewissen Zeiten vertrat er übrigens auch die lutherische Lehre und zwar gemäß seinem lebhaften Temperamente mit entsprechender Entschiedenheit. Gerhard Noviomagus, Professor der Theologie, erzählt einem Freunde von Lambert in einem ungedruckten lateinischen Brief folgende Anekdote: „Du kennst auch (denn ich will das eine oder andere Beispiel hinzufügen; nämlich über den Wechsel der Ansichten in Bezug auf die Abendmahlslehre) Franz Lambert von Avignon, einen ausgezeichnet frommen und für die Erklärung der heiligen Schrift mit nicht geringer Urtheilskraft ausgerüsteten Mann. Als dieser einst auf dem Fürstenconvente, welcher zu Speier von dem mächtigen Könige Ferdinand auf kaiserlichen Befehl abgehalten wurde, von einem gewissen gelehrten jungen Manne besucht wurde, sagte er, bevor er wußte, weshalb er gekommen war: wenn du gekommen bist, mit mir zu reden über die Abendmahlssache, so bitte ich dich, nur wieder fortzugehen und mir keine Mühe zu machen, ich bin in meiner Ansicht sicher, ganz sicher. Nun erhellt aber aus seinen Retractationen klar für alle Welt, wie süß und ganz anders dieser Schwan auf seinem Sterbebette gesungen habe."

In Folge des Marburger Gesprächs nun entschied er sich für Zwingli und bekannte sich zu dessen Lehre öffentlich in einem schönen Sendbriefe, den er noch vom Todtenbette aus, auf das er schon in den nächsten Monaten niedergeworfen wurde, einigen seiner Straßburger Freunde übersenden ließ, damit sie für den Druck desselben sorgten. „Denn ich will, sprach er, daß die ganze Welt wisse, daß ich, was das Nachtmahl des Herrn betrifft, einer anderen Meinung geworden sei." Er drang mit Entschiedenheit auf Einigung der zertrennten Gemüther. In rührender Offenheit stellte er seine bisherigen Zweifel und die dadurch herbeigeführten Kämpfe seiner Seele dar und mahnte in mildem Tone zum Frieden. Der ungenannte Adressat dieses Briefes war wahrscheinlich Nic. Gerbellius in Straßburg.*) Es soll im folgenden Paragraph daraus Einiges mitgetheilt werden.

---

guinis Christi particeps fit. Nam carnem ejus verum animae cibum manducat, et verum potum sanguinis ejus bibit. Sicut Joh. 5. Dominus vult. Tametsi non dico eum externam manducationem et potationem de quibus hic agitur eodem. Cap. 6. Joh. a Domino juberi. Ergo non est transsubstantiatio, ut sophistae volunt, sed verus panis et verum vinum manent, quae fidelibus sunt manducationis corporis Christi et potationis sanguinis ejus signa certissima." So in der Ausgabe des Lucas von 1525. Da er in dieser unter den Sophisten offenbar die römischen Gegner versteht, so wird man unter dieser Bezeichnung auch in der früheren an diese, und nicht an Zwingli und die anderen Oberländer denken dürfen.

*) Die Schrift ist datirt: „Ex aedibus nostris Mense, Februario A. 30 supra millesimum quingentesimum" und erschien unter dem Titel: „De symbolo foederis nunquam rumpendi quam communionem vocant Fr. L. Aven. Confessio — Videbis Lector utra partium in Marpurgico Colloquio veritatis

Groß war aber die Freude Lambert's über das Gespräch auch insofern, als es einen Umschwung in den hessischen Kirchenverhältnissen herbeiführte. Landgraf Philipp und viele seiner Räthe und Theologen huldigten von da ab theils dem Zwinglianismus theils der Straßburgischen Lehrauffassung. Alle Verfolgung der Zwinglianer hörte nun auf, und die zwinglisch gesinnten Prediger, welche früher vertrieben worden waren, wurden zurückgerufen. An die Stelle Adam Kraft's, eines Collegen Lambert's, der in der letzten Zeit als eifriger Lutheraner aufgetreten war, wurde die Academie, d. h. doch wohl die theologische Facultät mit (dem Examen) und der Anstellung der Geistlichen betraut. Auch Anderes wurde geändert. Es waltete fortan in Hessen ein freierer und milderer Geist, der, wie unangenehme Kämpfe ihm auch durch den Fanatismus der Gegner bereitet wurden, allmählig den Sieg davon trug. Lambert selbst theilt uns Einiges über diesen Umschwung mit, namentlich in einem Briefe, den er Montag nach Reminiscere 1530 an Bucer in Straßburg schrieb.*)

Unter den Schülern, welche in Marburg zu Lambert's Füßen saßen, und mit ihm in lebendigerem Verkehr standen, befand sich auch Patrick Hamilton, der erste Märtyrer der schottischen Kirche. Er war aus vornehmen Geschlechte, Brudersohn des Grafen von Arras und Sohn der Schwester des Herzogs von Albin, ein begabter, aufrichtiger und geistvoller 23-jähriger Jüngling.**) Er wurde im Evangelium fest gegründet. In edler Begeisterung verkündigte er nach seiner Rückkehr die seligmachende Wahrheit in Schottland. Als er deshalb vorgeladen wurde, erschien er zwei Tage vor dem festgesetzten Termin vor dem Gerichtshofe. Mit Freudigkeit legte er am Morgen sein Zeugniß ab und schon am Nachmittage desselben Tages hauchte er seine Seele in den Flammen aus (letzte Febr. 1528). Lambert setzte ihm, dem ersten Apostel des Evangeliums in Schottland mit Freude und Wehmuth ein Denkmal in seiner Vorrede zu seinem eben erscheinenden Commentare zur Offenbarung Johannis.

Wie mit Vorlesungen, so beschäftigte sich Lambert auch mit Schriftstellerei in Marburg. Die Werke, die er daselbst herausgab, gingen wohl zumeist aus seinen Vorlesungen hervor. Schon von Straßburg aus hatte er in der Nachschrift zu seinem letzten Bande über die kleinen Propheten einen Commentar über den Ezechiel und die Offenbarung Johannes angekündigt. Ebenso hatte er bereits in der Conclusio seiner Paradoxa (Februar 1527) ein Buch de regno, civitate et domo Dei, das in sechsundzwanzig Bücher eingetheilt werden sollte, als bald erscheinend angekün-

praesidio potentior fuerit", s. l. (Argentorati apud Hervagium) MDXXX. Auch erschien eine deutsche Uebersetzung: Ein gar schöner Sendbrief D. Francisci Lamberti u. s. w. 8°.

*) Vergl. des Verfassers hess. Kirchengeschichte Bd. II. 1. S. 317 u. 318.

**) Er war der Erste, der zu Marburg in den zur Uebung angestellten Disputationen öffentlich auftrat.

digt. Nun hat er aber nur zwei dieser Schriften, die zweite und dritte, und zwar erst in Marburg, herausgegeben. Aus dem Titel der zweiten Schrift geht hervor, daß sie auf dem Grunde seiner in Marburg gehaltenen Vorträge erwachsen war. *) Die Schriften, welche Lambert in Hessen auf Veranlassung der Homberger Synode herausgab, **) sowie seine Sendbriefe über das heilige Abendmahl sind bereits oben erwähnt. Als er starb, fanden sich folgende zum Theil vollendete, zum Theil unvollendete Manuscripte von ihm vor: Commentare zu den drei ersten Briefen des Apostels Paulus, zum ersten Buche Moses, Ezechiel, Jeremias, den Klageliedern des Jeremias, und zum Propheten Daniel. Auch fanden sich zwei französische Bücher, die er zwar nicht geschrieben, aber mit Empfehlungen versehen hatte. Auf seinem Sterbebette beauftragte er einen Freund, den Pfarrer Johannes Steuper, in seinem Namen Bucer in Straßburg zu bitten, daß er diese Arbeiten vollende und nach Anlegung der letzten Feile herausgebe. Auch ließ er Bucer ersuchen, zu seinem Buche über die Klagelieder des Jeremias eine Dedicationsrede an den König von England zu schreiben. Es sollte dieses Werk dem Könige den Beweis liefern, daß diejenigen, welche das reine Evangelium annähmen, nicht verharren könnten in dem alten Sündenleben. ***)

---

*) Der Titel der zweiten Schrift lautet: Exegeseos in sanctam Divi Joannis Apocalypsin Libr. VIII. In Academia Marpurgensi praelecti. Apud inclytum Hessorum Marpurgum A. D. MDXXVIII. Quarto Idus Sept. 8. Wieder abgedruckt Basel 1539, 8. Der Titel der dritten Schrift lautet: De Regno, Civitate et Domo Dei ac D. W. J. Christi Libr. III., ex vetustissimis creaturae ac scripturae libris collecti et per Gerardum Geldenhaurium Noviomagum recogniti in ordinemque digesti. Wormat. excud. Sebastian Wagner 1538. 8°. Vielleicht existirt eine frühere Ausgabe dieser Schrift, da sie ansonsten von Steuper in den in einer der folgenden Noten angeführten Briefen unter den hinterlassenen Manuscripten Lamberts mit aufgezählt worden sein würde.

**) Vergl. §. 5.

***) Steuper vollzog die ihm gewordenen Aufträge. Es liegen vor mir zwei Briefe desselben an Bucer, welche mir durch die Güte des Herrn Professor Baum in Straßburg nebst Anderm mitgetheilt sind. Sie mögen hier, da sie eine über Lambert's Tod so wie über seine Willensbestimmung in Betreff seiner Manuscripte authentische Kunde geben, ganz abgedruckt werden.

MSS. Archiv S. Thomae. (Steuper Bucero.)

Gratiam et pacem. Non dubito vir piissime quin audieris de morte Francisci Lamberti Avenioniensis, quum annus fere jam sit quod in Domino, una cum Gilberto suo Winramo Scoto, uxore quoque liberis et tota Familia sua miserias hujus vitae reliquerit. Is ille rebus suis me praefiniens, ante omnia praecepit mihi in extremis, ut tuae pietati suo nomine scriberem, ac sui a domino visitationem significarem, teque rogarem ut eorum quae scripsit velis esse memor. Item ut commentarios suos in

Eine zweite Ausgabe der kleinen Propheten hat Lambert wenigstens in das Auge gefaßt. Er redet davon in dem letzten Band seiner kleinen Propheten.

---

trenos Jeremiae tibi mitterem ac rogarem ut velit tua pietas opus illud pervidere et perficere, non enim id sibi licuisse et ut scribas Epistolam nuncupatoriam ad Regem Angliae eidem operi praefigendam. Voluit enim Regi opus illud mitti, ob id maxime, ut testaretur eos qui suscipiunt verbum Dei vere, non consentire reprobae conversationi multorum pseudevangelicorum. Mitto igitur exemplar tuae pietati et rogo ut petitionem amici ad aedificationem Ecclesiarum tua charitas non negligat. Habemus etiam ejus Scripta in primas Pauli tres Epistolas, in Genesin, in Ezechielem etc. Si utile visum fuerit tuae pietati pauca ad nundinas futuras rescribere, omnia tibi mittam ut lima tua purgata edantur. Hactenus quoad Franciscum. Nunc ad me. Nuper incidi, vir pie, in quaedam Scripta cujusdam Joannis Denkii et quaedam Joannis Bünderlini legi ac relegi, quos etsi non omnino mihi displiceant, tamen eos mea tenuitas dijudicare omnino non potest. Audivi tibi homines istos cum suis scriptis probe perspectos. Rogo si unquam ad nostram parvitatem tua caritas scribere dignata fuerit ut me doceas qua libertate mihi versandum in istius modi auctoribus. Nam spiritus mei robur exiguum est. Indiget auxilio. Vale in Christo Jesu feliciter vir piissime et audaciam meam pro tuo candore boni consule. Necessitas enim, pudore devicto, me facit audacem. Ex Marpurgo Hessorum. Anno Christi 1530.

Gerardus Steuper, Ecclesiae pastor juxta oppidulum Gissen in pago qui dicitur Wiska, Tuus ac omnium Christianorum Servus.

Piissimo Viro Martino Butzero suo in Domino reverendo.

(Steuper Bucero.)

Gratiam habeo, frater observande, quod mihi de rebus petitis rescribere minime dedignatus fueris. Neque omnino displicuit judicium tuum de scriptis Denkii et Bünderlini (nisi) quod non possim aliud adhuc mihi persuadere quin et ipsi serio quesierint Dominum suis scriptis, videntur enim mihi Christum non indigne alioquin confiteri. Quamquam nihil definio neque cuiquum praejudico; sed oculatiorem (sic!) me desidero. Ingenium tamen & mores eorum, si ejus modi sunt quales tu mihi depinxisti, non approbo verum Satanae tentationem in eis esse agosco. Cum Apostolus Paulus secundum Christum se omnibus omnia fecerit et quodam in loco dicat: Estote fratres sicut ego, quandoquidem ego sum sicut vos. Et hoc ipsum mihi quoque vicium esse videtur, quod jam Lutheranos, Zwinglianos, Erasmistas etc. etc. faciat, cum alias in fidei simplicitate non multum discrepent, si modo charitas adesset, quae alterius dicta & scripta candide et dijudicare et interpretari velit. Quae cum flocci pendit tales cito irruunt frustraneae contentiones. Sed plura scribere de his non est hujus loci, maxime cum tibi datum esse sciam ejusmodi omnia penitus videre & intelligere. Caeterum de scriptis Lamberti mei, gallicum nihil invenio praeter hos duos libros, ab ipso quidem non scriptos, sed tamen laudatos. Habemus adhuc sua scripta in Genesim. In tres primas Pauli epistolas, Item in Ezechielem, Jeremiam et Danielem, verum neque absoluta omnia neque ad extremam limam deducta. Jussit igitur me, suo nomine, tuam

Daß Lambert aber auch nach dem Colloquium, welches so Manches in einer ihm erwünschten Weise in Hessen anders gestaltet hatte, sich auf seinem Posten und in Hessen überhaupt nicht wohl fühlte, ersehen wir aus einem kurz vor seinem Tode an seinen Freund Bucer geschriebenen, in lateinischer Sprache schon anderweitig veröffentlichten, aber bisher von Niemand gekannten Briefe. Er sagt darin unter Anderem: „Nun aber, lieber Bucer, will ich auch von mir handeln. Ich fühle mich siech und krank, wenn ich meine Lage erwäge. Dem Fleische nach ist ja gut für mich gesorgt, aber fast werde ich vor Trauer verzehrt, daß ich von den mir von Gott verliehenen Gaben nicht zum Nutzen meiner Nächsten Gebrauch machen kann, d. h. daß ich mit keiner der vier von den Gelehrten gewöhnlich erlernten Sprachen, in deren Besitze ich bin, lehrend an die Nächsten herantreten kann. Ich weiß, daß ich dazu von dem Herrn gedrängt werde. Da sich mir nun aber eine erhoffte Gelegenheit nicht darbietet und mich ein besonderer Zwang nicht nöthigt, so harre ich aus in dem mir anvertrauten Berufe. O daß sich doch ein Städtlein in der Schweiz fände, wo ich das Volk lehren könnte nach der Gabe, welche ich vom Herrn empfangen habe. Ich bin jetzt, durch die Wohlthat Gottes, in der Verfassung, daß ich das Vertrauen hege, daß wir in der größten Eintracht Christum lehren werden. Ich verabscheue die Sitten dieses Volkes, so daß ich glaube, daß ich ganz erfolglos an denselben arbeite. Ich wünsche auch, daß meine Familie, wenn der Herr mich hinweggenommen haben wird, anderswo bleibe und unter Gottesfürchtigen ihren Wohnsitz nehme. Wenn ich unter den Schweizern wohnte, wäre es mir auch verstattet, in freundschaftlich gehaltenen Schriften den Bischof von Lausanne, der ehemals sehr freundschaftliche Gesinnungen gegen mich hegte, und die Genfer (?), welche ich ehemals lehrte (?), zu ermahnen.*) Auch brauchst Du mein ungestümes Wesen,**) daß ich so rede, nicht zu fürchten; denn ich habe durch Erfahrung schon Vieles gelernt. Nichts ist geeigneter zu wirksamer Ueberredung als bescheidene und gründliche Unterweisung, wennschon bisweilen der heftigere Angriff und das Schelten nicht entbehrt werden kann." Nachdem er dann mitgetheilt hat, daß er eine Uebersetzung und einen Commentar zu den Klageliedern des Jeremias vollendet habe und darauf ausgehe, seine Commentare über die Propheten und das hohe Lied zu verbessern, fährt er

---

pietatem rogare, ut omnia pervidenda atque si videretur edenda suscipias. Quod si in corde tibi fuerit rescribe, rogo, saltem pauca & mittam. Libros illos Gallicos velim ut aut imprimerentur aut reservarentur donec autorem suum, quem ego ignoro, inveniant. Vale frater in Domino, et omnia ut facis, boni consule. Ex Francofurdia die Mercurii volante calamo. Judica Anno 31.

Tuus ad pedes
Gerardus Steuper.

*) „Gebennenses, quos olim docui."

**) „Impetum."

fort: „Dieses habe ich hinzugefügt, damit Niemand wähne, daß ich das Studium der Sprachen verfluche. Ich liege ja diesen ob und trage dafür Sorge, daß die Diction in meinen lateinischen Schriften reiner werde, als sie bisher war. Auch glauben wir nicht, daß irgend ein Studium älteren und gottesfürchtigen Leuten unerlaubt sei. Nochmals: ich strebe auch in dieser Richtung; freilich mag es wenig sein, was ich vor mich bringe. Nun Bucer trage gemeinschaftlich mit Capito Sorge, wenn Ihr anders könnt, daß mir eine Stelle zu Theil werde, wo ich das Volk lehren kann. Ich harre unterdessen, was mir Gott nach seiner Gnade durch Euch wird antworten lassen. Den Capito lasse ich durch Dich freundschaftlich und ergebenst grüßen und spreche bei dieser Gelegenheit mein nicht geringes Bedauern darüber aus, daß einst zwischen uns Mißhelligkeiten obwalteten." *)

Lambert sollte aus dem Elende, worüber er in diesem Briefe klagte, bald und besser als er zu hoffen wagte, befreit werden. Er starb am 18. April 1530 an dem englischen Schweiße, einer damals, auch schon während des Colloquiums, in Oberhessen wüthenden Pestkrankheit. Der Tod ereilte ihn zu Frankenberg an der Eder, wohin die Universität, da in Marburg die Pest so stark wüthete, auf einige Monate verlegt war. Auf seinem Sterbebette ernannte er einen Freund, den auf einem Dörfchen bei Gießen wohnenden Pfarrer Steuper zu seinem Testamentsvollstrecker. Auch befahl er von seinem Sterbebette aus die Veröffentlichung seines Sendschreibens über das heil. Abendmahl, worin er der evangelischen Kirche ein Testament in höherem Sinne hinterließ. Seine Grabstätte fand er in Marburg in der der Elisabether Kirche gegenüberliegenden Michaeliskapelle. Seine Frau und seine Kinder, auch ein Hausgenosse, der Schotte Gilbert, folgten ihm noch in demselben Jahre im Tode nach.

8. Lambert über das heil. Abendmahl.

Noch finde hier folgender Auszug aus seiner letzten Schrift, nämlich der über das Nachtmahl des Herrn einen Platz:

„Da ich Dir entdeckte, lieber Bruder, daß ich durch die unüberwindliche Kraft des göttlichen Wortes überwunden und mit Gewalt dazu gebracht sei, von meiner früheren Meinung abzufallen, begehrtest Du, daß ich Dir die Ursachen meines Abtretens verzeichne. Ich will dieses, gegenüber Dir, einem verständigen und weisen Manne, mit kurzen Worten thun, ja, da Du sagst, daß Du alle diesen Handel betreffenden Schriften mit Fleiß und Ernst gelesen habest, Dir nur die Gründe vorführen, welche bei mir den Gesinnungswechsel herbeiführten."

*) „Marpurgi die post eam diem Dominicam, quam vocant Reminiscere." Dieser Brief findet sich in Fueslin, J. C., Epistolae cet Tiguri 1782. 8°. p. 70 cet. Er ist im Register nicht mit aufgeführt.

„So viel nun den Handel des Nachtmahls des Herrn betrifft, habe ich gleicher Weise vor Zeiten viel Leidens gehabt, wie auch auf den heutigen Tag Etliche an ihnen selbst empfinden und erfahren, allein das ausgenommen, daß ich die, welche einer anderen Meinung gewesen sind, niemals dem Teufel übergeben habe."

„Obwohl verwirrt und betrübt, sah ich doch das schon längst ein, daß nicht alle vorgebrachte Argumente stichhaltig seien. Als nun der Landgraf, um die Kirchen zu freundlicher lieblicher Einigkeit zu bringen, beide Parteien hierher zu einer Unterredung berief, „da bat ich den Herrn mit versichertem und vertrautem Gemüthe, daß dasselbe geschehe, und begehrte, daß ich von meiner verwirrten Meinung erledigt würde." „Inzwischen hatte ich das steif bei mir beschlossen, daß ich in dem Erforschen der Wahrheit, nicht darauf merken und acht haben wollte, wer Dieses oder Jenes sagte, sondern was da geredet wurde. Und ich bin also an dem Handel gestanden, ihn zu ergründen und habe ein gleiches Herz und eine gleiche Anmuthigkeit zu jeder Partei gehabt, und mir festiglich vorgenommen, ich wollte es mit dem Theile halten, den ich gewißlich sehen würde, daß er mit seiner Meinung mit dem Worte Gottes besser stimmte und demselbigen gleicher und ähnlicher wäre." „Denn ich vermeinte, es wäre von Nöthen, daß ich zu diesem Handel käme als ein reines, sauberes, unbeschriebenes Blatt, darauf allein der Finger des lebendigen Gottes schreibe; welches ich, mein geliebter Bruder, auch Dir von ganzem Herzen wünsche. Wirf hierin von Dir alle Menschen, ja wirf ganz und gar von Dir, spreche ich, auch den Luther, damit sie dich nicht verhindern." Vor Allem mußt Du Gott anrufen und also handeln, als ob Du von diesen Dingen noch niemals ein Wörtlein gelesen oder gehört hättest. Frage allein den Herrn Jesum und siehe auf den einträchtigen Verstand seiner Worte. „Damit ich nun zur Sache selbst komme; stelle Dir vor, wie ich es gethan habe, als ob Du zur Zeit unseres Herrn Jesu gelebt hättest und ihn selbst gegenwärtig gehört, in dem da er geredet hat, von dem das wir lesen im 6. Kapitel des Johannes, und besonders das vom Essen seines Fleisches und Trinken seines Blutes. Meinst Du nicht, daß Du dieselbigen Worte aus dem, wie er es vorschreibt, verstehen würdest? Denn er hat geschrieben: der Geist, d. i. das geistliche Nießen und Essen, ist das, das da lebendig macht, das Fleisch aber, d. i. das fleischliche Essen ist gar kein nütze. Die Worte, die ich geredet habe, sind Geist und Leben, d. i. geistig und Leben bringend. Welches er darum geredet hat, daß er sah, daß der größere Theil seiner Jünger sich verärgert hatte ob dem, das er vorhin von seinem Fleische und Blute geredet hatte; welche er mit diesen Worten auf einen besseren Verstand hat wollen bringen, ihnen anzeigend, daß das, welches sich in seinen Worten grausam und entsetzlich ansehen ließ (denn gibt es etwas Entsetzlicheres und Scheußlicheres als Menschenfleisch essen und Blut trinken?) geistlicher Weise solle verstanden werden. Und

ich bin des Vertrauens, daß Du dagegen nichts einzuwenden habest." „So Du nun Dergleichen mehr Ihn auf dieselbe Weise hättest vortragen hören, hättest Du Dich daran gestoßen? Gewiß nicht! Denn Du hättest Dich an andere ähnliche Redensarten erinnert, die er gebraucht, und daran, daß er die Gewohnheit habe, bildlich zu reden. Und man hätte Dir gewiß nicht für und für sagen müssen, daß diese Worte figürlich zu verstehen seien: welches ohne Zweifel auch bei den Jüngern der Fall war. Um der Ursache willen, als sie zum Nachtmahl gekommen sind und den alten Gebrauch des Lämmleins erfüllt haben und der Herr jetzt diesen neuen eingesetzt hat, in welchem das Brod und der Wein gemeinschaftlich von den Gläubigen genommen ward und er das Brod seinen Leib und den Wein sein Blut nannte, da hatten die Jünger gewiß nicht so bald jene Redeweise vergessen, daß sie nicht verstanden hätten: dieß sei bildlich gesagt. Und um der Ursache willen, dieweil sie seine Rede gar wohl verstanden, haben sie ihn deßhalben ganz und gar nicht gefragt. Denn aus jener Rede zu den Capernaiten wußten sie wohl, daß er gar nicht wollte, daß sie Menschenfleisch äßen. Es wußte auch der gemeine Mann unter den Juden, daß das figürliche Lämmlein, Pascha, d. i. Ueberschritt, genannt ward, obgleich es allein ein Gedenkzeichen des Ueberschrittes war. Daraus folgt, daß sie es gar nicht für neu achteten, da der Herr die Gedenkzeichen seines Leibes und Blutes, seinen Leib und sein Blut selbst nannte. Zudem ja hörten sie, daß dieses geschehen solle zu seinem Gedächtniß, wie auch das Lämmlein, dessen Geheimniß sie vorher begangen hatten, zu einer Wiedergedächtniß des Ueberschrittes des Engels, der die Erstgebornen unter den Aegyptern erschlagen hatte, gewöhnlich gegessen ward."

„Und Du, mein geliebter Bruder, so Du Einer unter ihnen gewesen wärest, hättest Du können einer anderen Meinung sein? Es sei fern von mir, etwas dergleichen von Dir zu muthmaßen. Denn nach dem was ich von Dir halte, hast Du nicht so gar keinen Geist und so gar ein schlechtes Urtheil. Derhalben so würdest Du geglaubt haben, daß hier ein geistliches Geheimniß verhandelt werde und daß das Brod und der Wein figürliche und anbildende Zeichen wären, wie auch die heiligen Apostel und alle die ältesten Lehrer gethan haben, in deren Schriften auch nicht ein Titel vorkommt, woraus mit Gewißheit erschlossen werden könnte, daß sie geglaubt hätten, daß Christus mit seinem Fleische und Blute im Nachtmahle gegenwärtig sei. Dieses habe ich zwar vormals oft und dick betrachtet, aber meine Augen wurden dermaßen gehalten, daß ich auch das, was ich sah in keinem Wege verstehen konnte."

Im Folgenden wandte sich Lambert gegen die Ubiquitätslehre, d. i. die Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes Christi, womit die Lutheraner ihre Abendmahlslehre zu stützen versuchten. Lambert weis't nach, daß es mit der Wahrheit der menschlichen Natur streite, wenn

man ihr eine allgegenwärtige, den ganzen Raum erfüllende Leiblichkeit beilege.

Im Hebräerbrief heißt es, Christus sei in allen Stücken den Menschen gleich befunden worden, ausgenommen die Sünde. „Daraus folgt, daß Redeformeln, wie: Er ist gekommen, hinweggegangen, hinein oder heraus gegangen, abgestiegen, aufgefahren, in ihrer eigentlichen Bedeutung, von einer Veränderung des Ortes verstanden werden müssen, gerade so wie von einem jeden andern Menschen. Zwar seine höchste und göttliche Natur ist nicht der Art, daß sie innerhalb eines Ortes könnte begriffen und verschlossen oder verändert werden, allein die menschliche Natur wird nicht allein von einem Orte zum anderen verändert, sondern auch in einem Orte vergriffen, gehalten und eingezielt." Christus erfüllt nach seiner Menschheit nicht alle Orte, welches eine Eigenschaft ist des göttlichen Wesens. In den Himmeln ist er an einem andern Orte, da er sitzt, d. i. regiert zu der Rechten seines Vaters. Denn in den Schriften, welche das Geheimniß unseres Glaubens begreifen, da hat das Wörtlein Sitzen die Bedeutung des Friedens und der Ruhe, und auch des Reiches und der Herrlichkeit. Zu der Rechten aber Sitzen ist nichts Anderes denn Mit-Regieren oder Herrschen." „Das Sitzen zu der Rechten des Vaters heißt: Christus, der mit höchster Demuth und Niedrigkeit, mit viel Zwang und unermeßlicher Arbeit den Handel unseres Heiles auf Erden vollendet hat, der regiert jetzt in den Himmeln, in der allergrößten Glorie und Ehre mit sammt seinem Vater über Alles, auch des Theils halber so er ein Mensch ist, dieweil er seinem allerhöchsten Vater bis in den Tod des Kreuzes gehorsam gewesen ist." Es ist mir zwar wohl bekannt, daß der Arm und die rechte Hand Gottes bisweilen für seine Kraft genommen wird. Denn gibt es Jemand, der nicht wisse, daß er keine Glieder hat? Mit diesem Wörtlein aber wird seine Macht angezeigt und bedeutet. Derhalben, so er an allen Orten ist, so muß auch seine rechte und linke Hand und Fuß an allen Orten sein, die von ihm nicht können gesondert werden. Also hat auch der Sohn mit sammt dem Vater eine rechte Hand, darum daß er ein Gott mit ihm ist. Daher, wie man recht und wohl spricht: der Vater ist in dem Sohne und der Sohn in dem Vater, also besteht auch das, so man spricht: der Vater ist zur Rechten oder Linken des Sohnes und wiederum: der Sohn ist zur Rechten oder Linken des Vaters. Denn ohne allen Zweifel ist die rechte Hand des Vaters der Vater selbst und die rechte Hand des Sohnes der Sohn selbst. Die rechte Hand, so sie nach solchem Verstande genommen wird, ist allenthalben. Sie wird aber nicht also genommen, so man spricht: Er sitzt zur Rechten Gottes." „So ist denn Christus zwar nach der Gottheit, nicht aber nach der Menschheit an allen Orten. So bekenne ich denn, daß er nach der Menschheit in Weise des Zeichens und nach seiner Kraft und Wirkung in dem Nachtmahl gegenwärtig sei, aber gar nicht an ihm selbst oder persönlich und nach dem Orte."

„Es sind Etliche, welche diese meine Bekehrung für eine Leichtfertigkeit achten, zumal ich mich zuvor nicht lange darwider gesetzt habe." Dieweil ich aber in diesem Stücke ein gutes ruhiges Gewissen habe, will ich ihres Urtheils, das nicht bei den Rechtsinnigsten ist, kleine Rechnung haben. Ist etwa Paulus deshalb auch leichtfertig gewesen, daß er von den Pharisäern abgetreten ist, desgleichen wir von der Secte und Rotte der Verderbniß abgewichen? Wenn es mein Gewissen erlaubt hätte, so wäre ich zwar wegen meiner vielen Leibesgebrechen, meiner Armuth und des Nachtheiles einer Flucht, auf meiner vorigen Meinung bestanden und geblieben. Es ist mir aber ein viel Geringeres zu leiden was zu leiden ist, als dem Worte Gottes nicht folgen wollen. Was ist auch für ein Wohlstand so groß in diesem Leben, der mir etwas Nutzen bringen möchte, wenn mein Gewissen inzwischen unruhig ist und in schädlichen gefährlichen Prästen krank liegt?"

„Es ist mein höchstes Begehren, daß wir einträchtig werden, auf daß hiermit den Kirchen und Gemeinden Gottes desto besser geholfen und gerathen werde. So Du hinfür weiter meinen wirst, daß Christus nach seiner menschlichen Natur gegenwärtig in dem ehrw. Nachtmahl sei, will ich Dich um desselbigen willen nicht hassen, sondern für einen Bruder erkennen und halten; aus der Ursache daß ich vermeine, Gewissensangst habe Dich dazu gebracht, daß Du der Meinung seiest, dieweil es Dir anders noch nicht geoffenbaret ist; wiewohl es an Dir, einem so theueren Mann, eine größere Schwachheit ist, als man sie erwartet. So Du aber hiezwischen auch meinethalben also gesinnt bist, will ich es zulassen und ein gutes Vertrauen zum Herrn haben, es werde dazu kommen, daß auch Du die Wahrheit eines Tages eigentlich erkennst."

Wilhelm Farel und Peter Viret.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Dr. C. Schmidt,

Professor der Theologie zu Straßburg.

Elberfeld.

Verlag von R. L. Friderichs.

1860.

Wilhelm Farel.

Wilhelm Farel wurde geboren im Jahre 1489 zu Gap, einer kleinen Stadt in den Alpen des Dauphiné. Seine Eltern waren vornehmen Standes, hingen aber fest an dem hergebrachten Glauben; „mein Vater und meine Mutter, erzählte er später, zweifelten an nichts.“ Auch er bewies früh einen großen katholischen Eifer; noch in seinen letzten Lebensjahren erinnerte er sich, voll Kummers über solchen Aberglauben, an die Wallfahrten mit seinen Eltern zu einem wunderthätigen Kreuz im Gebirge, das von dem Kreuz des Herrn selber genommen sein sollte. Dabei zeichnete er sich aber aus durch außerordentliche Lernbegierde. Nur ungern gewährte ihm der Vater sein Verlangen, sich den Studien zu widmen; nachdem er von ungeschickten Lehrern etwas barbarisches Latein erlernt, wurde er nach Paris geschickt. Hier schloß er sich zunächst an den berühmten, die Jugend in hohem Grade anregenden Gelehrten Lefèvre d'Etaple an; er studirte Philosophie, alte Sprachen, selbst hebräisch, was damals noch eine Seltenheit war. Er erwarb sich den Grad eines Magisters der freien Künste und ward als Lehrer an dem Collegium des Cardinals Lemoine angestellt. Anfänglich deutete Nichts in seinem Streben auf den zukünftigen Reformator hin. Mit der nämlichen Gluth, mit der er sich später der Sache des Evangeliums ergab, erfaßte er die katholische Lehre, überzeugt, „das Papstthum sei wahrhaft von Gott und jeder Gegner desselben müsse weggethan werden.“ Abergläubisch verehrte er Bilder und Reliquien; die Heiligenlegenden erfüllten seine lebhafte Phantasie; „ich trug so viel Fürbitter, so viel Götter in meinem Herzen, daß es für ein vollständiges Heiligenregister gelten konnte.“ Nichts auf Erden ging ihm über Mönchthum und Priesterstand.

Bald indessen sollte es anders mit ihm werden. Schon bevor die Nachrichten von dem Auftreten Luther's nach Frankreich kamen, begann in dem Kreise, dem der junge Farel angehörte, das Regen des evangelischen Geistes. Es ging von dem vielseitig gelehrten und zu mystischer Frömmigkeit sich neigenden Lefèvre aus. Die jungen Männer, die sich um ihn sammelten, Gerhard Roussel, Martial Mazurier, Michel d'Arande und Andere, eigneten sich Alle

mehr oder weniger reformatorische Grundsätze an; die meisten haben sie aber später wieder verläugnet oder nur unvollständig durchgeführt. Farel war der einzige aus dem Kreise, der sich völlig von dem Katholicismus lossagte, nachdem ihm das Vertiefen in die Bibel die Augen geöffnet hatte. Auf eigenthümlich ergreifende Weise hat er selber, in einer spätern Schrift, den Gang seiner geistigen Entwickelung geschildert, die Macht Gottes bewundernd, durch die „er aus so tiefen Abgründen gerettet wurde". Er erzählt, welches Staunen ihn ergriff, als er erkannte, daß in der bestehenden Kirche so Vieles mit der heiligen Schrift nicht übereinstimmend war; wie dies Staunen sich in ängstliche Ungewißheit über die biblischen Lehren selber verwandelte; wie er die Beschlüsse der Päpste und die Werke der Doctoren studirte, um seine Zweifel zu lösen; welche Kämpfe seine Seele erfüllten, die zwischen dem hergebrachten, bisher so leicht angenommenen Glauben und der neugeahnten Wahrheit schwankte. Lefèvre half ihm durch diesen qualvollen Zustand hindurch, indem er ihm von der Verdienstlosigkeit der eigenen Werke und von der allein rechtfertigenden Gnade redete, und ihm verkündigte, Gott werde die Welt erneuern und er werde Zeuge davon sein. So gelangte er, stufenweise fortschreitend, ein Stück Katholicismus nach dem andern wegwerfend, von dem Dienste der äußern Form zur innern Freiheit des Geistes, und zur Ueberzeugung, daß nur in Christo das Heil zu suchen und die römischen Traditionen und Gebräuche nur Menschenerfindung seien. Mit dem ihn characterisirenden feurigen Eifer wandte er sich nun dem Evangelium zu. Er war dabei frei von jeder niedrigen Absicht; „weder Geld noch Ehre hatten mich bewogen, an dem Papstthum zu halten, sondern die Verblendung, in der ich meinte, es sei von Gott; ebensowenig sind es irdische Rücksichten, die mich davon abwandten, sondern ich that es gezwungen durch die heilige Schrift." Man darf ihm glauben, denn was konnte ein Reformator in Frankreich anders erwarten, als Verfolgung und Noth aller Art? Es drängte ihn, von seinen neuen Ueberzeugungen zu reden; seine Freunde erschraken und schlossen ihm den Mund. Lefèvre selber, so fromm er auch war, fürchtete einen Bruch mit der Kirche; er wähnte, das innere Leben könne bewahrt werden, auch bei der äußern Theilnahme an Gebräuchen, die er für gleichgültig und daher für unschädlich hielt. Diese Ansicht war auch die der Schwester Franz I. der geistreichen und liebenswürdigen Margaretha von Alençon, die Lefèvre und seine Schüler begünstigte und sich gerne mit ihnen von einer friedlichen Verbesserung der Kirche unterhielt.

Als indessen die Doctoren der Sorbonne anfingen, Lefèvre zu verdächtigen, gab Farel die Hoffnung auf, im Schooße des Katholicismus frei evangelisch leben zu können. Er erkannte, wie er sagte,

die Feigheit der Theologen und begann sie weniger zu achten, als bisher. 1521 zog sich Lefèvre, der Ketzerei angeklagt, nach Meaux zurück, zu seinem Freunde dem mystisch-frommen Bischof Wilhelm Briçonnet; auch die meisten seiner Schüler verließen nun Paris. Zu Meaux, von wo sie ihre Verbindung mit Margaretha fortsetzten, schien sich der evangelischen Thätigkeit dieser Männer ein reiches und freies Feld aufzuthun; Lefèvre übersetzte die Bibel in's Französische; Farel, Rousſel, Michel d'Arande wurden von dem Bischof ermächtigt, in der ganzen Diöcese zu predigen. Farel besonders zeichnete sich durch seine Freimüthigkeit aus, so daß, auf die Anklage einiger Mönche, der schwache Briçonnet den 12. April 1523 ihm das Predigen wieder untersagte. Er verließ Meaux, hielt sich kurze Zeit zu Paris auf und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück. Im Kreise seiner Familie begann er hier seine Missionsthätigkeit; mehrere seiner Brüder, Daniel, Johann, Walther und Claude wurden für das Evangelium gewonnen, für das sie später Güter und Vaterland opferten. Aus Gap verjagt, irrte er in den Gebirgen und Wäldern umher, verkündigte das Wort Gottes in den Hütten der Hirten sowohl als in den Schlössern der Edlen; einen dieser letztern bekehrte er, den jungen gelehrten Ritter Anemund de Coct, Herrn von Chastelard; auch einem Prediger von Grenoble, dem Barfüßer Peter de Sébeville, zündete er das Licht des Glaubens an. Beide, Anemund und Sébeville, wurden thätige Beförderer der Reformation, mußten aber bald, so wie Farel selbst, sich durch die Flucht der Verfolgung entziehn. Farel wandte sich nach Basel, wo er außer Anemund noch andere französische Flüchtlinge traf, und wo Oecolampad ihn gastfreundlich in seinem Hause aufnahm. In Basel war er Zeuge des Gesprächs, welches der Pfarrer von Liestal, Stephan Stoer, über fünf gegen den Priester-Coelibat gerichtete Thesen hielt (16. Februar 1524). Der große Eindruck, den dieser Vorgang hervorbrachte, flößte auch Farel den Wunsch ein, öffentlich als Bekämpfer der alten Lehre aufzutreten. Er bat den Rector der Universität um die Erlaubniß, über einige Thesen disputiren zu dürfen; da sie ihm verweigert wurde, begehrte und erhielt er sie von dem Magistrat. Als hierauf der bischöfliche Vicar, Heinrich von Schönau, den Geistlichen und Studenten verbot, dem Gespräche beizuwohnen, erschien den 14. Februar ein Mandat des Rathes, welches, unter Androhung verschiedener Strafen, sowohl den Geistlichen als den Mitgliedern und Studirenden der Universität das Gegentheil gebot. Farel veröffentlichte nun in lateinischer Sprache folgende dreizehn Sätze: Christus hat uns eine vollkommene Lebensregel vorgeschrieben; seine Vorschriften müssen befolgt werden, woraus folgt, daß denen, die die Gabe der Enthaltsamkeit nicht haben, die Ehe

geboten ist; Fasten und sonstige Ceremonien sind jüdisch und nicht evangelisch; Gebete mit vielen Worten sind der Lehre Christi zuwider; das Amt der Geistlichen besteht vor Allem in der Predigt des Wortes Gottes; Christi Gebote sollen nicht für bloße Rathschläge ausgegeben werden, noch umgekehrt; wer seine Brüder nicht das reine Evangelium lehrt, dessen schämt sich Christus; wer glaubt, daß er durch seine Werke und eigenen Kräfte und nicht durch den Glauben allein gerechtfertigt wird, der macht sich selbst zu Gott; Gott verlangt keine andere als geistige Opfer; die Gesunden, die nicht Prediger sind, sollen Handarbeit treiben; der Bilderdienst ist Götzendienst; die aus dem Judenthum entlehnten Gebräuche sind zu verwerfen; nur von Christo sollen wir streben erleuchtet zu werden, denn durch ihn allein, nicht durch die Macht der Gestirne oder der Elemente, wird Alles regiert.

Man sieht, es herrscht in der Aufeinanderfolge dieser Sätze noch bedeutende Confusion; es war der erste Anlauf eines feurigen Geistes, dem es noch an einem festen durchgebildeten Systeme mangelte; der praktische Gegensatz gegen die Aeußerlichkeiten und die menschlichen Zuthaten im Katholicismus, gegen Bilder, Fasten, Ehelosigkeit, bettelndes Mönchthum herrscht vor; doch ist der große Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben bestimmt ausgesprochen, und Christus wird dargestellt als der alleinige Lehrer, Gesetzgeber und Herr. An die Spitze der Thesen stellte Farel eine Einladung an alle Christen, sich mit ihm über diese Gegenstände zu besprechen, „in welchen begriffen ist die Summe christlicher Freiheit, und durch welche die Tyrannei menschlicher Satzung darniedergelegt wird." Die Disputation fand lateinisch statt; da jedoch Farel, wegen seiner französischen Aussprache, nicht von Jedermann verstanden wurde, diente ihm Oecolampad als Dolmetscher. Er führte seine Sache so siegreich durch, daß Oecolampad an Luther schrieb, er halte ihn für stark genug, es mit der ganzen Sorbonne aufzunehmen. Das Gespräch, und mehr noch die Weigerung der Gegner, dabei zu erscheinen, verminderten sehr die Achtung des Volkes vor den Priestern; „es kam viel Gutes davon", sagt ein gleichzeitiger, handschriftlicher Bericht. Auch zur Bekehrung Pellican's soll Farel beigetragen haben. Zu Basel hielt er einige öffentliche Vorlesungen und gab auf den Rath mehrerer Landsleute und Oecolampad's kleine polemische Schriften heraus; er setzte aber seinen Namen nicht dazu, und nicht einmal deren Titel sind bekannt. Ueberhaupt war Farel's literarische Thätigkeit, in Vergleich mit der Viret's, Calvin's, Beza's, unbedeutend; er war ein Mann der That und nicht der Feder; er schrieb nur ungern, und was er schrieb, legte er zuerst den Freunden zur Prüfung vor. Seine wenigen Schriften sind entweder polemischen

Inhalts, oder Ermahnungen, im evangelischen Bekenntnisse zu beharren; sie sind voll Feuer und Leben, aber oft unklar und incorrect, und in theologischer Hinsicht von untergeordnetem Belang.

Seine in Basel veröffentlichten Pamphlete griffen ohne Zweifel das Papstthum und die Sorbonne mit einem jugendlichen Ungestüm an, das Manchen bedenklich schien und das Oecolampad vergebens zu mäßigen suchte. Farel lud dadurch den Haß der noch mächtigen katholischen Parthei auf sich; auch der bedächtige Erasmus, dem er Feigheit vorwarf, ward ihm gram und sprach sich in mehreren Briefen bitter gegen ihn aus; eine Unterredung der beiden Männer, in der auch die Heiligenverehrung zur Sprache kam, entzweite sie vollends statt sie zu versöhnen. Diesen verschiedenen Umständen ist es zuzuschreiben, daß der Rath, dem das zu rasche Vordringen Farels voreilig erschien, ihm um Pfingsten 1524 die Weisung gab sich aus der Stadt zu entfernen. Mit einer Empfehlung Oecolampad's wollte er Luther besuchen; nichts bezeugt aber daß er die Reise nach Wittenberg wirklich unternommen. Oecolampad hatte ihm auch gerathen, sich in einer französischen Gegend der Verkündigung des Evangeliums zu widmen, denn der Landessprache nicht mächtig, konnte er in der deutschen Schweiz wenig wirken; eine von Basel aus im Frühjahr 1524, mit dem Lyoner Edelmann Anton du Blet, gemachte Reise nach Konstanz, Zürich, Bern, hatte nur das, allerdings für ihn wichtige Resultat gehabt, ihn mit den dortigen Reformatoren bekannt zu machen.

Von Basel begab sich nun Farel nach Straßburg, wo er mit Butzer und Capito Freundschaft schloß. Durch einen Brief Oecolampad's wurde er auf Mümpelgard aufmerksam, wo Johann Gailing, ein Schüler Luther's, bereits thätig war für die Reformation. Er ging hin, begleitet von dem Pariser Johann Dumesnil und dem Flamänder Wilhelm Dumoulin; und erhielt von dem aus seinem Lande vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, der in der ihm gehörenden Grafschaft Mümpelgard anwesend war, die Befugniß zu predigen. Im Juli 1524 kam er an; er predigte gewaltig in den Kirchen der Stadt, wurde aber mehrmals durch, von den Mönchen angeregte Volksaufläufe unterbrochen; als einst der Franziskaner-Guardian heftig gegen ihn eiferte, und Farel sich erbot, sich jeder Strafe zu unterziehen, wenn er Unchristliches gelehrt hätte, ließ der Herzog Beide verhaften. Dem Guardian ließ er die Wahl Farels Ketzerei zu beweisen oder selbst zu widerrufen; zum Erstaunen des Fürsten geschah Letzteres: der Mönch bekannte auf der Kanzel, Farel habe die Wahrheit gelehrt. Um zu zeigen daß dieser Widerruf nicht erzwungen worden, erklärte Ulrich, er sei bereit ein öffentliches Gespräch halten zu lassen, und

versprach Farel streng zu bestrafen, wenn seine Predigt falsch erfunden würde. Zugleich wurde der ganze Vorgang durch eine Druckschrift, lateinisch und deutsch, bekannt gemacht. Durch dieß Alles wurde Farels Eifer noch mehr angefeuert; trotz der Briefe Oecolampad's, die ihn zu Mäßigung und Milde ermahnten, trat er immer angreifender auf. Als ein Reliquienhändler nach Mümpelgard kam, erschienen Farel und Gailing vor dem Rath und wandten sich an den Herzog selbst, um ein Verbot des Krams zu ermitteln; man erzählt sogar, daß Farel mit eigener Hand die Reliquien ins Wasser warf. Wirksamer als solche Gewaltthat, wurde eine kleine Schrift, die er, auf Oecolampad's Aufforderung, erscheinen ließ, und die in Kürze das zusammenstellte, was der Christ wissen müsse, um sein Vertrauen auf Gott zu setzen und seinem Nächsten zu dienen. Diese Schrift, die wie Alles was Farel geschrieben hat, außerordentlich selten geworden ist, verbreitet sich in 43 Abschnitten, die von Gott ausgehn und mit dem letzten Gerichte schließen, über die vorzüglichsten Stücke der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Die Darstellung ist einfach und allgemein verständlich, und doch voll lebendiger Bewegung; tiefere dogmatische Erörterungen kommen nicht vor; die Lehre von der Prädestination wird nicht berührt; dagegen finden sich aber, neben der unvermeidlichen Polemik gegen die römische Kirche, die trefflichsten Ermahnungen zu einem frommen, streng sittlichen Wandel. In dem Kapitel über die Erziehung der Kinder erkennt man bereits alle die Züge, welche später die französischen Reformirten ihren katholischen Landsleuten gegenüber so rühmlich ausgezeichnet haben. Als Beispiel seiner Schreibart und überhaupt seiner geistigen Eigenthümlichkeit, möge hier eine Stelle folgen über das Verbot des Bibellesens in Frankreich: „Ach Gott, welch ein Greuel! Sonne, kannst du mit deinen Strahlen ein solches Land bescheinen? Erde, kannst du solche Menschen tragen und denen, die ihren Schöpfer so verachten, deine Früchte schenken? Und du, o Herr, bist du so mitleidig, so langsam zum Zorn bei einem so großen gegen dich begangenen Frevel? Hast du nicht deinen Sohn zum König über Alle verordnet? Soll sein heiliges Wort, das du ihm aufgetragen hast uns zu lehren, verboten sein als ein unwürdiges, schlechtes, für die die es lesen gefährliches Wort? Erhebe dich, o Herr! Zeige, es sei dein Wille, daß dein Sohn geehrt und die heiligen Gesetze seines Reiches verkündigt, erkannt und von Allen gehalten werden. Laß die Posaune deines Evangeliums in aller Welt erschallen! Verleihe deinen Predigern Kraft und Muth, und zerstöre die welche Irrthum verbreiten, damit die ganze Erde dir diene, dich anrufe, dich anbete in tiefer Ehrfurcht."

Auch noch einige andere kleine Traktate soll Farel damals geschrieben haben. Sein Freund, der nach Basel geflüchtete Lyoner

Buchdrucker Johann Vaugris schrieb ihm sogar, er möchte an eine französische Bibel-Uebersetzung denken. Für eine solche Arbeit war er indessen der Mann nicht; wenn auch theologisch gebildet, so war er doch mehr zur thätigen Wirksamkeit nach Außen geboren, als zu ruhiger gelehrter Beschäftigung. Uebrigens hätte ihm jetzt, so wie in den nächsten Jahren, die Muße dazu gefehlt. Die katholischen Schweizer Kantone begehrten von dem Herzog, dessen Interesse erforderte sie zu schonen, die Entfernung der Prediger; Erasmus klagte Farel bei dem bischöflichen Offizial zu Besançon als gefährlichen Unruhstifter an; Ulrich von Würtemberg verließ Mümpelgard; seines unmittelbaren Schutzes entbehrend zog daher Farel im Sommer 1525 aus dem Lande fort, nachdem er auch in der Gegend von Belfort manchen Samen ausgestreut hatte. Er kehrte nach Straßburg, den Sammelplatz aller Flüchtlinge, zurück; hier traf er Lefèvre und seine andern Freunde aus Meaux. Noch während seines Aufenthalts zu Basel hatten er und Decolampad Rousſel in häufigen Briefen zu kräftigerm Auftreten ermahnt; Rousſel hatte sogar von Farel die Sendung von Druckmaterial begehrt, um reformatorische Schriften zu drucken; mehrmals hatte er auch Bücher von ihm erhalten; allein die in Frankreich ausgebrochene Reaction und die Schwäche Briçonnet's hatten Rousſel, Lefèvre und Michel d'Arande genöthigt zu fliehen. Da noch andere französische und lothringische Flüchtlinge sich in der freien Reichsstadt eingefunden hatten, unter andern Franz Lambert von Avignon und der Ritter von Esch, aus Metz, so sammelte Farel sie zu einer Gemeinde, deren erster Prediger er ward. Unter ihren Mitgliedern, so wie überhaupt unter den evangelischen Franzosen, brachte der damals ausgebrochene Abendmahlsstreit große Bewegung hervor. Während Franz Lambert zu Luther hielt, waren Farel und die meisten Andern der Zwingli'schen Auffassung zugethan, beklagten aber schmerzlich das drohende Zerwürfniß. Peter Touſſaint, früher Kanonicus zu Metz und jetzt einer der thätigsten französischen Evangelisten, schrieb an Farel, die Straßburger zu vermögen mit Luther zu handeln: „bedenke, sagte er, die Verwirrung, wenn diese Verschiedenheit der Lehre benützt wird, der Welt vorzugeben, Straßburg habe einen andern Glauben, und Nürnberg einen andern. Würden nicht die Fürsten die Gelegenheit ergreifen, uns zum alten Götzendienst zurückzuführen?" Was die Straßburger in der Sache thaten, ist bekannt; Farel seiner Seits sandte ein ausführliches Schreiben an Bugenhagen; da in demselben nur Zwingli's Ansicht entwickelt und vertheidigt war, konnte es auf die Norddeutschen wenig wirken; es ist aber wichtig um Farel's damaligen Standpunkt zu bezeichnen.

Nicht weniger als dieser unselige Streit schmerzte ihn die ängstliche Rückhaltung Lefèvre's und Rousſel's, die es nicht einmal

wagten in Straßburg ihren wahren Namen zu nennen; vergebens erinnerte Farel seinen ehmaligen Lehrer an dessen Weissagung von einer Erneuerung der Welt, und ermahnte ihn Mitarbeiter dabei zu sein. In einem Briefe an Zwingli (12. Dez. 1525) klagte er über die Unentschiedenheit dieser Männer, die statt das Kreuz Christi auf sich zu nehmen, Gott und den Menschen zugleich dienen wollten. Bald darauf (Mai 1526) wurde es Lefèvre und seinen Freunden gestattet nach Frankreich zurückzukehren, an den Hof Margaretha's von Alençon, die Gerhard Roussel zu ihrem Prediger ernannte. Unter dem Schutze der edlen Fürstin, trat dieser nun, eine Zeit lang, mit größerem Muthe auf. Er wünschte sogar, daß auch Farel in das Vaterland zurückkommen könnte; von der mystischen Margaretha, welcher Farel's kühner, durchgreifender Geist nicht zusagte, konnte er jedoch für diesen nichts erhalten als eine Summe Geldes. Er suchte sich nun bei Andern für den ihm immer noch theuern Freund zu verwenden; den 7. Dezember 1526 meldete er ihm, er habe endlich ein Arbeitsfeld für ihn gefunden; auf seine Empfehlung hin, solle er ihn im Namen der beiden Söhne des Fürsten Robert de la Marck, Robert von Saulcis und Wilhelm von Jamets, berufen um in ihren Gebieten das Evangelium zu predigen; sie erwarteten ihn mit Ungeduld und wären bereit eine Druckerei zu errichten, damit er auch durch Schriften wirken könnte. Auch Peter Toussaint schrieb ihm um ihn zu schnellem Kommen zu bewegen. Allein bereits war Farel nicht mehr frei. So sehr auch die Thätigkeit in Straßburg in Gemeinschaft mit seinen Landsleuten ihn erfreut hatte, und so anregend und lehrreich der Umgang mit Butzer und Capito für ihn gewesen war, so hatte er sich doch nach einem selbstständigern Wirkungskreise gesehnt; er fühlte sich berufen zur Missionsthätigkeit, zu freiem Handeln und Kämpfen für die Reformation. Zu diesem Berufe hatte ihm auch Gott alle nöthigen Eigenschaften geschenkt, einen zwar schmächtigen, aber rüstigen, alle Mühseligkeiten ausdauernden Körper, eine Donnerstimme, wie Beza sich ausdrückt, eine glühende, bilderreiche Beredsamkeit, einen Muth, den die Gefahr anfeuerte statt ihn einzuschüchtern, eine Kraft der Ueberzeugung und des Willens, die bis ans Ende seiner langen Laufbahn ungebrochen blieb. Das Eigenthümliche seines Wirkens ist das schonungslose Bekämpfen des bloß äußerlichen Gottesdienstes, und das strenge, oft schroffe Dringen auf Reinheit des Lebens. Es erklärt sich dies aus seiner eigenen innern Bildungsgeschichte, aus der Art wie er, der in seiner Jugend ein fanatischer Bilderverehrer gewesen, und trotz der Verweltlichung der Geistlichen und der Mönche dieselben für „göttlich" gehalten hatte, sich zur Erkenntniß der Wahrheit durchgekämpft hatte. Entrüstet darüber, daß die Menschen an dem Aeußern und

Unheiligen hingen, wollte er dieses unbedingt, und oft gewaltsam entfernen.

Im Oktober 1526 war er zu Fuß, und manche Gefahr ausstehend, von Straßburg nach Basel, und nach kurzem Aufenthalte in dieser Stadt wo eine Pest wüthete und der Rath ihm immer noch ungünstig war, nach Bern gegangen. Hier hatte ihm Berthold Haller den Rath ertheilt die Reformation der romanischen Schweiz zu versuchen, und zunächst zu Aelen (Aigle) im untern Rhonethale, das den Bernern unterthan war. Ohne Verzug war er diesem Rathe gefolgt; um sich in die Herzen des unwissenden und rohen Volkes den Weg zu bahnen, war er zu Aelen als Lehrer der Kinder aufgetreten, unter dem Namen Wilhelm Ursinus. Den 30. November wagte er es zum ersten Mal zu predigen; da erhob sich ein Sturm, Behörden und Priester widersetzten sich seiner weitern Thätigkeit. Er beklagte sich bei der Regierung von Bern, worauf diese den 8. März 1527 der Obrigkeit von Aelen den Befehl erließ ihn öffentlich und ungehindert das Wort Gottes verkündigen zu lassen; zugleich erhielt er seine förmliche Bestallung als Schullehrer und Prediger. Von nun an hatte sein Wirken bessern, obschon sehr langsamen Erfolg. Mehrere Thatsachen beweisen, wie unwissend die Geistlichen und Mönche in diesen Gegenden waren. Zu Lausanne war ein Prediger, Natalis Galéot, der den Ruf hatte ein gelehrter und der Wahrheit nicht unzugänglicher Mann zu sein. Farel richtete drei längere Schreiben an ihn, in der Hoffnung ihn zur Besprechung der großen Fragen zu bewegen, die die Christenheit beschäftigten. Erst auf den dritten Brief erfolgte eine Antwort, aber in hochfahrendem, beleidigendem Tone, und ohne sich auf irgend welche Gründe einzulassen. Ein ander Mal traf Farel auf offener Straße mit einem Bettelmönche zusammen, der an einem benachbarten Orte gegen ihn gepredigt hatte; ihre Unterredung zog eine Menge Leute herbei und endete damit, daß Beide ins Gefängniß abgeführt wurden; vor dem Richter that der Mönch Abbitte und versprach einer Predigt Farel's beizuwohnen und ihn dann zu widerlegen, wenn er könnte; er zeigte sich jedoch nicht mehr in Aelen. Endlich mißglückte ein Versuch die Clarissinnen von Vevay zu bekehren.

Im Januar 1528 wohnte Farel dem Berner Religionsgespräch bei, wo er seine Freunde aus Basel und Straßburg wieder sah. Für die französischen Aemter Aelen und Granson wurde, den 15., ein eigenes Gespräch gehalten, in welchem Farel für die Reformation das Wort führte, ohne jedoch die Gegner gewinnen zu können. In Aelen selbst erwartete ihn neuer Widerstand von Seiten der Behörden und der Geistlichkeit; die Berner Regierung sandte zuletzt Abgeordnete, um den Prediger zu beschützen und den Stand der Dinge zu unter-

suchen; in den Gemeinden des Amtes Aelen wurde über die Reformation abgestimmt, Ormont blieb katholisch, Aelen, Bex und Olon erklärten sich für Abschaffung der Messe. Zwar fügte sich die Minorität nicht leicht in die durch Stimmen-Mehrheit eingeführte neue Ordnung; Farel hatte noch manchen Kampf zu bestehn, doch ging von nun an seine Wirksamkeit einen regelmäßigern und daher erfolgreichern Gang.

Im Juni 1529 ertheilte ihm der Berner Magistrat die Befugniß, auch in den Herrschaften und Orten zu predigen, mit denen Bern im Bürgerrecht stand, jedoch mit dem Vorbehalt, „daß dieselben es wünschten". Er verließ Aelen, und schlug seinen Sitz zu Murten auf, welcher Ort zugleich Bern und Freiburg unterthan war, und wo er schon das Jahr zuvor einmal gewesen war. Eine seiner ersten Arbeiten zu Murten war die Abfassung eines Sendschreibens „an die Obrigkeiten und Völker, zu denen ihm der Herr Zutritt gestattete"; er erzählte darin, als belehrendes Beispiel, seinen eigenen religiösen Entwicklungsgang, wie er aus einem abergläubischen Katholiken ein Zweifler, und zuletzt nach schweren innern Kämpfen, ein Bekenner und Prediger der Wahrheit geworden. Daran knüpfte er Ermahnungen dieser Wahrheit allein zu folgen, und Warnungen besonders an die Lehrer des göttlichen Wortes, das Evangelium rein zu verkündigen, ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst der Menschen. Er selbst fuhr fort auf diese Weise rastlos zu wirken. Von Murten aus machte er Reisen in die Umgegend, trat zu Lausanne auf, zu Neustadt (Neuveville) wo er den Pfarrer bekehrte, in den Jurathälern, zu Biel, und in den meisten Orten des Seegeländes der Waadt. Ueberall traf er auf Widerstand, überall ließ er aber auch Keime eines neuen Lebens zurück. Im Dezember kam er nach Neuenburg (Neufchatel); Georg von Rive, Herr von Prangin, Statthalter der am Hofe Franz des I. anwesenden Markgräfin Johanna von Hochberg, Wittwe des Herzogs von Longueville, erließ alsobald ein strenges Verbot gegen den gefürchteten Prediger. Der Pfarrer von Serriéres, Eymer Beynon, ließ ihn jedoch auf öffentlichem Platze auftreten; die versammelte Menge theilte sich in Gegner und Freunde, es entstand ein wilder Lärm. Leute aus Neuenburg, die Farel zu Serriéres hörten, führten ihn in die Stadt selbst, wo er gleichfalls in den Straßen und auf den Märkten seine Predigt erschallen ließ, und aller Drohungen ungeachtet, zahlreiche Anhänger fand. Als er kurze Zeit nachher abermals nach Neuenburg kam, war die Einwohnerschaft in zwei erbitterte Parteien getheilt, die eine für, die andere wider die Reformation. Bern ermahnte vergebens zur Mäßigung; selbst Farel, dessen Eifer in diesen Kämpfen immer mehr entbrannte überschritt die Grenzen. Als er einst sagte, da man in der Kathe-

drale das Recht habe Messe zu lesen, so sei es billig auch das Evangelium daselbst zu predigen, machten sich seine Zuhörer auf, führten ihn nach dem Münster, wo er alles Widerstandes ungeachtet, die Kanzel bestieg, und gegen den Bilderdienst so gewaltig eiferte, daß das Volk ohne Verzug an die Zerstörung der Bilder ging. Beide Theile wandten sich an Bern; es erschienen Abgesandte, welche auch hier die Einwohner abstimmen ließen; 19 Stimmen entschieden zu Gunsten der Reformation; die Abschaffung der Messe wurde vom 23. Oktober 1530 datirt, beide Theile gelobten sich in Frieden zu ertragen und ein Vertrag mit der Markgräfin von Hochberg bestätigte die neue Ordnung der Dinge. Mehrere Geistliche des Landes erklärten sich für die Reformation, und einige vorübergehende Stürme abgerechnet, befestigte sich die evangelische Kirche zu Neuenburg von Tag zu Tag. Während dieser Zeit durchzog Farel die Landgemeinden, mit manchen Widerspenstigkeiten kämpfend, ja häufig von den aufgehetzten Bauern mißhandelt. Zu Valengin, wo sein Gefährte und Landsmann, Anton Boyve, unkluger Weise dem Priester die Hostie aus der Hand riß, wurden sie geschlagen bis auf's Blut und in das Gefängniß des Schlosses geworfen. Die Neuenburger eilten herbei, drohten das Schloß anzuzünden, und erhielten nur mit Mühe die Freiheit der Prediger. Bereits sechs Monate später wurde auch zu Valengin die Messe abgeschafft.

Farel kehrte nach Murten zurück, von wo aus er mehrere Missionsreisen in die Umgegend machte; auch schrieb er nach Straßburg, man möge ihm tüchtige französische Prediger schicken. Er predigte zu Avenches, und besonders zu Orbe, bald von dem Pöbel verfolgt, bald mit Mönchen disputirend, aber stets von Bern unterstützt. Zu Orbe hatte er anfänglich nur geringen Erfolg, obwohl schon vorher einige evangelisch Gesinnte unter den Bürgern waren; unter diesen war ein junger Mann, der bald einer der thätigsten Gehülfen Farel's wurde, Peter Viret, dessen Schicksale wichtig genug sind eigens erzählt zu werden. Zu S. Blaise, wohin Farel von Neuenburg aus ging, ward er schwer mißhandelt und mit dem Galgen bedroht; nur mit Mühe entkam er nach Murten. Hier traf er einen andern seiner Landsleute, Christoph Fabri, von Vienne in Dauphiné; Fabri ersetzte ihn nun zu Murten, während seiner häufigen Reisen; bald darauf wurden er und Anton Marcourt, von der Anfangs 1532 gehaltenen Berner Synode, der auch Farel beiwohnte, als Pfarrer von Neuenburg erwählt. Aehnliches geschah zu Granson, wo der unermüdliche und unerschrockene Farel, beschimpft, verleumdet, zu Boden geschlagen, in's Gefängniß geworfen, und von der Berner Regierung selbst zuletzt gebeten die Gegend zu verlassen, dennoch, wenige Monate später, eine Gemeinde sich bilden

sah. Es würde zu weit führen, sollten hier die Versuche erzählt werden, die er während dieser vielbewegten Jahre auch in andern Ortschaften des Juragebirges zu Corcelle, zu Boudevillier, u. s. w. machte, wo er, gegen die Rohheit des Volkes, und den Fanatismus der Priester kämpfend und vielfache Schmach erduldend, meist den Sieg errang oder ihn doch vorbereitete.

Zu Murten, im Juli 1532, verfaßte Farel ein Sendschreiben „an alle Liebhaber des heiligen Worts", zum Zweck, die in Frankreich und anderswo bedrängten Evangelischen zur Ausdauer aufzumuntern und ihnen zu empfehlen, auch mitten in den größten Gefahren, ein frommes Leben zu führen. Bald darauf, als er die neue Gemeinde zu Granson ordnete, trafen daselbst zwei Waldenser Prediger bei ihm ein, Georg Morel und Peter Masson, die von einer Reise nach Straßburg und den protestantischen Städten der Schweiz zurückkehrend, ihn baten der Synode beizuwohnen, welche in dem Thale von Angrogne, in den Piemontesischen Alpen gehalten werden sollte. Farel und sein Gehülfe Anton Saunier, gleichfalls aus dem Dauphiné, begaben sich dahin, aller Gefahren ungeachtet; die Synode trat den 12. September 1532 zu Chanforans in dem genannten Thale zusammen; sie beschloß sich den Grundlehren der Reformation anzuschließen um die Glaubensgemeinschaft zwischen den Waldensern und allen Evangelischen herzustelleu. Farel rieth noch besonders Schulen in den Thälern zu errichten, und sandte später von Murten aus vier Lehrer, deren einer Robert Olivetan war. Die Waldenser wünschten auch, Farel möchte ihnen eine französische Bibel-Uebersetzung besorgen lassen; auf seine Empfehlung übernahm und vollbrachte Olivetan dieses Werk.

Bei ihrer Rückkehr aus Piemont, kamen Farel und Saunier Anfangs Oktober 1532 nach Genf. Die kirchliche und politische Gährung, die in dieser Stadt herrschte, konnte ihnen nicht unbekannt sein; auch hatten sie wohl von der kleinen Anzahl Protestanten gehört, die sich hier gesammelt, und gegen die man, schon im März 1530 Straf-Dekrete bekannt gemacht hatte. Schon 1531 hatte Zwingli Farel's Aufmerksamkeit auf Genf gerichtet, als auf ein würdiges Ziel seiner Thätigkeit. Die aber, welche „den armseligen, schmächtigen Prädikanten, Meister Wilhelm", einen kleinen Mann, mit sonnverbranntem Gesichte und röthlichem Barte, ankommen sahen, ahnten nicht, welche Folgen diese Ankunft haben würde, so wenig, als er selber das voraus sehen konnte, was Gott hier durch ihn zu wirken beschlossen hatte. Ein längerer Aufenthalt lag diesmal nicht in seiner Absicht; wie es kam, daß die Genfer, die im Geheimen der Reformation zugethan waren, seine Anwesenheit erfuhren, ist unbekannt; sie drängten sich aber um ihn, und belehrt über das, was

noch unvollkommen in ihrem Glauben war, beeiferten sie sich, die evangelischen Grundsätze weiter zu verbreiten. Mit der politischen Lage Genf's und den Partheiungen unter der Bürgerschaft, so sehr sie auch mit der Genfer Reformationsgeschichte verwoben sind, haben wir uns hier nicht zu befassen; wir müssen voraussetzen, daß sie den Lesern aus der Biographie Calvin's bekannt genug sind.

Die durch die Ankunft der Prediger entstandene Bewegung veranlaßte den Rath, Farel und Saunier vor sich zu rufen; als jener sich diesmal mit Mäßigkeit vertheidigte und die Empfehlung der Berner vorwies, begnügte man sich, ihn, im Namen der öffentlichen Ruhe, zu bitten, die Stadt zu verlassen. Ehe er dieser Bitte nachkommen konnte, wurde er vor den bischöflichen Vikar, Abt von Beaumont gerufen, um sich wegen seiner Lehre zu rechtfertigen. Nichts konnte ihm erwünschter sein als dieser Ruf; da er vorher auf den Straßen von dem Pöbel beschimpft worden war, verlangte er sicheres Geleit; von zwei der Syndics begleitet, begab er sich dann mit Saunier in das Haus des Vikars. Seine Hoffnung auf eine regelmäßige Disputation wurde jedoch getäuscht; bei seinem Eintritt rief ihm der Fiscal-Procurator Wilhelm de Vegio die Worte entgegen: „Komm daher, du böser Teufel Farel, warum ziehst du in der Welt herum um alles zu verwirren? wo kommst du her? Was willst du hier? Wer hat dich gerufen und dir zu predigen erlaubt?" Farel antwortete mit der größten Gelassenheit: „ich bin kein Teufel, ich ziehe herum um Jesum Christum zu predigen, der für unsere Sünden gestorben und zu unserer Rechtfertigung auferstanden ist, so daß, wer an ihn glaubt, das ewige Leben erhält, wer aber nicht an ihn glaubt, verdammt wird. Zu diesem Zwecke bin ich von Gott, unserm guten Vater, gesandt als Bote Christi, um ihn denjenigen zu predigen, die mich hören wollen. Ich bin bereit Rechenschaft von meinem Glauben vor euch abzulegen, sofern es euch gefällt mich anzuhören in Geduld; ich habe keine andere Autorität als die von Gott mir verliehene, um sein Diener, und nicht der Diener der Menschen zu sein." Er schloß, von dem Anblicke der zornentbrannten Gegner gereizt, mit den Worten: „nicht ich störe die Ruhe dieser Stadt, ihr thut es, indem ihr nicht nur Genf, sondern die ganze Welt durch eure Menschensatzungen und euer schlechtes Leben in Verwirrung bringt." Mehr brauchte es nicht, um die Wuth der anwesenden Priester zum Ausbruch zu bringen: „er hat Gott gelästert! wir brauchen keine Zeugen mehr, er ist des Todes schuldig," so riefen die geistlichen Herren, wie ehemals die Hohenpriester zu Jerusalem; „in die Rhone mit ihm! es ist besser, dieser abscheuliche Luther sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe!" Farel erhebt entrüstet die Stimme: „redet die Worte Gottes, und nicht die des Kaiphas!" Er wird mit Saunier hinaus gesto-

ßen und nach dem Berichte einer Nonne, die Zeuge des Auftrittes war, auf der Straße von mehr wie achtzig Priestern überfallen „die alle wohl mit Prügeln bewaffnet waren, um den heiligen katholischen Glauben zu vertheidigen und bereit für ihn zu sterben." Um dem Tumulte ein Ende zu machen, wird ihm von Raths wegen bei Todesstrafe befohlen, in drei Stunden die Stadt zu verlassen. Nur mit Mühe gelang es mehrern Magistratspersonen ihn den Händen der Priester zu entreißen; einer dieser letztern stach nach ihm mit einem Degen, ein andrer ließ durch einen Mann des Volkes eine Büchse auf ihn abfeuern, beidem aber entging er, zum großen Leidwesen der guten Nonne, welche diese Heldenthaten berichtet hat. Erst Tags darauf verließ er mit Saunier das damals noch so fanatische Genf; ein Schiff brachte sie über den See; bei Lausanne stiegen sie an's Land und kehrten, diese Stadt vermeidend, nach Orbe und Granson zurück. Zu Granson traf Farel mit einem jungen Landsmanne zusammen, Anton Froment, den er bewog nach Genf zu gehen, um im Geheimen das begonnene Werk fortzusetzen. Er selber begann sein Predigen in der Umgegend wieder; im Juni des folgenden Jahres 1533 machte er zu Peterlingen (Payerne), wo Viret schon einige Freunde gesammelt hatte, einen Reformationsversuch, den er mit Gefängniß büßen mußte; doch bildete sich nicht lange nachher eine blühende evangelische Gemeinde in dieser Stadt.

Wenig Tage nach Farel's Entfernung, im November 1532, war Froment nach Genf gekommen, und hatte sich als Lehrer der Kinder angekündigt; er gab Unterricht im Schreiben und Rechnen, sprach aber auch hin und wieder von religiösen Dingen. Mehrere Familienväter luden ihn ein ihnen das Evangelium zu erklären; auch die schon früher zum Protestantismus Bekehrten traten dazu, und Froment predigte mehrmals in Privathäusern vor immer wachsender Versammlung. Bald wuchs auch dieser der Muth, und es wurde beschlossen, daß am Sylvestertage Froment in der Magdalenenkirche predigen sollte. Die Geistlichkeit ließ Sturm läuten, das Volk lief zusammen, und die Predigt mußte unterbleiben. Allein am folgenden Tage, dem ersten des Jahres 1533, hielt der junge Reformator auf dem Molard-Platze, eine noch erhaltene freimüthige Rede über die Mißbräuche und Irrthümer des römischen Katholicismus; er konnte sie jedoch nicht beendigen, denn von dem Pöbel und den Priestern bedroht, mußte er sich in das Haus eines Freundes retten und nach mehreren gefahrvollen Tagen über den See entfliehen.

Die Zahl der Anhänger der Reformation war indessen bedeutend gestiegen; sie fühlten sich bereits stark genug um Abgeordnete nach Bern zu schicken, die Farel als Prediger begehren sollten. Bern gestattete ihn gern, mit Gesandten der Regierung dieses Ortes kehrte er nach

Genf zurück, allein er mußte unverrichteter Sache abermals die Stadt verlassen. Dagegen berief die, von Freiburg unterstützte katholische Parthei einen Doctor der Sorbonne, den gelehrten, aber heftigen Dominikaner Guy Furbity; dieser predigte, während des Advents 1533, mit maßloser Leidenschaftlichkeit gegen die Ketzer und gegen die Berner, deren Beschützer. Die Genfer Reformirten berichteten dies nach Bern; es kamen Gesandte, um sich zu beklagen, und mit ihnen Farel, Viret und Froment. Während der Rath über Bern's Klage gegen Furbity verhandelte, predigten, dieser öffentlich gegen die Reformation, und Farel in Privathäusern gegen das Papstthum. Die Berner Gesandten drangen auf eine Disputation zwischen den zwei Gegnern; Furbity erklärte sich bereit, erhielt aber von dem bischöflichen Vikar die Erlaubniß nicht; auf wiederholtes Begehren des Magistrats, willigte er endlich ein sich mit Farel öffentlich zu besprechen, und that Abbitte wegen seiner Ausfälle gegen Bern. Den 29. Januar 1534 begann die Disputation, in dem Genfer Rathhause, vor dem großen und dem kleinen Rath, und vor den Berner Gesandten. Furbity behauptete das Recht der Kirche, Anordnungen zu treffen, die nicht von der Bibel verordnet wären; Farel läugnete es; dies war der Hauptgegenstand des, während mehrerer Tage fortgesetzten, und öfters durch Geschrei gestörten Gesprächs. Der Mönch zeigte sich in der katholischen Theologie tüchtig bewandert, aber unlogisch, ungeschickt und ungestüm; Farel widerlegte ihn mit Feuer, und stellte ihm die Sätze entgegen, Christus sei allein Herr der Kirche und was nicht in der Bibel gegründet sei, müsse verworfen werden. Seine Erörterungen wurden mehrmals von Furbity unterbrochen, der ungeduldig ausrief: „wir sind nicht hier um lange Predigten zu hören, ihr wißt nicht was Disputiren heißt." Er hatte nicht Unrecht; denn von seinem Eifer fortgerissen, ging Farel über die scholastische Form einer Disputation hinaus, und benutzte die Gelegenheit, um vor dem versammelten Rath die reformirten Lehren zu entwickeln und die katholische zu bekämpfen. Mochten indessen seine Reden zu lang sein, so waren seine Gründe schlagender und seine Beredsamkeit mächtiger als die des durch seine Verlegenheit mürrisch gewordenen Mönchs. Als dieser von dem Nutzen der Hierarchie für die Kirche redete, rief Farel aus: „Wollte Gott, daß ihr und alle, die den Namen Doctoren tragen, Liebe genug zur Kirche hätten, um sie zu erbauen und in ihrer Reinheit wieder herzustellen! In euern Universitäten und Versammlungen handelt ihr aber ohne Rücksicht auf Gott und sein Recht; ihr hört das christliche Volk nicht, das doch berufen werden sollte, sondern was ihr beschließt, es sei Recht oder nicht, das muß gehalten werden bei Todesstrafe; und will euch einer aus der Schrift widerlegen, so verweist ihr ihn mit seinen Gründen

an den Henker. Die Schrift allein soll Autorität haben in der Kirche; so ist es nicht mehr, ihr allein seid Alles und thut Alles, ihr schneidet und näht wie es euch beliebt; auf das Volk wird so wenig geachtet als auf unvernünftiges Gethier. Ihr haltet die Fürsten unter eurer Gewalt, während ihr der Obrigkeit unterthan sein solltet. Eure Gebote sollen befolgt werden; die Gottes und der Obrigkeit tretet ihr mit Füßen. Die heilige Schrift weiß nichts von Papst, Kardinälen, Bischöfen. Wie könnt ihr eure Würden, Aemter, Grade, Benefizien dem heiligen Geiste zuschreiben? Wahrlich, nicht der Geist Christi, der sanftmüthig und demüthig ist, sondern der ihm feindselige Geist hat dies Alles eingeführt. Ihr wollt einen Christus, der reich und mächtig sei in dieser Welt und diejenigen tödten lasse die ihm widerstehn. So war unser Herr nicht, er war arm, verfolgt, verspottet, und wurde getödtet von seinen Widersachern. Ich staune, daß man zu sagen wagt die Kirche des Papstes werde wie die erste durch den heiligen Geist regiert und Christus lebe in ihr; in der That, der heilige Geist und Christus wären sonderbar verändert! Nein, er regiert vielmehr die welche in dieser Zeit verfolgt, vertrieben, verbrannt werden für sein Evangelium wie in den Zeiten der alten Kirche; mit diesen ist Christus; wie könnten sie sonst bestehn, da man sie grausamer behandelt als je? Der Herr hat uns dies vorausgesagt, wir tragen es in Glauben und Geduld, denn wir wissen, daß er vollenden wird was er begonnen hat, und das gerechte Blut rächen, das für sein Wort vergossen wird." Noch mehrmals sprach sich Farel in solcher Weise aus. Man begreift welchen Eindruck solche Reden machen mußten, zumal da der Gegner selber die Macht derselben empfand. Gedrängt, und unvermögend aus der Bibel zu argumentiren, sagte Furbity zuletzt: „was ich gepredigt habe, kann ich nicht durch die Schrift beweisen, ich habe es aus der Summe des h. Thomas genommen; ich bitte euch dies zu merken, ich habe Niemanden tadeln wollen." Er versprach sogar, in der Peterskirche öffentlich Abbitte zu thun und seine Irrthümer zu widerrufen; kaum hatte er aber, den 15. Februar, die Kanzel bestiegen, als er wieder in heftige Anklagen gegen die Ketzer ausbrach. Er wurde hierauf ins Gefängniß gelegt, und erst mehrere Jahre später, auf Verwenden des Königs von Frankreich, wieder befreit.

Während der Dauer des Gesprächs, dessen Haltung und Ausgang Viele für die Reformation bestimmte, hatten Farel und Viret fortgefahren in Privathäusern zu predigen. Die Gemüther erhitzten sich immer mehr; die schmählichsten Gerüchte wurden über die Reformatoren verbreitet, wüstes Gesindel verfolgte sie in den Straßen und tobte vor ihrer Wohnung, so daß mehrere ihrer Anhänger sich zu ihrem Schutze bewaffneten. Freiburg drohte das Bündniß mit

Genf zu zerreißen; der Bischof hatte schon den 1. Januar 1534 alles Predigen ohne seine Erlaubniß verboten, und unter Strafe des Bannes das Verbrennen der Bibel-Uebersetzungen verordnet. Allein Farel's Ansehn war bereits so groß, daß die Syndics ihm sagen ließen, er möge sich nicht stören lassen, nur möge er noch nicht öffentlich predigen. Als jedoch, den 1. März, der Barfüßer Franz Coutelier in der Kirche seines Klosters die Reformation angriff, bestieg Farel, der diese Rede mit angehört hatte, sofort die Kanzel und widerlegte den Mönch; dies war seine erste öffentliche Predigt zu Genf; sie setzte den noch zögernden Magistrat in nicht geringe Verlegenheit. Man bat die Berner Gesandten, die im Begriff waren abzureisen, Farel zu bewegen, sie zu begleiten und versprach zugleich, dem Coutelier das fernere Predigen zu verbieten. Farel blieb jedoch und erbot sich mit Letzterem zu disputiren; der Rath gab es zu, nur mit der an Farel gerichteten Bitte, Rücksicht zu nehmen auf den in der Stadt herrschenden unglücklichen Zwiespalt. Die Disputation fand nicht statt; Farel war bereits gefürchtet, „als die Geißel der Priester," wie die Gegner ihn nannten. Das Reformationswerk machte die raschesten Fortschritte; schon den 30. April sprach der Bischof, der sich nach Annecy zurückgezogen hatte, den Bann aus über Genf; Freiburg sagte sich von dem Bündnisse los und der Herzog von Savoyen drohte mit Krieg. Genf wurde aber von Bern unterstützt, und unter dem Schutze dieses mächtigen Verbündeten, und nicht mehr genöthigt auf Freiburg Rücksicht zu nehmen, zeigte sich der Magistrat der Reformation täglich günstiger. Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß auch Gewaltthätigkeiten, Zerstören von Bildern und Altären, Mißhandlungen von Priestern und Mönchen vorfielen, und daß in dieser ersten Zeit manche unreine Elemente sich mit den reformatorischen Bestrebungen des Volkes vermischten; die herrschende Sittenlosigkeit, die politischen Entzweiungen, das fanatische Betragen der römischen Geistlichkeit mögen diese Erscheinungen erklären, ohne sie zu entschuldigen. Erst Calvin vermochte, nach langen Kämpfen, aus dem gährenden Stoff ein neues Leben zu gestalten.

Ein von einem Genfer Canonicus gegen Farel, Viret und Froment angestifteter Vergiftungsversuch mißlang, brachte aber eine Entrüstung hervor, welche das Ansehn der Geistlichkeit vollends vernichtete. Farel predigte ungehindert in der Kirche der Vorstadt Rive; er begann sogar Ehen einzusegnen und die Sakramente zu verwalten. Den 2. April 1535 wies der Magistrat ihm und Viret eine Wohnung an im Kloster von Rive. Mehrere Mönche dieses Klosters traten zur Reformation über; einer derselben besonders, Jakob Bernard, wurde von der am Pfingsttage gehaltenen Predigt Farels so ergriffen, daß er ausrief, er wolle von nun an sich dem Evangelium widmen;

bereits den 30. Mai hielt er, von Farel und Viret unterstützt, eine Disputation mit Dr. Peter Caroli, der früher zu Meaux zu den evangelisch gesinnten Predigern Briçonnets gehört hatte, und mit dem Dominikaner Chappuis über die Rechfertigung, die guten Werke, die Tradition, die Heiligenverehrung und die Messe. Nach beendigtem Gespräch erklärten sich auch die beiden Gegner für die Reformation. Bald nöthigen die Bürger Farel, auch in andern Kirchen zu predigen; der Rath will es ihm verbieten, Farel aber dringt darauf, man möge nicht länger zögern; aus den gehaltenen öffentlichen Gesprächen könne man genugsam schließen, auf welcher Seite die Wahrheit sei; auf seinen Vorschlag beschließt man zuletzt die Zusammenberufung des Rathes der Zweihundert auf den 10. August. Zugleich wurde ihm zwar das Verbot wiederholt, anderswo zu predigen, als zu Rive; allein die Bürger ließen es nicht zu; ja den 8. August führte man ihn in die Kathedralkirche zum h. Petrus, wo er von Christo predigte, der die Verkäufer und Käufer aus dem Tempel gejagt, und von der römischen Kirche, die ein großer Markt von Benefizien und Indulgenzen geworden sei und einer durchgreifenden Reinigung bedürfe. Leider schickte sich das Volk sofort an, des Predigers Worte in die That zu übersetzen, indem es die Bilder der Kathedrale zerbrach. Zwei Tage später fand die Versammlung des großen Rathes der Zweihundert statt; Farel erschien, von Viret und Bernard begleitet; er verlangte abermals, in mächtiger Rede, die Einführung der Reformation und schloß mit den Worten: „Wir sind bereit, die Wahrheit dessen, was wir verkündigen, durch unser Blut zu besiegeln; selbst der grausamste Tod erschreckt uns nicht; wir verurtheilen uns selber dazu, wenn unsere Gegner beweisen können, daß das, was wir in den öffentlichen Gesprächen und in unsern Predigten behauptet haben, der heil. Schrift zuwider ist.“ Nach einigem Zögern beschloß die Versammlung die provisorische Abschaffung der Messe; schon den 27. August erschien ein definitives Reformations-Edikt.

Nach diesem Siege widmete sich Farel mit unermüdlichem Eifer der Befestigung des begonnenen Werkes; er predigte Eintracht, ermahnte den Rath, Gebete halten zu lassen für die Erhaltung des Friedens und der Freiheit der von dem Herzog von Savoyen blokirten und der Hungersnoth Preis gegebenen Stadt; er ließ eine Schule errichten, drang auf Maßregeln zur Verbesserung der Sitten, auf Einführung der Reformation in den Landgemeinden, machte eine auf die ursprünglichste Einfachheit gegründete Kult-Ordnung und bereitete eine Kirchen-Disciplin vor. Viret ging nach Lausanne ab; Christoph Fabri ersetzte ihn, wurde aber bald nach Thonon versetzt, wo ihm in den ersten Zeiten Farel häufig behülflich war. Den 21. Mai 1536 ließ Letzterer die Genfer Bürger den Eid ablegen,

dem Evangelium treu zu bleiben. Die letzten Priester und Mönche verließen die Stadt, während das Volk die letzten Bilder aus den Kirchen entfernte. Dabei gab es aber Viele, die in dem Triumph der Reformation nur einen Sieg über den Herzog von Savoyen und den Bischof sahen, und im stolzen Gefühl der neu errungenen Unabhängigkeit von der strengen Sittenreform nichts wissen wollten, die, nach Farel's Sinn, von der Reform des Kultus und der Lehre unzertrennlich war. Es war daher für den vereinzelt stehenden Reformator ein schweres Ding, das zu erhalten, was er gegründet hatte.

Dies war der Stand der Dinge, als um die Mitte des Jahres 1536 Johann Calvin, von Ferrara kommend, in Genf anlangte. Seine Absicht war, nach kurzer Rast, nach Straßburg weiter zu reisen. Peter Caroli erfuhr seine Ankunft und beeilte sich, Farel dieselbe zu melden. Farel, der allein die Last der Genfer Kirche zu tragen hatte und sich nach einem diesem großen Amte gewachsenen Gehülfen sehnte, begab sich alsobald zu dem durch seine Gelehrsamkeit und seinen Glaubenseifer bereits berühmten Ankömmling; er drang in ihn, in Genf zu bleiben, und da Calvin zögerte und begonnene literarische Arbeiten vorschützte, beschwor ihn der Reformator mit so feierlichen Worten, daß er, beinahe erschreckt, sich dem fügte, was ihm als ein ernster Ruf Gottes erschien. Er bot Farel und dem Magistrat seine Dienste an, die mit Freude angenommen wurden; er ward Farel's College und blieb sein innigster Freund bis zu seinem Tod. Obschon zwanzig Jahre jünger als Farel, übte er doch einen mächtigen Einfluß auf ihn aus; Farel's kühner Geist beugte sich unter den hohen, festen Sinn des Meisters; er hörte willig auf seine Zurechtweisungen und nahm später, in den Lehren vom Abendmahl und der Prädestination, dessen Ansichten an.*) Bald fanden die beiden Männer einen neuen Gehülfen, den ehemaligen Augustiner Courault, der sich von Paris nach der Schweiz geflüchtet hatte, und obgleich blind, ein thätiger Beförderer der Reformation zu Genf und in der Umgegend ward.

Um diese Zeit wurde ein öffentliches Religionsgespräch zu Lausanne veranstaltet, wo Viret mit Erfolg das Evangelium verkündigte. Die Veranlassung dazu war die Weigerung der Geistlichen der Vogtei Thonon, sich mit dem dortigen Prediger Fabri in eine Disputation einzulassen. Da sie stets gegen die Reformation predigten, aber jede öffentliche Verhandlung vermieden, hielt es Farel für um so nöthiger, eine solche abhalten zu lassen; sie wurde nun von der Berner Regierung auf den ersten Oktober 1536 ausgeschrieben. Man berief

*) 1549 widmete Calvin seinen Freunden Farel und Viret seinen Commentar über die Epistel an Titus; in der Huldigungsschrift spricht er auf schöne Weise von seinem Verhältniß zu Beiden.

Farel, Calvin, Fabri, Marcourt, um mit Viret und Caroli die reformatorischen Lehren zu vertheidigen. Farel stellte zehn Thesen auf über das Grundprinzip der Reformation, die Rechtfertigung durch den Glauben und die daraus sich ergebenden Folgen in Bezug auf das Wesen der Kirche und des Gottesdienstes. Es waren folgende: 1. Die heilige Schrift kennt keinen anderen Weg der Rechtfertigung, als den durch den Glauben an den einmal für uns dahingegebenen Christus; diesen täglich opfern wollen, heißt seine Kraft und sein Verdienst verkennen. 2. Dieser gekreuzigte, auferstandene und zur Rechten des Vaters erhobene Christus ist der einzige Hohepriester, Mittler und Herr der Kirche. 3. Die Kirche Gottes besteht aus denen, die glauben, daß sie blos durch das Blut Christi erkauft sind, und die seinem Worte allein vertrauen. 4. Diese Kirche erkennt man an den durch Christum eingesetzten Anstalten, Taufe und Abendmal, welche Sacramente heißen, weil sie Symbole und Zeichen der Gnade Gottes sind. 5. Sie erkennt keine andern Diener an, als solche, welche das Wort rein predigen und die Sacramente recht verwalten. 6. Sie kennt keine andere Beichte, als die, welche vor Gott geschieht, und keine andere Absolution, als die, welche Gott ertheilt. 7. Sie kennt keinen andern Gottesdienst, als einen geistigen, der weder der Ceremonien noch der Bilder bedarf. 8. Sie kennt keine andere Obrigkeit, als die der Laien; dieser ist der Christ Gehorsam schuldig, insofern sie nichts gegen Gott befiehlt. 9. Die Ehe ist kein Hinderniß der Heiligkeit irgend eines Standes. 10. Was die gleichgültigen Dinge (media) betrifft, wie Speise, Trank, Beobachtung gewisser Zeiten, so ist der Fromme frei zu handeln, wie es ihm gut dünkt, sofern es nur in Liebe geschieht.

Das Gespräch wurde am bestimmten Tage eröffnet, trotz des Widerredens der katholischen Kantone, trotz der wiederholten, von Farel widerlegten Protestationen der Lausanner Stiftsherren, trotz selbst eines kaiserlichen Schreibens an den Magistrat der Stadt. Zahlreiche Priester und Mönche waren zugegen; Drogy, Vicar zu Morges, Johann Mimard, Schullehrer zu Vevay, Johann Michod, Dekan an diesem Orte, der Abt Ferdinand Loys von Lausanne, der Vicar Johann Berilly traten für den Katholicismus auf; der vornehmste Vertheidiger dieses letzteren war aber der französische Arzt Claude Blancherose. Die Verhandlungen wurden, unter dem Vorsitz der Berner Abgesandten, mit allen bei solchen Gelegenheiten damals üblichen Förmlichkeiten in französischer Sprache geführt. Farel vertheidigte die erste These, indem er dem Pelagianismus der Gegner die betreffenden Bibelstellen entgegensetzte; besonders zeigte er, wie ungegründet der Vorwurf war, die Reformirten läugneten die guten Werke, während sie ja gerade die Menschen zur

wahren Quelle dieser Werke, zum Glauben, zurückführen wollten. Viret widerlegte die vermittelst sophistischer Auslegung mehrerer alt- und neutestamentlicher Stellen behauptete Nothwendigkeit des täglich zu wiederholenden Opfers Christi. Gegen die zweite These, die Viret entwickelte, trat Niemand auf. Desto mehr Widerspruch fand die dritte, bei welcher auch die Transsubstantiation zur Sprache kam. Farel, Viret, Calvin nahmen nach einander das Wort; Letzterer wies nach, daß das katholische Dogma noch nicht in den Kirchenvätern enthalten ist. Da auf seine Rede die Gegner schwiegen, stand der Barfüßer Johann Tandi auf und erklärte mit eindringlichen Worten, er erkenne die Wahrheit der evangelischen Lehre und entsage dem Papstthum. Bei der vierten und fünften These sprach Viret über die Auctorität des Papstes und der Kirche, und über die verschiedenen Grade der Hierarchie. Entrüstet, daß Niemand sich erhob, um ihn zu widerlegen, sagte der Arzt Blancherose: „Ich bitte mich zu entschuldigen, wenn ich bisher keine genügenden Gründe vorgebracht habe; ich weiß nicht mehr, was man gegen die aufgestellten Sätze einwenden könnte; die Priester, statt mir beizustehn, lassen mich im Stich.“ Auch über die von Viret entwickelten sechste und siebente Thesen schwiegen die Gegner, obwohl deren über hundert anwesend waren. Erst über die achte entspann sich ein lebhafter Streit zwischen Farel, Viret und Caroli einerseits, und Blancherose und Michod andrerseits; auch die Transsubstantiation wurde wieder hereingezogen. Die neunte und die zehnte der Thesen wurden von Farel und Viret gegen Blancherose vertheidigt; dieser zog sich zuletzt aus der Versammlung zurück. Zum Schluß beklagte sich der Vicar Drogy über die Art, wie die Prediger „die armen Priester“ behandelten; sind sie unwissend, so müsse man Mitleid mit ihnen haben; es sei kein großer Ruhm, sie zu besiegen; man solle ihnen Zeit lassen, zu studiren, um sich vertheidigen zu können und keine Irrthümer zu lehren. Er hatte Recht; denn in der That hatten sie durch ihre Haltung beim Gespräch, und besonders dadurch, daß sie das Hauptgeschäft einem Laien, einem Arzte, überließen, genugsam gezeigt, wie unwissend die Geistlichkeit damals in diesen Gegenden war, wie wenig sie zum Kampfe taugte gegen die in jeder Hinsicht ihr so weit überlegenen Reformatoren. In seiner Erwiderung auf Drogy's Rede sagte Viret unter Anderm: „Ihr verurtheilt selbst eure Priester, wenn Ihr sie durch ihre Unwissenheit entschuldigen wollt. Würde ein Schuster berufen, sein Handwerk zu vertheidigen, er fände gewiß die besten Gründe dafür. Ist es daher nicht eine Schmach für die Priester, daß sie das, was sie treiben, nicht zu rechtfertigen vermögen? Thun sie was Rechtes, warum behaupten sie es nicht? Ihr begehrt Zeit, um zu studiren: seid ihr so herabgekommen, daß ihr nicht einmal

wißt, ob Ihr recht handelt oder nicht? Wenn Ihr nicht versichert seid, daß die Messe von Gott ist, warum feiert Ihr sie? Sind die Priester so unwissend, wie Ihr es sagt, so sollten sie ihr Amt aufgeben. Ihr wäret nicht thöricht genug, um Euch einem Schiff anzuvertrauen, dessen ungeschickter Steuermann Euch der Gefahr zu ertrinken aussetzen würde. Wie könnt Ihr Euch daher wundern, daß wir Eure Leitung nicht mehr wollen?" Farel beschloß die Verhandlungen, die acht Tage gedauert hatten, durch eine lange Predigt, in der er die zehn Thesen nochmals entwickelte, das Volk und die Priester zur Annahme der Wahrheit ermahnte, und die Reformatoren gegen die gegen sie ausgestreuten Verläumdungen vertheidigte. Der Schultheiß von Bern, Jakob von Wattwyl, lud hierauf die Versammlung ein, in Ruhe die Beschlüsse der Regierung zu erwarten. Die Folge des Gesprächs war, daß schon den ersten November die Reformation zu Lausanne eingeführt, und Viret und Caroli als Prediger der neuen Gemeinde angestellt wurden.

Nach Genf zurückgekehrt legte Farel, den 10. November, dem Rath ein Glaubensbekenntniß und einige disciplinarische Artikel vor. Das Bekenntniß bestand, so wie die Augsburger Confession, aus 21 Artikeln. An der Spitze steht der Grundsatz, daß die heilige Schrift allein die Regel des Glaubens ist; alles, was folgt, ist wesentlich nur eine Entwickelung der theoretischen und praktischen Folgerungen aus diesem Prinzip, sowohl positiv die evangelische Lehre aufstellend, als polemisch die katholischen Irrthümer abweisend. Zuerst wird die Einheit Gottes behauptet; dieser Gott soll allein und im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden, woraus die Verwerfung der Heiligenanrufung und der äußern sinnlichen Gebräuche folgt. Sein Gesetz ist das höchste; in dessen Befolgung besteht die Gerechtigkeit, deren Grundzüge sich in den zehn Geboten finden. In Folge des Sündenfalls ist aber der Mensch unvermögend, das Gesetz zu erfüllen und verfällt dem göttlichen Strafurtheil. Durch sich selber kann er sich nicht retten; allein Gott hat ihm in Christo einen Erlöser gegeben; durch den Glauben an diesen erfolgt das Heil. Die Summe des Glaubens ist im apostolischen Symbolum enthalten. Der Glaube bewirkt Rechtfertigung, Wiedergeburt und Vergebung der Sünden bei den Wiedergeborenen, dies Alles aber nur aus freier Gnade Gottes, ohne Rücksicht auf irgend ein Verdienst von Seiten des Menschen. Der Glaube ist ein sicheres Vertrauen in die Verheißungen Gottes, eine Aufnahme Christi so wie er von dem Vater gegeben und in der heiligen Schrift dargestellt ist. Christus ist daher allein anzurufen, und zwar durch Jedem verständliche Gebete; das Mustergebet ist das des Herrn. Der Sacramente sind nur zwei; sie haben zum Zweck, den Glauben an die Verheißungen Gottes zu stärken und denselben

vor den Menschen zu bezeugen. Die Taufe ist ein äußeres Zeichen der Wiedergeburt; das Abendmahl ist ein Zeichen, durch welches unter Brod und Wein die wahre geistige Gemeinschaft dargestellt wird, die wir mit dem Leib und Blut des Herrn haben; es soll Allen unter beiderlei Gestalt gereicht werden. Die Kirche bedarf einer Form und Ordnung, aber alle Gesetze, die nur dazu dienen, die Gewissen zu binden, müssen verworfen werden. Die rechte Kirche erkennt man an der reinen Predigt des Wortes Gottes und an der reinen Verwaltung der Sacramente; wo dies nicht stattfindet, ist die Kirche nicht. Da es aber auch in der wahren Kirche, insofern sie eine sichtbare ist, Verächter Gottes und seines Wortes geben kann, so ist der Bann, als heilsames Mittel der Zucht, einzuführen. Es kann keine andere Geistliche (pasteurs) geben, als Diener des Worts; sie haben keinen andern Auftrag, als das Volk Gottes nach seinem Gesetze zu leiten. Alle Obrigkeit ist von Gott eingesetzt; man ist ihr Gehorsam schuldig in Allem, was nicht gegen die heilige Schrift anstößt.

Ob Calvin bei Abfassung dieses Bekenntnisses mitwirkte, ist nicht bekannt; es verräth keine Spuren seines Einflusses. Die Prädestination ist mit Stillschweigen übergangen; von der Dreieinigkeit kommt nichts Anderes vor, als was das apostolische Symbolum sagt; in Bezug auf das Abendmahl wird noch die einfache Zwingli'sche Ansicht ausgesprochen; Farel weiß nichts von einem geistigen Genuß, das Sacrament ist ihm blos Zeichen der geistigen Gemeinschaft Christi. Dem Ganzen lagen die drei althergebrachten Hauptstücke, die zehn Gebote, das Symbolum und das Vater Unser zum Grunde; sie finden sich auch an den betreffenden Stellen eingeschaltet. Es genügte jedoch zur Feststellung der Reformation und zum entschiedenen Bruch mit dem römischen Katholicismus. Dieses Bekenntniß sollte nun von allen Einwohnern und Unterthanen Genfs beschworen werden, bei Verlust ihres Bürgerrechts. Dieser Antrag war an sich schon ein äußerst bedenklicher, wiewohl er den Ideen des sechzehnten Jahrhunderts über Verhältniß von Staat und Kirche entsprach; er wurde aber noch gefahrvoller, bei dem damaligen Zustande Genfs. Leute, welche der strengen Sittenreform widerstrebten, die Farel und Calvin bezweckten; andre, welche mystische und pantheistische Träumereien als Wahrheit predigten, hatten sich zu einer Parthei verbunden, die, unter dem Namen der Libertiner bekannt, verschiedenartige Elemente in sich vereinigte, und nur in der Bekämpfung der sogenannten Tyrannei der Prediger übereinstimmte. Zwei flämische Wiedertäufer, mit welchen im März 1537 Farel und Calvin disputirten, wurden zwar verbannt, ließen aber doch einige Anhänger zurück. Doctor Caroli, bisher der Reformatoren Gehülfe, klagte Farel, Viret und Calvin des Arianismus an; auf zwei Synoden

zu Lausanne und zu Bern vertheidigten sie sich, Caroli wurde mit Gefängniß bedroht, entfloh und kehrte zum Papstthum zurück; allein seine Schmähungen hatten bei den Gegnern der Prediger Gehör gefunden. Es genügt hier auf diese Erscheinungen aufmerksam zu machen, um den Widerwillen zu erklären, der sich bei Vielen gegen das Glaubensbekenntniß und die Kirchendisciplin äußerte. Dessenungeachtet wurde jene im Juli 1537 von dem großen Rathe angenommen; durch eine feurige Predigt in der Peterskirche empfahl sie Farel dem Volk. Die Bürger wurden aufgefordert sie zu beschwören; gegen die, die sich weigerten, wurde ein unausführbares Verbannungsdekret bekannt gemacht. Dies diente nur dazu, die Parthei der Libertiner zu vermehren; unter der aufgesteckten Fahne der Gewissensfreiheit sammelten sich Alle, die nicht nur für ihren Glauben, sondern auch für ihre Sitten die größte Ungebundenheit verlangten. Muß man sich gegen die theocratischen Grundsätze der Reformatoren aussprechen, so muß man noch entschiedener die Tendenzen der Libertiner mißbilligen.

Leider kam zu diesen den Genfer Predigern ungünstigen Umständen ein Angriff, von einer bisher befreundeten Seite. Farel, in seinem Bestreben die Kirche auf die äußerste Einfachheit der apostolischen Zeit zurückzuführen, hatte auch einige Gebräuche abgeschafft, die zu Bern noch beibehalten waren. Im Interesse der Eintracht wünschten nun die Berner, man möchte dieselben auch in Genf wieder einführen; es handelte sich dabei um Aeußerlichkeiten, namentlich um das beim Abendmal zu gebrauchende Brod, um die Taufsteine, um die Feier andrer Feste außer des Sonntags. Farel und Calvin gaben nicht nach; sie widerstanden selbst den Beschlüssen einer deßhalb zu Lausanne gehaltenen Synode. Da zugleich die Parthei ihrer Gegner, durch die Wahl von drei Syndics, zur Regierung gelangte, traten sie mit großer Kraft, ja mit Heftigkeit gegen die Libertiner auf. Es ward ihnen verboten in ihren Predigten von den Angelegenheiten der Stadt zu reden; nichts destoweniger fuhren sie mit ihrem öffentlichen Tadel fort. Courault wurde gefangen gesetzt; Farel und Calvin erklärten, sie würden das Abendmal nicht in der von Bern beliebten Form, und viel weniger noch Solchen reichen, die das Glaubensbekenntniß nicht beschworen hatten. Man untersagte ihnen am Ostertage die Kanzel zu betreten; da sie es dennoch thaten und sich zugleich weigerten das Sacrament zu ertheilen, erging, den 23. April, der Befehl an sie „in drei Tagen die Stadt zu verlassen, weil sie der Obrigkeit nicht gehorchen wollten." Farel rief aus: „wohlan! es ist Gottes Wille"; Calvin: „hätten wir den Menschen gedient, so wären wir schlecht bezahlt; wir dienen aber einem größern Herrn, der uns lohnen wird." Auch Saunier und einige andere jüngere Prediger wurden verbannt, und durch neue, aber unglücklich gewählte ersetzt. Die

Unordnung, die Verwirrung in der Stadt nahm zu; die Erbitterung der Partheien wuchs, und das Werk der Reformation schien für lange Zeit gefährdet.

Farel und Calvin eilten nach Bern, wo sie, ungeachtet der Meinungsverschiedenheit über die Ceremonien, gastliche Aufnahme und williges Gehör für ihr Begehren fanden, man möge sich ihrer Sache annehmen. In Zürich, wo eben eine Synode versammelt war, erklärten sie sich bereit die Berner Gebräuche zu befolgen, um nicht indifferenter Dinge wegen die Kirche zu spalten. Mit Empfehlungen Zürichs kehrten sie nach Bern zurück, und baten den Rath sie durch zwei seiner Glieder nach Genf begleiten zu lassen; es ward ihnen gestattet; Viret wurde von Lausanne aus vorausgeschickt, um ihre Rückkehr vorzubereiten; vergebens sprachen aber er und einer der Berner Gesandten zu ihren Gunsten, in tumultuarischer Sitzung wiederholte der Rath das Verbannungs-Dekret. Die beiden Reformatoren wandten sich nun nach Bern, wo Einige daran dachten, sie durch förmliche Berufung zurückzubehalten; von da ritten sie nach Basel. In einem Augenblicke der Entmuthigung dachten sie daran, dem Predigt-Amte zu entsagen; allein von den Freunden gedrängt, gaben sie diesen Gedanken sofort wieder auf. Calvin ging nach Straßburg, wo er Theologie lehrte und Prediger der Flüchtlings-Gemeinde ward; Farel wurde nach Neuenburg berufen von der Prediger-Klasse, der er selber, einige Jahre vorher, ihre Organisation gegeben hatte; zwei Rathsherren und zwei Mitglieder der Klasse kamen nach Straßburg, um ihn ehrenvoll abzuholen. Anfangs weigerte er sich, weil die Klasse sich der Einführung einer Kirchen-Polizei widersetzt hatte; erst auf die Bitten Hallers, Virets und andrer Freunde, und auf die Zusage, man würde ihm die Disliplin gewähren, begab er sich nach Neuenburg. Seine erste Sorge war nun die Ausarbeitung einer Disciplinar-Ordnung, deren Annahme jedoch auch hier durch große Schwierigkeiten verzögert wurde. In der Zwischenzeit bereiste er die Umgegend, predigte an verschiedenen noch katholischen Orten, führte fast überall die Reformation ein, und sah selbst den Statthalter des Landes, den Herrn von Prangin, dem Katholicismus entsagen. Gegen Ende des Jahrs 1539 erfuhr er, daß Caroli zu Bonneville sei und den Wunsch habe, wieder als Prediger aufgenommen zu werden. Er begab sich sofort nach dem Orte und in Beisein Viret's, einiger Prediger und Rathsglieder, stellte er Caroli zur Rede. Dieser behauptete, er habe seit er die Schweiz verlassen, in verschiedenen Städten Frankreichs zu Lyon, Montpellier, Avignon, das Evangelium gepredigt; er widerrief, was er über vorgebliche Ketzereien der Reformatoren ausgesagt hatte, und erklärte sich förmlich gegen die Messe, das Fegfeuer, die Gebete für die Verstorbenen. Farel nahm diesen Wider-

ruf an und nach einem Gebete, versöhnten sich Alle den 29. Januar 1540, mit dem scheinbar reuigen Caroli. Farel verwandte sich für ihn zu Bern und zu Mümpelgard, ja wollte ihm zu einer Stelle im Neuenburgischen verhelfen; man traute ihm aber nicht mehr, und mit Recht, denn bald darauf kehrte der unbeständige Mann zum zweiten Mal zum Katholicismus zurück.

Viel wichtiger und ernster waren die Nachrichten, welche in dieser Zeit Farel aus Genf erhielt. Unter der Regierung der Libertiner war die Anarchie aufs höchste gestiegen; Volksaufstände und Hinrichtungen brachten jedoch die Parthei zum Sturz. Da erinnerte man sich an die vertriebenen Prediger, als an die, welche allein im Stande wären, die Gemüther zu besänftigen und Ruhe und Zucht wieder herzustellen. Im Oktober 1540 wurde ein Bote an Calvin nach Straßburg gesandt, mit dem Auftrage, auch Farel zur Rückkehr zu bewegen; im November wurde ein zweites Mal an Letztern geschrieben. Calvin wollte zuerst nur kommen wenn auch Farel wieder käme; dieser aber, der, trotz der wiederholten Bitten des Genfer Raths, Neuenburg nicht verlassen konnte, drang in den Freund dem Rufe zu folgen. Den 13. September 1541 kehrte Calvin in die Stadt zurück, die nun bereit war, ihn ungehindert wirken zu lassen. Um alle Spuren der Vergangenheit auszuwischen, war bereits den 1. Mai das Verbannungs-Dekret aufgehoben worden; später wurde ein förmlicher Aussöhnungs-Akt aufgesetzt, den Calvin kurz nach seiner Ankunft unterschrieb, und den man auch an Farel nach Neuenburg sandte. Letzterer hatte, während Calvin noch in Straßburg war, ihn daselbst besucht und war bis Worms gereist, wo er sich mit Melanchthon unterhalten hatte. Zu Neuenburg erregte ihm, wie früher zu Genf, sein Drängen auf strenge Zucht, viele Feinde. Als er einst, von der Kanzel herab, über eine Frau von edler Herkunft, die ihren Gatten verlassen hatte, heftigen Tadel aussprach, brach der Groll gegen ihn los; die Parthei der Unzufriedenen, zu der auch Libertiner und schlecht bekehrte Katholiken gehörten, erlangte einen Rathsbeschluß, dem zufolge der lästige Sittenrichter in zwei Monaten Neuenburg verlassen sollte. Es begann für ihn eine schwere Zeit; die Berner, die ihn bisher beschützt hatten, schienen ihn diesmal verlassen zu wollen. Von mehreren Seiten, besonders von Calvin, der selber deßhalb nach Bern ging, aufgefordert, sich Farel's und der Neuenburger Kirche anzunehmen, schickte die Regierung zwei Abgeordnete um die Sache zu untersuchen. Der eine war der Schultheiß von Wattwyl, Farel nicht mehr so günstig als früher. Auch Viret und Andere erschienen. Von Farel's Gegnern bearbeitet, riethen ihm die Berner, sich dem Rathsbeschluß zu fügen; Wattwyl meinte die weltliche Obrigkeit könne Prediger so gut wie andere Diener ab-

setzen; Farel aber erklärte er werde nicht weichen, denn er sei von der Kirche berufen, sie allein habe das Recht ihn zu entlassen, handelte er anders, so verriethe er Christum seinen Herrn. Mit diesem Berichte kehrten die zwei Abgesandten nach Bern zurück; auf ihren Antrag schrieb der Rath an den Reformator, er möge sich eine andere Stelle suchen, da die Gemüther sich ihm entfremdet hätten. Durch Briefe und Boten wurde noch viel verhandelt, Farel aber blieb standhaft, ja während einer Pest war er einer der treuesten Seelsorger der Gemeinde. Die Neuenburger Klasse nahm sich seiner an und ordnete zuletzt eines ihrer Glieder, Eynard Pichon, an mehrere schweizerische und ausländische Kirchen ab, um ihnen den ganzen Vorgang und dessen Ursache, die beabsichtigte Einführung der Kirchenzucht vorzulegen. Alle sprachen sich zu Gunsten Farel's und der Disciplin aus, so daß zuletzt selbst die Berner nachgaben, und den 29. Januar 1542 der Ausweisungsbeschluß von dem Neuenburger Rathe zurückgenommen wurde. Schon den 5. Februar wurde von dem Rathe eine „Ordonnanz" bekannt gemacht, welche nicht nur die Sittenpolizei, sondern auch die Kirchenzucht und die „brüderliche Censur" unter den Geistlichen betraf.

Jetzt, nachdem die Gemüther versöhnt und das von Farel erstrebte Ziel erreicht waren, erbat sich dieser vom Rathe die Erlaubniß, Genf zu besuchen. Er erhielt Urlaub für einen Monat; zu Genf wurde er auf's ehrenvollste von dem Magistrate empfangen, sprach mit Rührung von seinem steten Wunsche, dieser Stadt zu dienen, unterhielt sich mit Calvin, und als er zurückkehrte, gab man ihm ein Pferd und Alles, was ihm zur Reise nöthig war. Zu Neuenburg wieder angelangt, traf er nicht Alles nach Wunsch; es war wohl leicht eine Kirchen-Disciplin zu dekretiren, aber schwer, sie den Gemüthern annehmbar zu machen; auch hatte die Ordonnanz vom 5. Februar, da sie blos von der weltlichen Obrigkeit ausgegangen war, die Klasse nicht völlig befriedigt. Farel ging daher nach Bern, erwirkte die Berufung einer Synode, und ließ durch dieselbe (Mai 1542) eine Reihe von Artikeln annehmen, die mit den frühern beinah gleichlautend waren, aber die Schwierigkeiten der Ausführung nicht zu beseitigen vermochten.

Zu Metz, der damals lothringischen Stadt, hatte sich seit längerer Zeit eine evangelische Gemeinde gesammelt; nach manchen schweren Schicksalen, schien für sie im Jahre 1542 unter dem Schutze des Schöffenmeisters Kaspar von Heu, eine Zeit größerer Freiheit anzugehen. Sie berief Farel, der schon 1541 an den Metzer Magistrat zu Gunsten der Protestanten geschrieben hatte. Die meisten seiner Freunde widerriethen ihm die Reise, der Gefahren wegen, denen er sich im katholischen Lothringen aussetzen würde; er aber kannte keine

Furcht, und Calvin unterstützte seinen Entschluß. Der Neuenburger Rath ließ ihn nur ungern fort; den 3. September 1542 traf er in Metz ein, Kaspar von Heu nahm ihn auf. Er predigte auf dem Kirchhofe des Jakobinerklosters, trotz der Gerichtsdiener, die ihn daran verhindern sollten, und trotz der Mönche, die alle Glocken läuteten, um seine Stimme zu übertönen. Vor den Magistrat gerufen und befragt, mit wessen Erlaubniß er predigte, antwortete er: „auf Befehl des Herrn und auf die Bitte der Glieder seiner Kirche." Sein Versuch, in der Peterskirche aufzutreten, wurde verhindert, ja die Protestanten wurden genöthigt, die Stadt zu verlassen; sie zogen sich nach Montigni zurück, wo Farel fortfuhr ihnen zu predigen. Zu der Verfolgung, welche selbst das Dazwischentreten der deutschen Fürsten nicht hindern konnte, gesellte sich eine verheerende Pest; Farel blieb entschlossen an seinem Posten, durch die Briefe und Gebete seiner fernen Freunde ermuthigt. Von Montigni mußte er mit seinem Häuflein, vielfach geschmäht und mißhandelt, nach Gorze wandern, das dem deutschen protestantischen Grafen Wilhelm von Fürstenberg gehörte. Es ist hier nicht der Ort, die Verwicklungen und Verhandlungen zu erzählen, welche diese Periode der kirchlichen und politischen Geschichte von Metz bezeichnen; wir haben es in der Kürze nur mit dem zu thun, was Farel betrifft. Den 11. März 1543 verfaßte er zu Gorze ein, bald darauf zu Genf gedrucktes, Sendschreiben an den Herzog von Lothringen, worin er ihn ermahnte, die Evangelischen nicht mit Rebellen oder Wiedertäufern zu verwechseln, und ihnen Gewissensfreiheit zu gestatten; er gab eine Darstellung der protestantischen, aus der Bibel geschöpften Lehre, welcher er die Irrthümer und Mißbräuche der römischen Kirche entgegensetzte. Es war vorauszusehen, daß diese Epistel ohne Erfolg bleiben würde. Den 25. März, am Ostertage, wurde die Versammlung zu Gorze, welcher Farel eben das Abendmal ausgetheilt hatte, von lothringischen Truppen überfallen; mehrere wurden getödtet, andere ertranken auf der Flucht; der Prediger selbst, verwundet, entging nur mit Mühe der Gefahr; auf einem Siechenwagen kam er in Straßburg an. Zu Metz wurden die letzten Anhänger der Reformation verbannt; statt Farel predigte nun der Apostat Caroli, der der Verfolgung nicht fremd gewesen war, und bald waren die letzten Spuren des Protestantismus, wenigstens äußerlich, entfernt. Caroli wagte es nun, den 14. Mai, Farel eine Aufforderung zur Disputation zuzuschicken. Er begann sie mit den übermüthigen Worten: „Wisse, daß ich, Gott sei Dank, deine Drohungen und Anschläge nicht mehr fürchte, denn der Geist unseres Herrn Jesu Christi hat mich durch das Kreuz gestärkt und wird mich, wie ich hoffe, nach seiner Güte ferner unterstützen, daß du mich nicht mehr so schwach finden wirst wie ehemals." Hierauf

machte er ihm die ungereimtesten Vorschläge: er berief ihn entweder vor den Papst, oder vor das Concil von Trident, oder vor den Kaiser, oder vor den König von Frankreich, oder vor die Sorbonne, oder nach Salamanca, nach Padua, nach Löwen; in acht Tagen solle er ihm Bericht geben, wohin er kommen wolle; erscheine er nicht, so werde er ihn für einen überwundenen feigen Ketzer erklären. Zuletzt machte er noch einen seltsamen Vorschlag: Beide sollten sich gefangen stellen, er Caroli zu Metz, Farel in die Hände des Königs von Frankreich, und so aus dem Gefängniß heraus mit einander disputiren. Farel antwortete bereits den 21. Mai: er sei bereit vor allen, selbst den höchsten Behörden, wo Gott ihn hinrufe, seine Predigt zu vertheidigen, und allein gestraft zu werden, wenn er nicht die evangelische Lehre verkündigt habe. Dabei zeigte er das Lächerliche der Vorschläge Caroli's und wies diesen, wegen seiner maßlosen Ehrsucht, mit ernsten Worten zurecht. Calvin und Viret gaben beide Schreiben zu Genf im Druck heraus. Farel verweilte in Straßburg, anfangs niedergeschlagen wegen der Zerstreuung der Metzer Gemeinde, bald jedoch wieder ermuthigt durch die „Gutthaten, Freundschaft, Unterhaltung und Schirm", die er in der Reichsstadt fand. Der Genfer Magistrat sandte ihm Trostbriefe und Geld; Calvin, Viret, die Neuenburger schrieben ihm, um ihn aufzurichten. Da es ihm, im Interesse der Metzer Protestanten, am Herzen lag, die Verläumdungen Caroli's zu widerlegen, wünschte er nichts sehnlicher, als eine öffentliche Disputation mit ihm; er wandte sich deßhalb an die Genfer, die an die Metzer schrieben, um die Bewilligung des Gesprächs zu verlangen; auch Calvin sollte daran Theil nehmen, und kam nach Straßburg mit Empfehlungen Genfs und Basels an den Magistrat, er möge sich der Sache annehmen. Calvin und Farel schlugen dem Straßburger Rathe, in einer eigenen Denkschrift, drei Wege vor: entweder ihnen sicheres Geleit nach Metz zu geben, wo sie dann auf eigene Gefahr hin wirken wollten, oder den Metzer Magistrat zu bewegen sie anzuhören, oder endlich bei den zu Schmalkalden versammelten Ständen dahin zu wirken, daß „sie die Sache in die Hand nähmen." Dieser letztere Vorschlag wurde als der allein mögliche angenommen. Während die beiden Freunde den Ausgang der Verhandlungen erwarteten, gab Farel im Juni ein zweites Schreiben an Caroli heraus, in dem er ihn an sein früheres schlechtes Leben, seine Umtriebe, seinen wiederholten Religionswechsel erinnerte, und ihn zur Einkehr in sein Gewissen und zum aufrichtigen Bekennen der Wahrheit ermahnte. Seine und Calvin's Hoffnung, nach Metz berufen zu werden, ging jedoch nicht in Erfüllung; Caroli erschien zu Straßburg, wo er mit Calvin eine um so unnützere Disputation hielt, da deren Akten nicht veröffentlicht worden sind.

Wie sehr nun auch Farel das Schicksal der Metzer Gemeinde schmerzte, so gab er doch die Hoffnung für sie nicht auf; den 11. Januar richtete er an die Ueberreste derselben ein aufmunterndes Sendschreiben, indem er zugleich die Geschichte seiner Wirksamkeit in Lothringen erzählte, und dem er erhebende, wahrhaft erbauliche Gebete beifügte. An die Fürsten und Obrigkeiten, die sich der Metzer angenommen hatten, schrieb er, um sie zu bitten in ihren Bemühungen fortzufahren, und namentlich den Magistrat der Stadt zu überzeugen, daß die Protestanten, wie ihre Verläumder es behaupteten, keine Unruhestifter und Aufrührer seien. Ein ähnliches Schreiben ließ er an die evangelischen Kirchen ergehn; er empfahl die Metzer ihren Gebeten und ihrer brüderlichen Theilnahme. Auch später noch werden wir ihn für diese ihm theuer gewordene Gemeinde thätig sehn.

Neuenburg war von nun an, während einer Reihe von Jahren, der Hauptgegenstand der Fürsorge Farels. Einige vorübergehende Mißhelligkeiten abgerechnet, mit Cortesius, der ihm Irrthümer in Bezug auf die Person Christi vorwarf, mit seinem Collegen Chaponneau, der sich der Censur nicht unterwerfen wollte und über Privat-Kommunion mit ihm stritt, konnte er ohne Widerstand das Kirchenwesen ordnen und befestigen. Häufige Reisen, jedoch meist nur von kürzerer Dauer, unterbrachen allein seine Wirksamkeit zu Neuenburg. Im November 1543 folgte er einer Einladung des Genfer Magistrats, der ihm, da er in ärmlicher Kleidung ankam, eine neue anbot, und ihn ersuchte, sich in Genf niederzulassen; er antwortete, er könne dies nicht thun, Gottes Ruf binde ihn an Neuenburg, er würde aber immer der Genfer treuer Diener sein. Außer den schon angeführten Schriften in den Metzer Angelegenheiten, gab er im Jahr 1543 eine Auslegung des Vaterunser und einen Tractat über das Fegfeuer heraus, und im folgenden ein Schreiben an alle Christen, die das Evangelium kennen, um sie aufzumuntern, durch ihr frommes Leben Gott zu preisen und den Nächsten zu erbauen. 1545 wurde abermals ein Versuch gemacht, ihn für Genf zu gewinnen; Neuenburg konnte aber seiner Dienste nicht entbehren, so daß auch Viret's und Calvin's Vorschlag an Bern, ihn als Professor an der Lausanner Akademie anzustellen, nicht ausgeführt wurde; dabei wirkten freilich auch andere Beweggründe mit; Bern wünschte nicht zu Lausanne den Einfluß der calvinischen Ansichten über Kirchenregiment und Kirchenzucht zu verstärken.

Im März 1546 reiste Farel mit Viret nach Genf, und von da, im Namen mehrerer schweizerischen Kirchen, nach Straßburg, um zu Gunsten der verfolgten Metzer und Waldenser zu handeln. In den zwei folgenden Jahren kam er häufig nach Genf, um Calvin in dem neu ausgebrochenen Kampfe mit den Libertinern zu unterstützen;

in Predigten an das Volk und in Reden an den Rath warnte er vor dem Treiben dieser Parthei, und ermahnte die Genfer sich durch dieselbe nicht irre machen zu lassen; er vertheidigte Calvin gegen die Angriffe der Gegner, und die ernsten Worte, in denen er sich darüber aussprach, verfehlten ihren Eindruck nicht; der Rath beschloß ihm zu danken, und bat ihn einige Zeit zu bleiben, um die Gemüther zu besänftigen. 1548 ging er mit Calvin nach Zürich, um Viret gegen einige Verdächtigungen seiner Lehre in Schutz zu nehmen; das Jahr darauf wohnte er in derselben Stadt der Versammlung bei, welche die Uebereinkunft der Schweizer über das Dogma vom Abendmahl zu Stande brachte (Consensus Tigurinus); Farel gab sich dabei unendliche Mühe, die verschiedenen Kirchen zur Annahme der neuen Formel zu bewegen, durch welche Calvin's Ansicht die vorherrschende wurde. „Farel," schrieb Letzterer, „hat mir den ersten Anstoß zu dieser Sache gegeben; ihm gebührt die Ehre, der Urheber davon zu sein." Bern allein widerstrebte und hielt an der Zwinglischen Lehre fest. Ob eine Schrift über das Abendmahl, die Farel 1551 verfaßte, aber erst zwei Jahre später im Drucke erscheinen ließ, sich auf den Consensus bezog oder nur erbauliche Zwecke hatte, vermögen wir nicht zu sagen; es war uns nicht möglich, uns dieselbe zu verschaffen. Dagegen können wir von einer andern Arbeit reden, die er im Jahr 1550 herausgab, und die zu seinen wichtigern gehört. Ein ehemaliger Barfüßer hatte in einem gegen Calvin gerichteten, der Schild der Vertheidigung betitelten Tractat, die eigenthümlichen Lehren der pantheistischen Libertiner entwickelt. Diesen bekämpfte nun Farel in seinem Schwerdt des Worts. Diese Schrift ist eine Hauptquelle für die Kenntniß des falschen Spiritualismus, der damals in Flandern und in verschiedenen Gegenden Frankreichs nicht wenig Anhänger zählte. Des Barfüßers Buch scheint verloren zu sein; Farel gibt aber Auszüge daraus, an deren Aechtheit nicht zu zweifeln ist, obschon sie von einem Gegner der Sekte gemacht worden sind; denn nicht nur hatte dieser keinen Grund, eine Lehre zu entstellen, die an sich schon irrig genug war, sondern seine Auszüge stimmen auch mit dem überein, was Calvin als System der Libertiner bekämpft, so wie mit den in einigen handschriftlichen Tractaten entwickelten Grundsätzen, die von der Sekte selber herrühren und sich in unserm Besitze befinden. Der Barfüßer behauptet, die heilige Schrift müsse geistig ausgelegt werden: die Reformatoren seien Knechte des Buchstabens und noch nicht zum tiefern Sinne durchgedrungen; der Mensch müsse der Sinnlichkeit absterben, und hat er dies gethan, so werde er sich bewußt, daß nicht er, sondern Gott allein Alles wirke; die Sünde bestehe darin, daß man das Ich außer Gott setze und glaube, es habe ein eigenes Dasein und eigene Thätig-

keit. Es war für Farel ein Leichtes, das Verkehrte der mystischen Bibelauslegung nachzuweisen, wie die Libertiner sie trieben; auch die unsittlichen Consequenzen ihrer pantheistischen Ansichten boten ihm reichen Stoff zu gründlicher Widerlegung; nur ist zu bedauern, daß er in seiner Entrüstung darüber, statt mit ruhigem Ernst zu argumentiren, sich die heftigsten Ausfälle und die beleidigendsten Ausdrücke erlaubt. Doch erhebt er sich auch zuweilen, wenn er den Christen das Wort Gottes als allgenügend empfiehlt und sie vor den Irrlehren warnt, zu wahrer Beredtsamkeit.

Den 4. März 1551 hielt Farel eine Synode, der auch Calvin beiwohnte, und welche mehrere auf die Ehe bezügliche Fragen schlichtete. Einige Monate später finden wir ihn zu Genf, wo Hieronymus Bolsec, ein ehemaliger Karmeliter aus Paris, als Bekämpfer der Prädestination aufgetreten war. Nach einer Predigt des Johann de Saint-André, worin diese Lehre entwickelt war, trat Bolsec, aus den Zuhörern hervor und widerlegte sie mit unziemlichen Worten. Calvin, der dazu kam, vertheidigte sie in einer stundenlangen Rede. Nach ihm nahm Farel, der gleichfalls anwesend war, das Wort, um den Anwesenden den Glauben an die göttliche Gnadenwahl an's Herz zu legen und ihnen Liebe und Ehrfurcht für Calvin zu empfehlen. Nachdem er in seinen frühern Schriften und in der Genfer Confession von 1536 über die Prädestination geschwiegen hatte, war er unter Calvin's Einfluß dazu gekommen, diese Lehre für die allein tröstliche zu halten; doch wollte er nicht, daß sie der Gegenstand des Disputirens würde; in dem Schwerdt des Geistes hat er die Frage nur im Vorbeigehn berührt, um zu sagen, daß sie dem Verstande unbegreifbar sei und nur mit dem Beistand des heiligen Geistes gelöst werden könne. Bolsec wurde als Ruhestörer aus Genf verbannt; in seiner Schmähbiographie Calvin's hat er auch Farel genugsam gelästert.

Anfangs 1553 wurde Farel von einer schweren Krankheit befallen, alsobald reiste Calvin mit einigen Freunden nach Neuenburg; er war Zeuge bei dem Aufsetzen des Testamentes, in welchem Farel auf würdige Weise seinen Glauben und seine Hoffnung aussprach. Obgleich dem Tode nahe, genas er wieder; schon den 15. Mai konnte er eine neue Synode halten, welche die frühern Beschlüsse bestätigte und sie als Sammlung „evangelischer Ordonnanzen" über Kirchenordnung und Kirchenzucht bekannt machte. Ueber den Kirchenbann waren jedoch die Stimmen getheilt; während Farel ihn in seiner ganzen Strenge beibehalten wollte, waren Andere, namentlich Fabri, seit einigen Jahren sein College, für eine mildere und seltenere Anwendung. Es wurden von mehreren Kirchen Gutachten begehrt, es herrschte jedoch über diese schwere Frage selbst damals keine Ueber-

einstimmung; Calvin billigte Farel's Meinung, rieth aber zur Eintracht; die Berner billigten sie gleichfalls, meinten jedoch, man könne sich nicht überall der nemlichen Form bedienen; nur Basel lobte unbedingt den Eifer Farel's.

Nach mehrern Reisen in die Landgemeinden und nach Lausanne, und nach neuer Krankheit, ward Farel im October 1553 nach Genf berufen, wegen Servet's Prozeß, der sich seinem Ende nahte. Schon im September hatte er, mit unbeugsamer Härte, an Calvin geschrieben, in nichts nachzugeben dem unverbesserlichen Ketzer gegenüber: „wenn du eine Milderung der entsetzlichen Strafe wünschest, so handelst du wie ein Freund gegen deinen gefährlichsten Feind; würde ich Jemanden von dem rechten Glauben abwendig machen, so müßte ich mich für des Todes schuldig halten; von einem Andern kann ich aber nicht anders denken, als von mir selber." Mit dieser Gesinnung begleitete Farel, den 27. Oktober, Servet zum Scheiterhaufen, ihn vergebens aufmunternd, seinen Irrthümern zu entsagen, und das Volk ermahnend zu beten, daß sich der Herr dieser verlornen Creatur annehmen möchte. Wie bedenklich auch die Irrthümer des spanischen Arztes gewesen sein mögen, so war doch der, der Theologen des sechszehnten Jahrhunderts, ein nicht minder schwerer, wenn sie meinten, die weltliche Obrigkeit müsse über die Reinheit des Glaubens wachen, und die davon Abweichenden mit dem Tode bestrafen. Während des Prozesses hatte Calvin erneuerte Kämpfe gegen die Libertiner zu bestehn gehabt; nach Servet's Hinrichtung trat die Partei noch drohender auf. Farel eilte nach Genf zurück; in der Hoffnung, sein Alter und seine der Stadt geleisteten Dienste würden seinen Worten bessern Eingang verschaffen, predigte er gegen die Feinde Calvin's und der Kirchenzucht. Mehrere junge Leute hielten sich durch diese Predigt beschimpft; sie erwirkten von dem Rath ein Schreiben an Neuenburg, Farel solle erscheinen, um sich zu rechtfertigen. Er kam zu Fuß, trotz Regen und Sturm, ein Pöbelhaufe verfolgte ihn mit Mordgeschrei, vor dem versammelten Rathe sprach er aber so kräftig, daß „Alle erklärten, sie hielten ihn für ihren geistlichen Vater, daß jeder ihm die Hand reichte, und ein Versöhnungsmahl gehalten wurde."

Auf ähnliche Weise machte Farel sein Ansehn auch in andern Angelegenheiten geltend; er war überhaupt, wenn auch nicht einer der gelehrtesten, doch einer der entschiedensten und thätigsten Theologen der Schweiz; sein Name war allgemein geachtet; überall wo man des Rathes bedurfte, wandte man sich an seine reiche Erfahrung, oder begehrte man die Unterstützung seiner kraftvollen Rede. Fremde aus allen protestantischen Ländern, englische, französische, italienische Flüchtlinge besuchten ihn, manchmal in der alleinigen Absicht, ihn, den

berühmten Redner, predigen zu hören. Zu Mümpelgard vermittelte er öfter den Frieden, oder vertheidigte seinen alten Freund Touſſaint gegen Anfeindungen; Lismanini bat ihn um ein Gutachten, über die dogmatiſchen Zweifel, welche die polniſchen Proteſtanten beunruhigten. Die Frankfurter Fremdengemeinde wandte ſich an ihn um einen Prediger, und als die Entzweiung in ihr ausgebrochen war, ſuchte auch er den Vermittler zu machen. Ueberall wo es galt, die Reformation zu vertheidigen und zu befeſtigen, oder deren verfolgte Bekenner zu unterſtützen, half er nach beſten Kräften mit. Als im Jahr 1555 die vertriebenen Locarner nach Zürich auswanderten und in der ganzen Schweiz Liebesgaben für ſie geſammelt wurden, betrieb Farel, mit ſeinem gewohnten Eifer die Collekte; die Prediger, der Statthalter, der Rath, das Hoſpital, die Bürger, die Landgemeinden ſteuerten dazu. 1553 richtete er ein Troſtſchreiben an die zu Lyon gefangenen zum Scheiterhaufen verurtheilten jungen Prediger, und 1555 ein ähnliches an fünf Franzoſen, die zu Chambéry im Gefängniß waren und bald darauf hingerichtet wurden. Ueberhaupt war ſein Auge ſtets auf Frankreich gerichtet, für die bedrängten Proteſtanten ſeines Vaterlandes war er zu jedem Opfer bereit. In ihrem Intereſſe namentlich wünſchte er eine Annäherung zwiſchen den Reformirten und den Lutheriſchen rückſichtlich des Abendmals, da bekanntlich die damalige franzöſiſche Politik, während ſie mit den deutſchen Ständen eine Verbindung zu erhalten ſtrebte, die Verfolgung der Hugenotten damit entſchuldigte, daß ſie Rebellen und Fanatiker ſeien. Er hoffte eine Synode, von Schweizern und Deutſchen zuſammengeſetzt, würde die Abendmalsdifferenz ausgleichen; „die Augsburgiſche Confeſſion, ſchrieb er 1558 an Calvin, halte ich für ganz erträglich und ſehe nicht ein, warum man ihr ſo ſehr widerſtrebt". In dieſer Ueberzeugung, die gewiß ein merkwürdiger Zug dieſes ſonſt ſo ſtrengen, entſchiedenen Charakters iſt, unternahm er im Jahr 1557 mit Beza eine Reiſe, um die deutſchen Stände zu veranlaſſen, zu Gunſten der Waldenſer und der franzöſiſchen Reformirten Schritte zu thun. Bei dieſer Gelegenheit übergaben Beide zu Heidelberg jenes von Beza verfaßte Bekenntniß über das Abendmal, deſſen Zweideutigkeit ihnen in der Schweiz ſo viel Tadel zuzog. Das geringe Reſultat dieſer Unterhandlung hinderte Farel nicht, ſich noch einmal an Beza anzuſchließen, als dieſer im September deſſelben Jahrs, nach der Verfolgung der Evangeliſchen zu Paris, ſeine zweite Reiſe nach Deutſchland antrat. Wilhelm Budé und Carmel, Farel's Neffe und Prediger der Pariſer Gemeinde, begleiteten ſie. Nachdem ſie zu Zürich, das durch das unklare Bekenntniß Beza's geſtörte Einverſtändniß wieder hergeſtellt und ſich über dem Conſenſus die Hände gereicht hatten, begaben ſie ſich nach Baſel, wo ſich Farel

im Gasthof in bittern Worten über Erasmus äußerte und deßhalb von den alten Freunden desselben der Verläumdung angeklagt wurde. Ueber Straßburg reisten sie dann nach Worms, wo gerade das Colloquium gehalten wurde, das Protestanten und Katholiken wieder vereinigen sollte. Während die Schweizer Theologen, wenig von den Bemühungen, die Reformirten und die Lutherischen sich näher zu bringen, erwarteten, meinten Andre, Männer wie Beza und Farel könnten nicht anders als günstiges Gehör bei den Deutschen finden; Hotmann schrieb an Bullinger: „Farel ist ganz geeignet für diese Sache; sein Alter und die hohe Rechtschaffenheit seines Lebens müssen allen Frommen Ehrfurcht einflößen." Zu Worms reichten sie ein bestimmteres Bekenntniß ein, erlangten aber weder eine nachdrückliche Verwendung bei dem französischen Hof, noch eine Verständigung mit den Lutherischen.

Um diese Zeit (1557 und 1558) machte Farel einige Versuche, die Reformation zu Brundrutt (Porentruy) im Bisthum Basel einzuführen. Bei Rath und Bürgerschaft fand er bereitwillige Aufnahme; vor dem bischöflichen Syndic erklärte er sich freimüthig über seinen Beruf, und sagte, er wolle nichts als die Wahrheit verkündigen, dafür sei er aber bereit, sich jeder Gefahr auszusetzen. Nichtsdestoweniger mußte er sich wieder entfernen. Der Erzbischof von Besançon schickte einen Mönch, um das Volk im katholischen Glauben zu erhalten; ein von Neuenburg gesandter Prediger, Jakob Sorel, wurde arg mißhandelt; Farel, der nach Brundrutt zurückeilte, wurde gleichfalls überfallen und beklagte sich vergebens bei dem Basler Bischof und dem Rath; die Mönche fuhren fort, in Predigten ihn zu beschimpfen. Er ging nach Bern, wo sich die Regierung der Sache annahm, allein nichts auszurichten vermochte. So sehr auch die Bürger von Brundrutt und andern Orten der Reformation geneigt waren, so mißlang doch jeder Versuch, Gemeinden zu gründen.

Farel war 69 Jahre alt; nach so vielen Mühen und Arbeiten gedachte er sich häusliche Ruhe und eine Stütze für sein Alter zu bereiten, indem er sich mit Marie Torel von Rouen verlobte, die mit ihrer verwittweten Mutter nach Neuenburg geflüchtet war. Die meisten seiner Freunde widerriethen ihm diesen Schritt, der zu so vielem Gerede Anlaß gab, daß Calvin, der selber ihn stark getadelt hatte, an die Prediger von Neuenburg schrieb, sie möchten die Thorheit des alten Mannes mit Geduld ertragen. Das Aufgebot geschah im September 1558; erst nachdem Farel noch verschiedene Reisen gemacht, verehlichte er sich den 20. Dezember.*) Bald er-

* Nach 6 Jahren erst wurde er Vater eines Knaben, der ihn nur kurze Zeit überlebte.

wachte sein alter Eifer wieder. Zu Anfang 1559 erfuhr er, daß der Graf Adolph von Nassau-Saarbrücken eine Anzahl französischer Flüchtlinge in seinem Gebiete aufgenommen hatte; sogleich machte er sich auf den Weg, um sie zu besuchen; er ordnete ihre Gemeinde und gab ihnen Johann Loquet zum Prediger. Aus Dankbarkeit widmete er dem Bruder und Nachfolger des Grafen, Johann, seinen 1560 erschienenen und mit einem Vorworte Viret's versehenen Traktat von dem wahren Gebrauche des Kreuzes Christi, in dem er nicht nur den mit dem Crucifix getriebenen Aberglauben, sondern überhaupt jede Art „römischer Idolatrie" bekämpfte. Nach einer Reise nach Straßburg, um für Metz zu wirken, wo sich für die Protestanten die Umstände anfingen besser zu gestalten, begleitete er Waldensische Boten in die Städte der Schweiz, um Beiträge für die Verfolgten, aller Noth preisgegebenen Brüder zu sammeln. Zu Genf befragte der Rath (20. Mai 1561) die Prediger, ob man ihn nicht zurückhalten und ihm eine Pension geben sollte, da er der erste gewesen, der in dieser Stadt das Evangelium verkündigt und so viel dafür gelitten hatte; würde man nichts für ihn thun, so müßte man mit Recht des Undanks angeklagt werden. Da Farel das Anerbieten nicht annehmen konnte, wurde ihm zu Ehren ein Gastmahl gegeben.

Zu derselben Zeit, wo Viret nach Nismes berufen wurde, kamen auch nach Neuenburg Boten von Gap und Vienne, um Farel und Fabri für eine Zeit lang vom Rath zu erbitten; der damaligen Sitte gemäß erhielten sie einen zweimonatlichen Urlaub. Bei vierzig Jahre hatte Farel sein Vaterland nicht gesehn. Mit Dank gegen Gott nahm er, trotz seines hohen Alters, den Ruf an; mit ihm reisten Fabri und der Prediger Eynard Pichon. Letztern ließ er zu Grenoble, wo er selbst in dem Hause eines Kaufmanns eine Predigt hielt. Fabri ging nach Vienne und später nach Lyon. Den 15. November 1561, es war ein Sonnabend, kam Farel nach Gap; gleich den folgenden Tag predigte er vor so zahlreicher Versammlung, daß die Meisten vor der Kirche bleiben mußten. Am folgenden Dienstag führten ihn der erste Syndic und der königliche Procurator zu dem ice-Bailli, der ihn zwar mit Achtung empfing, aber fragte, wer ihm die Befugniß zum Predigen gegeben und ob er sich nicht des königlichen Ediktes erinnere, das die öffentlichen Zusammenkünfte verbot. Er antwortete, indem er sich auf das Wort Gottes berief, dem Jeder folgen müsse; auch führte er die öffentlichen Predigten zu Lyon und anderswo, und das Colloquium von Poissy an, wo die Reformirten selbst vor dem König ihren Glauben frei hatten bekennen dürfen. Der Vice-Bailli bat ihn hierauf, mit Predigen noch inne zu halten, bis er an das Parlament von Grenoble und den königlichen Statthalter berichtet hätte. Farel wurde ehrenvoll in seine Herberge zurückgeführt und taufte noch denselben Abend ein Kind. Da wurde durch Ausruf in den Straßen bekannt gemacht, daß keine Versammlungen mehr gehalten und die Kirchen zurückgegeben werden sollten. Die Reformirten kamen bei Farel zusammen und beschlossen, standhaft in dem Bekenntniß ihres Glaubens zu bleiben und sich an den König zu wenden. Da sie die große Mehrzahl in der Stadt bildeten, konnte Farel noch bis im Januar 1562 ungehindert unter ihnen wirken; der Eifer seiner Lands-

leute begeisterte ihn; er schien, wie er sagte, ein neues Leben zu beginnen. Als Neuenburg ihn zurückverlangte, und noch so Vieles zu thun war, um die Gemeinde zu ordnen, bat er Calvin einen Prediger zu senden, um ihn zu ersetzen. Er kehrte wahrscheinlich schon vor der Bekanntmachung des Januar-Ediktes zurück, das in Frankreich die Restitution der Kirchen an die Katholiken befahl.*) So gerne er auch länger in seiner Vaterstadt geblieben wäre, so zogen ihn doch manche Sorgen nach Neuenburg zurück. Während seiner Abwesenheit war die Landesherrin, Marquise von Rothelin, mit ihrem Sohne dem Herzog von Longueville, in die Stadt gekommen; sie hatte eine Synode halten lassen, an der Farel nicht hatte Theil nehmen können; ein von ihr gemachter Reformationsversuch zu Landeron hatte zu Streit mit Solothurn geführt, und nach einem Aufstand der katholischen Bürger hatte man davon abstehn müssen. Als Farel zurückkam, hatte der Herzog die Gegend bereits wieder verlassen; die edle Marquise jedoch, eine eifrige Bekennerin des Evangeliums, gewährte dem greisen, immer noch mit Schwierigkeiten kämpfenden Reformator, ihren thätigen Beistand.

Den ersten Mai 1564 erhielt er von dem seinem Ende nahenden Calvin einen kurzen rührenden Abschiedsbrief; sogleich eilte er nach Genf, wo er den Freund noch lebend fand und noch ein längeres Gespräch mit ihm führte; dessen letzten Augenblicken konnte er jedoch nicht beiwohnen, er mußte nach Neuenburg zurück; Calvin starb erst den 27. Mai. „O, schrieb Farel an Fabri, daß ich nicht für ihn sterben konnte! welch einen schönen Lauf hat er glücklich vollendet! Gott gebe uns, daß wir auch den unsern so vollenden, nach der Gnade, die er uns verliehen hat." Farel's letzte Reise ging nach Metz, im Mai 1565; 1562 hatten die dortigen Protestanten eine Kirche und Prediger erhalten; Farel wünschte sie, und sie ihn noch einmal zu sehn. Der Neuenburger Rath gab dem 76jährigen Greise eines seiner Mitglieder als Begleiter mit. Er predigte „zum unglaublichen Trost der ganzen Gemeinde." Im Juli kehrte er zurück, müde und leidend, aber glücklich seine geliebte Metzer Kirche in blühendem Stande zu wissen. Auch für ihn nahte sich nun das irdische Ende; Freunde und Schüler besuchten ihn täglich, auf die Lehren horchend, die er von seinem Krankenlager an sie richtete. Er entschlief ruhig, den 13. September 1565. In seinen letzten Tagen hatten seine Freunde voll Verwunderung zu einander gesagt: „seht, der Mann bleibt sich immer selber gleich; niemals war er über eine Gefahr erschrocken, und wenn wir noch so bestürzt und niedergeschlagen waren, so zeigte er sich standhaft und fest, vertrauend auf seinen Herrn; er richtete uns Alle durch seinen Heldensinn auf und stärkte uns durch die Hoffnung eines guten Ausgangs."

*) Unser Bericht über Farel's Aufenthalt zu Gap stimmt nicht mit dem der France protestante, B. 5. S. 68. Daß er aber der richtigere, geht daraus hervor, daß er den eigenen Briefen Farel's an Calvin entnommen ist.

Farel's Schriften.*)

1. 1524. Libellus de Parisiensibus & Pontifice. (Erasmus an Melanchthon, 6. Sept. 1524.)

2. um 1525? Sommaire: c'est une briève déclaration d'aulcuns lieux fort nécessaires à un chacun chrestien pour mettre sa confiance en Dieu & à ayder son proschain. Auch 1537 oder 1538; 1542, s. l.; 1552, Genf, 12°.

*3. 1530. A tous seigneurs & peuples & pasteurs à qui le Seigneur m'a donné accez, qui m'ont aidé & assisté en l'oeuvre de nostre Seigneur Jésus, & envers lesquels Dieu s'est servy de moy en la prédication de son sainct Evangile. Ms. zu Genf. Abgedruckt in dem 2. Band der von Vulliemin besorgten neuen Ausgabe der Histoire de la réformation en Suisse von Ruchat.

*4. 1532. A tous mes très chers frères en Nostre Seigneur, tous les amateurs de la saincte parole. Abgedruckt im 3. Bande der neuen Ausgabe von Ruchat.

*5. 1534. Lettres certaines d'aulcuns grands troubles & tumultes advenus à Genêve, avec la disputation faicte l'an 1534. Genf, 8°. Neue Ausgabe, mit lateinischer Uebersetzung von Manget, Genf, 1644, 8°.

*6. 1537. Confession de la foy, laquelle tous bourgeois & habitans de Genêve & Subjets du pays doivent jurer de garder et tenir. Genf, 24°; und öfter.

7. 1543. Epistre envoyée au duc Lorraine. Genf, 12°.

8. 1543. Une epistre de maistre Pierre Caroli, faicte en forme de défiance et envoyée à maistre G. Farel, avec la response. Genf, 8°.

9. 1543. La seconde epistre envoyée au docteur P. Caroli. Genf, 12°.

10. 1543. Traité du purgatoire. s. l., 12°.

11. 1543. La très saincte oraison que nostre Seigneur J. C. a baillé à ses apostres, les enseignant comme ils & tous vrais chrestiens doivent estre, avec un recueil d'aulcuns passages, de la Ste. Ehcriture, fait en manière de prière. Genf, 12°. Schon 1524 soll Farel einen Tractat de oratione dominica geschrieben haben; ohne Zweifel war er französisch und die Ausgabe von 1543 nur eine Ueberarbeitung davon. 1545 schickte Farel an Viret und Calvin das Manuscript eines Gebetbuchs (liber precationum) zur Durchsicht und ließ es bald darauf drucken; war es nur eine neue Ausgabe der dem Tractat über das Vater-Unser angehängten Gebete?

12. 1544. Epistre exhortatoire à tous ceux qui ont cognoissance de l'Evangile, les admonestant de cheminer purement & vivre selon iceluy, glorifiant Dieu & édifiant le proschain par parolles. s. l., 12°.

13. 1544. Epistre envoyée aux reliques de la dissipation horrible de l'Antechrist. s. l., 12°.

*14. 1545. A tous coeurs affamés du desir de la predication du Sainct-Evangile & du vray usage des Sacremens. *Auch in der Histoire des martyrs, Ausgabe von 1619, f.° 164 u. f.

*15. 1550. Le glaive de la parolle véritable, tiré contre le bouclier de défense duquel un cordelier Libertin s'est voulu servir pour approuver des fausses & damnables opinions. Genf, 12°.

*16. 1550. A tous seigneurs & peuples & pasteurs auxquels le Seigneur m'a donné accez, qui m'ont aidé & assisté en l'oeuvre de nostre Seigneur Jésus, et envers lesquels Dieu s'est servi de moy, en la prédication de son sainct Evangile. Ms. zu Genf. Ueberarbeitung von Nummer 3.

17. 1553. De la saincte cène de nostre Seigneur Jésus & de son Testament confirmé par sa mort et sa passion. Genf, 8°.

*18. 1560. Du vray usage de la croix de J. C., & de l'abus & de l'idolatrie commise autour d'icelle: & de l'authorité de la parolle de Dieu, & des traditions humaines. Mit Vorrede von Viret. Genf, 12°.

---

* Die mit einem Stern bezeichneten sind die, die ich benutzen konnte.

Peter Viret.

I.

Es ist in der Biographie Farel's berichtet worden, daß dieser auf einer seiner Reformationsreisen, zu Orbe den jungen Peter Viret sich zum Gehülfen erwarb. Farel's Schüler und Mitarbeiter, hatte Viret über Lehre und Disciplin dieselben Ansichten und bewies dieselbe Festigkeit, wie sein älterer Freund; doch bewahrte er in manchen Stücken die Selbstständigkeit seines Charakters. So feurig Farel war, so gemäßigt war Viret, und während jener den Bilderstурm billigte, war dieser der entschiedene Gegner aller Gewaltthat. Sein Leben bildet eine Reihe ähnlicher Gefahren und Kämpfe, wie dasjenige Farel's; wie dieser war er zu jedem Opfer für das Evangelium bereit. Er war der einzige Reformator der romanischen Schweiz, der aus dem Lande selber stammte; alle Andern waren französische Flüchtlinge. Er ward geboren im Jahre 1511 zu Orbe im Waadtlande, wo sein Vater das Tuchscheererhandwerk trieb. Zum geistlichen Stande bestimmt, machte er zu Paris classische und theologische Studien, die, nach seinen Werken zu schließen, einen bedeutenden Schatz von Gelehrsamkeit in seinem Gedächtniß zurückließen. Man hat behauptet, er sei schon zu Paris mit Farel zusammengekommen und habe dessen Einfluß erfahren; dies ist aber darum unmöglich, weil Farel bereits 1521 Paris verließ, in einer Zeit, wo der zehnjährige Viret noch nicht auf der Universität sein konnte. Sein inneres Leben ging den nämlichen Gang, wie das seines spätern Freundes; auch für ihn kam eine Krisis, hervorgerufen durch das Lesen lutherischer Bücher. Er erzählt selber, wie diese sein Nachdenken erweckten, wie sein Gewissen fast bis zum Verzweifeln beunruhigt wurde, wie er zuletzt nicht mehr wußte, wohin sich wenden. Er entsagte der Kirche, noch ehe er die Priesterweihe erhalten hatte, und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Hier fanden sich schon einige eifrige Freunde des Evangeliums; Viret schloß sich an sie an, seine Zweifel lösten sich und er kam zur Erkenntniß der Wahrheit. Allein schüchtern von Natur wagte es der kaum zwanzigjährige Jüngling nicht, öffentlich aufzutreten; er fürchtete sich „vor der Größe und Schwierigkeit des Predigtamts". Als jedoch Farel 1531 nach Orbe kam und auf Viret aufmerksam gemacht wurde, drang er so gewaltig in ihn, wie

er es bald nachher bei Calvin that, daß er alle seine Bedenklichkeiten überwand und ihn sogleich zum Prediger weihte. Farel irrte sich nicht in dieser Wahl; Viret war ein großer Gewinn für die Reformation; er ward einer ihrer treusten Bekenner und eifrigsten Verkündiger.

Er begann sein Werk im Vaterhause und hatte das Glück, seine Eltern zu bekehren; den 6. Mai 1531 predigte er zum ersten Mal zu Orbe vor öffentlicher Versammlung. Bald folgten andere Jünglinge seinem Beispiel und traten als Zeugen des Evangeliums auf. Von der Berner Regierung beschützt, predigte Viret auch zu Granson, zu Avenches und besonders zu Payerne (Peterlingen), wo er in Privatwohnungen selbst die Sacramente verwaltete. Ueberall traf er, von Seiten der Geistlichkeit und des Pöbels, auf dieselben Schwierigkeiten, wie Farel, und erfuhr dieselben Mißhandlungen; schon 1531 kamen deshalb Berner Abgesandte nach Orbe, um sich darüber zu beklagen. Hier, in seiner Vaterstadt, wirkte er indessen mit großem Segen; schon 1532 theilte er das Abendmal an etwa hundert Personen aus. Er widerlegte öffentlich einen Mönch, der auf rohe Weise über das Verdienst der Werke gepredigt hatte. Nach einer Unterredung mit dem Priester von Payerne (1533), erbot er sich, vor dem Gerichte mit ihm zu erscheinen, um sein Lehren und Thun gegen ihn zu rechtfertigen; es ward eine Sitzung deshalb angesagt, aber den Tag vorher traf ihn der Priester und zerschlug ihn so heftig, daß er wie todt auf der Straße liegen blieb. In einem Schreiben vom 1. Januar 1534 beklagte er sich darüber bei der Berner Regierung. Diese hatte ihn beauftragt, mit Farel und Froment die nach Genf gesandten Boten zu begleiten; er bat nun zugleich, es möchte während seiner Abwesenheit nichts in seiner Sache zu Payerne geschehn, damit ihm die Gegner nicht vorwerfen könnten, er habe sich durch die Flucht der Verhandlung entzogen. Nachdem er von seinen Wunden geheilt war, folgte er Farel nach Genf. Hier ward er dessen unermüdlicher Gehülfe, theilte seine Mühen und Gefahren, aber auch seinen Sieg. Bei dem Vergiftungsversuch gegen Farel, Froment und ihn, aß er allein von dem schädlichen Gericht; er genas zwar wieder, behielt aber sein Leben lang ein unheilbares Siechthum zurück. Das Volk sah in dem zerschlagenen, durch Gift zerrütteten Reformator den Märtyrer einer heiligen Sache; die römische Geistlichkeit, die zu solchen Waffen griff, verrieth ihre geistige Ohnmacht und fiel der Verachtung anheim; Viret selber, statt Haß zu fühlen, blieb wie vorher mäßig und mild gegen die Menschen; nur trat er noch entschiedener dem Irrthum entgegen, der sie zum Morde gegen Andersglaubende verleitete.

Nach der Einführung der Reformation zu Genf ging Viret für eine Zeit lang nach Neuenburg. Was aus der Vorladung nach

Payerne wurde, ist unbekannt. Farel, der tüchtige Mitarbeiter bedurfte, sandte einen Boten an Viret, um ihn zurückzuberufen. Er machte sich sofort mit Christoph Fabri auf den Weg. Bei Yverdun trafen sie das, diesen Ort belagernde, Berner Heer, bei dem sich auch Truppen von Lausanne befanden. Einige Lausanner bewogen Viret sie, nach beendigtem Feldzug, in ihre Stadt zu begleiten und unterdessen in dem benachbarten Orbe auf sie zu warten. Diese Gelegenheit in der Hauptstadt des Waadtlandes das Evangelium zu verkündigen, durfte er nicht vorübergehen lassen; Fabri ging allein nach Genf, wo übrigens wenige Monate später, Calvin von Farel zurückgehalten wurde.

Zu Lausanne war die politische und kirchliche Lage ähnlich der zu Genf. Farel hatte schon einen Reformationsversuch gewagt, war aber durch die mächtige, von Freiburg unterstützte Geistlichkeit an weiterm Wirken gehindert worden. Doch waren Keime vorhanden, die nach der Eroberung des Waadtlandes durch Bern zum Gedeihen gelangten. Viret ward nun der eigentliche Reformator von Lausanne. Er predigte in der Barfüßerkirche vor vielem Volk, das, in der ersten Befreiungshitze die Bilder zerschlug. Auf die Klage der Katholischen verordnete der Rath, es sei denen, die das Wort Gottes hören wollen, volle Freiheit gestattet, nur sei verboten, Bilder und Kirchengeräthe zu beschädigen. Wiederholtes Einschreiten der Stiftsherren, des Bischofs, der Freiburger, hielten die Bewegung nicht auf. Im April 1536 ward den Evangelischen auch die Dominikanerkirche überlassen, mit dem Bedeuten, weder Altäre, noch Orgel noch Sonstiges wegzuthun, da Solches Niemanden schade noch hindere das Wort Gottes zu hören.

Die Weigerung einiger Priester zu Thonon, mit Fabri zu disputiren, veranlaßte Bern, auf den 1. October 1536 ein öffentliches Religionsgespräch nach Lausanne auszuschreiben. Da Farel durch Abfassung der Thesen den vorzüglichsten Antheil daran nahm, so ist in seiner Biographie darüber berichtet worden. Dieses Gespräch rechtfertigte vollends die Reformation vor dem Volk, und befestigte das Ansehn Viret's, der mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit die meisten der Thesen vertheidigte. Bereits den 9. October wurden die Bilder aus der Kathedrale entfernt, und den 5. November zugleich der Anschluß an Bern beschworen und die Kirchenverbesserung definitiv eingeführt. Die Berner Regierung ernannte Caroli und Viret zu Predigern; jener erhielt, weil er der ältere und Doctor war, die erste Stelle, doch ward ihm empfohlen, da man ihm nicht ganz traute und er ein Fremder war, sich in schwierigen Vorkommnissen mit Viret zu berathen. Es dauerte nicht lange, so trat der eitle, unstäte Caroli wieder als Gegner auf. Viret's geistige Ueberlegenheit

war ihm zuwider; er fühlte sich beleidigt durch dessen Predigten, in denen er Anspielungen auf sein früheres Leben zu finden vorgab; daher klagte er ihn laut als Unruhstifter an. Während eines Besuches Viret's bei seinen Genfer Freunden las Caroli auf der Kanzel eine Schrift ab über die Nothwendigkeit der Gebete für die Todten, und erklärte, er würde in Zukunft die Zurechtweisungen eines so jungen Menschen wie sein Kollege nicht mehr annehmen. Viret eilte zurück und besprach sich vergebens mit ihm; die Sache kam vor den Rath und nach Bern, welches Boten nach Lausanne schickte; vor diesen und dem herbeigerufenen Calvin sah sich zuletzt Caroli nach langem Hin- und Herreden zum Widerruf genöthigt. Kaum hatte er Abbitte gethan, so erhob er gegen Viret, Farel und Calvin die Anklage, sie seien Arianer, Läugner der Gottheit Christi. Er mußte abermals widerrufen; die drei Reformatoren aber, um öffentlich ihre Ehre zu retten, verlangten die Zusammenberufung einer Synode nach Lausanne. Als diese den 14. Mai 1537 sich versammelte, legte Viret das Bekenntniß ab, „daß der Sohn und der heilige Geist mit dem Vater wahrer, ewiger Gott seien;" auch Calvin war es leicht, sich und Farel zu vertheidigen, während Caroli leidenschaftlich auf seiner gehässigen, aus der Luft gegriffenen Anklage beharrte. Die Synode erklärte das Bekenntniß der drei Reformatoren für rechtgläubig; Caroli, den man vergebens aufgefordert hatte, Gründe zu bringen, ward als Verläumder aus seinem Amte entlassen. Da er nach Bern appellirte, ward der Streit vor der, Ende Mai in dieser Stadt gehaltenen Synode wiederholt, mit dem nemlichen Erfolg; Synode und Rath erkannten Viret und die Genfer für unschuldig; Caroli, mit den Gerichten bedroht, entfloh, und kehrte schon zu Solothurn zum Katholicismus zurück.

Viret war nun zu Lausanne allein. Auch er bemühte sich die Kirchenzucht einzuführen, traf aber dabei auf eben so viel Widerstand, wie Calvin zu Genf und Farel später zu Neuenburg. Als die beiden Letztern von Genf vertrieben worden, und von Bern aus ein Versuch gemacht werden sollte, ihre Gegner wieder mit ihnen zu versöhnen, erhielt Viret den Auftrag, die Berner Boten zu begleiten; vergebens sprachen sie aber vor dem Genfer Rath, das Verbannungsurtheil wurde bestätigt. Nach dem Umsturz der den Reformatoren feindseligen Partei weigerte sich Calvin zuerst, nach der ihm widerwärtig gewordenen, verwilderten Stadt zurückzukehren; er empfahl Viret, und auf diese Empfehlung hin baten die Genfer die Berner Regierung, ihnen Viret zu überlassen; ungern gewährte ihn diese für eine Frist von sechs Monaten. Als Calvin es hörte, schrieb er an Farel: „Mit großer Freude habe ich erfahren, daß die Genfer Kirche nun Viret besitzt; ich kann jetzt hoffen, daß die Gefahr vor-

über ist." Zu Genf erkannte jedoch Viret bald die Nothwendigkeit, daß Calvin selber zurückkommen müsse; in einem Briefe vom 8. Februar 1541 machte er ihm eine lebhafte Schilderung des in den Gemüthern vorgegangenen Wechsels: man ist der Entzweiung, der leidenschaftlichen Auftritte müde geworden, die Zeit ist gekommen, den Wiederaufbau dieser Kirche zu unternehmen; „versäumst du es, so wird der Herr dich strafen, sein Evangelium verachtet zu haben." Dieser Aufruf trug viel dazu bei, Calvin zur Rückkehr zu bewegen; den 19. meldete er dem Rathe seinen Entschluß, nach dem Colloquium von Regensburg wieder nach Genf zu kommen; unterdessen wünschte er ihm Glück, in Viret einen treuen Prediger zu haben. Doch konnte er sich noch nicht der Besorgnisse erwehren; den 1. März schrieb er an Viret aus Ulm: „ich kenne keinen Ort unter dem Himmel, den ich mehr fürchte, als Genf;" er fühle sich den Schwierigkeiten nicht gewachsen, der Haß der Gegner sei zu groß. Erst im September kam er zurück; er wünschte Viret bei sich zu behalten und schrieb deshalb an die Berner Theologen, im Namen Christi sie bittend, bei dem Rathe dahin zu wirken, daß er ihn lasse; „kann ich ihn haben, so hege ich die schönste Hoffnung für die Zukunft." Calvin war über Neuenburg gekommen, wo Farel gerade von den Gegnern der Kirchenzucht heftig bedrängt war. Eine seiner ersten Sorgen zu Genf war, im Namen der Prediger Viret nach Neuenburg zu senden mit einem Schreiben an den Rath und mit dem Auftrage, die kräftigsten Vorstellungen gegen die Ausweisung Farel's zu machen; er sollte zeigen, daß ein Prediger nur durch die Kirche, die ihn berufen, gesetzlich entlassen werden dürfe, daß aus der Ausführung des gefaßten Beschlusses großes Uebel und Aergerniß entstehn würde, daß übrigens Farel überall hochgeachtet sei und stets das Rechte gethan habe im Werke Gottes. Man hat im Leben Farel's gesehn, daß diese Vorstellungen, verbunden mit denen anderer Kirchen, den gewünschten Erfolg hatten.

Es war dies Viret's letzte Arbeit im Dienste der Genfer Kirche. Der Bitten Calvin's ungeachtet berief ihn Bern nach Lausanne zurück. Mancherlei Kämpfe und Schwierigkeiten erwarteten ihn hier, bald mit den zahlreichen Gegnern der Sittenreform, bald mit den Berner Theologen über einige Kirchengebräuche und den Bann; Calvin wollte zwar, daß er in diesen Dingen nicht nachgäbe, doch ging er nach Bern und verständigte sich mit den Predigern auf eine Weise, die für einige Zeit dem Streit ein Ende machte. Er hatte einen Collegen, über dessen Mangel an Eifer er sich beklagte; die größte Last der kirchlichen Thätigkeit lag auf ihm; zudem war er Lehrer der Theologie an der Schule, welche Bern zu Lausanne gegründet hatte, um Prediger für die französisch redende Bevölkerung des Waadtlandes

zu bilden; Konrad Geßner hatte hier (1537 bis 1540) die griechischen Klassiker erklärt; Viret legte die Bücher des Neuen Testamentes aus, Johann Himbert lehrte das Hebräische, Johann Rebit war Geßner nachgefolgt. 1538 hatte sich Viret mit Elisabeth Furtaz von Orbe verehelicht; *) in seinem Hause nahm er junge Leute auf, die die öffentlichen Vorlesungen besuchten und denen er noch außerdem Unterricht gab. Neben diesen Arbeiten fand er noch Muße, nicht nur zu einer weit ausgebreiteten Correspondenz, sondern auch zur Ausarbeitung zahlreicher Schriften; in diesen Jahren gab er catechetische Erklärungen der zehn Gebote und des apostolischen Symbolums, Sendschreiben an Protestanten, die unter Katholiken leben, polemische Tractate über das geistliche Amt und die Sacramente, satirische Dialogen gegen das Fegfeuer, die Messe, das Papstthum heraus. 1545 ging er mit Farel nach Bern im Interesse der verfolgten Waldenser, und nach Basel, um mit Toussaint über den Zustand der Mümpelgarder Kirche zu berathen und ihn, obwohl vergebens, zu bewegen, einen Ruf nach Genf anzunehmen. Als 1546 die Berner eine zweite theologische Lehrstelle zu Lausanne gründeten, wünschte Viret, sie möchten Farel berufen; sie gingen aber nicht darauf ein; in ihrem Widerwillen gegen Calvin's Grundsätze über das Kirchenregiment warfen sie ihm und seinen Freunden hierarchische Gesinnungen vor; sie sahen nur ungern das Eindringen seiner Lehren in das Waadtland, aus Furcht, ihr Einfluß könne darunter leiden; daher wollten sie nicht, daß neben Viret der noch entschiedener calvinische Farel angestellt würde. Viret selbst wurde ihnen verdächtig; als er, 1546, von einer Reise nach Straßburg zurückkam, beschuldigten sie ihn, die Butzer'sche Ansicht über's Abendmal angenommen zu haben. Farel und Calvin reisten für ihn nach Zürich, um die Vermittlung der dortigen Theologen für ihn anzusprechen. Die Berner Regierung hatte zwar für Viret's Redlichkeit die größte Achtung; aber nur nach wiederholten Reisen und Verhandlungen, und nachdem er von den Berner Predigern sehr unfreundlich aufgenommen worden, gelang es ihm, Anfangs 1549, sie durch ein Glaubensbekenntniß, das sie ihm abforderten, zu beschwichtigen. Bald darauf fand zwar der Zürcher Consensus statt; für Viret war er aber von keinem Nutzen, da die Zwingli'schen Berner, weit entfernt, ihn anzunehmen, in ihrer Feindseligkeit gegen die Genfer jetzt noch weiter gingen, als vorher. Viret blieb jedoch in seiner Freundschaft für Calvin unerschüttert; so wie er bei ihm Rath und Hülfe fand in der Bedrängniß, so war er seinerseits unablässig bereit, ihn zu unterstützen. 1548 war er mit

*) Sie starb im März 1546; das Jahr darauf verheirathete sich Viret ein zweites Mal mit einer Bürgerstochter aus Genf.

Farel mehrmals zu Genf, um Calvin beizustehn in seinem Kampfe gegen die Libertiner. Die Rathsbücher erwähnen der „schönen Ermahnungen", die Beide an die versammelten Räthe richteten, in der Furcht Gottes zu leben und den Streitigkeiten in der Stadt ein Ende zu machen. Das Jahr darauf fand er einen neuen Freund und den besten Mitarbeiter an Beza, der zu Lausanne als Professor angestellt wurde. Es folgte nun eine ruhigere Zeit, in der es ihm möglich ward, einige größere Werke zu verfassen, unter Anderm einen Dialog über das neueröffnete Tridentiner Concil, den er dem Magistrate seiner Vaterstadt Orbe widmete (11. Mai 1551), wo jedoch erst 1554 die Reformation durch Stimmenmehrheit eingeführt wurde; eine lateinische Schrift über das Amt und die Sacramente, dem Rath von Lausanne gewidmet (1. Juni 1553); eine ähnliche über dieselben Gegenstände, an die Berner Regierung gerichtet (20. Juni 1553); eine geschichtliche Darstellung der Entstehung des Papstthums, mit einer Zuschrift an Jakob von Bonstetten, Statthalter der Grafschaft Neuenburg (1. Juli 1554). Im Jahr 1552 besuchte ihn der aus Italien geflüchtete Girolamo Zanchi, der seine Predigten bewunderte und Freundschaft mit ihm schloß. In demselben Jahre führte ihn die Sorge für Calvin abermals nach Genf. Johann Trolliet hatte den Reformator angeklagt, in seiner christlichen Institution die Lehre zu behaupten, Gott sei der Urheber des Uebels. Da erschienen Viret und Farel vor dem Rath und erklärten so gründlich die mißverstandene Ansicht ihres Freundes, daß durch öffentlichen Beschluß die Institution als christliches Buch bestätigt wurde. Noch größern Kummer, als diese immer sich erneuernden Angriffe gegen Calvin, machten Viret die Nachrichten, die er damals aus Frankreich erhielt. Fünf junge Franzosen, die zu Lausanne ihre Studien gemacht hatten, waren als Prediger in ihr Vaterland zurückgekehrt und zu Lyon als Ketzer verhaftet und zum Tode verurtheilt worden. Auf Viret's und Beza's Betreiben verwandten sich die reformirten Cantone beim König Heinrich II. für die Gefangenen, allein ohne Erfolg. Viret, Farel, Calvin konnten nichts thun, als ihnen Trostbriefe senden; den 16. Mai 1553 erduldeten die Jünglinge heldenmüthig den Feuertod. 1555 erlitten fünf andere Franzosen das nämliche Schicksal zu Chambéry; auch an diese richteten Viret und seine Freunde aufmunternde Schreiben.

Für Viret selber bereiteten sich in dieser Zeit gefährliche Stürme vor. 1556 wurden, nach einer Empörung der Libertiner, die Häupter derselben aus Genf vertrieben. Bern, immer feindselig gegen Calvin, nahm sich ihrer an. In dem deßhalb zu Bern geführten Prozeß wurde auch Viret, namentlich von Peter Vandel, als Verläumder und Verräther angeklagt. Zu Lausanne sagte der durchreisende Perrin,

einer der Hauptgegner Calvin's, die schmählichsten Dinge über diesen und Viret; letzterer, behauptete er, sei als schwacher Charakter von Calvin überredet worden, die unschuldigen Libertiner der schwersten Verbrechen zu beschuldigen; er, Perrin, habe die sichersten Zeugnisse in Händen, um dies öffentlich zu beweisen. Die Lausanner nahmen sich vor, ihn bei seiner Rückkehr deßhalb gerichtlich zu belangen. Indessen mußte Viret selber zu Bern erscheinen, wo man, wie Beza an Bullinger schreibt, nicht mehr Rücksicht auf ihn nahm, als wenn er ein ganz unbekannter und solcher Verbrechen fähiger Mensch gewesen wäre. Er vertheidigte sich aber so, daß er nicht weiter belästigt wurde. Dies war nur das Vorspiel der Kämpfe, die nun zwischen ihm und den Bernern ausbrachen. Zu Lausanne herrschte unter einem großen, besonders dem vornehmen Theil der Bevölkerung dieselbe Sittenlosigkeit wie zu Genf; es gab auch da eine Parthei der Libertiner, die sich der Disciplin nicht fügen wollte; und so wie früher die Gegner der Reformation sich auf das katholische Freiburg stützten, so benutzten jetzt die Gegner der Kirchenzucht den Widerwillen Bern's gegen die Anhänger des Calvin'schen Systems. Viret's Bestreben war, die nemliche Ordnung einzuführen, wie in der Genfer Kirche, ein Konsistorium mit der Macht zu excommuniziren. Auf seinen Antrag machte der Rath polizeiliche Verordnungen bekannt über Sittenreform; Bern nahm es übel, daß man sich in der Waadt, einem eroberten Lande, solche Freiheiten nahm, und schickte seine eigenen Reglements, um sich darnach zu richten. Da zugleich Bern, so wie überhaupt die ganze deutsche Schweiz, aus nicht unerheblichen Gründen, die Gewalt des Kirchenbannes nicht in die Hände der Prediger legen wollte, so widersprach Viret und es erfolgten lang dauernde Streitigkeiten. 1558 drohte Viret das Abendmal nicht mehr zu reichen, wenn der Bann nicht eingeführt würde; diesmal ersuchte noch Bern den Lausanner Rath, den Reformator zu besänftigen, und dieser gab nach; allein bald brach die Zwietracht von Neuem aus. Trotz des im Jahre 1555 von den Berner Herren erlassenen Befehls, man solle sich alles Disputirens über die Prädestination enthalten, trugen mehrere waadtländische Prediger diese Lehre in ihrem strengsten Sinne vor. Sie wurden abgesetzt; die Lausanner Klasse protestirte; Bern bestand auf der Absetzung und, um dem Disciplin-Streite ein Ende zu machen, setzte es in jeder Gemeinde ein Konsistorium ein, mit dem Rechte die Aergernisse zu bestrafen, aber ohne Excommunication. Dagegen bestanden Viret und seine Kollegen hartnäckig auf Letzterer und begehrten zugleich die Freiheit über die Prädestination zu predigen. Aufgebracht über diesen Widerstand, befahl der Berner Rath allen Waadtländer Professoren und Predigern, vor ihm zu erscheinen; sie kamen den 15. August 1558, begehrten

eine Disputation und, da diese verweigert wurde, fügten sie sich noch einmal in den Willen der Regierung. Doch nahm die Verstimmung zwischen beiden Theilen täglich zu; schon im September verließ Beza Lausanne um sich in Genf niederzulassen. Viret, der in ihm seine kräftigste Stütze verlor, war höchst mißvergnügt, und ließ sich nur mit Mühe durch Calvin besänftigen, der Beza's Weggang zu rechtfertigen suchte. Zwar gieng Viret selber schon mit dem Gedanken um aus Lausanne wegzuziehn, wo durch die unaufhörlichen Konflikte mit Bern seine Wirksamkeit gehindert war; allein er wollte seinen Posten nicht freiwillig verlassen. Endlich, den 20. Januar 1559, wurde er mit seinem Kollegen Jakob Valier abgesetzt, nach zweiundzwanzigjährigem Dienst in der Lausanner Kirche. Erst jetzt, da der Reformator selber gefallen war, nahmen auch die Professoren der Lausanner Schule und eine große Anzahl Prediger der Waadt ihre Entlassung. Viret war nicht entmuthigt; den 1. Januar 1560 schrieb er an den Rath und die Gemeinde von Payerne, er täusche sich nicht über die Schwierigkeiten der Reformation, sie sei ein Werk das nicht in einem Tage vollbracht werde, zu dem unser ganzes Leben nicht ausreiche; „daher müssen wir nicht auf das sehen, was Andere thun, sondern auf das was uns obliegt, um treulich unsere Pflicht gegen Gott zu erfüllen, dem allein, und nicht den Menschen, wir Rechenschaft schuldig sind." Er ging nach Genf. Den 2. März 1559 ward er als Prediger angestellt und erhielt das Bürgerrecht. Zahlreiche Zuhörer drängten sich zu seinen Predigten, die lebendiger, eindringlicher waren als die Calvin's. Von dem Rathe in Ehren gehalten, von dem Volke geliebt, an der Seite Calvin's und Beza's, hätte er, wie er sagt, keinen andern Aufenthalt mehr gewünscht als Genf. Seine größere Muße benutzte er zur Ueberarbeitung oder neuen Herausgabe mehrerer früherer Schriften, und zur Abfassung einiger neuer, namentlich eines sonderbaren didaktischen Buchs, die christliche Metamorphose betitelt, und eines Traktats über die Lehren vom Amt und von der Kirche, welchen er der Stadt Payerne zueignete, in der Erinnerung, daß er der Erste gewesen der hier das Evangelium gepredigt hatte.

Leider konnte sein Aufenthalt zu Genf nicht von langer Dauer sein. Der Zustand seiner immer noch an den Folgen der Vergiftung leidenden Gesundheit war durch die Mühen und Sorgen der letzten Jahre noch bedenklicher geworden; im März 1557 schrieb Beza an Bullinger, Viret's kleiner, geschwächter Körper (debilitatum corpusculum) flöße seinen Freunden die größten Besorgnisse ein. Er bedurfte eines mildern Klima's; da traf es sich, daß mehrere Gemeinden des südlichen Frankreichs, unter Andern Nismes, von Genf Prediger begehrten. Viret verlangte nach Nismes zu gehn; obschon

man für ihn die Gefahren der Reise in dem unruhigen Lande fürchtete, gab ihm der Rath einen zweimonatlichen Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Den 6. October 1561 kam er an, und ward empfangen „wie ein Bote vom Himmel", obgleich er in seinem elenden Zustande aussah „wie ein mit Haut überzogenes Gerippe"; selbst Katholiken hatten Mitleid mit ihm und sagten: „was will der arme Mensch in diesem Lande? ist er nur gekommen um sich begraben zu lassen?" Schon den zweiten Tag nach seiner Ankunft predigte er; seine Schwäche war aber so groß, daß Viele meinten, er würde vor dem Schluß in Ohnmacht sinken. Doch erholte er sich bald in der mildern Luft. Er ward zum Präsidenten des Konsistoriums ernannt, führte ohne Widerstand die Kirchenzucht ein und hinderte, so viel an ihm war, das Zerstören der Bilder und die gewaltsame Besitznahme der Kirchen. Nach Verlauf der zwei Monate, meldete er an Calvin er könne kaum fort, er dürfe das begonnene Werk nicht verlassen; die Gemeinde erbat und erhielt von dem Genfer Magistrat eine Verlängerung des Urlaubs. Am Weihnachtstage predigte Viret zum ersten Mal in der Münsterkirche; nach der Predigt nahm er öffentlich mehrere angesehene Klosterleute, unter Andern Ludwig von Montcalm, Prior von Mülhaud, und die Aebtissin von Tarascon, unter die Gemeinde auf.

Aus den Genfer Rathsprotokollen und aus einem Briefe Calvin's an Beza geht hervor, daß gegen Ende 1561 Viret für Paris verlangt wurde und daß er die Erlaubniß erhielt bis zum Sommer 1562 dort zu verweilen; der Rathsschreiber machte die naive Bemerkung: „man hofft er werde viel Frucht bringen und dazu beitragen das Parlament zu bekehren." Ein sonst zuverlässiger gleichzeitiger Schriftsteller, Pasquier, sagt, er habe in der That um diese Zeit in der Vorstadt St. Marcel gepredigt. Dies ist aber kaum zu glauben.*) Den Ruf mag er erhalten haben, er folgte ihm aber nicht; den 25. Dezember 1561 predigte er zu Nismes und den 15. Januar 1562 war er gleichfalls in dieser Stadt; zwischen diesen zwei Epochen war in damaliger Zeit eine Reise von Nismes nach Paris und zurück eine Unmöglichkeit.

Den 17. Januar 1562 wurde das sogenannte Januar-Edikt bekannt gemacht, das den Reformirten befahl, den Katholiken die ihnen mit Gewalt genommenen Kirchen zurückzugeben. Schon vor der Publizirung desselben war der Graf von Crussol, mit drei andern

*) Ebenso unrichtig ist es, wenn Hottinger, in seiner Historia der Reformation in der Eidgenossenschaft, S. 852 sagt, Viret habe dem Colloquium von Poissy beigewohnt. Er verwechselt ihn mit dem sonst wenig bekannten Prediger Johann Viret.

Commissarien, nach dem Languedoc geschickt worden, um die Kirchen wieder zu verlangen. Die Prediger der Provinz versammelten sich zu Montpellier, um darüber zu berathen; den 15. Januar richtete Viret ein denkwürdiges Schreiben an sie, in dem er sie aufforderte dem königlichen Befehle Folge zu leisten: „es wäre ein gefährliches Ding, sagte er unter Anderm, wenn es den Völkern gestattet wäre sich die Macht anzumaßen, die, nach göttlicher Ordnung, nur den Königen und den von ihnen eingesetzten Obrigkeiten gebührt. Wir können den Gehorsam nicht verweigern, ohne unsrer Pflicht zuwider zu handeln, ohne die Kirche und alle Gläubigen in große Gefahr zu bringen; unsre Gegner wünschen nichts mehr als unsern Widerstand, durch den wir ihnen Gelegenheit gäben uns anzuklagen; während wir sie durch unsre Unterwerfung zum Schweigen bringen." Zu Nismes ließ er die nemlichen Ermahnungen hören; was lag auch daran, da Religionsfreiheit gestattet war, sich in einer Kathedrale oder sonst wo zu versammeln? „Die Hauptsache, sagte Viret, ist uns gelassen, das andere ist nur Nebending." Schon den 22. Januar wurden in Nismes die Kirchen zurückgegeben; von nun an fand der Gottesdienst außerhalb der Mauern statt. Den 2. Februar kamen in besagter Stadt siebzig Prediger aus dem Unter-Languedoc zusammen, um sich unter Viret's Vorsitz über die Ausführung des Edikts zu verständigen; Manchen kam es hart vor sich unterwerfen zu müssen, allein des Reformators Ermahnungen fanden zuletzt auch hier Gehör. Kurz darauf verließ er Nismes, voll Bewunderung über den guten Geist der dort herrschte, über die Bereitwilligkeit der Evangelischen sich den königlichen Befehlen zu fügen, über die Liebe die sie ihm erzeigt hatten, über den Frieden zwischen den beiden Partheien, über die Verträglichkeit der Katholiken, von denen er nie auch nur die geringste Beschimpfung erlitten hatte. Er begab sich nach Montpellier, in der Absicht die dortigen Aerzte zu befragen und dann nach Genf zurückzukehren. Die seit 1559 in dieser Stadt gegründete und rasch aufgeblühte Gemeinde wollte aber den ausgezeichneten Prediger gleichfalls eine Zeit lang behalten. Eine besonders freundliche Aufnahme fand er bei den Aerzten und Professoren der berühmten medizinischen Facultät, unter welchen er treffliche Christen erkannte, „die die natürliche Philosophie mit dem Evangelium zu vereinigen wußten." Er nennt Lorenz Tonbert, Feynes, Frial, den Chirurgen Michel Hérouard, der mit Eifer für die Kirche von Montpellier thätig war, den Kanzler Saporta und den Naturhistoriker und Anatomiker Wilhelm Rondelet, die alle ihre Kunst anwandten um seine Gesundheit wiederherzustellen. Obgleich schon den 7. Februar die Kirchen zurückgegeben worden waren und die Gemeinde, zu der, wie man sieht, die gelehrtesten Männer der Universität gehörten, sich nur in einer

Behausung am Stadtgraben versammelte, predigte Viret mit so viel Erfolg, daß sich die Zahl der Reformirten schnell und außerordentlich vermehrte; während im Jahr 1560 nur 18 Taufen, und 1561 deren 260 statt gefunden hatten, stieg im Jahr 1562 die Zahl auf 528. Viret's Pflicht zog ihn jedoch nach Genf; seine Familie war dort zurückgeblieben, der Rath hatte ihm seine Besoldung gelassen, Calvin wünschte ihn zurück, die Zeit seines Urlaubs war vorüber. Den 23. März schrieb er an Calvin um sich zu entschuldigen, zwei Ursachen hielten ihn noch in Montpellier zurück, die Kur die er unter den Augen der Aerzte befolgte, und die Unruhen in der Provence, die die Straßen unsicher machten. Die nemlichen Gründe verhinderten ihn auch dem Ruf der Gemeinde von Toulouse zu folgen, die ihn durch abgesandte Boten eingeladen hatte bei ihr zu predigen. Wenig Tage später kam aber ein anderer Ruf, der so dringend war, daß er ihn nicht abweisen konnte; die Kirche von Lyon begehrte ihn von Genf, und erhielt ihn für zwei Monate. Am Ostertage (29. März) predigte er zum letzten Mal in Montpellier; das Volk behauptete, während seiner Predigt habe man drei Sonnen zugleich am Himmel gesehn.

Bereits Ende April begab sich Viret nach Lyon. Auch hier hatten die Reformirten keine Kirchen mehr; sie versammelten sich ins Geheim in einer der Vorstädte, pflegten aber Abends truppweise und Psalmen singend die Straßen zu durchziehn bis in die innern Theile der Stadt; vergebens mahnte einer der Prediger sie davon ab; trotz der Verbote des Statthalters fuhren sie fort und widerstanden sogar mit den Waffen in der Hand. Als Viret kam, that auch er das Seinige um zur Ruhe zu mahnen; doch erregte seine Ankunft die Geister noch mehr. Der Zudrang zu seinen Predigten war so groß, daß er einst auf öffentlichem Platze predigen mußte; er soll so Viele bekehrt haben, daß Agrippa d'Aubigné erzählt, Lyon sei eher durch die Zunge Viret's als durch die Schwerter seiner Bürger gewonnen worden. Diese Worte beziehen sich auf Folgendes.

Nach dem durch das Blutbad von Vassy herbeigeführten Ausbruch des Bürgerkriegs, bemächtigten sich die Hugenotten, den 30. April, durch einen kühnen Handstreich der Stadt Lyon. In ihrer Siegesfreude sandten sie, schon den 3. Mai, ein in enthusiastischen Ausdrücken abgefaßtes Schreiben an den König ab, das ebenso von ihren loyalen Gesinnungen, als von ihrem gänzlichen Verkennen der damaligen Verhältnisse zeugt. Sie meldeten dem Fürsten, daß seine Stadt Lyon nun für Christum gewonnen sei, worüber er, der allerchristlichste König, sich freuen solle; sie hätten keinen neuen Herrn eingesetzt außer dem, zu dem auch er sich bekenne; er sei glücklich zu preisen, daß unter seiner Regierung die Wahrheit sich verbreite, und sei noch jung genug um einst deren Sieg zu sehn; die Gegner und

Verfolger, die sich mit Unrecht Christen nennen, werden überwunden werden, so wie sie zu Lyon unterlegen sind; die Lyoner haben die Tyrannei umgestürzt, um sich dem zu übergeben, den sie nach Christo als ihren einzigen rechtmäßigen Herrn erkennen, dem König. Ob Viret an der Abfassung dieses, mit Psalmsprüchen und Liederstrophen angefüllten Schreibens Antheil hatte, wissen wir nicht; wir möchten vielmehr bezweifeln, daß er es billigte. Der Sieg war nicht rein geblieben; es waren in den katholischen Kirchen Gewaltthätigkeiten verübt worden, zu denen selbst einige Prediger das Volk aufgehetzt hatten. Viret suchte lange vergebens zu wehren; nur mit Mühe gelang es ihm die Gemüther zu besänftigen; er meldete es an Calvin, der den 13. Mai an die Prediger schrieb, um ihr Benehmen streng zu mißbilligen. Im Juni sandte das Lyoner Consistorium Boten nach Genf um Viret noch für längere Zeit zu erbitten; er hoffte zwar nicht der Kirche lange mehr dienen zu können, er fühlte sich krank und schwach, und fürchtete bald das Bett nicht mehr zu verlassen; doch machte er, während des neu erhaltenen Urlaubs, fast übermenschliche Anstrengungen, um während der Kriegsnoth und der Pest seine Gemeinde im Glauben aufrecht zu erhalten. Anfangs 1563 stellte diese abermals den Genfern vor, sie könne Viret nicht entbehren; er ward ihr nun für unbestimmte Zeit gestattet. Er nahm es an, „denn der Herr, sagte er, hat mich durch die Erfahrung belehrt, daß es nicht an seinen Dienern steht dahin zu gehn wo sie es wünschen, sondern daß sie ihm folgen sollen wohin er sie ruft." Er kam selber nach Genf und dankte dem Magistrat mit gerührten Worten für seine Wohlthaten; „es wurde beschlossen, heißt es im Rathsprotokoll, ihn ehrbar zu entlassen und ihm zu danken, daß er, den Gott gewählt hatte um das Evangelium in dieser Stadt aufrichten zu helfen, unsrer Kirche mit so viel Nutzen gedient hat, daß das Andenken daran unvergeßlich sein wird; auch ist verordnet worden ihm Alles zu geben was er zur Reise bedarf."

Nach der Einnahme durch die Hugenotten blieb zu Lyon der katholische Gottesdienst unterbrochen, bis zum Frieden von Amboise, 19. März 1563. Den 15. Juni rückten katholische Truppen in die Stadt; die Messe ward wieder hergestellt, die Mönche erschienen wieder, 1564 zog Carl IX. ein und ließ den Katholiken die Kirchen zurückgeben, welche die Reformirten noch inne hatten. Doch ward der Gottesdienst dieser Letztern noch nicht gestört. Kurz nach der Wiederherstellung des katholischen Cultus im Sommer 1563 wünschte Viret eine Synode zu halten; das Consistorium wandte sich deshalb an den König, der aber unter dem Vorwande der Unruhen seine Bewilligung verweigerte; Viret klagte darüber an Calvin (28. Juli); er sagte, die meisten Prediger seien schon unterwegs, und meinte er hätte vielleicht besser daran gethan keine Erlaubniß zu begehren. Es scheint indessen,

daß die Schwierigkeiten gehoben wurden, denn den 10. August trat die Synode zusammen: sie wird als die vierte der französischen National-Synoden gezählt. Viret wurde zum Vorsitzenden (Moderator) und zugleich zum Secretär erwählt; die Versammlung faßte eine Reihe von Beschlüssen, theils um gewisse Punkte der Disziplin genauer zu bestimmen, theils um die Verhältnisse mehrerer Kirchen zu regeln und einigen Predigern Verhaltungsmaßregeln zu geben über schwierige Fälle. Da sich zu Lyon auch eine italienische, meist aus flüchtigen Lucensern bestehende Gemeinde gebildet hatte, schrieb Viret, den 20. September 1563, im Namen des Consistoriums an Zanchi, er möge als Prediger für seine Landsleute kommen, es sei Pflicht die Freiheit zu benutzen die den Protestanten in Frankreich gestattet ist; die meisten der Italiener zu Lyon verstünden zwar französisch, allein sie bedürften eines Predigers ihrer Sprache, sowohl wegen des Unterrichts der Jugend, als weil ein katholischer italienischer Geistlicher heftig gegen die Reformation eiferte. Zanchi, der schon Ende 1561 einen ähnlichen Ruf von Lyon erhalten und abgelehnt hatte, wäre diesmal gerne gekommen, wenn er nicht bereits für Chiavenna zugesagt hätte.

Der Posten zu Lyon war ein äußerst schwieriger; zwar hatte Viret mehrere thätige Collegen; auch fand er Ende 1563 einen längst ihm befreundeten Mitarbeiter an Christoph Fabri, der flüchtig von Vienne herüberkam. Allein die meiste Sorge lag auf ihm, dem Präsidenten des Consistoriums. Die Protestanten waren zahlreich, die Katholischen waren es nicht minder; der durch die Bürgerkriege entbrannte Haß war durch das Friedens-Edikt von Amboise nicht ausgelöscht worden; eifrige Mönche, zumal Jesuiten, bekämpften den Protestantismus; zudem waren, auf das Edikt sich berufend, dem zufolge Niemand wegen seines Glaubens gestört werden sollte, Sectirer aufgetreten, die die Gemüther entzweiten und der guten Sache manchen Schaden brachten. Schon gleich nach seiner Ankunft zu Lyon hatte Viret sich veranlaßt gesehn, einem sonst trefflichen, gelehrten Mann zu widersprechen. Anfang 1562 war hier ein werkwürdiges, mit vieler Mäßigung geschriebenes Buch erschienen über die Ordnung und Polizei in der christlichen Kirche; *) der Verfasser, Johann Morely, aus Paris, ein nach Genf geflüchteter Hugenott, hatte es Viret gewidmet, nachdem Calvin sich geweigert hatte, das Manuscript durchzusehn. Es entwickelte, in Bezug auf Kirchenregiment, die extremsten demokratischen Grundsätze; die Prediger sollen blos von der Gemeinde gewählt und entlassen werden; selbst über Sitten und Lehre soll nur die Gemeinde richten. Die den 25. April 1562 zu Orleans gehaltene Synode verwarf das Buch,

*) Traicté de la discipline et police chrestienne. 4°.

als die Auflösung der Kirche bezweckend. Morely erbot sich, dem Urtheil Farel's, Calvin's und Viret's sich zu unterwerfen; namentlich hoffte er, sich mit Letzterm, den er persönlich hochachtete, verständigen zu können; von ihrem Standpunkte aus konnten aber die Reformatoren seine Tendenzen nicht billigen, und durch Beschluß des Genfer Magistrats (16. September 1563) wurde seine Schrift verboten und öffentlich verbrannt. *) Eine weit gefährlichere erschien zu Lyon kurz nach dem Frieden von Amboise; sie war anonym und führte den Titel: „Die bürgerliche und militairische Vertheidigung der Unschuldigen und der Kirche Christi; **) da sie den Aufstand gegen die Tyrannen rechtfertigte, erregte sie großes Aufsehn. Der Statthalter, Herr von Soubise, übergab sie Viret, welcher in seinem und seiner Collegen Namen ein Gutachten abgab, in dem er erklärte, sie enthalte falsche, gefährliche, wiedertäuferische Lehren. Sie wurde verboten (11. Juni 1563); der damals zu Lyon anwesende, berühmte Rechtsgelehrte Carl Dumoulin, den man fälschlich im Verdacht hatte, der Verfasser zu sein, wurde gefangen gesetzt, nach wenig Tagen aber wieder frei gelassen. Zu derselben Zeit ungefähr hielt sich der Antitrinitarier Valentino Gentile zu Lyon auf; sein gegen Calvin gerichtetes „Evangelisches Bekenntniß" erschien hier im Drucke. Er wurde gefänglich eingezogen, redete sich aus und zog, im Sommer 1563, mit Alciati, der wahrscheinlich mit ihm zu Lyon war, nach Polen. Im Juni 1566 kam er wieder nach Gex, wurde jedoch wenige Monate später zu Bern hingerichtet. Ob er unter den Lyoner Italienern einigen Anhang gefunden hatte, vermögen wir nicht zu sagen; indessen fehlten auch unter ihnen die zu Grübeleien geneigten Geister nicht. Im Jahr 1566 traten zwei derselben mit einer mystischen Ansicht vom Abendmal auf; sie behaupteten, in dem Sacrament, so wie es in der Kirche gefeiert wird, sei Christus auf keine Weise gegenwärtig, die Genießenden treten dadurch nicht einmal in geistige Gemeinschaft mit ihm; diese letztere, die geistige, sei zwar die allein wahre, bedürfe aber der äußern Zeichen nicht. An den einen dieser Leute, mit Namen Alamanno, richtete Beza, den 2. Juni, ein längeres Schreiben, um ihm seinen Irrthum zu beweisen. Ein katholischer Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts sagt, Viret habe mit dem erzbischöflichen Vicar gemeinschaftliche Sache gemacht, um diese, die Lyoner Kirche störenden Ketzer zu unterdrücken; dies heißt wohl nur so viel, daß Beide gleichzeitig auf die Entfernung der zwei Italiener drangen, da diese, wie es scheint, sich sowohl an Katholiken als an Reformirte

*) Sie wurde auch von den Synoden zu Paris, 1565, und zu Nismes, 1572, verdammt.

**) De la défense civile & militaire des innocens & de l'Eglise.

wandten. Viret hat sich um so weniger zu irgend etwas mit der katholischen Geistlichkeit verbinden können, da er selber und seine Gemeinde unaufhörlich ihren Anfeindungen ausgesetzt war. Der gelehrte Jesuit Antonio Possevini gab einen italienischen Tractat zu Gunsten der Messe heraus; sein Ordensbruder Edmund Auger, der 1563 die erste Messe zu Lyon wieder feierte und später Beichtvater des Königs Heinrich III. ward, schrieb einen französischen Katechismus, nach der Ordnung des Calvinischen, aus dem er Manches entlehnte, um desto leichter das reformirte Volk irre zu führen. Außerdem wurde auf den Kanzeln heftig gegen die Ketzer gepredigt. Viret, der sich an den großen Erfolg erinnerte, den früher die öffentlichen Religionsgespräche in der Schweiz gehabt hatten, wünschte nun ein ähnliches zu Lyon zu halten; er meinte, „dieses Mittel der Wahrheit den Sieg zu verschaffen, sei besser, als die Menge gegen die Ketzer aufzuhetzen und in Bezug auf die Religion, in der man am meisten einig sein sollte, Feindschaft und Haß zu erregen; nur durch öffentliche Besprechung kann die Sache ohne Schwerdt und Feuer, ohne Mord und Krieg, entschieden werden; und geben wir zugleich unsere gegenseitigen Meinungen durch die Presse kund, so können Alle sich belehren, gerade wie die Richter, wenn sie die Acten eines Prozesses durchgehn." Die katholischen Geistlichen weigerten sich aber lange, mit den Geistlichen sowohl öffentlich als in Privat-Unterhaltung zu disputiren. Erst 1565 willigten der Franziskaner Johann Ropitel und der Jesuit Auger ein, mit Viret einige Artikel zu verhandeln, und zwar nur schriftlich. Sie übergaben ihm eine Reihe von Fragen, die sich, in sonderbarer Unordnung, theils auf ganz untergeordnete Dinge, theils auf die Hierarchie, die Taufe und die Excommunication bezogen. In seiner in würdigem Tone gehaltenen Beantwortung führte Viret sämmtliche Artikel auf die allgemeinen evangelischen Grundsätze zurück, und fügte seinerseits zwölf Fragen bei; die vorzüglichsten waren: ist es erlaubt, Zusätze zum Worte Gottes zu machen? wird Gott durch äußere Ceremonien wahrhaft verehrt? kann es nach der Bibel ein einziges sichtbares Oberhaupt der Kirche geben? kann etwas in der Welt geschehn, gutes oder böses, ohne die Vorsehung Gottes? Viret gab das Ganze durch den Druck heraus; ob Ropitel und Auger auf seine Fragen antworteten, ist uns nicht bekannt.

Diese Schrift war nicht die einzige, die Viret zu Lyon veröffentlichte; trotz seiner Körperleiden entwickelte er eine außerordentliche literarische Thätigkeit; zum Theil durch die Angriffe der Gegner veranlaßt, gab er in den Jahren 1563 bis 1565 mehrere seiner bedeutendsten Werke heraus: seine große Christliche Unterweisung, wovon er den ersten Theil der Gemeinde von Nismes (7. Dezember 1563), und den zweiten der von Montpellier (12. Dez. 1563) widmete; einen

Tractat über die Gebete der katholischen Geistlichen; drei einander ergänzende Bücher über die Auctorität der heiligen Schrift, die Gewalt der Schlüssel und den über die wahre und die falsche Kirche geführten Streit; die beiden ersten richtete er an die Einwohner Lyon's beider Bekenntnisse (9. und 12. April 1564), das dritte an die Herzogin Renata von Ferrara (5. April 1565); ferner eine satirische Schrift über die Messe; einen früher schon geschriebenen Tractat über das Interim, den er dem Admiral Coligny zueignete (20. Septbr. 1565); endlich eine Abhandlung über das Abendmal, und eine über die göttliche Vorsehung, das heißt über die von den Katholiken häufig den Reformirten zur Last gelegte Prädestination.

Wann Viret Lyon verließ ist ungewiß; er war daselbst noch den 20. September 1565. Den 4. Oktober erwählte ihn die Neuenburger Klasse an die Stelle des kürzlich verstorbenen Farel; da er nicht annahm, wurde Fabri berufen. Ein königliches Edikt vom 14. Dezember 1563 hatte, unter dem Vorwand den Frieden von Amboise zu interpretiren, das heißt zu beschränken, verboten, in Zukunft ausländische Prediger in Frankreich anzustellen; mehrere Schriftsteller haben behauptet, daß dies Verbot sofort auf Viret angewandt wurde; man sieht jedoch aus Obigem, daß dies nicht der Fall war. Wahrscheinlich benutzten es erst Ende 1565 die Jesuiten, um den wegen seiner Mäßigung und Friedensliebe allgemein geachteten Prediger zu entfernen. Er ging nach Orange, das dem Fürsten Wilhelm von Nassau unterthan war. Von hier berief ihn Johanna von Albret an ihre neue, im Jahr 1566 errichtete Akademie von Orthez, in Bearn. Von nun an verschwindet er beinah aus der Geschichte; seine literarische Thätigkeit hörte auf; vielleicht hinderte ihn zunehmende Kränklichkeit an bedeutendem Wirken; vielleicht begnügte er sich, in dem ganz evangelischen Lande zu keiner Polemik gezwungen, mit dem öffentlichen Lehren der Theologie. Doch ward auch hier noch einmal seine Ruhe gestört. 1569 fielen katholische Truppen unter dem Vicomte von Terride in Bearn ein, bemächtigten sich auch der Stadt Orthez, vertrieben die Professoren, nahmen Viret, den berühmtesten und am meisten gefürchteten, als Gefangenen mit und brachten ihn in ein festes Schloß bei Chabanay. Diese letzte Prüfung dauerte indessen nur kurze Zeit; Orthez wurde von dem Grafen Montgomery wieder mit Sturm genommen; ein anderes Hugenottencorps nahm Chabanay, und schenkte dem Befehlshaber die Freiheit auf sein Versprechen, auch Viret freizulassen. Er wurde zu Orthez wieder eingesetzt, starb aber schon 1571, sechzig Jahre alt, der letztüberlebende des großen Triumvirats, das die Reformation in der romanischen Schweiz und von da aus in Frankreich begründet hatte.

II.

In einem Briefe aus dem Jahre 1549 schrieb Farel an Bullinger: „Gott hat uns Viret gegeben; ich kenne ihn besser als mich selber und bezeuge daß ich nie etwas Anderes in ihm gewahr ward, als wahre aufrichtige Liebe zu Christo und seinem Evangelium, ein demüthiges, liebevolles, nach Frieden strebendes Gemüth; sähe er nicht, daß der Irrthum so Vielen Verderben bringt, und wäre er sich nicht bewußt, von Gott getrieben zu werden, so würde er nie mit Jemanden streiten; im Streiten selbst zeigt er so viel Mäßigung, daß die Gegner, gezwungen die Thatsachen anzuerkennen, nichts Anderes zu thun wissen, als zu behaupten, es sei Alles nur Heuchelei bei ihm."

Diese einfache Characteristik, deren Wahrheit durch Viret's ganzes Leben bezeugt ist, dient auch zur Erklärung der Wirkungen die er hervorbrachte, überall wo er für die Reformation thätig war. Während Farel durch sein rasch entzündendes Feuer und Calvin durch die Gewalt seiner Gedanken die Herzen gewannen und die Gegner zum Schweigen brachten, hat Viret's Persönlichkeit, welche bei eben so viel Festigkeit wie seine zwei Freunde, mehr Milde und einnehmende Sanftmuth besaß, ganz ähnliche Resultate erreicht. Die Mittel, durch die er in der romanischen Schweiz sowie in Südfrankreich gewirkt hat, waren seine Predigten und seine Schriften.

Von seinen Predigten ist leider keine erhalten; sie waren wohl meist improvisirt, wie die Farel's und Calvin's; während aber die des Letztern durch Nachschreiber aufbewahrt wurden, hat sich, wie es scheint, für die beiden andern Reformatoren Niemand gefunden, der ihnen einen ähnlichen Dienst geleistet hätte. Nur aus ihren Wirkungen und einigen Zeugnissen von Zeitgenossen kann man auf das Eigenthümliche der Predigten Viret's schließen. Ein Genfer Chronist sagt, sie seien bei dem Volke in hohem Grade beliebt gewesen; Zanchi, der 1552 Calvin zu St. Gervais und den gerade in Genf anwesenden Viret zu St. Peter predigen hörte, bewunderte des Letztern außerordentliche Beredsamkeit und stellte ihn als Redner höher als Calvin. Beza sagt: „Niemand hat gelehrter gepredigt als Calvin, Niemand kräftiger als Farel, Niemand sanfter als Viret." Ohne Zweifel darf man übrigens annehmen, daß sich in den Predigten dieses Letztern die nämlichen Eigenschaften kund gaben, wie in seinen Schriften, die großentheils ebenso improvisirt zu sein scheinen, wie seine öffentlichen Reden; was daher von jenen zu sagen ist, läßt sich auf diese anwenden.

Viret war einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Reformationszeit; leider sind seine meist für das Volk bestimmten Werke wenig in die Hände der Gelehrten oder in Bibliotheken gekommen, und daher

äußerst selten geworden.*) Was sie vorzugsweise characterisirt, das ist eine ungewöhnliche klassische und theologische Belesenheit, reiche Einbildungskraft, strenge Logik, verbunden mit Geist und Witz. Die im Ganzen klare Darstellung ist oft weitschweifig und gedehnt; schon frühe, 1546, hatte Calvin diesen Fehler Viret's getadelt, der eine Folge der Schnelligkeit seines Arbeitens war. Die Sprache ist die des Volkes für das er schreibt, populär und mitunter trivial; er sagt selber: „meine Sprache ist nicht attisch, ich verstehe nichts von Rhetorik, ich verfalle oft in mein Patois zurück;" er that dies sogar absichtlich, um besser verstanden zu werden. Der Zweck seiner Schriften war Volksunterricht und Polemik; das theologische System hat er weder tiefer begründet noch weiter entwickelt; er ist Schüler Calvin's und hat sich als solcher begnügt, dessen Theologie für das Volk zu verarbeiten oder gegen den Katholicismus zu vertheidigen. Man kann daher seine Schriften in zwei Hauptklassen eintheilen, in solche, die zur positiven Belehrung der Glieder der reformirten Kirche bestimmt sind, und in solche, die die Bekämpfung katholischer Lehren und Gebräuche zur Absicht haben. Die erstern sind entweder Lehrbücher für Anfänger, oder Ermahnungen in dem Bekenntniß des evangelischen Glaubens festzuhalten.

Die Lehrbücher sind Catechismen in dialogischer Form, in der Methode hie und da abweichend von dem Catechismus Calvin's. Sie bilden eine progressive Reihe, den verschiedenen Alters- und Bildungsstufen angemessen, von dem ersten Elementar-Unterricht fortschreitend bis zur vollständigen gründlichen Darstellung für Erwachsene. In seinen spätern Jahren, während seines Aufenthalts zu Lyon, brachte Viret diese Schriften nebst einigen andern in eine Sammlung, die er durch mehrere neue Stücke vervollständigte und unter dem Titel herausgab: „Christlicher Unterricht in der Lehre des Gesetzes und des Evangeliums, in der wahren Philosophie und der natürlichen und übernatürlichen Theologie, in der Betrachtung der Abbilder und Werke der Vorsehung in dem Weltall, und in der Geschichte der Erschaffung, des Falls und der Erlösung des Menschengeschlechts." Auch dieses große Werk ist in dialogischer Form. Aeußerst selten, ist es in spätern Zeiten wenig beachtet worden, und doch ist es eines der merkwürdigsten Erzeugnisse der reformatorischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts. Das Hauptinteresse besteht nicht sowohl in den theologischen Parthien, als in der Anwendung des Christenthums auf die mensch-

*) Viret soll mehrere Werke unter dem Namen Firmianus Chlorus herausgegeben haben. Alle, die ich jedoch von ihm gesehn habe, tragen seinen wahren Namen auf dem Titel. Seine Briefe unterschrieb er zuweilen mit Cephas Tervins, Anagramm von Viretus.

lichen Verhältnisse und in der christlich-philosophischen Weltanschauung. Der Exposition der zehn Gebote, die ein vollständiges Moral-System darstellt, geht eine Ermahnung an alle Obrigkeiten voran über die verschiedenen Regierungsformen, um zu zeigen, daß die drei Hauptformen, Monarchie, Aristocratie und Democratie, an und für sich gleichgültig sind; in jeder kann nach blos menschlicher Willkür regiert werden; wo dies geschieht, tragen die Gesetze das Gepräge der Leidenschaft und es entstehn Uebel aller Art; wo aber das Gesetz Gottes herrscht, da ist es einerlei, welche Form man einführt, jede kann passen.

Der zweite Theil des Werkes enthält die natürliche und die christliche Theologie, eine Art Apologetik des Christenthums, voll tiefer und origineller Gedanken. So groß auch, sagt Viret im Eingang, der Widerstand gegen das Evangelium war, so ist es doch siegreich durch alle Hindernisse hindurchgedrungen und jeder kann jetzt seine Klarheit sehn. Dennoch gibt es noch Viele die blind dafür sind: Unwissende, die es schwer ist dem Aberglauben zu entreißen; Furchtsame, die es nicht wagen sich auszusprechen; Ehrgeizige, die die Wahrheit erkannt haben, aber um hohen Herren zu gefallen, äußerlich katholisch bleiben; daneben auch solche, die, den Vorwand der Religionsstreitigkeiten benutzend, jede Religion für zweifelhaft erklären und keine befolgen; sie nehmen wohl einen Gott an, „nennen sich mit einem neuen Worte Deisten", geben vor an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Vorsehung zu glauben, sehen aber Alles was von Christo erzählt wird, „für Fabeln und Träumereien" an. Ja, auch völlige Atheisten kommen vor, und zwar gerade unter den scharfsinnigsten, gelehrtesten Köpfen. Um nun namentlich den Deisten und Atheisten entgegen zu arbeiten, und besonders „Philosophen und Aerzte anzuregen, ihre Wissenschaft dem Dienste Gottes zu widmen," will Viret zeigen, wie die ganze Schöpfung und speziell der Mensch, „gewöhnlich die kleine Welt (Microcosmus) genannt," Zeugniß ablegt von dem Dasein, der Vorsehung und der Gerechtigkeit Gottes. Er entwickelt diesen Gedanken weitläufig durch die verschiedenen Reiche der Natur hindurch, bei Gelegenheit des Artikels des apostolischen Symbolums über Gott als Schöpfer. Doch verfährt er nicht rein philosophisch, sondern vermischt Bibellehre und Naturbetrachtung mit einander; er argumentirt aus jener, statt sie durch diese zu bestätigen, so daß er auf die, welche die Bibel nicht annahmen, seinen Eindruck verfehlen mußte. Immerhin ist sein Versuch in den Geschöpfen und Natur-Erscheinungen Sinnbilder, Offenbarungen der unsichtbaren Dinge zu finden, geistreich durchgeführt, obgleich seine Naturkenntniß nicht über Aristoteles und Plinius hinausgeht. Bei dem Menschen angekommen, sagt er, er sei ein Abbild der gesammten Schöpfung; er trage von allen Kreaturen etwas an sich, obwohl keine ihm ähnlich

ist. Alle Bewegungen (Neigungen) in den Geschöpfen, bewußt oder nicht, kommen von Liebe; dies führt auf die Liebe Gottes zurück, als Urgrund alles Seins. Liebe ist Mittheilung, sie kann nicht unthätig sein; daher die Schöpfung der Welt und besonders des Menschen. Allen Geschöpfen hat Gott etwas von seiner Liebe mitgetheilt, sie spiegeln sie theils ab, theils sind sie vermöge derselben zu einander geneigt; daher die Ordnung und Harmonie der Welt. Aber nicht alle Geschöpfe haben ein Bewußtsein ihrer natürlichen Bewegungen, sondern nur die Engel und die Menschen; diese allein besitzen daher Leben in höherem Sinne; Thiere und Pflanzen haben auch Leben, aber keine Seele; die Steine haben keines, oder man müßte das Wort Leben in allgemeinster Bedeutung nehmen. Hier folgt dann eine genaue Beschreibung der innern und äußern Organe des menschlichen Körpers, nebst den großentheils falschen, damals in der Medizin gangbaren Hypothesen über deren Bestimmung. Mehr Werth als dieser Theil hat Viret's Beweisführung in Bezug auf die Unsterblichkeit der Seele. Nachdem er zuerst das Fegfeuer und die Seelenwanderung widerlegt, welche letztere „damals Anhänger unter den Philosophen hatte," geht er zur Unsterblichkeit über; er erkennt zwar daß die Vernunft sie nicht über allen Zweifel zu erheben vermag, und daß sie wesentlich ein Gegenstand des Glaubens ist, doch gibt er einige, und zwar von den besten philosophischen Argumenten an: man kann auf die Unsterblichkeit schließen aus dem Begriff, den sich der Mensch von unendlicher Fortdauer macht, aus seiner Sehnsucht danach, aus der angebornen Furcht vor Vernichtung, aus der Idee der Gerechtigkeit Gottes, aus dem auf Erden nie befriedigten Streben nach Erkenntniß und Glückseligkeit. Dieser, das Werk abschließende Abschnitt ist reich an schönen, erhabenen Stellen, in denen Viret eben so groß als Redner wie als christlicher Weiser erscheint.

Bevor wir zu einer andern Klasse seiner Werke übergehn, ist noch seine Christliche Metamorphose zu erwähnen, die gewissermaßen seinen Lehrschriften beigezählt werden kann. Das sonderbar scheinende, auch wieder in Gesprächen sich bewegende Buch ist keine Satire, sondern hat einen sehr ernsten Zweck. „Die alten Poeten haben viel von Verwandelungen geredet, besonders Ovidius, der ein ganzes Buch darüber geschrieben hat; dies ist aber Alles nur Lug und Trug; nichts desto weniger ist es ergötzlich, weil der Mensch von Natur Bilder und Dichtung liebt." Um nun dem Einfluß der heidnischen Dichter entgegen zu wirken, und die Macht und das Recht der Phantasie anerkennend, unternimmt Viret eine Metamorphose zu schreiben in christlichem Sinn. Im ersten moralisch-religiösen Theil wird gezeigt, wie der Mensch sich durch die Sünde geistig und körperlich verunstaltet, allein durch den Glauben an Christum seine

wahre Gestalt wieder herstellt. In den der Verunstaltung gewidmeten Dialogen herrscht eine tiefe Traurigkeit vor, die selbst durch den mitunterlaufenden Scherz durchklingt; in seinen Schmerzen und Aengsten, unter den Kriegen der Fürsten und dem Zwiespalt der Religionen, kommt dem Betrachter das Leben wie „eine elende Farce" vor; der Mensch scheint sich in Thier verwandeln zu wollen. Seine Seele ist aber nach dem Bilde Gottes geschaffen; in dieses soll sie wieder verwandelt werden, durch die Wiedergeburt. Der Nicht-Christ, der natürliche Mensch ist zwar über das Thier erhaben, ist ihm aber doch zu vergleichen, insofern er die wahre Kenntniß Gottes nicht hat; was den Menschen vom Thiere scheidet, ist die Fähigkeit Gott zu erkennen. Die Thiere haben auch eine Art Vernunft (raison), ja sie sind in ihrer Natur weniger verdorben als der Mensch, sie erfüllen ihre Bestimmung sicherer als dieser die seinige, und können ihm, in diesem Bezuge, als Vorbild dienen. Dies führt zum zweiten Theile: die Schule der Thiere. „Die Philosophen gleichen oft Predigern, die sehr schön reden aber sehr schlecht handeln, und nichts von dem thun, was sie die Andern lehren. Diese Lehrmeister aber (die Thiere), zu denen uns der heilige Geist in der Bibel hinweist, unterrichten uns nicht durch viele Worte, sondern durch ihre That, durch ihr Beispiel." Hier folgt dann eine Reihe von Gesprächen, voll origineller Betrachtungen über das Thierleben und oft treffender Anwendungen auf den Menschen, nebst verkehrten, der damaligen Naturhistorie angehörenden Ansichten und weit hergeholten Digressionen. Ameisen und Spinnen sind Lehrer einer guten Haushaltung; Tauben, Schwalben, Hasen, Vorbilder der Familienliebe; Bienen, der Staatswirthschaft und der Arbeitsamkeit, wobei gelegentlich von der Pflicht der Obrigkeiten, den Müßiggang nicht zu dulden, gesprochen, und gegen die Bettelmönche losgefahren wird. Andere Thiere sind in der Kriegskunst geschickt; hier wird von erlaubten und unerlaubten Kriegen geredet, und mit einem Sprung auf den geistigen Krieg der Christen, ihren Feind, ihre Waffen, ihren Heerführer übergegangen. Dann kommen die Künste, die mechanischen und die freien; was jene betrifft, kann man von Bienen und Spinnen lernen; in Bezug auf die freien, besitzen Füchse, Hunde, Raben, u. s. w. eine auffallende „dialektische Kunst"; die Vögel sind Lehrer der Musik; einige Thiere sind „Astrologen", indem sie die Witterungswechsel verkündigen; Alle sind Aerzte, die sich selber heilen; hieran knüpft sich ein Excurs über die Krankheiten, die Pflichten der Aerzte, und die zu befolgende Diät in der besonders die Thiere Muster sind. Hinsichtlich der moralischen Tugenden ist der Hund Lehrer der Treue, der Löwe der Großmuth, die Taube der Geduld u. s. w. Von da aus schlägt Viret plötzlich einen andern Gedankengang ein, indem er auf das kommt, was den Menschen

vom Thier unterscheiden soll: es ist nicht allein die Sprache, denn auch die Thiere haben eine Art Sprache, manche können wirklich sprechen lernen, und viele Menschen sprechen nicht anders als die Thiere, ohne Sinn und Verstand; es ist auch der äußere Gottesdienst nicht allein, denn den Alten zufolge wenden sich der Elephant und der Cynocephalus der Sonne zu, und die Götzendiener machen es nicht besser; endlich ist es nicht einmal die Weissagung, denn Bileams Esel hat geweissagt, und es gibt zahllose falsche Propheten. Der Mensch wird nur wahrer Mensch, wenn das Bild Gottes durch den heiligen Geist wieder in ihm hergestellt wird.

Wir haben uns bei diesem wunderlichen Buche etwas länger aufgehalten, um zu zeigen, wie mächtig Viret von dem Gedanken beherrscht war, Alles auf die christliche Umgestaltung des einzelnen Menschen, so wie der ganzen Gesellschaft zu beziehen, und wie diese stete Präoccupation ihn an dem aesthetischen Ausbau eines Werkes gehindert hat, das viel anziehender und mithin viel lehrreicher geworden wäre, wenn er weniger nüchterne Abschweifungen und polemische Ausfälle darein gemischt hätte. Doch es ist Zeit zu einer andern Gattung seiner Schriften überzugehn, zu den Ermahnungen im evangelischen Bekenntniß zu verharren.

Diese Ermahnungen sind Sendschreiben bald an evangelische Christen, die unter Katholiken wohnten, wo sie der Predigt entbehren mußten und Verfolgung litten, bald an gefangene, dem Tod entgegensehende Prediger, bald an solche, die sich rühmten Protestanten zu sein, aber vorgaben, die äußerlichen Gebräuche des Papstthums mitmachen zu können ohne Schaden für ihr Gewissen. Schöne, herrliche Worte kommen in diesen Stücken vor. Viret tadelt die, welche „sich als große Eiferer für das Evangelium erweisen wollen, indem sie, ohne Wahl der Gelegenheit und der Umstände, gegen den katholischen Götzendienst schreien, und statt die Gemüther zu erbauen, nur die Schwachen verwirren und die wahrhaft Gottesfürchtigen in Gefahr bringen. Als Paulus zu Athen war, entbrannte sein Herz in ihm, da er sah, wie die Stadt der Abgötterei ergeben war; er disputirte in der Versammlung mit den Juden, belehrte auf dem Markte das Volk, lief aber nicht durch die Straßen wie ein Wahnsinniger, um, auf eigene Machtvollkommenheit hin, die Bilder umzustürzen und die Tempel zu zerstören.“ Nicht minder sprach sich Viret, so wie auch Calvin, Peter Martyr und Andere es thaten, gegen diejenigen aus, die aus weltlichen Rücksichten, aus Furcht ihr Eigenthum, ihren Einfluß, ihre Aemter, ihre Stellen am Hofe zu verlieren, die damals in Frankreich so oft gehörten Einwände vorbrachten gegen die Nothwendigkeit eines offenen Bekenntnisses, oder der Flucht wenn dieses Bekenntniß nicht möglich war. Die Ausflüchte derer, welche

behaupteten, die äußern Ceremonien seien an sich gleichgültig, wenn man nur im Herzen der Wahrheit ergeben sei, nannte er mit Recht Sophisterei und Selbstbetrug; wie schwer es auch falle, sagte er, man muß sich von Allem trennen, wenn man die Freiheit des Gewissens nicht hat, und ein Land verlassen, wo diese verweigert wird. Dagegen ermahnte er eine Flüchtlingsgemeinde, die sich in einer lutherischen Stadt niedergelassen hatte (wahrscheinlich die zu Frankfurt), und sich ängstlich beklagte, daß auch andere Gesänge als die Psalmen gesungen und daß beim Abendmal das Brod nicht gebrochen würde, sich an Dingen nicht zu stoßen, durch die die rechte Eintracht nicht gestört werden könne; gastfreundlich an einem Orte aufgenommen, wo sie die Gewalt nicht haben, sollen sie sich fügen und das ihnen Fremdartige in Liebe tragen. Die Bedrückten in Frankreich warnte er vor Gewaltthätigkeit; sie sollen nie zu den Waffen greifen, weder wenn sie von der Obrigkeit verfolgt, noch wenn sie von einem fanatischen Pöbel angegriffen werden; ihre einzigen Waffen sind geistige, und früher oder später verschaffen ihnen diese den Sieg. Den Gefangenen endlich empfahl er standhafte Geduld; so schrieb er 1553 an die zu Lyon zum Tode verurtheilten fünf Lausanner Studenten unter Anderm folgendes: „Erinnert euch an das Wort: ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Es heißt nicht: ich sende euch wie Wölfe unter die Schafe, noch wie wilde Thiere gegen andere wilde Thiere, sondern wie Schafe unter die Wölfe. Ein seltsames Wort! Welche Siegeshoffnung können Schafe haben wenn sie Wölfe bekämpfen sollen? was Anders können sie erwarten, als zerrissen zu werden? Hier ist aber weder auf die Natur der Schafe, noch auf die der Wölfe zu sehn, sondern auf den, der gesagt hat: ich sende euch; er, der Hirte, ist es, der die Schafe sendet die ihm der Vater gegeben hat, und der will daß ihm keines entrissen werde. Was uns daher von Seiten der Menschen begegnen möge, wir sind zufrieden einen solchen Beschützer zu haben, der nicht ein bloßer Mensch, sondern der ewige Gott selber ist. Deshalb sind wir gewiß, daß wir nicht untergehn; sterbend leben wir, besiegt sind wir Sieger. Bleibt nur fest in euerm Glauben; bekämpft eure Feinde durch ihn, durch Geduld und Gebet. Das sind die Waffen, durch welche von Anfang an die Kirche Gottes über die Gewaltigen der Erde Siegerin geworden ist."

An diese Schriften schließt sich der Dialog über das Interim an, der für Viret's eigenen Standpunkt sehr bezeichnend ist. Er schreibt ihn, um die evangelischen Christen von der Nothwendigkeit der Mäßigung und des alleinigen Gebrauchs der geistlichen Waffen zu überzeugen; den Titel Interim wählt er, weil er von den in verschiedenen Ländern vorgeschlagenen Mitteln sprechen will, sich bis zur Abschließung einer vollkommenen Einigkeit und Reformation, in Bezug

auf die Religion zu verhalten; doch handelt er weniger von diesen Mitteln, als von den Stellungen, die seine Zeitgenossen dem Evangelium gegenüber einnahmen. Er theilt Letztere in Vermittler (moyenneurs), welche durch Concessionen an den Katholicismus die Ruhe für die Protestanten zu erkaufen, oder durch gegenseitiges unmögliches Nachgeben beide Kirchen zu vereinigen suchen; Radikale (transformateurs), die nicht nur die Kirche, sondern auch den Staat von Grund aus umändern wollen; Libertiner, die jede Religion und jede Autorität verachten; Verfolger, die trotz ihres Wüthens ihren Zweck dennoch nicht erreichen; Gemäßigte, die allein den Frieden zu erhalten im Stande sind, weil sie Allen gleichmäßig Gewissensfreiheit zuerkennen. Von sich selbst sagt Viret: „ich war zwar von Natur schon zum Frieden geneigt und habe Zwietracht und Verwirrung gehaßt; allein die Erkenntniß die mir Gott von seinem Worte schenkte und die Erfahrungen die ich machte, haben mich noch mehr dazu getrieben, nach Frieden und Eintracht zu streben und den Ausspruch des Herrn stets vor Augen zu haben: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen".

Weit zahlreicher als diese Schriften, sind Viret's polemische Traktate; während aber von jenen manche verdienten wieder ans Licht gezogen zu werden, kann man diese fast durchgängig, was die Methode betrifft, als veraltet betrachten; sie haben indessen in mehrfacher Hinsicht ein großes historisches Interesse. Viret's Polemik läßt die tiefern Grunddogmen unberührt; sie beschäftigt sich ausschließlich mit dem Praktischen, dem in die äußere Erscheinung Tretenden, den kirchlichen Einrichtungen und Anstalten. Der Hauptstreit, sagt er, dreht sich um die Lehren vom geistlichen Amt und von den Sacramenten, und um den Werth der äußern Gebräuche; beide Kirchen haben Prediger, und jede behauptet die ihrigen seien allein die rechten; die eine hat sieben Sacramente, die andere nur zwei, und jede sagt sie lehre in diesem Bezuge die Wahrheit; die eine hat einen reichen, in die Augen fallenden Gottesdienst, während die andere den allereinfachsten hat, und jede gibt vor nur ihre Form sei die ächt christliche. Was soll nun das Volk in diesem Zwiespalte thun? Es gibt nur ein Mittel ihm daraus zu helfen, nemlich die Ansprüche beider Kirchen nach der Bibel zu prüfen, auf das Alterthum zurückzugehn, das heißt auf Christum und die Apostel. Diese Art die Gegenstände der Polemik zu bestimmen offenbart den viel mit dem Volke verkehrenden Mann; man erkennt daraus was die Gemüther damals vorzüglich beschäftigte; war man auch geneigt die Predigt von Christo und dem rechtfertigenden Glauben an ihn anzunehmen, so blieben doch bei Vielen Zweifel zurück über das Recht der neuen Prediger und über die Nothwendigkeit, den hergebrachten, so bequemen Gebräuchen zu entsagen. Viret, der dies oft genug erfahren haben mußte, hatte es sich nun zur Lebensaufgabe gemacht, durch alle Mittel welche

ihm seine Gelehrsamkeit, sein Glaube und sein Scharfsinn an die Hand gaben, sowohl die katholische Ansicht über die angegebenen Punkte zu bekämpfen, als die protestantische zu rechtfertigen.

Seine hiehergehörigen Schriften sind theils ernste, gelehrte Abhandlungen, theils witzige Gespräche und Satiren; doch kommen auch in jenen häufig satirische Stellen vor. Unter den gelehrten Traktaten entwickeln mehrere, aus verschiedenen Epochen seines Lebens, die Lehre vom geistlichen Amt; da dieses „aus vier Stücken besteht, der Predigt des Worts, der Verwaltung der Sacramente, der Handhabung der Disziplin, und den Gebeten (Gottesdienst)," so werden auch diese Gegenstände mehr oder weniger ausführlich bei Gelegenheit des Amtes behandelt. Die Gründe welche Viret anführt, um zu beweisen, daß in den angeführten vier Stücken die katholische Geistlichkeit von dem apostolischen Christenthum abgewichen sei, sind die allgemein bekannten; sie brauchen daher nicht der Länge nach hier aufgezählt zu werden. Eigenthümlich, aber weniger stichhaltig, ist nur die aus der typischen Anwendung der alttestamentlichen Ordnung auf die Kirche genommene Beweisführung, daß die Gewalt der Schlüssel nicht einer besondern Priesterkaste gehöre. Eine eigene Schrift hat zum Zweck, historisch die Entstehung und Ausbildung des Papstthums nachzuweisen, und durch Vergleichung der apostolischen Kirche mit der römischen zu zeigen, wie wenig diese jener entspricht. In einem andern, zur Zeit der Wiedereröffnung des Tridentinischen Concils, 1551, geschriebenen dialogischen Traktat, behandelt er verschiedene auf das Concil bezügliche Fragen. Er stellt den Grundsatz voran, es sei Pflicht jedes Christen den göttlichen Willen zu erforschen durch die Mittel, die Gott selber dazu gegeben hat, nemlich in der heiligen Schrift; das allein verdiene den Namen einer heiligen Inquisition. Viele haben nun aber allerlei Vorwände, um sich der Mühe dieses Forschens zu entheben: das Alter und die große Verbreitung der katholischen Religion, das Ansehn der Vorfahren, der Gehorsam den man der Obrigkeit schuldig ist, der Mangel an Zeit, u. dergl. Nachdem er diese Vorwände mit vielem Geschick widerlegt hat, kommt er zu einem andern damals oft vorgeschützten: „es ist nicht an uns die kirchlichen Fragen zu lösen, wir müssen die Beschlüsse des Concils abwarten." Da zeigt er nun, aus der bereits mit der Tridentiner Versammlung gemachten Erfahrung, wie wenig man von ihr zu hoffen habe; überhaupt seien die katholischen Concilien nie so gewesen, daß sich der Christ ihnen unbedingt unterwerfen könne; die Widersprüche in vielen ihrer Beschlüsse beweisen wie wenig ihre Autorität gegründet ist; einem vom Papste präsidirten Concil fehle die nöthige Freiheit; man brauche übrigens eine Kirchenversammlung nicht, denn die Erledigung aller Fragen finde sich hinreichend in der heiligen Schrift.

Bei Bekämpfung der Messe, des Bilder- und Reliquiendienstes, und der andern äußern Gebräuche, bedient sich Viret eines Mittels, das damals sehr wirksam war, obgleich es der historischen Begründung entbehrte; bei der großen Unwissenheit der meisten Priester und Mönche, die von klassischem Alterthum ebenso wenig wußten als von christlicher Theologie und Kirchengeschichte, waren sie jedoch nicht im Stande, ihren gewandten, witzigen Gegner zu widerlegen. Viret bemühte sich nemlich, und nicht blos aus Ironie sondern alles Ernstes, sämmtliche katholische Gebräuche auf heidnische zurückzuführen, um zu zeigen, daß der Katholicismus nichts als ein erneuertes Heidenthum sei. Dies thut er namentlich in Bezug auf die Messe; durch Anwendung einer großen Anzahl von Stellen aus alten Dichtern auf die einzelnen Theile des Meßcanons, auf die Kleidung der Priester, die Zierrathen des Altars, die Gefäße, die Cerimonien, will er zeigen, daß hier nichts Anderes sei als eine das Heilige entweihende, theatralische Vorstellung. Wenn nun auch im katholischen Cultus ein heidnisches Element nicht zu verkennen ist, so ist doch zu viel gesagt, wenn behauptet wird, die Messe sei von den alten Dichtern vorbildlich dargestellt worden, und der ganze katholische Gottesdienst sei weiter nichts als eine Copie des heidnischen Götterdienstes. Bei ihrem Bestreben den Cultus auf die ursprüngliche apostolische Einfachheit zurückzuführen und alles Sinnliche daraus zu entfernen, begreift man jedoch wie die schweizerischen Reformatoren auf den Gedanken kommen konnten, dieses Sinnliche, das jeder Berechtigung im Evangelium entbehrt, sei nur ein der Kirche wieder aufgedrungenes Heidenthum.

Dieser Gedanke zieht sich auch durch sämmtliche satirische Schriften Viret's hindurch, die indessen nicht blos die Messe zum Gegenstand haben, sondern viele andere Dinge, das Fegefeuer, die Todtengebräuche, das Leben der Geistlichen, die Gelübde, das Mönchsthum, das Ave Maria, den Rosenkranz, das Weihwasser, die Kreuz- und Bilderverehrung, u. s. w. Viret sagt, er halte es für erlaubt sich über Aberglauben und Irrthum lustig zu machen, zumal da er jedesmal den Ernst der Wahrheit entgegenstelle; die Gesprächsform sei am besten dazu geeignet wegen ihrer Lebendigkeit und freien Bewegung. Auch Calvin, der zu einer Sammlung satirischer Dialogen seines Freundes eine Vorrede schrieb, hat sein Verfahren gebilligt: „es gibt Leute, meint er, die es vorziehen auf angenehme Weise sich belehren zu lassen, statt durch ernste, einfache Darstellung der Wahrheit; daher sind die zu loben, welche die Gabe besitzen, den Leser durch das Vergnügen zu unterrichten das sie ihm verschaffen; diese Gabe besitzt nicht jeder, selbst den Gelehrtesten fehlt sie oft; ja Viele machen nur sich selber lächerlich, durch die Mühe, die sie sich geben Andere zum Lachen bringen zu wollen; wer sich des Witzes bedienen will, muß zweierlei

vermeiden: er darf nichts Gezwungenes, weither geholtes vorbringen, und nicht in unschickliches Geschwätz verfallen; zur rechten Zeit, treffend und mit Anmuth den Leser belustigen, das ist kein gemeines Talent; unser Bruder Viret hat es in hohem Grad. Bei Behandlung der eigentlich religiösen Gegenstände ist der Witz nicht am Ort, da geziemt nur hoher Ernst; wo es sich aber darum handelt, abergläubische Gebräuche und Irrthümer aufzudecken, da hat der Witz sein Recht." Man sieht aus dieser Erklärung, was auch sonst hinlänglich bestätigt ist, daß der damalige Geschmack weniger delicat war als der jetzige, indem man die derbsten Späße nur für anmuthige, angenehme Unterhaltung hielt. Viret's Schriften dürfen daher nicht mit dem jetzigen Maßstabe gemessen werden; versetzt man sich auf den Standpunkt seiner Zeit, so ist gewiß, daß er die Satire meisterhaft gehandhabt hat. Auch ist zu bemerken daß er nirgends Personen verspottet, sondern nur die Dinge an sich. In seinen Dialogen vertritt jeder der Redenden einen Charakter, einen Typus geistiger Zustände oder verschiedener Grade christlicher Erkenntniß. Meist treten deren vier auf: ein unwissender, noch in allem Aberglauben befangener Katholik, der die Protestanten mit den damals üblichen Verleumdungen überhäuft; einer, dessen Gewissen im Zweifel ist ob er sich zur alten oder zur neuen Kirche wenden soll; ein dritter, der frei über die Mißbräuche loszieht und die lächerliche Seite derselben hervorhebt; und zuletzt ein ernster, gelehrter Mann, der die Fragen nach dem Worte Gottes entscheidet. Ein ander Mal sind es sechs: ein Mönch, der sich begnügt den Satz zu wiederholen, man müsse mit Ketzern nicht disputiren; ein Pfarrer, der für seine Kirchengebräuche besorgt ist, weil er Nutzen daraus zieht, und sie bestmöglich zu vertheidigen sucht; ein Schulmeister, der dieselben mit Witz und mit Stellen aus Profanscribenten widerlegt; ein Prediger, der aus der Bibel argumentirt; zwei Laien, die belehrt zu sein wünschen und ihre Bedenken vorbringen, der eine gemäßigt und schwankend, der andere schon heftig gegen die Priester eingenommen. Die Dialogen haben sämmtlich bizarre Titel, um die Neugierde zu erregen: Die Alchimie des Fegfeuers, die höllische Kosmographie, die päpstliche Physik, und dergl. — Wortspiele, alte und neue Anekdoten, Stellen aus klassischen Autoren und aus Kirchenvätern, beißende Spottreden und ernste, erbauliche Gespräche bilden den Stoff aller dieser Schriften. Die interessanteste hat den auf ein unübersetzbares Wortspiel gegründeten Titel: le monde à l'empire (allant pire) et le monde démoniacle. Im ersten Theile wird die Welt geschildert als täglich schlimmer werdend und sich ihrem Ende nahend; mit dem Worte empirer (sich verschlechtern) spielend, wird dies zuerst an dem empire romain, dann an dem empire chrétien, und zuletzt an dem empire de rèpublique, den neueren Staaten nach-

gewiesen. Trotz vieler Digressionen und unnöthig ausgekramter Gelehrsamkeit, kommen ausgezeichnete Stellen vor über die Sitten und den Verfall sowohl der alten Welt als des Papstthums. Das merkwürdigste aber des Buches ist die Freiheit, mit der sich Viret über die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit ausspricht, über die ungerechten Gesetze, die schlechte Verwaltung, die drückenden Abgaben, die Tyrannei der Fürsten, die übermäßigen Privilegien des Adels, die Sittenlosigkeit aller Stände. Der zweite Theil hat es mit der vom Teufel und seinen Dienern beherrschten Welt zu thun, und besonders mit den schwarzen Teufeln, d. h. den Tyrannen und den Verfolgern des Volkes Gottes, und den weißen, d. h. den Heuchlern, sowohl unter Protestanten als unter Katholiken. Diese Herrschaft des bösen Geistes, die Viret bald mit den düstersten Farben, bald mit beißender Ironie ausmalt, ist ein Beweis des hinfälligen Alters der Welt; diese gleicht einem Gebäude das in Trümmer fällt, einem Kranken der unheilbar verloren ist, einem zerbrochenen Topfe, der nicht mehr geflickt werden kann. Und doch gibt es noch einen Helfer, wenn die Welt nur wollte! Weder Kasteiungen noch Beschwörungen können den Teufel austreiben; Christus allein hat die Macht dazu, an ihn muß man sich wenden. Auf die trüben Schilderungen des Verderbens der Welt, folgt dann zum Schluß der Ausdruck der sichern Hoffnung, daß Christo der Sieg bleiben wird.

Fürs Volk schreibend, faßte Viret alle die bisher bezeichneten Werke in französischer Sprache ab. Erst 1553 begann er mehrere derselben auch lateinisch zu überarbeiten, besonders die polemischen über das Amt und die Sakramente, und einige der Ermahnungsschreiben an Protestanten in katholischen Ländern. Als Grund, warum er jene übersetzte, gibt er an, er wolle die Censoren der Sorbonne und in Italien, die einige seiner französischen Schriften verdammt hätten ohne sie gelesen zu haben, nun in den Stand setzen ihn zu verstehen; sein Latein, fügt er ironisch hinzu, sei zwar schlecht und nicht klassisch, aber gerade darum werde es diesen gelehrten Herren geläufiger sein. Das Urtheil das er über sein Latein fällt ist gegründet; es sind schwerfällige Bücher, die weit unter seinen französischen stehn; nur als Curiosum verdient eine Sammlung (Cento) von Stellen aus einundzwanzig lateinischen Dichtern erwähnt zu werden, in welcher er, mit ebensoviel Geschick als wenig Grund, ein heidnisches Vorbild der gesammten Meßfeier geben will.

Inwiefern sich Viret Verdienste als Bibelerklärer erworben hat, vermögen wir nicht zu sagen; seine Kommentare über das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte sind uns nicht zu Gesicht gekommen.

Viret's Schriften.*)

1. Lehrschriften.

1. 1544. Exposition familière sur les dix commandemens de la loy, faite en forme de dialogue. Genf, 12°.

*2. 1546. Exposition familière sur le symbole des apostres, contenant les articles de la foy, & un sommaire de la religion chrestienne, faite par dialogues. Genf, 12°. — Auch 1552 und *1560, Genf, 12°.

3. 1551. Expositio familiaris orationis dominicae. Genf, 12°.**)

4. 1559. Instruction en la doctrine chrestienne, & principalement touchant la divine providence & prédestination, faite en forme de dialogue. s. l., 12°.

5. ? Sommaire des principaux points de la foy & religion chrestienne, et des abus et erreurs contraires à iceux. — Auch im 1. Buch der Instruction chrestienne, und 1564, Metz, 8°.

6. 1561. Brief sommaire de la doctrine chrestienne, fait en forme de dialogue. Nebst der franz. Uebersetzung einer Predigt Bullinger's über das Abendmal. s. l., 12°. — Auch im 1. B. der Instruction chrestienne.

*7. 1561. Exposition familière des principaux points du catéchisme & de la doctrine chrestienne, en dialogues. Genf, 12°. — Auch im 1. B. der Instruction chrestienne.

*8. 1561. La métamorphose chrestienne. Genf, 12°. — 1592, Genf, 8°.

*9. 1564. Instruction chrestienne en la doctrine de la loy & de l'Evangile: et en la vraye philosophie & théologie tant naturelle que supernaturelle des chrestiens: et en la contemplation du temple et des images et oeuvres de la providence de Dieu en tout l'univers: et en l'histoire de la création et cheute et reparation du genre humain. Genf, f.°, 3 B. — Den 3. Band habe ich nicht gesehn und weiß nicht, ob er erschienen ist; der Vorrede des ersten zufolge sollte er die Tractate über Kirche, Amt und Sacramente enthalten.

10. 1565. De la providence divine touchant tous les estats du monde et tous les biens et les maux qui y peuvent advenir et adviennent ordinairement par la volonté de Dieu. Lyon, 8°.

---

*) Die mit Sternchen bezeichneten Schriften und Ausgaben sind die, die ich benutzt habe. Bei der großen Seltenheit der Viret'schen Schriften wage ich es nicht zu behaupten, daß meine Liste vollständig ist.

**) Ob diese Schrift wirklich lateinisch erschienen ist, vermag ich nicht zu sagen. Ich entlehne die Angabe der Liste von Viret's Schriften bei Senebier (Histoire littéraire de Genève, 1, 156 u. f.). Senebier gibt auch von mehrern andern lateinische Titel an, die er aber offenbar aus Melchior Adam genommen hat, der keine französische gibt. Viret sagt selbst, er habe vor 1553 keine lateinische Schriften herausgegeben; alle lateinische Titel vor diesem Jahr sind also auf französische Bücher zu beziehen.

2. Ermahnungsschriften.

11. 1544. Deux discours adressés aux fidèles qui sont parmi les papistes. Genf, 8°.

12. 1547. Remonstrances aux fidèles, qui conversent entre les papistes, et principalement à ceus qui sont en cour, et qui ont offices publiques, touchant les moiens qu'ils doivent tenir en leur vocation. Genf, 12°. — Auch in den unter Nr. 15 anzuführenden Traités divers.

13. 1551. De la communication que ceus qui cognoissent la verité de l'Evangile, ont aus ceremonies des papistes, et principalement à leurs baptesmes, mariages, messes, funerailles, et obseques pour les trespassez. Genf, 12°. — Französisch auch 1558, 1560, s. l., 12°, und in den Traités divers.

*14. 1551. Du devoir et du besoing qu'ont les hommes de s'enquerir de la volonté de Dieu par sa parolle, et de l'attente et finale résolution du vray concile. Genf, 8°. — *Vermehrt, unter dem Titel: Dialogues du combat des hommes contre leur propre salut, et contre le devoir et besoin qu'ils ont de s'en enquerir par la parole de Dieu. Genf, 1561, 8°. — Ohne Zweifel die nämliche Schrift, wie die von Senebier unter lateinischem Titel angeführte: Quod sperandum de concilio universali. Genf, 1551, 8°.

*15. 1559. Traittez divers pour l'instruction des fideles qui resident et conversent es lieus et pais esquels il ne leur est permis de vivre en la pureté et liberté de l'Evangile. Reveus et augmentez. Genf, 1559, 8°. Enthält, außer den unter Nr. 11 und 12 angegebenen Tractaten, noch die zwei folgenden: Epistre aus fideles, touchant leur conversation entre les papistes; — Admonition et consolation aus fideles, qui deliberent de sortir d'entre les papistes, pour eviter idolatrie, contre les tentations qui leur peuvent advenir, et les dangers ausquels ils peuvent tomber en leur yssue.

*16. 1559. Epistre consolatoire pour consoler les fidèles qui souffrent persécution pour le nom de Jésus: et pour les instruire à se gouverner en temps d'adversité et de prosperité, et les confermer contre les tentations et assaus de la mort. Reveue et augmentée. Genf, 12°.

*17. 1559. Épistres aux fideles pour les instruire et les admonester et exhorter touchant leurs offices, et pour les consoler en leurs tribulations. Genf, 12°. 26 Briefe.

*18. 1565. L'intérim, fait par dialogues. Lyon, 8°.

3. Polemik.

19. 1548. De la vertu et usage du S. Ministère et des sacremens dependans d'icelle: et des differens qui sont en la chrestienté à cause d'icelles. Genf, 8°.

20. 1550. Petit traité de la différence des superstitions et idolatries des payens anciens et des chrestiens papistes. — Ueberarbeitet: *De la source et de la différence et convenance de la vieille et nouvelle idolatrie, et les vrayes et fausses images et reliques, et du seul et vray médiateur. Genf, 1551, 1559, 12°.

21. 1551. De la nature et des diverses espèces des voeus. Genf, 8°. — Später ſchrieb Viret: Du voeu de Jacob et des Sacrifices pacifiques (wann und wo?). — Dann das Ganze, fortgeſetzt und überarbeitet: *De la vraye et fausse religion, touchant les voeus et les sermens licites et illicites, et notammant touchant les voeus de perpetuelle continence, et les voeus d'anatheme et execration, et les sacrifices d'hosties humaines, et de l'excommunication en toutes religions. Item de la moinerie, tant des Juifs que des payens et des Turcs et des Papistes, et des sacrifices faits à Moloch, tant en corps qu'en ame. Genf, 1560, 1590, 8°.

*22. 1553. De vero verbo Dei, sacramentorum et Ecclesiae ministerio libri duo; de adulterinis sacramentis liber unus; de adulterato baptismi sacramento, et de sanctorum oleorum usu et consecrationibus liber unus; de adulterata Coena Domini et de tremendis sacrae Missae mysteriis libri sex; de theatrica Missae saltatione cento ex veteribus poetis latinis consarcinatus. Genf, f.° — Genf, 1563, 8°. — Senebier gibt auch beſondere Ausgaben des Liber de adulterinis sacramentis und des Cento an, und eine 1560 erſchienene franzöſiſche Ueberſetzung des ganzen Werks.

*23. 1554. De origine, continuatione, usu, autoritate atque praestantia ministerii verbi Dei et sacramentorum, et de controversiis ea de re in christiano orbe, hoc praesertim seculo excitatis, ac de earum componendarum ratione. 18 Bücher. Genf, f.° Ueberarbeitung von Nr. 19. — Nach Senebier auch franzöſiſch, Genf, 1565, 8°.

24. 1554. Différence et conférence de la cène et de la messe. Genf, 8°; 1560, 8°.

*25. 1554. Des actes des apostres de J. C. et des apostats de l'Eglise et des successeurs tant des uns que des autres. Genf, 8°; *1559, 8°.

*26. 1560. Du vray ministere de la vraye Eglise de J. C., et des vrais sacremens d'icelle, et des faus sacremens de l'Eglise, de l'Antechrist, et des additions adioustées par les hommes au sacrement du baptesme. Genf, 8°.

27. 1564. Institution des heures canoniques et de temps determinez aux prières des chrestiens. Lyon, 8°.

*28. 1564. De l'authorité et perfection de la doctrine des sainctes Escritures et du ministère d'icelle, et des vrais et faux pasteurs et de leurs disciples, et des marques pour cognoistre et discerner tant les uns que les autres. Lyon, 8°.

*29. 1564. Des clefs de l'Eglise, et de l'administration de la parole de Dieu, et des sacremens, selon l'usage de l'Eglise Romaine, et de la transsubstantiation, et de la verité du corps de J. C., et de la vraye communion d'iceluy. Genf, 8°. Fortſetzung von Nummer 28.

*30. 1565. De l'estat de la conférence de l'authorité, puissance, prescription et succession tant de la vraye que de la fausse Eglise, depuis le commencement du monde, et des ministres d'icelles et de leurs vocations et degrez. Lyon, 8°. Fortſetzung von Nummer 29.

*31. 1565. Response aux questions proposées par Jean Ropitel, minime, aux Ministres de l'Eglise réformée de Lyon, avec d'autres questions proposées à luy et à ses compagnons, suyvant la teneur des siennes. Lyon, 8°.

32. 1565. Trois livres des principaux poincts qui sont aujourd'huy en différent ouchant la saincte cène de J. C. et la messe, et de la resolution d'iceux. Lyon, 8°.

4. Satiren.

*33. 1544. Disputations chrestiennes, en manière de devis, divisées par dialogues. Mit Vorrede von Calvin. Genf, 8°. Enthält 6 Dialogen, je 2 ein Bändchen bildend: L'alchumie du purgatoire; l'office des mortz; anniversaires; l'adolescence de la messe; les enfers; le requiescant in pace du purgatoire. — 1552 gab Viret dieſe Sammlung unter dem Titel heraus: *Disputations chrestiennes sur l'estat des trespassez. Genf, 8°, vermehrt durch 3 Dialoge, le purgatoire, le limbe, la descente aux enfers; die Alchumie du purgatoire hat in dieſer Ausgabe den Titel: la cosmographie ou la géographie infernale. — Auch Genf, 1554, 8°. — Die Dialogen: Le requiescant in pace du purgatoire, l'office des morts, und La cosmographie infernale erſchienen auch einzeln, Genf, 1552, 8°.

*34. 1544. Du vray usage de la salutation faite par l'ange à la Vierge Marie, et de la source des chapelets, et de la manière de prier par conte, et de l'abus qui y est: et du vray moyen par lequel la vierge Marie peut estre honorée ou deshonorée. Genf, 12°. — *Reveu et augmenté. Genf, 1561, 12°.

35. 1552. La physique papale en dialogues: la médicine, les bains, l'eau bénite, le feu sacré, l'alchymie. Genf, 8°.

*36. 1553. La nécromance papale, faite par dialogues, en manière de devis. Genf, 8°.

*37. 1560. Le monde à l'empire et le monde démoniacle, fait par dialogues. Genf, 8°; 1561, 1570, 1580, 8°. — Wahrſcheinlich die von Senebier angeführten Dialogi de confusione mundi; ob aber die Jahreszahl 1545 richtig iſt, ſcheint mir ſehr zweifelhaft.

*38. 1563. Les cauteles et canon de la messe, ensemble la messe du corps de J. C. Lyon, 8°.

Senebier und Andere führen endlich noch an: Commentaires sur l'Evangile de nostre Seigneur J. C., selon S. Jehan, Genf, 1553, f.°; — und Commentarii in acta apostolorum, lateiniſch und franzöſiſch. s l. et a.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Joachim Vadian.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Dr. Theodor Pressel,
Archidiaconus in Tübingen.

„In seinem Abwesen red ich von unserem Doctor Joachim:
Ich weiß nit mehr einen solchen Eidgenossen."
Zwingli im Jahr 1530.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Vorwort.

Wenn die Reformation bemüht war, die bisher zwischen Priestern und Laien bestehende große Kluft auszufüllen, so konnte sie dafür kein offenkundigeres Zeugniß ablegen, als das, daß sie einem Laien den Namen und Beruf eines Reformators beilegte. Vadian, der Humanist, Dichter, Polyhistor und St. Galler Stadtarzt ist zugleich der Reformator seiner Vaterstadt. Er hat keine priesterliche noch klösterliche Vorbildung oder Verbildung erhalten, sondern sein theologisches Wissen sich erst nach Bedarf als Reformator angeeignet; er hat nie unter dem Druck der Priesterherrschaft geseufzt; auch von inneren Kämpfen, unter denen er eine Pflichtencollision zwischen Kirchen- und Bibelglauben zum Entscheid gebracht hätte, ist uns nichts bekannt. Als Humanist hatte er erst die religiösen Fragen unberücksichtigt bei Seite liegen lassen und stand in Gefahr, nach dem Vorgang von hundert Anderen aus lauter Furcht vor Einseitigkeit im vollsten Sinne einseitig und haltungslos, weil ohne Gott zu werden; aber die urkräftige Schweizernatur arbeitet sich durch die gefährliche Krisis hindurch, ohne Schaden an der Seele zu nehmen; unter der raschen Entwicklung des Verstandes wird wohl die des Herzens gehemmt, aber nicht unterdrückt und erstickt, und der Dichter, der sich eben erst noch vom Heerde des Mariencultus das Feuer seiner Begeisterung geholt hatte, kommt aus Herzensdrang zur Anbetung des Liebenswürdigsten und Schönsten unter den Menschenkindern, dessen Geschichte und Wirklichkeit schöner ist als alle Gebilde menschlicher Phantasie in Marien- und Heiligenlegenden. In stiller Arbeit des Geistes reift sein Entschluß, seinem Gott und seiner Vaterstadt das größte Opfer zu bringen — die Verzichtleistung auf Würden und Ehren, welche er schon besitzt und die ihm bei Fortsetzung der alten Laufbahn in sicherer Aussicht stehen, denn die Ehre bei Gott und der Name eines biedern Schweizerbürgers stehen ihm höher; die Verzichtleistung auf den anregenden Verkehr mit den Männern und Jüngern der Wissenschaft, denn aus dem Worte Gottes holt er sich nun seine tägliche Nahrung, an den Krankenlagern

lernt er mehr, als er ehedem auf den Kathedern gelehrt hat, und die Nähe eines Zwingli und Oecolampad ersetzt ihm reichlich den unmittelbaren Umgang, in welchem er bisher mit den Gelehrten verkehrt hatte.

So kehrt Vadian aus der großen Stadt, in welcher er sich das Bürgerrecht eines Gelehrten und den Lorbeerkranz eines Dichters erworben hat, in die kleine, bisher nur von industriellen Interessen bewegte Heimathsgemeinde zurück, nicht aus dem Beweggrund eines Cäsar, lieber der Erste in St. Gallen als nur unter den Ersten in Wien zu sein, sondern mit dem einzigen Ehrgeiz, seiner Vaterstadt mit dem Besten zu dienen, was er kann, weiß und hat. Sein Entschluß gleicht nicht einem schnell auflodernden und ebenso schnell wieder in Asche zusammensinkenden Strohfeuer; er ist gestählt mit beharrlicher Geduld und ruhig überlegender Mäßigung. Erst muß der Bürger, der sechszehn Jahre von Haus abwesend gewesen ist, sich in die heimathlichen Personen und Zustände wieder hineinleben und sich allmählich die Werkzeuge ausersehen und heranbilden, durch welche er die Reformation durchzusetzen gedenkt. Jahr um Jahr vergeht in bedächtlichen Zurüstungen, aber in der Zwischenzeit erstarkt der weise Zauderer in Glaubenskraft und Glaubenserkenntniß. Der Laie versammelt einige zugängliche Priester St. Gallens um das Wort Gottes, das er ihnen mit seinen antiquarischen Kenntnissen auslegt und mit seinem lebendigen Glauben lebendig macht. Was Vadian im Studierzimmer ihnen mittheilt, das predigen sie, wenn auch noch schüchtern, von den Kanzeln herab. Daneben kehrt der Stadtarzt in den Häusern von Reich und Arm ein, leiblicher und geistiger Noth steuernd, hier mit irdischem, dort mit himmlischem Brod labend und belebend; kann er die Heilsbedürftigen nicht zur Kirche weisen, weil in ihr die Finsterniß noch mehr geliebt wird als das Licht, so heißt er sie auf die Zunftstuben der Handwerker gehen, wo ungeweihte Laien, welche die Salbung des Geistes empfangen haben, in fremden Sprachen die Großthaten Gottes erzählten.

Außer den Kirchen ists auch in der Rathsstube noch Dämmerung. Da beruft das allgemeine Vertrauen den Stadtarzt zur Würde und Bürde des Rathes: die Pflicht jedes Bürgers, das Beste der Stadt zu rathen und zu fördern, wird zur beschworenen Amtspflicht; wie einen Luther sein Doctoreid, so treibt einen Vadian sein Rathseid trotz aller Schwierigkeiten vorwärts zu gehen, aber auch mit Weile zu eilen. Erst muß der Rath selbst durch Ausstoßung der Altgläubigen, durch Befestigung der Schwankenden und Unentschiedenen gewonnen sein, ehe die weltliche Obrigkeit mit heiligen Händen das heilige Werk anfassen kann. Und doch wie nöthig wird es, daß die Obrigkeit die Reformation als Panier aufwirft, ehe ihr die in der Bürgerschaft gäh-

rende Bewegung über den Kopf wächst! Auch im Rath erringt sich Vadian bald unbedingtes Vertrauen; er steht an der Spitze der Obrigkeit, noch ehe er Bürgermeister ist, und als er es wird, ist es nicht sowohl das Ansehen seines Amtes, als das seiner Person, womit er die Rathsherren für die von ihm vertretene Sache gewinnt. Er gibt den Ton zu allen Verhandlungen an, sie singen ihm nach, und schließlich vollstreckt er nur, wozu sie ihm gesungen haben. Er ist im Rath allgewaltig, während er Alles der freien Abstimmung des Rathes anheimgibt, er herrscht, je weniger er seine Herrschaft und Ueberlegenheit fühlen läßt. So führt er, nachdem er sich im Stillen seine Gehilfen in der Kirche, im Volke und im Rath herangezogen hat, die Reformation durch in langsamem aber sicherem Gang, alle Fäden der Bewegung in fester Hand haltend, nirgends zwingend, aber überall treibend, die ganze Verantwortung auf sich nehmend, aber das Verdienst des Gelingens gern Andern überlassend. Wie vielleicht nirgends geht in St. Gallen bürgerliche und kirchliche Reform Hand in Hand mit einander; die beiden Abwege, auf welche die Entwicklung der Reformation, bald mehr, bald minder, in Deutschland und in der Schweiz sich verirrte, werden glücklich vermieden: dort eine Ueberholung der nationalen durch die kirchliche, hier eine Ueberholung der kirchlichen durch die bürgerliche Reform. Erscheint darum leicht dort die Reformation einseitig als Gottes-, hier einseitig als Menschenwerk, so tritt sie uns in St. Gallen als das entgegen, was sie in Wahrheit überall ist: als ein gottmenschliches Werk, weder als Octroyirung von oben, noch als Octroyirung von unten, sondern als eine göttliche, durch menschliche Werkzeuge, durch das Volk selbst vollzogene That.

Hierin besteht einerseits das besondere Interesse, welches die Lebensbeschreibung Vadians gewährt, aber auch andererseits die besondere Schwierigkeit, welche sie dem Erzähler bietet. Vadian ist in der Kirche und auf dem Rathhaus Reformator, ohne sich in den Vordergrund zu stellen; er ist die Seele der ganzen Bewegung, aber man sieht ihn nicht; er verdunkelt seine Person geflissentlich, damit die Sache, die ihm am Herzen liegt, desto mehr glänze. Es war in St. Gallen ein offenkundiges Geheimniß, daß Vadian Alles leite und ordne, aber der demokratische Takt der Stadt und des Raths hinderte, daß das Geheimniß ausgeredet wurde. Die Reformation von St. Gallen ist nächst Gott sein Werk; aber Vadian hat kein größeres Bestreben, als das, sie zum Werke der Bürgerschaft zu machen. Der Biograph muß darum viele Ereignisse in seine Erzählung einweben, welche, wenn auch Vadians Name nicht ausdrücklich genannt wird, ohne ihn ebenso unerklärt wären, als Vadians Lebensbeschreibung unvollständig ohne ihre Erwähnung. Ob der Verfasser dieser Biographie überall die rechte Auswahl getroffen und das rechte Maß gehalten hat, wagt er

selber nicht zu bejahen; daß er sich mit Liebe und nicht ohne inneren Beruf dieser Arbeit unterzogen, wird, wie er hofft, die folgende Schilderung lehren.

Die Hauptquelle, aus welcher er schöpfte, war die Vadians Namen tragende Stadtbibliothek St. Gallens, in ihr zumeist die aus zwölf Foliobänden bestehende Sammlung authographischer Briefe, darunter vieler an Vadian, einiger von ihm. Ihre Benutzung wird wesentlich erleichtert durch den sorgfältigen Index, welchen Mittelholzer dazu lieferte. In derselben Bibliothek befindet sich der ganze handschriftliche Nachlaß Vadians, deren wiederholt versuchter Druck allein mehrere Dutzend Quartbände füllen würde. J. M. Fels, gew. Professor der Theologie am Collegium in St. Gallen, gab sich die Mühe, diese ihrem Gehalt nach sehr ungleichen Manuscripte zu durchgehen und einen sorgfältigen Auszug daraus zu fertigen, den er in zwei reinlich geschriebenen Heften unter dem Titel „Der Geist aller handschriftlichen Werke des Dr. Joachim von Watt" zum Druck bestimmte. Er blieb aber bloß im Manuscript und wurde bei dieser Arbeit öfter zu Rathe gezogen. Endlich finden sich in dieser unter einer liberalen Leitung stehenden Bibliothek die meisten Schriften Vadians, auch die in Wien erschienenen, welche sonst sehr selten erhalten wurden. Neben Vadians eigenem Nachlaß enthält diese Bibliothek auch zwei für das Leben des Reformators reiche Ausbeute bietende Manuscripte seines Freundes Johannes Keßler, nemlich Vadians kurze Biographie unter dem Titel: Vita Joachimi Vadiani, und dann die, einige Anhänge ausgenommen, mit dem Jahre 1539 geschlossene Reformationschronik, von ihm selbst Sabbatha genannt. Sie ist ein überaus wahrheitsgemäßes, treues, wenn auch häufig gar ungeordnetes Tagebuch aus der damaligen Zeit, aus welchem wir Vieles in der nachfolgenden Schilderung entlehnten, und über dessen naivkindlichen Styl uns schon hier die Erklärung belehren mag, welche Keßler von dem Namen seiner Chronik gibt. Er sagt in der Vorrede oder Zueignung an seine Kinder: „Nun möchtet ihr sprechen, wiewohl ich mich deß nit zu euch versehe: Ja, Vater, du hast viel geschrieben und Müh und Arbeit unserthalb gehabt; uns wäre lieber, hättest du die Sättel ausbreitet, Arbeit und Sorg tragen, wie du uns Reichthum, Geld, Hab und Gut verlassen möchtest. Liebste Kinder, solchem Eintrag zu begegnen, hat mich zu einem Theil verursachet, diese Chronik Sabbatha zu nennen, damit ich gleich auf solche Frage mit dem Titel Antwort gebe. Denn ich meines Handwerks halb an der Sorge, wie ihr zeitlich erhalten werdet, nichts nie versäumt, sondern für und für gearbeitet zu den Zeiten und Stunden, so man arbeiten soll, als ob ich nit einen Buchstaben zu schreiben wüßte. Allein hab ich mich hierob finden lassen an den Sabbaten, das sind an den Feiertagen und Feierabendstunden, so männiglich von der Handarbeit ruhet und müßig geht,

zu Nacht schlaft oder unter Abend Kurzweil treibt. Denn ich nit leichtlich glaube, daß ein Mensch, er sei ja in was Berufung er wolle, seiner endlichen Handthierung so steif und gänzlich ergeben obliege, der nit von etwas, entweder Kurzweil oder Erquickung, nebenzu fallend angefochten werde und zum Theil zu gelegenen Stunden demselbigen nachhänge. Die Studierens pflegen, spazieren die nit unterweils auf einer blumenreichen Matte? Arbeiten die Handwerksleute zu allen Stunden, theilen nit etliche ihre Sinne und Gedanken auf kunstreich Schießen, beide mit Pulver und Armbrust, etliche auf Fechten, etliche kämpfen mit Laufen und Springen; etliche, so böser geartet sind, achten Kurzweil Essen, Trinken, Fressen, Spielen, Huren u. s. w. Braucht dieses Alles nit viel Weil, Zeit und Hab und dient zu keinem Handwerk: noch will es Jedermann verantwortet haben, so man spricht, es geschehe an Feiertagen und Feierabend. Sollte es dann mir Einigem verderblich sein, so ich müßig bin, in so ehrbaren gottseligen Händeln viel zu schaffen haben, wie Publius Scipio Africanus gesprochen hat: Sollt ich allein in unersättigem Gît Tag und Nacht zabeln, und wie Salomon spricht in seinem Psalmen 127, das arbeitselig Brod essen, ob ich keinen ernährenden und für mich sorgtragenden Gott erkannte; so wir doch vielmehr von Gott erschaffen sind, sein Wort und Wunder in allen seinen Werken wahrzunehmen, damit wir zu seiner Forcht, Lieb, Erkenntniß, Lob und Preisen bewegt werden. Vielmehr solltet ihr also gedenken: Wie viel hat unser Vater uns Geld erspart, das er zu diesen Feierstunden hätte mögen mit Anderen unnützlich verzehren und an Leib, Ehr und Gut geschwächt werden!" Diese Chronik hat insofern einen amtlichen Character an sich, als sie von dem bedenklichen Magistrat im Jahr 1556 zu einer Censur ausgebeten, aber ohne Rüge ihrem Verfasser wieder zugestellt wurde. Einige interessante Notizen zur Lebensgeschichte Vadians bot auch die Durchsicht der Commentationes von Johann Rütiner, dem Freunde Keßlers, die in zwei, freilich zum Theil fast unleserlichen Bänden zerstreute Notizen über die Reformationszeit enthalten.

Nach der kurzen Lebensskizze, welche Keßler von seinem Freunde Vadian hinterließ, wurde dessen Leben zum Gegenstand zweier, freilich höchst oberflächlicher Monographieen gemacht, zuerst von dem ehemaligen Rector des St. Galler Gymnasiums Christian Huber: „Ehren Gedechtnuß deß Hochgeachten, Woledlen, Vesten, Hochgelehrten, Fürnemmen, Fürsichtigen, Frommen und Wolweisen Herrn Joachim von Watt; St. Gallen 1683," dann von dem bereits genannten J. M. Fels in seinem „Denkmal schweizerischer Reformatoren, St. Gallen 1819." Erstere Schrift ist überaus mangelhaft und nicht frei von vielen Unrichtigkeiten; letztere ist zwar mit Fleiß und Umsicht gearbeitet, gibt aber über Vadians Leben nur einen kurzen Abriß, um in ausführlicher und ten-

denziöser Weise die Fehde Vadians mit dem Schwärmer Schwenkfeld zu besprechen. Viel besser als diese Biographieen Vadians ist die Bearbeitung, welche Joh. Jakob Bernet dem Leben Johann Keßlers angedeihen ließ (St. Gallen 1826); sie gründet sich auf fleißiges Studium der Manuscripte und große Zuverlässigkeit in der Darstellung.

Schließlich sind die Schriften über die Geschichte St. Gallens zu erwähnen, welche bei dieser Arbeit zu Rath gezogen wurden; Marx Haltmayer's Beschreibung der eidgenössischen Stadt St. Gallen Gelegenheit, Geschichten und Regiment (St. Gallen 1683), ein veraltetes, wenig brauchbares Werk; J. von Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen in 3 Bdn. (St. Gallen 1810—13), eine Arbeit nicht ohne tüchtige Quellenstudien, aber getrübt durch katholische Parteifärbung, weniger in dem, was erzählt, als in dem, was mit Stillschweigen übergangen wird; G. L. Hartmann, Geschichte der Stadt St. Gallen (St. Gallen 1818), eine getreue, aber ohne Uebersicht gegebene Darstellung; endlich A. Näf, Chronik oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen (Zürich 1851 fg.); dieses Werk zeugt von großem Sammelfleiß, behandelt aber den Gegenstand in alphabetischer Lexiconsweise, so daß die Reformation in einer noch nicht erschienenen Lieferung erst später darin erzählt werden soll; gleichwohl verdankt unsere Biographie diesem Werke des Herrn Präsidenten von St. Gallen manche Förderung. Manche Fingerzeige boten auch die Biographieen der Freunde Vadians. Für die Periode der St. Galler Wiedertäufer bietet die treffliche Schrift von C. A. Cornelius „Geschichte des Münsterischen Aufruhrs, 2. Buch die Wiedertaufe" (Leipzig 1860) treffliche Anhaltspunkte.

Konnte den Reformatoren selbst, die alle Theologen und Priester waren, die Gesellschaft und eifrige Mitwirkung des Polyhistors, Humanisten, Arztes und Staatsmannes weder zum Vorwurf noch zur Unehre gereichen, so möge auch Vadians Lebensbeschreibung sich würdig anschließen der Reihe der edlen Bilder, mit denen der Ahnensaal der reformirten Kirche billig geschmückt wird!

Erstes Buch.

Die Zeiten vor der Reformation.

1. Die Vaterstadt.

Keine Stadt konnte durch ihren geschichtlichen Ursprung enger mit dem Katholicismus verwoben und verwachsen sein, als es St. Gallen war. Die Stadt war ursprünglich nur eine Colonie, welche sich um den Schirm und Segen des Klosters her in dessen schlechthiniger Abhängigkeit ansiedelte. Das Kloster aber hatte zu seinem Stifter Gallus oder Gilian, der um das Jahr 560 in Irland aus einer vornehmen Familie geboren, 590 mit seinem Lehrer Columban sein Vaterland verließ, um sich durch das Frankenreich in den fernen Osten zur Bekehrung der Heiden zu begeben. Nachdem der kühne und beredte Gallus, der die deutsche Sprache sich rasch angeeignet hatte, in Begleitung seines Meisters in Tuggen, Arbon und Bregenz für das Christenthum gewirkt hatte und Columban wieder abreisen mußte, blieb Gallus, angeblich durch eine Krankheit gebunden, an den Ufern des Bodensees zurück. Columban sah in dieser Entschuldigung blos einen Vorwand, unter welchem sich Gallus in der Schweiz eine selbstständige Wirksamkeit und eigenes Ansehen erwerben wolle, und verbot seinem Schüler bei der Abreise, je wieder, so lange er am Leben sei, Messe zu lesen. Gallus beobachtete diesen Befehl seines geistlichen Vaters. Sobald er genesen war, suchte er sich mit einigen Gefährten, die sich ihm anschlossen, in der Wildniß eine neue Stätte zu einer Zelle, welche zunächst der Stamm eines Klosters, vermittelst desselben aber der Mittelpunkt eines großen Kreises werden sollte. Sie kamen zum Flüßchen Steinach, fingen dort einige Fische, und während sein Begleiter Magnoald beschäftigt war, diese zu backen, ging Gallus bei Seite zum Gebet. Als er aufstand, blieb er am Dorngesträuch hängen und fiel zu Boden. Er sah darin eine göttliche Weisung hier zu bleiben, steckte ein aus einer Haselruthe geformtes Kreuz in die Erde und befestigte die Reliquien, die er bei sich trug, an dem Kreuz. In der folgenden Nacht, so fährt die Legende in ihrer Erzählung fort, kam ein Bär, um die Reste der Mahlzeit zu verzehren. Gallus gebot ihm, Holz zum Feuer herzuzubringen, und der Bär gehorchte. Darum wird Gallus mit dem das Holz tragen-

den Bären abgebildet, wie auch das Kloster bis zu seiner Aufhebung diese Scene auf seinen Münzen führte. Sofort errichtete Gallus an dieser Stelle eine Kapelle, und aus dieser Kapelle entstand, von dem alemannischen Volk, dessen heiligstes Gotteshaus sie war, getragen und gehoben, die große, reiche, gefürstete Abtei St. Gallen, welche den Namen ihres Stifters in den folgenden Jahrhunderten verherrlicht und in der ersten Hälfte des Mittelalters sich um christliche Religion und Kirche, besonders aber um die Pflege der Künste und Wissenschaften hoch verdient gemacht hat. Die Gründung des Klosters St. Gallen erfolgte im Jahr 614. Gallus starb 640: aber zu seinem Grabe wurden viele Wallfahrten unternommen, und so kam es, daß die einsame Zelle allmählig eine bedeutende Stiftung ward: denn nicht nur in der nächsten Nähe besaß das Kloster Grundeigenthum und Gefälle, sondern auch im Innern der Schweiz, im Breisgau, in Schwaben und Franken, ja sogar in der Lombardei.

Als der erste Klosterabt gilt Othmar (720—760), der später als Märtyrer heilig gesprochen wurde. Unter ihm erhielt das Kloster vom Frankenkönig Pipin das wichtige Recht der freien Abtswahl, und bald folgten andere Privilegien, durch welche sich das Bisthum Konstanz in seinen Rechten beeinträchtigt fand, so daß sich von dieser Zeit her die eifersüchtigen Conflikte zwischen dem Kloster und dem Bischoffitz Konstanz datiren. Bald darauf wurde auf Pipins Wunsch zur Conformirung mit den fränkischen Klöstern die Regel Columbans mit der Benedictinischen vertauscht. Große Verdienste um das Kloster erwarb sich namentlich der Abt Gotzbert (816 bis 837). Dieser, einem der angesehensten Geschlechter des Thurgaus entstammend, wahrte unter kaiserlichem Schutz die Rechte des Stifts gegen die bischöflichen Eingriffe und Uebergriffe und begann einen regelmäßigeren Bau des Klosters und der Kirche. Unter seiner umsichtigen Leitung kam namentlich die Klosterschule in einen immer blühenderen Zustand. Sie zerfiel in eine äußere und eine innere, letztere für diejenigen, welche sich dem Klosterleben widmen wollten, und Kaiser und Könige holten sich aus diesem Bildungssitz ihre Geheimschreiber. Schon gegen Ende des neunten Jahrhunderts zählte die Klosterschule dreihundert Zöglinge. Ebenso legte Gotzbert den Grund zu der kostbaren Sammlung litterarischer Schätze, durch welche das Kloster jetzt noch so berühmt ist. Besonders berühmt waren seine Mönche als Bücherabschreiber; die Sauberkeit, Eleganz, Pracht und Kunst ihrer zahlreichen Handschriften hatte nirgends ihres Gleichen. Hohe Verdienste erwarben sich die St. Galler Mönche neben den eigentlich gelehrten Studien durch die eifrige Pflege der alemannischen Muttersprache. Baukünste, Sculptur, Malerei, Kirchengesang und Dichtkunst erreichten hier im 9., 10. und 11. Jahrhundert eine alle anderen gleichzeitigen Leistungen überragende Blüthe.

Das eilfte Jahrhundert brachte dem Gotteshaus unruhige Zeiten, ja selbst seine Aebte vertauschten oft die Bücher gegen die Waffen, und die

Epoche, in welcher die Abtei als eine Leuchte in weiter Ferne dastand, war für immer vorüber. Der kriegerische Abt Nortpert lebte in beständiger Fehde mit dem Bischof Romuald. Beide fügten einander durch Ueberfälle, mit wenig Volk sengend, mordend und raubend, größeren Schaden zu, als gleichzeitig in anderen Ländern große Heerhaufen verübten. Ein Unglück für das Kloster war die Erhebung seines Vorstandes zum Fürstabt im Jahr 1204, indem hierdurch dem schon vorher darin herrschenden kriegerischen Geiste Nahrung gegeben und neuer Anlaß geboten wurde, die Blüthe der Litteratur vollends ganz von dem Stifte abzustreifen. Dieser erste Fürst Ulrich VI., Freiherr von Hohensax war so verweltlicht, daß er am Charfreitag Mannschaft zum Entsatz einer benachbarten belagerten Burg anführte, während einer seiner Nachfolger auf die Bemerkung eines Herzogs, daß ein dem Irdischen abgestorbener Mönch in weltlichen Dingen nicht mitzusprechen habe, sich für „einen Mönch im Kloster, aber für einen Fürsten am Hofe" erklärte. Mehrere der späteren Aebte verstanden sich nicht einmal auf das Schreiben und trugen außer dem Kloster, vornemlich am Hofe, oft weltliche Kleidung; auch war ihre eigene Hofhaltung so kostbar, daß sie bisweilen in die Ferne gingen, um Ersparnisse machen zu können. Neben dem Kriegshandwerk bildete nun die Jagd eine Hauptbeschäftigung der Mönche. Im Stifte wurden Jagdhunde, Falken und abgerichtete Habichte in nicht geringer Anzahl gehalten, bis die Visitatoren der Benedictinerklöster im Jahr 1469 dem Unfug zu steuern versuchten und den Conventualen geboten, von der Jagd mit Hunden und Federspiel ganz abzustehen.

In demselben Grade, in welchem das Kloster in wissenschaftlicher, sittlicher und ökonomischer Hinsicht mehr und mehr in Verfall gerieth, arbeitete sich die Stadt St. Gallen von kleinen Anfängen zu immer reicherem Bestand, aus der drückenden Abhängigkeit vom Gotteshaus zu stets größerer Selbstständigkeit heraus, in die Erbschaft der alten Frömmigkeit und Betriebsamkeit, ja selbst in den Besitz des Klosters einzutreten. Da der Grund und Boden, auf welchem durch erste Ansiedlung in dieser Gegend eine Ortschaft entstand und später die Stadt St. Gallen erbaut wurde, freies Eigenthum des Stiftes und unter seiner Landeshoheit gelegen war, so besaß die Stadt anfänglich keine eigene Gerichtsbarkeit noch sonstige besondere Rechtsame, weßwegen denn auch die Bewohner der Stadt während längerer Zeit als Stadtbürger immer noch Gottshausleute hießen. Die Stadtobrigkeit, nemlich Ammann, Räthe und Amtleute wurden von einem jeweiligen Klosterabt gewählt, damit sie in dessen Namen die Rechtspflege und dazu den einfachen Gemeindehaushalt besorgten.

Zwar befand sich die Stadt, in welcher sich schon zur Zeit des ersten Kreuzzuges Manufacturen heimisch gemacht zu haben scheinen, noch lange in einer großen und drückenden Abhängigkeit von der Abtei, doch wußte sie das öftere Zerfallen der äbtischen Finanzen und die innere Zerrüttung des Klosters klug auszubeuten und sich der Reihe nach viele städtische Frei-

heiten zu erwerben, bis sie im Jahr 1413 von dem Fürstabt als Reichsstadt anerkannt wurde. Eine fünf Jahre später ausgebrochene Feuersbrunst zerstörte zwar außer dem Kloster und Münster den größten Theil der Stadt; aber der in ihr damals schwungreich blühende Leinwandhandel verschaffte ihr die Mittel, nicht nur sich selber schöner und reicher wieder aufzubauen, sondern auch die zugesagte Hilfe für den Neubau des Klosters zu leisten. Doch mit ihren Leistungen an das Kloster steigerte sie auch ihre Forderungen an dasselbe. Nachdem die Bürgerschaft im Jahre 1442 dem König Friedrich, der ihr des Reiches ewigen Schirm zugesagt hatte, bei seiner persönlichen Anwesenheit in St. Gallen eidlich gehuldigt hatte, weigerte sie sich, den ihr vom Abt zugemutheten Huldigungseid zu leisten, zumal sie ihre von Kaisern, Königen und früheren Aebten erhaltenen Freiheiten durch mehrhundertjährige wichtige, dem deutschen Reiche wie der Abtei erwiesene Leistungen mühsam und theuer erworben habe. Der Abt verklagte deswegen die Stadt beim Kaiser, der Bürgermeister und Rath zur Nachgiebigkeit aufforderte. Fruchtlos waren lange Verhandlungen, bei denen die städtischen Abgeordneten die starken Worte fallen ließen: Sie hätten dem Könige geschworen als ihrem natürlichen Herrn, dem Abt aber werden sie nur den Leheneid leisten; er sei wohl erwählt zu einem Herrn des Gotteshauses, aber nicht, daß er ihr Herr sei; ob er vermeine, ihr natürlicher Herr zu sein? Als die Stadt im Jahr 1454 Aufnahme in den ewigen Bund der Eidgenossen erlangte und am 23. Juni der Bundesschwur von sämmtlichen ehr- und wehrfähigen Bürgern in Gegenwart der Gesandten von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus geleistet wurde, dachte Abt Kaspar nicht mehr daran, Unterthanenschaft fordern zu wollen, sondern bewilligte den folgenden Tag vor den eidgenössischen Gesandten, der Stadt die Vogteien aller seiner Gerichte so zu übergeben, daß Bürgermeister und Rath Schirmherren und Vögte sein, er aber der Landesherr bleiben solle. Die Verhandlungen wegen Ablösung der Herrschaftsrechte des Stifts im Stadtgebiete wurden endlich 1457 dahin erledigt, daß die Forderungen der Abtei an die Stadt für Ablegung des Huldigungseides an die Aebte, Besetzung von Stadtammann, Rath und Amtleuten, Rechtsame an Leinwandreif, Münz, Zoll, Gewicht und Maaß, richterliche Befugniß des Stadtammannamtes und Lehen des Rathhauses gegen eine von der Stadt dem Stifte zu entrichtende Summe von 7000 rheinischen Gulden in Gold aufgehoben, gänzlich abgethan sein und daherige Rechte der Stadt ewiglich zugehören sollen.

Als Bundesglied der schweizerischen Eidgenossenschaft und durch deren thätige Mitwirkung, wie mit eigener langjähriger Anstrengung endlich rechtsförmlich von der Oberherrlichkeit der Abtei befreit und einzig noch gleich anderen Reichsstädten in der Schweiz unter derjenigen des Reichsoberhauptes unmittelbar stehend, benutzte die Stadt St. Gallen die errungene unabhängige Stellung zur sofortigen Ausübung der damit verbun-

denen Rechtsame, zur Hebung ihres Gemeindehaushaltes und der industriellen Interessen, welche fortan die Hauptquelle des in stetigem Wachsthum begriffenen ökonomischen Wohlstandes der Bürgerschaft bildeten. In langem Kampfe wahrte die Stadt mit zäher Beharrlichkeit ihre errungene Selbstständigkeit gegenüber dem habsüchtigen und schlauen Fürstabt Ulrich Rösch, der sich vom Küchenjungen zu dieser hohen Würde emporgeschwungen hatte. Dieser Abt, von der Bürgerschaft sehr gehaßt und der rothe Uli genannt, wußte die tiefgesunkenen Einkünfte des Stifts auf 26,000 Gulden zu erhöhen, wie er auch darauf Bedacht nahm, den alten Ruf seines Klosters neu zu begründen, indem er die Lateinschule in ein Gymnasium umschuf und fremde Professoren berief. Beinahe dreißig Jahre stand er dem Kloster vor, dessen Hebung er seine ganze Kraft gewidmet hatte und starb im Jahre 1491 hohen Alters — drei Söhne hinterlassend, denen er eine wissenschaftliche Erziehung gegeben hatte. Mit der Stadt hatte er in unausgesetztem Hader gelebt, denn sein Hauptbestreben war darauf gerichtet, dem Stift durch gänzliche Emancipation von der Stadt eine vollständige, von allen hemmenden Einflüssen entlastete Unabhängigkeit zu erringen. Die Stadt besaß nemlich verschiedene Rechtsame im Klosterbezirk, sie war Miteigenthümerin der allerdings durch viele Stiftungen ihrer Bürger bereicherten Klosterkirche und des Kirchenschatzes, sie hatte die Befugniß zur Besetzung des Münsterthurmes als Hochwache und verweigerte endlich beharrlich dem Abt ein eigenes Thor, während ihren Bewohnern der Zutritt zu dem nur durch einen Zaun abgesonderten Kloster stets offen stand. So entstand in dem Abt der Plan einer gänzlichen Lostrennung der Abtei von der Stadt. In einer Kapitelversammlung setzte er beredt die Nachtheile auseinander, welche der Abtei aus dem bisherigen Beisammenleben mit der Stadt schon oft erwachsen seien und immer größer werden müßten, zumal die Stadt ihm weder ein eigenes Thor noch die Einfassung des Klosters gegen dieselbe mit einer schützenden Mauer gestatten wolle; ebenso schilderte er die Vortheile, welche in geistlicher und weltlicher Beziehung dem Stift zuflößen durch Uebersiedlung „an ein frei, unüberloffen, still und luftig Ort, wo Spys und Trank minder kostlich, alle Nothdurft mit ringen Kosten und guter Zufuhr zu Wasser und Land erhältlich seien, Holz und Stein zum Bau sattsam schon zur Stell liegen und drei veste Schlösser, Rorschach, Wartensee und Sulzberg, ein Gotteshaus vor allem Ueberfall decken", und schlug vor, das Kloster nach Rorschach zu verlegen. Das Kapitel ertheilte seine Zustimmung zum Plane, Papst Sixtus IV. genehmigte ihn, und nachdem er auch vom Kaiser gutgeheißen, ward 1484 der für den Bau des neuen Klosters zu Rorschach bestimmte Platz mit einer Mauer eingefaßt. Das Unternehmen erregte in St. Gallen und Umgegend großen Unwillen, und dieser ward noch gesteigert, als Kaiser Friedrich zu Nürnberg im Jahr 1487 dem Abt Ulrich ein Privilegium ertheilte, durch welches Alles, was von Seiten des Kaisers zu Gun-

sten der Stadt St. Gallen ausgegangen und den Gerechtigkeiten oder dem Herkommen der Abtei von Schaden oder Nachtheil wäre, als kraftlos und ungeschehen erklärt ward. Um die allgemeine Aufregung und drohende Gereiztheit des Volkes zu beschwichtigen, stellte der Rath mittelst besonderer Deputation an den Abt die Forderung, die Klosterbauten in Rorschach einzustellen und von dem ganzen Plane einer Uebersiedlung abzustehen, widrigenfalls dem Stifte von den Bürgern zu St. Gallen wie von den Appenzellern die Entrichtung der Gefälle verweigert würde, auch für weitere unliebsame Maßnahmen nicht gutgestanden werden könnte. Der Abt war um so weniger geneigt, diesem Ansinnen zu entsprechen, als der Bau der Kirche in Rorschach schon vollendet, der des Klosters bis zur Hälfte vorgerückt vor. Unterdessen wuchs die Erbitterung und Entrüstung der Appenzeller, Rheinthaler, St. Galler und der Gotteshausleute; eine Versammlung ward am 2. Juli 1488 abgehalten, wo sich zwölfhundert Appenzeller mit dreihundertfünfzig St. Gallern einfanden; sie erhitzten sich gegenseitig und zogen unter dem Schwur, Ehre, Leib und Leben gegen männiglich für einander einzusetzen, auf Rorschach zu, wo sie die Klostergebäude zerstörten, den Wein in den Kellern austranken und die hölzernen Baumaterialien dem Feuer preisgaben. Der größere Theil der St. Galler Bürgerschaft zollte dieser That Beifall und sie ward in Knittelversen vom Volk besungen und verherrlicht. Anders sah man dieses Werk der Volksjustiz in Toggenburg und Wyleramt an, der Abt aber erhob wegen Verletzung der Landesherrlichkeit und Zerstörung des Eigenthums der Abtei Klage bei den Eidgenossen gegen die Appenzeller und St. Galler, forderte vollständige Kostenvergütung und begab sich mit den vertrautesten Kapitularen nach Wyl. Während des Verlaufs der endlosen Verhandlungen an den eidgenössischen Tagsatzungen hatten die Gotteshausleute 1489 ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Stadt St. Gallen und mit dem Land Appenzell geschlossen und eine Landsgemeinde in Waldkirch veranstaltet, welche beschloß, in Lieb und Leid Gemeinschaft mit Appenzell und St. Gallen zu halten mit Leib und Gut. Nach dem Abschluß dieses Bündnisses betrachteten sich die Gotteshausleute als freie Landleute gleich den Appenzellern, verweigerten die Entrichtung der Zinse und Gefälle an die Stiftsverwaltung, jagten, holzten und fischten in dem Stiftseigenthum nach Belieben, nöthigten die mißliebigen Amtleute des Klosters abzuziehen und bestellten sich ihre Vorgesetzte aus eigener Machtvollkommenheit. Doch mit dem Anfang des Jahres 1490 nahm die Sache eine ernstere Wendung. Als die sechs übrigen Stände keine Lust bezeugten, zu Gunsten des Abtes gewaltsam einzuschreiten, suchten die Schirmorte vor Allem die Gotteshausleute in mehrere Parteien zu trennen und „den starken Stecken in drei Stücke zu spalten, damit man eher mit ihm fertig werde.“ Am 10. Februar 1490 erfolgte der Einmarsch des Kriegsheeres der Schirmorte; die Appenzeller wollten treulos der Stadt St. Gallen überlassen, „die gemeinsam mit

ihnen eingebrockte Suppe zu essen", fielen ab, und die Stadt St. Gallen ward belagert. Am 15. Februar kam ein Friedensabschluß zu Stande, durch welchen die Forderungen der vier Orte, des Abts und Klosters dem Rechtsspruch der vier Schirmorte vorbehalten wurden und der Krieg ein schnelles Ende fand. Der Spruch bestätigte der Abtei das Recht, im Umfang des Klosters und dessen Landschaft nach eigenem Gutdünken bauen und machen zu lassen, was sie wolle; ebenso das Recht der Ertheilung aller Lehen des Klosters in und vor der Stadt; diese solle alle ihre Bürger, die in dem Stiftsgebiet wohnen, des Bürgerrechts entlassen und künftig keine daselbst Wohnenden zu Bürgern annehmen; ferner wurde der Stadt ein Schadenersatz von 4000 Gulden an den Abt zugemuthet, 10,000 Gulden Entschädigung an die vier Schirmorte für gehabte Unkosten, und der Kaiser legte der Stadt wegen Verletzung der dem Kloster zu Rorschach ertheilten kaiserlichen Freiheit eine Geldbuße von 1600 Gulden auf!

Der Abt eilte nicht mehr mit dem Aufbau der Trümmer in Rorschach. Das durch seinen Handel blühende St. Gallen konnte die bedeutende Einbuße, welche der unglückliche Ausgang dieses Krieges ihm aufgelegt hatte, verschmerzen; aber was in der Stadt blieb, war glühender Haß gegen das Kloster, Entfremdung von der Kirchengemeinschaft, deren Träger der Abt war, Sehnsucht nach Befreiung von dem unleidlichen Joch, welches das Kloster ihr auferlegte. So hatte dieser Klosterbruch der Reformation wesentlich vorgearbeitet; er war nur das Vorspiel zu ihr. Unter seinem Eindruck stand die Kindheit des künftigen Reformators. Die Stadt hatte noch mit dem Kloster abzurechnen.

2. Das Elternhaus.

Die Familie von Watt gehörte zu den altadeligen Geschlechtern der Stadt St. Gallen. Im Jahre 1400 war Conrad von Watt Bürgermeister und führte als weiteren Titel den eines Genossen der adeligen Innung des Rothvestisteins. Als Heerführer der St. Galler büßte er im Treffen bei Vögelisegg (15. Mai 1403) sein Leben ein. Er hinterließ zwei Söhne: Peter und den im Jahr 1429 als Gerichtsherrn zu Steinach verstorbenen Hugo von Watt. Letzterer zählte drei Söhne: Conrad, Johannes (gest. 1440 als Stadtrichter zu St. Gallen) und Hugo, der als Rathsherr seiner Vaterstadt 1457 starb. Diesen drei Brüdern und ihrem Vetter Peter ertheilte am St. Niclastage 1430 König Sigmund in Anerkennung der getreuen und genehmen Dienste, welche sie ihm und dem Reich zu thun willig und bereit seien, auch gethan haben und fürbaß thun sollen, nach einer noch vorhandenen Urkunde ein schönes Wappen, welches in folgender Weise beschrieben ist: „einen Schild mit einem weißen Felde und darinnen einen schwarzen Greifen, habend um den Hals eine guldene Kette mit einem guldenen Ringe, und auf dem Schild einen Helm mit einer schwarzen und weißen Helmdecke, und auf dem Helm einen schwarzen

Greifen bis an die Brust, auch mit einer guldenen Ketten und Ring als in dem Schild, dasselbige für sich und alle ihre eheliche Erben in allen ritterlichen Sachen und Geschäften zu Schimpf und Ernst zu gebrauchen." Einen schönen Zug der Gewissenhaftigkeit und des aufopfernden Sinnes für das gemeine Beste hat uns die Geschichte von den beiden Vettern Hugo und Peter von Watt aufbewahrt. Sie hatten vom Abt Heinrich IV. den Leinwandreif d. i. das Regale des Leinwandmaßes nebst Leinwand-, Garn- und Endigzoll um 29½ March löthigen feinen Silbers Konstanzer Gewicht erkauft. Schon war der Kaufbrief in aller Form Rechtens ausgestellt und ausgeliefert, als die von Watt glaubten, der Preis sei zu niedrig angesetzt und aus eigenem Antrieb dem Abte noch 6½ March Silber nachzahlten. Bald darauf verkauften sie, um dem allgemeinen Vortheil der Handlung ein Opfer ihres Privatinteresses zu bringen, den Leinwandreif und den dazu gehörigen Zoll wieder an die Stadtobrigkeit um 252 rheinische Gulden. Hugo's Sohn war der Bürgermeister und Reichsvogt Hector von Watt (gest. 1474), dessen Sohn der Stadtammann Hugo von Watt, von welchem drei Söhne genannt werden: Hugo, Bursarius der adeligen Innung des Nothveststeins, Hans, Rathsherr (gest. 1517) und Leonhard, des kleinen Raths, Stadtrichter und Nothveststeiner Bursarius (gest. 1520). Letzterer wird uns als ein geehrter Rathsverwandter seiner Republick, als ein eifriger Beförderer von Kunst und Wissenschaft und als ein angesehener Handelsmann geschildert, welcher in Oesterreich, Ungarn und Polen bedeutende Geschäfte, namentlich im Leinwandhandel machte und sich damit in den Besitz eines sehr beträchtlichen Vermögens setzte. Seine Gattin Magdalene stammte aus dem edlen Geschlechte der Talmann, eine ebenso verständige als fromme Frau, welche auf die Erziehung ihrer Kinder den größten und besten Einfluß übte. Die Ehe war mit drei Söhnen gesegnet: Melchior, der als Magister der freien Künste zu Rom 1521, David, der als Stadt- und Hofrichter 1540 starb, und Joachim, dem Reformator seiner Vaterstadt.

Joachim ward am 30. Dezember 1484 geboren, also am vorletzten Tage des Jahres, an dessen Morgenroth sein späterer treuester Freund Zwingli das Licht dieser Welt erblickt hatte. Der Vater, ein besonderer Liebhaber der freien Künste und Wissenschaften, bestimmte diesen seinen Sohn, „sobald er nur gehen und sprechen konnte" (bemerkt sein Biograph Keßler), zu gelehrten Studien. Aber St. Gallen bot damals kaum auch nur zu einer nothdürftigen Grundlegung für dieselben Gelegenheit. Ein Lehrer Simon, als sehr gestreng geschildert, unterrichtete den hochbegabten Knaben im Lesen und in den Anfangsgründen der lateinischen Grammatik. Die Klosterschule St. Gallens war damals über der Sorge des Abts für fürstliche Rechte und Einkünfte aufs Neue in Verfall gerathen. Da aber erst zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Abt Franz eine Verordnung erließ, nach welcher in die Klosterschule künftig Keiner angenommen werden

sollte, er wolle sich denn begeben, geistlich zu werden, so ist es wahrscheinlich, daß Joachim diese Anstalt besuchte, ohne ihr zu besonderem Danke verpflichtet zu werden. Um desto sorgfältiger bildete die fromme Mutter das Herz des Kindes; der strenge Lehrer gewöhnte seinen Schüler an Fleiß, Zucht und Ordnungsliebe, die Klosterschule gab in der lateinischen Sprache Uebung und Fertigkeit, während der verständige Vater für zweckmäßigen Privatunterricht Sorge trug und durch Beispiel und Ermahnung auf die Erziehung und Bildung des zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Jünglings wirkte. Derselbe entwickelte sich zur vollen Zufriedenheit seiner Eltern und Lehrer; um so weniger wollte der Vater irgend etwas unterlassen, die reichen Anlagen des Sohnes zur vollen Entfaltung zu bringen. Nachdem die Bildungsmittel, welche die Heimathstadt bot, vollkommen ausgebeutet waren, wurde beschlossen, den im achtzehnten Lebensjahr stehenden Sohn auf eine Hochschule zu senden, und hierzu die Universität Wien ausersehen.

3. Die Universitätsjahre.

Im Jahre 1502 bezog der junge von Watt die Hochschule Wien, ohne sich noch für irgend ein bestimmtes Fachstudium entschieden zu haben. Erst strebte der talentvolle Musensohn allgemeine wissenschaftliche Bildung an, ehe er auf dieser sicheren Grundlage zu einem einzelnen Facultätsstudium sich wandte.

In Wien hatten die humanistischen Studien besonders unter dem humanistisch gebildeten Matthias Corvinus und dann unter dem Kaiser Maximilian I. einen neuen Aufschwung genommen. Letzterer hatte in einem eigenhändigen Schreiben vom 7. März 1497 den Dichter Conrad Celtes nach Wien berufen, welcher durch seine Reisen in Italien und Deutschland und durch seine Verbindungen mit den wissenschaftlichen Koryphäen der damaligen Zeit sich ausgebreitete Kenntnisse verschafft hatte und sogar über den gewöhnlichen Gesichtskreis der Humanisten hinausging, indem sein Bestreben, unbekannte und vergessene Werke hervorzuziehen und herauszugeben, sich nicht auf die griechische und römische Litteratur beschränkte, sondern insbesondere auch den Schätzen der deutschen Vorwelt zuwandte. Er war der Erste, welcher der lateinischen Dichtkunst in Deutschland Gunst und Schüler erwarb, und sein Hauptbestreben ging dahin, daß seine Dichtungen bei den Deutschen so lange fortleben, als die eines Horaz in Italien. In seinen Dichtungen gibt sich ein vorwärts drängendes, anstürmendes Element kund, welches, der Weise Hutten's verwandt, rücksichtslos angriff und z. B. den Ablaßkram offen tadelte:

Alles vermag das Geld; der Himmel selbst käuflich, was mehr noch?

Kein Wunder darum, wenn die theologische Facultät nach seinem Tod gegen seine im Druck erschienenen Werke mehrfache Bedenken erhob. Er war unter den Deutschen der Erste, der vom Kaiser am 18. April 1487 zu Nürn-

berg zum Dichter gekrönt wurde. Wie Celtes durch sein Beispiel, so übte Johann Cuspinian durch seine Autorität und amtliche Stellung großen Einfluß auf die studirende Jugend. Gleich nach des Königs Matthias Tode war er mit Kaiser Maximilian nach Wien gezogen und hatte, obgleich erst achtzehnjährig, über Virgil, Lucan, Cicero, Sallust und Horaz Vorlesungen gehalten. Im Jahr 1493 war er neben der Leiche des Kaisers Friedrich III. zum Dichter gekrönt worden. An diese beiden Männer schloß sich hauptsächlich der junge Watt an, wie er denn später, als Cuspinian in dem Amt eines kaiserlichen Superintendenten der Universität oft an Vorlesungen verhindert war, an dessen Stelle zwei Jahre lang Vorlesungen über schöne Wissenschaften hielt, um ihm später ganz auf die Lehrkanzel der Rhetorik zu folgen.

Das Aufkommen des Humanismus auf der Universität brachte unvermeidlich Gährstoffe genug unter die studirende Jugend. Indem die Humanisten alle ihre geistige Elasticität dem klassischen Alterthum zuwandten, versenkten sie sich auch mehr und mehr in die demselben entsprechende Anschauungsweise. Ovid und Cicero galten als die Ideale aller Bildung; wer so leicht versificiren konnte als Jener, so elegant schreiben wie Dieser, galt als der Tüchtigste. Für das Höchste ward nicht selbsteigenes Schaffen, sondern Nachahmung der Alten angesehen. Da auf diese Art der Nachahmungstrieb für Talent galt und die Geschicklichkeit, in den hergebrachten poetischen Ausdrücken und banalen Wendungen mit Leichtigkeit sich zu bewegen, für ausreichend betrachtet wurde, um den Beruf des Dichters zu begründen, so war nicht nur die Zahl der Producirenden sehr groß, sondern auch ihre Productivität ging ins Unendliche und wurde durch das Behagen wechselseitigen Besingens noch mehr gereizt. Man wird nur wenige Reden aus jener Zeit finden, die nicht am Ende, oft sogar in der Mitte, plötzlich in Distichen umschlagen, als ob es der Redner ohne sie nicht mehr länger ausgehalten hätte; jedes Buch, von was immer für einem Inhalte, war wenigstens beim Ein- und Ausgang mit Versen versetzt. Allerdings war ein Gegengewicht gegen diese rein formelle Bildung der studirenden Jugend in der Aufstellung zweier Professoren der Mathematik gegeben, die sogar mit den zwei Professoren der Redekunst und Dichtkunst das Collegium bildeten, welchem das Recht eingeräumt war, Dichter zu krönen: denn damals verlangte man auch von den Mathematikern, daß sie Poetik verstehen und ausüben können. Einer dieser Professoren der Mathematik, zunächst für Astronomie angestellt, war der Magister Georg Tannstätter aus Rain, daher Collimitius nach der damaligen Sitte die Namen zu latinisiren genannt (Rain = sanfter Abhang). An diesen schloß sich Vadian ganz besonders an, wie er denn auch von diesem Astronomen, der aus dem Lauf der Gestirne den Tod Kaisers Maximilian sechs Jahre voraus gewußt haben wollte, einen Hang zur Astrologie geerbt hatte. Aber auch die Mathematiker mußten, um bestehen zu können, Humanisten sein; trugen ja doch da-

mals die Professoren auf ihren Doctormänteln drei Zungen von Tuch angehängt, zum Zeichen, daß sie dreisprachig (lateinisch, griechisch und hebräisch) seien und die Gabe der Beredtsamkeit besitzen!

Bei der studirenden Jugend mußte bei dieser Zeitrichtung große Zügellosigkeit einreißen. Ein gährender Stoff der Unzufriedenheit mit allem Bestehenden war in den jungen Leuten, die nicht mehr die vorgeschriebenen Uniform, Gugeln und Gürtel tragen wollten, dagegen Waffen, weßwegen es häufig zu Straßenkämpfen zwischen Studenten und Handwerkern kam. Der Kaiser selbst war den Studenten sehr gewogen und hatte sogar daran gedacht, ihnen das Recht einzuräumen, die Professoren der Theologie und Jurisprudenz selbst zu wählen. Als in Folge eines strengeren Einschreitens der Universitätsregenten im Jahr 1514 sieben- bis achthundert Studenten Wien im Trotz verließen und sich zum Kaiser nach Wels begaben, nahm dieser sie nicht nur sehr gut auf, sondern beschenkte sie auch mit einem Reisegeld und gewährte ihnen die Erfüllung aller ihrer Bitten. Wer hätte es bei dieser Sachlage der Jugend verargen wollen, wenn sie von ihrer Freiheit nicht immer mit Maß und Ziel Gebrauch machte und da und dort zu Ausschreitungen im Geist des klassischen Alterthums verführt wurde?

Auch unserem Joachim, der eben erst aus den beschränkten Verhältnissen der Heimath heraustrat, war die Freiheit des Universitätslebens anfänglich ein zweideutiges Geschenk. Bei seiner Ankunft in Wien fand er zwei Landsleute, Ulrich Zwingli und Heinrich Loretti, Glareanus genannt, mit denen er sich schnell zu bleibender Freundschaft verband; alle drei hielten damals hohe Stücke auf die Freiheiten und Vorrechte der Musensöhne. Joachim, der große, herkulische und beherzte Schweizer, huldigte dem Bacchus und Mars, und durch das Blendwerk eines falschen Ruhmes verführt, scheint er als immer gerüsteter Haudegen Handgemenge und Schlägereien mehr aufgesucht als gescheut zu haben. Doch der Gott, der ihn zu Großem ausersehen hatte, wachte über ihm, daß er noch zu rechter Zeit aus der Zerstreuung sich sammelte und einen ernsteren Weg einschlug. Gerüstet und gewaffnet, als ob er eben zu einer Schlacht ausziehen wollte, begegnete Joachim einst dem Factor des St. Galler Handlungshauses Kobler, welcher sich in Wien aufhielt und aus Auftrag der Eltern dem jungen Studenten Geld und gute Rathschläge überbringen sollte, auf dem Gang zu einer solchen Schlägerei. Der Kaufmann machte ihn auf die Gefahren eines solchen Lebens aufmerksam und vermahnte ihn eindringlich, daß, wenn er ja so herzhaft und kriegerisch sei, er sich mit der Zeit daheim als einen tapfern Eidgenossen halten, indessen aber mit Rücksicht auf die vielen und großen Unkosten, welche seine Eltern bisher an ihn gewendet, in dem Studiren fleißig fortfahren und also bemüht sein solle, den guten Hoffnungen, welche seine Eltern seines ausbündigen Geistes wegen geschöpft hätten, mit der That zu entsprechen. Diese Warnungen und Mahnungen machten tiefen Eindruck auf den verirrten Jüngling und bewirkten eine große Aenderung

in seinem Sinn und Wandel. Von diesem entscheidenden Augenblicke an warf er sich auf seine Studien mit solchem Eifer und Fleiße, daß er Tag und Nacht unaufhörlich arbeitete, und wenn der Schlaf ihn überwältigen wollte, sich keines anderen Hauptkissens bediente, als eines Exemplars der Werke Virgils, das noch jetzt auf der St. Galler Stadtbibliothek aufbewahrt wird, um sich vor zu langer Rast zu schützen. Er übte sich, mit einem andern strebsamen Jüngling wetteifernd, in der lateinischen Dichtkunst und übersetzte im Jahr 1505 nach der Sitte der Zeit seinen Namen in Vadius; erst später, als ein Vadius von ihm in Italien schon vorgefunden worden war, verwandelte er diesen Namen in Vadianus, wie er ihn von nun an in allen seinen Schriften beibehielt. Nach mehrjährigem emsigem Studium in Wien begab er sich nach Krakau in Polen, und da er hier mit den Lehrern nicht zufrieden war, reiste er, angezogen von dem Reichthum der königlichen Bibliothek nach Buda in Ungarn, wo er sich durch sein umfassendes Wissen die Gunst des Königs und der dortigen Gelehrten in hohem Grade zu erwerben wußte. Um dann seinen Eltern einen Beweis seines Wissens und Könnens zu geben, auch um ihnen nicht länger Kosten zu verursachen, begab sich Vadian nach Villach in Kärnthen, wo er von dem Magistrate wohl aufgenommen und zum öffentlichen Lehrer dieser Stadt angestellt wurde. Weil sich aber hier der junge Gelehrte aller Mittel zur Fortsetzung seiner Studien und des ihm zum Bedürfniß gewordenen Umgangs mit Gelehrten beraubt sah, so gab er diese Stelle bald wieder auf und kehrte mit einem Umweg, den er über Venedig machte, nach Wien zurück, dort nicht mehr bloß zu lernen, sondern auch zu lehren.

4. Der Docent.

Genaue Angaben über die Zeit, in welcher Vadian die Schülerbänke mit dem Katheder vertauschte, fehlen. Er hatte schon mehrere Jahre Vorlesungen gehalten, ehe er Professor wurde. Wie es scheint, lagen damals die Humanisten in Wien ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit mit aller Zwanglosigkeit ob, hielten ihre Vorträge in freier Weise nach Muße und Bedürfniß, fanden sich in ihren Vereinen zusammen und kümmerten sich um die gestrenge Mutter Universität nur dann, wenn sie von ihr akademische Würden beanspruchten. Es hatte nemlich Conrad Celtes schon vor seiner Berufung nach Wien, wohl nach Vorgängen, die er in Italien gefunden hatte, den Plan gefaßt, die Männer deutscher Wissenschaft in Gesellschaften (Sodalitates) zu vereinigen. Der Plan war sehr großartig angelegt und beabsichtigte solche Gesellschaften an der Donau, Weichsel, Elbe, am Belt, an der Drau und am Neckar. Wirklich bildeten sich solche Vereine da und dort, und auch in Wien trat unter Celtes Mitwirkung eine „Donau-Gesellschaft" zusammen, die eine Art Privatakademie vorstellte und nach Umständen ohne allen Zwang in Gliederungen einzelner näher Befreundeter (Contubernia) zerfiel und gerade das heitere, den glücklichen

Stimmungen sich hingebende Element des wissenschaftlichen Strebens in sich faßte, während die strengeren Disciplinen, namentlich die noch vorhandenen Ueberreste aus der Zeit der Scholastik der Universität überlassen blieben. Zu den ständigen Mitgliedern kamen dann auch nur vorübergehende, welche bloß auf der Durchreise Wien berührten, diesen Aufenthalt jedoch benutzten, um neue persönliche Verbindungen anzuknüpfen, alte zu erneuern, wissenschaftliche Correspondenzen anzubahnen, wohl auch Vorträge zu halten und kleine Abhandlungen in Druck zu geben, und dann wieder weiter zu ziehen.

Auch Vadian schloß sich dieser Donaugesellschaft an und machte sich durch sie bekannt. Zwar studirte er selbst noch fort und zog namentlich auch die Jurisprudenz und Theologie in den Kreis seiner Studien allmählig herein, erregte aber bald durch Disputationen, Gelegenheitsgedichte und Reden Aufmerksamkeit, so daß er ungefähr vom Jahr 1507 an zwei Jahr lang an der Stelle des durch kaiserliche Sendungen verhinderten Cuspinian über Poetik und Rhetorik Vorlesungen zu halten aufgefordert wurde. Als Cuspinian seines Docentenamtes ganz enthoben wurde, konnte Vadian die Stelle nicht sofort erhalten: aber der dazu berufene Angelus Cospus bekleidete sie nicht lange, und nach seinem Tode ward Vadian von seinen bisherigen Lehrern und Freunden einstimmig zum Professor der lateinischen und griechischen Sprache und Litteratur gewählt. Als Professor gab er in den Jahren 1510—1518 viele klassische Autoren und eigene Reden, Gedichte und Abhandlungen heraus, wie er denn namentlich an Gelegenheitsgedichten unter allen Wiener Humanisten weitaus der fruchtbarste war. So viele Bücher auch in den genannten Jahren in Wien erschienen, so kann man doch nie sicher sein, ob man nicht an irgend einer Stelle auf einige einleitende oder lobende Distichen Vadians stößt. Sie hatten meist nur einen formellen Werth, zeugten aber immerhin von großer Belesenheit und nicht minder von Bereitwilligkeit, die Leistungen anderer Gelehrten neidlos anzuerkennen. Mit seinen Collegen lebte Vadian in freundschaftlichsten Beziehungen, besonders innig war sein Verhältniß zu G. Collimitius, der auch in der Folge sich als Einer seiner treuesten Freunde bewies. Bei großen Hoffesten brachte es das Amt des Professors der Rhetorik mit sich, daß Vadian im Namen der Universität Reden zu halten und auch Gedichte vorzutragen hatte. Dieses Auftrags entledigte er sich mit so viel Geist, Geschmack und Gewandtheit, daß er großes Lob erndtete und am 12. März 1514 zum Poeten und Redner mit folgendem Diplom gekrönt wurde: „Wir Maximilian, durch Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser und Mehrer des Reichs, entbieten dem Ersamen, Frommen, uns geliebten Joachim von Watt, von St. Gallen aus der Eidgenossenschaft gebürtig, freier Künsten Magistro, unseres Erzherzogischen Collegii zu Wien gekröntem Poeten und Redner unsere kaiserliche Gunsten und alles Guts. Gleichwie die lieben Alten diejenigen, welche zum Ersten in Kriegen die Mauern be-

stiegen oder sonst das Vaterland von dem Verderben bewahrt, mit einer Krone begabt haben: also hat auch ihre Nachkommenden für gut, billig und recht angesehen, wie die Kriegsobersten ihres Wohlhaltens und erlangter Siege halber mit Kronen, also wohlgelehrte Männer, welche schöne Bücher der Posterität schriftlich hinterlassen, mit ewig grünendem Lorbeerkranz zu zieren. Diesem löblichen Gebrauch zufolge, damit deine berühmte Tugend, o Joachim Vadian, noch höher steige und erhaben werde, nachdem wir deine zierlichen Verse, welche du zu unseres Herrn Vaters Friedrich III. und zu unserem eigenen Ruhme hast ausgehen lassen, und Anderes mehr gelesen, auch die schöne Oration, welche du vor unserer Majestät und ganzem Hof gehalten hast, wohl angehört: so haben wir dich wegen dieser deiner Geschicklichkeit und Wohlredenheit mit einem Lorbeerkranz, wie auch guldenem Ring aus eigenem unserem Trieb begaben und zieren und beides als einen gekrönten Poeten und Redner öffentlich erklären wollen; wie wir denn kraft dieses Briefs dich hiemit als einen durch unsere h. Hände mit einem Lorbeerkranz gekrönten und mit einem guldenen Ring gezierten Poeten und Redner ordnen und erklären, mit dem Befehl und Willen, daß du, gleich anderen gekrönten Poeten und Rednern, aller und jeder Freiheiten, Ehr und Herrlichkeiten ohne einige Hindernisse genießen und gebrauchen mögest, bei Straf fünfzehn Marken Golds, so diejenigen, die dir an deiner von uns vergünstigten Würde und Hoheit einigen Abbruch thun würden, halb der kaiserlichen Kammer, halb dir verfallen sein und erlegen sollen." Nach einer ähnlichen Feierlichkeit wurde Vadian zum Vicekanzler, im Jahr 1516 zum Rektor der Universität ernannt. Kaiser Maximilian beehrte ihn seines besonderen Vertrauens und zog ihn oft dem Staatsrath bei. Seine Reden wurden von Hofleuten zum Druck verlangt. Bei diesem schnell erworbenen Ruhm konnte es Joachim wohl brauchen, daß ihn sein Vetter Hugo von Watt zur Demuth ermahnte, indem er ihm treuherzig am 20. December 1513 schrieb: „Aus euren Briefen vernehm euer Gsond und Wohlfahrt, deß ich erfreut bin und sag Gott Lob und bitt, daß euch Gott woll Glück geben. Ich vermahne euch: so euch Gott oder das Glück so hoch hebt, ihr euch um so mehr demüthiget." Petrejus Aperbach schrieb seinem Freunde von Rom aus am 15. April 1514, er wolle nicht fürchten, daß die zwei neuen Würden, zu denen er Glück wünsche, Vadian so stolz gemacht haben, daß er den alten Freund verachte. Scherzend schrieb Zwingli seinem gekrönten Freunde: Wenn der Lorbeerkranz deine Haare drückt, so mache ihn dir durch einen hochzeitlichen Lorbeerkuchen erträglicher! Der junge Padnaner Philipp Gundelius, der kurz vor der Krönung noch Vadians Schüler gewesen war, schreibt ihm voller Freude: Wenn ein gelehrter und rechtschaffener Mann für seine Verdienste belohnt werde, so sollen sich Solches billig alle seine Standesgenossen, auch die geringsten derselben zu eigener Ehre anrechnen. Nach dem Tagbuch von Johann Rütiner sagte Vadian später öfters, wenn von seiner Krönung die Rede war: es war ein jugendlicher Wahnwitz!

In der That ließ sich Vadian durch solche Ehrenbezeugungen nicht zum Uebermuth verlocken. Ein Ersatz für das Missen der Heimath ward ihm, daß er so Vielen seiner Landsleute, welche damals die Hochschule Wien, großentheils wegen seiner, besuchten, mit Rath und That förderlich sein konnte. Er bewohnte mit ihnen das Haus eines gewissen Hieronymus und wie vertraulich lebte er, als ein älterer Freund unter jüngeren, mit seinen Schweizern zusammen! Die noch erhaltenen Briefe seiner Schüler geben ebenso Zeugniß von der dankbaren Achtung und Verehrung, mit welcher diese ihrem Lehrer zugethan blieben, als von dem heiteren Humor, mit welchem Vadian mit seinen Jüngern verkehrte. Neben dem Kardinal Schimmer, der außer der wahren Hochachtung, welche er für Vadian hegte, auch deßwegen die Schweizer gern nach Wien auf die Hochschule schickte, damit sie nicht nach Paris gingen und dort für die französische Partei gewonnen würden, war es zunächst Zwingli, der alte Studiengenosse, mit dem schon auf der Universität ein durchs ganze Leben dauernder Freundschaftsbund geschlossen worden war, welcher die jüngern Schweizer an Vadian mit Empfehlungsschreiben wies. Beide Freunde hatten sich ihre Erstlingsarbeiten gewidmet: im Frühling 1511 übersandte Vadian an Zwingli den Nachlaß des edlen, frühe in Wien verstorbenen Glarner Jünglings Arbogast Strub mit einem Brief, der die reinsten und treuesten Gefühle der Freundschaft athmet, und im Herbst 1512, nach seiner Rückkehr aus Italien, antwortete Zwingli und überschickte dem Freunde eine Erzählung der Schlacht bei Ravenna in der zierlichsten Sprache, etliche Bogen stark und doch in drei einzigen Stunden geschrieben, dankte für den Beweis der Freundschaft in der Zueignung des Nachlasses des gemeinschaftlichen Lieblings und übergab dann Vadian seinen Bruder Jakob an die Stelle des Verstorbenen als Liebespfand, indem er ihn bei seiner ganzen Freundschaft beschwor, an diesem Jüngling von nicht gewöhnlichen Gaben so lange zu schnitzeln, zu hobeln und zu glätten, bis es genug sei; „wollte aber der Knabe unterweilen hinausschlagen, so magst du ohne das mindeste Bedenken ihn so lange in den Carcer stecken, bis ihm der Kitzel vergangen ist.“ Bald darauf, den 13. Februar 1513, sendet Zwingli an Vadian die geliebten Schüler Valentin Tschudi und Ludwig Rösch, nebst einem Brief, in welchem er Sehnsucht nach Briefen des Freundes ausdrückt und dann fortfährt: „Ich sandte dir einige rohe Erzeugnisse, wie sie der Augenblick eingab. Denn du kennst mich schon, daß ich zu der Art Menschen gehöre, die vergessen zu feilen, was sie auf den ersten Wurf zu Stande bringen, und so ihre Kinder nackt und bloß sitzen lassen. Meinem Bruder und Valentin erweise dich als Wohlthäter, so gut du vermagst. Aber auch Ludwig Rösch, ein allerliebstes noch unbärtiges Bübchen von der besten Art, meines alten Kaplans Neffen, laß dir empfohlen sein.... Mit allem Eifer lege ich mich auf das Studien der lateinischen und griechischen Sprache und bitte dich, mir guten Rath darüber zu ertheilen, damit meine Anstrengung nicht

fruchtlos bleibe. Melde mir doch, wenn der Lorbeer auch um deinen Scheitel geflochten ist; der Kaiser hat das Haupt des Loritus, des Glarners, damit gekrönt." Bald nach seiner Ankunft durfte auch Jakob Zwingli seinem Bruder die treue Freundesfürsorgfalt Vadians rühmen, der ihm den Garten der Philosophie voll Blüthen und Quellen eröffne.

Von den verschiedensten Seiten wurde Vadian um Anleitung und Ueberwachung der Studenten angegangen; so schrieb ihm ein Hans Pfadt, K. M. Mundkoch von Augsburg aus am 6. April 1513 folgenden komischen Brief: „Ich bin berichtet, wie mein Sohn bei euch in Lernung sein soll, deß ich mich nicht wenig erfreue, dieweil ich euch mit Kunst und anderer Ehrbarkeit viel berühmt höre. Ist demnach mein gar fleißig Bitt, ihr wollet denselben meinen Sohn mit Straf und Lernung wohl befohlen haben, damit er auch zu einem Menschen werde."

Viele heitere Briefe wechselte Petrejus Apperbach aus Erfurth, ein Freund der Spalatine und Hutten, mit Vadian. Das eine Mal empfiehlt er ihm Einen seiner Landsleute und Bechergesellen, einen gewissen Herrn Niclaus, der gern trinke und ludere, hauptsächlich aber wie bald alle Domherrn seines Jahrhunderts ein guter Presbyter d. h. Brettspieler sei; das andere Mal schickt er ihm durch ungarische Pilgrime aus Rom, wo er damals „unter den welschen Kapaunen" den Rechten oblag, einen Brief (1515), in welchem er sich über Tiefsinn und Melancholie beschwert, und der doch voll der muthwilligsten Laune ist. Er gratulirt zum Vicekanzleramt und sagt: einmal, wenn er sogar auf den päpstlichen Stuhl erhoben würde (das doch gar wohl geschehen könnte!) sollte Vadian immer den ersten Platz in seinem Herzen haben. Dann scherzt er mit dem Vicekanzler über ihre gemeinschaftlichen Freunde, die sich nun, Einer nach dem Andern, in das Joch des Ehestandes gespannt, wie Cuspinian zwar jüngst seine Frau verloren, aber bald eine reichere und schönere bekommen, und fragt Vadian, ob nun nicht bald die Reihe auch an ihn komme? gibt ihm dann ziemlich unsanfte Hiebe in Betreff einer gewissen uneleganten Lesbia, die Vadian füglich verabschieden dürfte, und verspricht ihm, an seinem Hochzeitstage zu einem hübschen Epithalam alle Musen anzurufen, die sonst seit geraumer Zeit ihn, den plärrenden Zungendrescher, nicht mehr hören wollten; aber, aber, er fürchte, Vadian sei über diesen Punkt ein Ketzer gleich ihm, indem er nemlich im Grunde Alles verachte, was Weiber heiße. Auch der Appenzeller Ulrich Lener spricht (1516) von dieser Lesbia geringschätzend, doch setzt er hinzu: „Aber sagend das dem Kätherlein nit!" Ein Georg Binder von Zürich, der in Wien kümmerlich von Vorlesungen lebt, die er etlichen jüngeren, dort neben ihm studirenden Landsleuten über die Aeneis und die mathematische Geographie hielt, erzählt dem damals auf einem Besuch in der Schweiz weilenden Vadian von einem in Wien ausgebrochenen Brand, der auch des verehrten Lehrers Haus ergriffen und wobei alle seine Schüler sich bemüht hätten, vor Allem dessen litterarische Schätze zu retten, was

ihnen auch vollkommen gelungen sei; nur Einer der Schüler sei „stumm und dumm und seiner ganz unmächtig dagesessen, und habe immer gerufen: Gotz Mutter, was soll ich thund!“ Benedict Burgauer endlich schreibt im Juni 1513: „Ich weiß nicht, verehrter Lehrer, was Schuld ist, daß ich auch nicht einen kleinen Augenblick deiner vergessen kann.“ Alle Schüler wiederholen nur die Klage, daß Vadian ihnen zu selten schreibe, wie Stephanus Taurinus von Buda aus (18. April 1514) ihm seine Nachläßigkeit im Schreiben vorwirft, die so groß sei, daß eine am Podagra kranke Schildkröte ihm zuvorkommen müsse; dann setzt er hinzu: „Schreibe, schreibe, oder ich schryb dir uff Ungarisch.“ Auch Eobanus Hessius empfiehlt sich (1514) in Vadians Gunst, setzt das nördliche Deutschland gegen das südliche und die Hochschulen in Leipzig und Wien in Absicht auf Alles, was Cultur und ächte deutsche Sitte betreffe, in einen für die letzteren äußerst vortheilhaften Contrast, eifert gegen die unkeusche Muse der Mehrzahl gleichzeitiger Dichter und legt (1514) in Vadians Schooß gleichsam ein feierliches Gelübde nieder, daß nun und für immer die Religion, nicht zwar (fügt er hinzu) jene rohe und borstige, zu welcher sich des ehrwürdigen Capnio Verläumder bekennen, die einzige sein werde, die ihn zu seinen Liedern begeistern soll.

Nach allen Nachrichten war die Stellung Vadians in Wien eine eben so glänzende als einflußreiche. Von allen Freunden der Wissenschaft, vorzüglich durch ganz Deutschland, war er hochgeschätzt, mit den ersten Männern der Zeit stand er in Freundschaft und Briefwechsel, er selbst ein begeisterter Erzieher und Bildner der vortrefflichsten Jünglinge seines Vaterlands und dieses schönen Berufes würdig nach der edlen Gesinnung, die er in einem metrischen Gedicht an die h. Jungfrau schon im Jahr 1511 in folgendem schönen Gebet ausdrückte:

Möge mir Kleinem doch werden ununterbrochene Muße,
Bücher, gesicherte Ehr' und ein bescheidenes Mahl;
Aber vor Allem Vernunft, die Sinne und Glieder beherrsche
Und mit strafferem Zaum zähme der Lüste Gewühl!

5. Abreise von Wien.

Im August des Jahres 1518 verließ Vadian Wien, wo eben die Pest wüthete, angeblich nur zu einem kurzen Besuch in der Heimath, in Wirklichkeit, um nie mehr zurückzukehren. Vaterlandsliebe und Schweizer Heimweh allein erklären diesen Schritt nicht, der zwar ein seit Jahren vorbereiteter war, endlich aber in einer Weise ausgeführt wurde, die einer Flucht nicht so gar unähnlich kam. Vorbereitet war diese Rückkehr seit Jahren, denn Vadian, der wohl wußte, daß mit Philosophie, Poetik und Rhetorik in St. Gallen keine Geschäfte zu machen seien, hatte sich nach einer Fachwissenschaft umgesehen, durch welche er nach seiner Heimkehr seinem Vaterlande Dienste leisten könnte. Die Wahl derselben machte dem Polyhistor Qual. Nachdem er einige Zeit das Studium der Rechte mit gutem Erfolg

betrieben hatte, wandte er sich von diesem ab zu dem der Medizin und verwandte hierauf in den letzten vier Jahren seines Wiener Aufenthalts neben seinen Vorlesungen die meiste Zeit und Kraft, so daß er am 16. Mai 1517 nach Bestehung eines Examens zum Baccalaureus und den 14. October desselben Jahres zum Licentiaten der Medizin promovirt wurde, wie aus folgendem Zeugnisse erhellt: „Ich Johannes Neumann, der freien Künste und Medizin Doctor und Professor in der weitberühmten Universität zu Wien in Oesterreich, thue kund im Namen der medizinischen Fakultät mit diesem vollmächtigen Zeugniß, daß ich den Hochgelehrten Herrn Joachim von Watt, freier Künsten wohlerfahrenen Magistrum und von ihrer kaiserlichen Majestät gekrönten Poeten und Redner, auch allbereit Baccalaureum der Medizin, nun zum Licentiaten derselben als sehr würdig und tüchtig dazu erkläre und ordne." Am folgenden 9. November erlangte Vadian auch den Doctorgrad der Medizin. Welch eine Elasticität des Geistes setzt es voraus, wenn ein schon im dreißigsten Lebensjahre stehender Mann sich noch in einem bisher ihm ganz fern liegenden Gebiet des Wissens heimisch macht, welche Sicherheit des Wissens, wenn ein mit Würden und Ehren gesättigter Mann sich noch einem Examen unterstellt, das er bei seinen, theilweise auf sein schnelles Vorrücken eifersüchtigen Collegen zu bestehen hat! Und doch fällt eben in diese Zeit der Examensvorbereitung für Vadian nicht nur die Beschäftigung mit ernsten theologischen und kirchlichen Fragen, sondern auch die Ausarbeitung seines gelehrten Kommentars zu dem alten Geographen Pomponius Mela, mit welcher er von der Universität Wien Abschied nehmen wollte. Vielleicht waren es die Erzählungen aus den Kindheitstagen, mit denen der des Handels wegen in vielen Ländern reisende Vater den wißbegierigen Sohn unterhalten hatte, welche in diesem frühzeitig einen hervorstechenden Hang zur Länder- und Völkerkunde ausgebildet hatten, die zeitlebens sein Lieblingsfach bleiben sollte. In ihrem Interesse hatte Vadian von Wien aus, trotz der großen Gefahren und Beschwerden, mit denen in jenen Zeiten das Reisen verbunden war, verschiedene Reisen nach Ungarn und Polen, Deutschland und Italien unternommen, bei seinem letzten Besuch im Vaterland den Pilatus und die höchsten Alpenspitzen bestiegen und sich bei Krakau einst sechs Stunden lang in den dunkeln Abgründen eines Salzbergwerkes als Fremder unter ganz unbekannten Menschen verweilt.

Der tiefere Grund, aus welchem Vadian mit seinen glänzenden Verhältnissen in Wien brach, kann nur ein religiöser gewesen sein. Schon die innige Freundschaft, in welcher er mit Zwingli fortlebte, mußte sein Augenmerk auf die religiöse Bewegung hinlenken, welche sich in Deutschland und der Schweiz vorbereitete; aber auch in Wien fand dieselbe unter den Humanisten anfänglich ein freudiges Echo. Schon im Jahr 1511 war in dem Contubernium, in welchem Vadian mit dem Erfurter Peter Eberbach und Johann Marius, von seiner Heimath Rhetus genannt, zu-

sammenlebte, Ulrich von Hutten eingekehrt. Gleich am ersten Abend erzählte ihnen der in diesem Kreis schnell heimisch gewordene Ankömmling von den Abenteuern und Unfällen seiner Reise und zeigte ihnen beim Schlafengehen Narben, die von dem räuberischen Ueberfalle bei Greifswalde herrührten. Sie hörten mit Theilnahme und Bewunderung zu und glaubten einen anderen Dulder Odysseus vor sich zu sehen. Unter solchen Gesprächen griff Ulrich in den Busen und zog etliche Blätter heraus, die mit Versen beschrieben waren; er sagte, es sei ein Gedicht auf den Kaiser Maximilian, das er während der letzten Tage unter den Beschwerlichkeiten der Reise geschrieben habe; Sie mögen urtheilen, was daran sei. Den Freunden gefiel die Erfindung so gut, daß sie eine Abschrift nahmen und diese als ein Buch zusammenbinden ließen, bis nach Huttens Abreise von Wien Vadian sich entschloß, dasselbe in den Druck zu geben. Er widmete es dem Georg Collimitius, dem Vicekanzler der Universität, welcher dem jungen Dichter während seines Wiener Aufenthaltes viel Wohlwollen bewiesen hatte.

Eine zweite Gelegenheit, sich für den neuen in Deutschland waltenden Geist auszusprechen und Partei dafür zu nehmen, bot der Streit Johann Reuchlins mit dem getauften Juden Pfefferkorn in Köln. Als Letzterer den Kaiser Maximilian im Jahr 1509 aufgefordert hatte, alle rabbinischen Schriften wegen der darin enthaltenen Lästerungen gegen Christum verbrennen zu lassen, und Reuchlin sich entschieden hiegegen ausgesprochen hatte, fielen Pfefferkorn und die kölner Dominikaner über ihn her, und der kölner Inquisitor Jakob von Hogstraten citirte Reuchlin vor ein Ketzergericht, von welchem dieser an Papst Leo X. appellirte. Für Reuchlin hatte sich eine große Zahl spitziger und gewandter Federn in Bewegung gesetzt; auch die meisten Gelehrten in Wien nahmen für ihn Partei: Nicolaus Gerbel, Johannes Cuspinian, Simon Lazius und Joachim boten dem Vorfechter der Wahrheit ihre Hülfe und Unterstützung an. Vadian schrieb dem Angeklagten einen begeisterten Brief (1512): „Deine Apologie wider Hogstraten muß sicher den Beifall eines jeden Rechtschaffenen erhalten. Indessen hättest du es gegen einen solchen Menschen wahrlich mit Wenigerem abmachen können. Ich wenigstens bin durch deine Schrift zwar unterrichteter, aber von deiner guten Sache deswegen nicht überzeugter geworden. Du, ein Philosoph, ein Priester des Höchsten und seiner heiligen Geheimnisse gelehrtester Ausleger unter allen Deutschen, wirst dich doch durch die Unbillen und Schimpfworte der Neider deines Ruhms nicht zur Ungeduld reizen lassen? Halte dir doch so manchen andern großen Mann vor, den der Zahn der Verläumdung wohl gebissen, aber nie getödtet hat. Und wenn seine Hasser das Gift und die Galle ihres Herzens auch in ganzen Folianten ausgeleert, so kennt die Nachwelt doch kaum mehr ihre verruchte Namen, da hingegen der seinige von Enkeln und Urenkeln noch mit Dank und Ehrfurcht genannt wird. Zur

ewigen Ehre wird es dir übrigens, o Capnio, gereichen, daß du zwar über Gott und göttliche Dinge von jenem Elenden ganz verschieden denkst, dessen ganzes Volk für immer Alles anfeinden wird, was Christen und christlich heißt, darum aber nichts desto weniger klug genug warst, jene armseligen jüdischen Wische den Flammen zu entreißen, fest überzeugt, daß ein weiser Mann nicht mit dem Scheiterhaufen, sondern nur mit Gründen erhärten kann, daß sein Glaube auf sicheren Stützen ruht." Am Schluß eines im Jahr 1516 geschriebenen Briefes an Reuchlin sagt Vadian: „Es wird demnächst von mir eine Schrift über die Poetik erscheinen, in welcher ich an geeigneter Stelle dein hochverdientes Lob einwob, um damit meine Ehrfurcht vor dir zu bezeugen; bald werde ich dir das Buch übersenden." Reuchlin antwortete ihm, „dem Gymnasiarchen, dem Fürsten der Studenten und dem Gesetzgeber der Wissenschaften, seinem theuersten Freund", von Stuttgart aus unter dem 22. October 1516: „Glaube mir, ich bin mit Geschäften so überbürdet, daß ich auf deinen so eleganten Brief nicht einmal eine (wie ich gewohnt bin) barbarische Antwort schreiben kann. Nimm darum meine Entschuldigung nachsichtig auf. Später sollst du ausführlichere Nachrichten und das Buch erhalten, an dem wir gegenwärtig mit allem Fleiß arbeiten. Von einem Tag zum andern erwarte ich den römischen Urtheilsspruch; möchte er nach Wunsch und zu Ehren der Wahrheit ausfallen! Dann will ich in freierer Muße an dich und Andere, die mir ergeben sind, mit der Hilfe Gottes schreiben. Lebe wohl!"

Luthers Schriften fanden alsbald den Weg nach Wien und wurden von den dortigen Humanisten mit Staunen und Beifall aufgenommen. Wir sahen bereits oben, mit welcher schonungslosen Offenheit Celtes an der Spitze der Humanisten den Ablaßkram verurtheilte. Auch sonst fehlte es auf der Hochschule nicht an manchen Vorgängen, welche der Reformation Boden gewinnen mußten. Nicht zu reden von den scholastischen Häresien, in denen man die Frage erörterte, in welchem Sinn es zu nehmen sei, wenn man sage, daß bei den Leiden Christi selbst die Engel geweint haben, oder ob im Paradiese auch die Mütter Jungfrauen verblieben wären, oder in wie weit eine gute Absicht eine schlechte That entschuldige: war schon im Jahr 1441 der Chormeister von St. Stefan in einer Predigt feindlich gegen den Bettlerorden aufgetreten. Im Jahr 1484 hatte sich dieser Vorgang wiederholt; wenige Jahre darauf beschuldigte Dr. Johann Kaltenmarkter die Mönche des Ungehorsams, des Geizes und der Hoffart und äußerte sein Bedenken über die Autorität des Papstes. Im Jahr 1510 vollends wurde bei St. Peter dem Volk öffentlich gegen die Giltigkeit des Ablasses und gegen die Verehrung der Reliquien gepredigt und erklärt, die Priester betrügen das Volk, indem sie Pferdegebeine für die Gebeine der Heiligen ausgäben. Um dieselbe Zeit wurde nicht nur auf der Kanzel gegen den Gehorsam geeifert, welchen die Mönche bei den Schotten ihrem Abte schuldig zu sein glaubten, sondern es wurde auch

bei St. Laurenz unverhohlen und öffentlich gesagt, für jeden Priester in Wien sei ein Pferd bereit, auf dem er zur Hölle fahre! Gleichwohl mochte Vadian wohl erkennen, daß eben in Wien der Durchführung der Reformation besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, wie daß auf den Character und die Thatkraft der in Worten starken Humanisten nicht zu bauen sei. Er selbst, in seinem Innersten von der Wahrheit ergriffen, die ihm aus Luthers Schriften entgegenleuchtete, sehnte sich nach anderen Bundesgenossen als die er aus dem Heerlager der Humanisten erwarten konnte, fühlte auch die Verpflichtung eines Patrioten, in solcher Zeit seinem Vaterlande mit Rath und That nicht zu fehlen, und entschloß sich darum, dem Zug seines Herzens zur Heimath zu folgen. Bereits war er wegen seiner religiösen Richtung in Wien verdächtigt, bereits sammelte er an Materialien zu einer Vertheidigungsschrift Luthers gegen seinen ehemaligen Studiengenossen Dr. Eck. Auch scheint Vadian als Schweizer mißliebig angesehen worden zu sein. Als unter seinem Rectorat ein blutiges Handgemenge bei der Nacht zwischen Studenten und Fleischern ausgebrochen und mit Mühe beigelegt war, lästerten Erstere auf ihn als auf einen Schweizer. Collimitius sagte oft scherzweise zu seinem Freunde: „Ich bin mir böse, daß ich dich als einen Schweizer so lieb habe, und es thut mir leid, daß ich einem Schweizer so viel Liebe zuwandte; in Zukunft will ich mich mäßigen!“ Genug, Vadian reiste im Herbst 1518 von Wien ab, bereits an die Möglichkeit denkend, daß er nicht mehr dahin zurückkehre, in der Absicht, die Verhältnisse seines Heimathlandes in der Nähe zu besichtigen, ob sie ihm Anlaß zum Bleiben böten. Mit ihrem Lehrer kehrten gleichfalls in die Heimath zurück die Studenten Georg Binder, N. Scheller, Conrad und Leopold Grebel, und nach einer, freilich nicht verbürgten Nachricht wären sie die Ersten gewesen, welche die lutherischen Schriften von Wien aus in die Eidgenossenschaft gebracht hätten.

6. Ansiedlung in St. Gallen.

Die Eltern Joachims sollten noch die Freude erleben, ihren Sohn, welcher wie einst ihre Hoffnung, so längst ihr Stolz und ihre Freude war, in die Heimath zurückkehren zu sehen. Und wie jauchzen der Rückkehr des gefeierten Lehrers seine alten Schüler und Freunde entgegen. Mit Ungeduld erwarten sie seine Rückkehr. Myconius schreibt ihm am 20. Juli 1518: „Wir Alle verwundern uns gleicher Maßen darob, was deine versprochene Ankunft so lange verzögere. So oft wir mit den Eltern derer zusammenkommen, deren Lehrer du in Wien warst, gilt immer das erste Wort der Rückkehr Vadians. Ich denke, das Vaterland und die Freunde sollen dich halten.“ Ebenso schreibt Peter Tschudi von Paris aus, am 25. October 1518, an Zwingli: „Wir freuen uns überaus, daß Joachim Vadian, dieser gelehrte Mann, der eine besondere Zierde unseres Schweizerlandes ist, endlich aus Oesterreich heimgekehrt ist. Möchte er sich doch durch eine

seiner würdige Stellung in der Schweiz halten lassen und seinem Vaterlande vor anderen Nationen den Vorzug geben. Wir hoffen, er sei von den Unsrigen allenthalben mit offenen Armen aufgenommen worden." Umgekehrt berichtet der Ulm'sche Stiftsherr August Marius noch im Jahr 1518 an Vadian, daß man auf der Wiener Hochschule ohne ihn nicht leben könne, und verkündet ihm dann die frohe Botschaft, daß er, Marius, nunmehr endlich die Scholastik abgeschüttelt habe, sich jetzt erst der ächten Theologie befleiße, und nichts Besseres wünsche, als in Basel einen öffentlichen Lehrstuhl zu erhalten.

Kaum war Vadian in die Schweiz zurückgekehrt, als ihm mehrere ehrenvolle und vortheilhafte Rufe von Außen zukamen. Er lehnte dieselben ab, um in seiner Vaterstadt zu bleiben, in welcher ihn der Magistrat zum Stadtarzte mit Befreiung vom Wachtgelde und anderen Beschwerden wählte und ihn in diesem Amt im Jahr 1523 mit einem Jahresgehalt von vierzig und 1526 von fünfzig Gulden bestätigte. Ehe Vadian diese Stelle antrat, besuchte er noch seine Freunde und die Eltern seiner liebsten Schüler in Zürich und Basel, die ihn dringend geladen hatten. Allenthalben hatte er Dank, Liebe und Anerkennung zu erndten. Noch fester sollte er aber an die Schweiz gebunden werden durch seine Verehelichung. Längst hatten seine Freunde und Schüler ihn zu diesem Schritte aufgefordert und ihm denselben mit ihren Vorschlägen zu erleichtern gesucht. So hatte Ulrich Lener, halb im Scherz halb im Ernst, im Jahr 1516 an Vadian geschrieben: „Zu Appenzell ist eine hübsche junge Wittwe, achtzehn Jahre alt, die für eine Jungfrau gelten könnte, und hat 2000 Gulden Werth, und die nähme euch, wenn ihr hie wäret und euch gefällig wäre. Denn ich hab ein Weib an sie geschickt, von der ich verstanden, daß sie des Dings ganz lustig und begierig wäre." Als Vadian den Doctorhut der Medicin erworben, schrieb ihm derselbe, nun könne er genug Weiber auslesen, wenn er nemlich freien wolle. Myconius schrieb 1518 an Vadian, das neulich von Erasmus erschienene Encomium des Ehestandes müsse wohl von großem Werthe sein, da es sogar den Bruno Ammerbach, aller Weiber Feind, bewogen, eine Frau zu nehmen. Doch (fügt er bei) ein noch höherer Triumph für diese Schrift würde der sein, wenn sie nun vollends auch einen Vadian ins Joch spannen könnte. Am Ernstlichsten waren die Vorschläge Conrad Grebel's von Zürich gemeint, der seinen Lehrer aus Wien heraus begleitet hatte. Er lud Vadian nach Zürich in der Hoffnung, daß derselbe nirgends anderswo als in seinem elterlichen Hause das Absteigequartier nehmen werde. Seiner Schwester Martha wegen, schreibt er, habe er schon mehrmals mit seinem Vater gesprochen, der es aber kaum fassen könne, daß es einem Mann von solchem Gewicht in jeder Rücksicht mit solcher Heirath ein rechter Ernst sein sollte. Und kurz, wenn ihm das Mädchen gefalle, und er nicht, wie er höre, auf ein reicheres ausgehe, werde die Sache auf keine große Schwierigkeiten stoßen. Und bald darauf schreibt Conrad, der unter-

dessen in das Schweizer Stipendium nach Paris abgereist war, um dort unter Glareans Leitung seine Studien fortzusetzen, an Vadian, dankt ihm für die schönen Geschenke, die er seiner Schwester gemacht, und meint immer, daß sie noch Schwäger werden sollen. Dann bezeugt er ihm, daß er außer Gott und seinen Eltern Niemandem mehr schuldig sei als ihm, und wie er nicht um eitlen Ruhmes willen, sondern einzig deßwegen, um mit Vadian auf vollkommen vertrautem gleichem Fuße umgehen zu dürfen, den Wunsch hege, ein recht großer Mann zu werden. Wirklich verlobte sich Vadian am 5. Juli 1519 mit der liebenswürdigen, an Verstand und Herz reich gebildeten Martha Grebel und wurde am 18. August in der Schloßkapelle zu Wädenschwil durch Pfarrer Heinrich Hürlimann mit ihr getraut. Martha folgte ihrem Manne nach St. Gallen, wo eben die Pest die Anwesenheit des Stadtarztes doppelt wünschenswerth machte, und die treue Gattin, welche Joachims Leben von nun an beglückte, war der erste Preis, welchen Gott ihm für das Opfer zuerkannte, welches Vadian seinem Glauben und seiner Vaterlandsliebe gebracht hatte, als er sich in St. Gallen niederließ. Martha war, nach einem von ihr lateinisch an ihren geliebten Gatten geschriebenen Brief zu schließen, ganz befähigt, großen Antheil an seinen Planen und Geschäften zu nehmen, und nannte die Reformation ein Werk des Herrn.

Vadian hatte vor seinem Abgang aus Wien seine Ausgabe des Pomponius Mela drucken lassen. In der Vorrede sprach er seine Hoffnung aus, einst nach geendigten Studien ins geliebte Vaterland zurückzukehren. Da werde ich (versprach er) mich alles Fleißes bestreben, der Mann zu sein, von dem nach Plato's Ausspruch selbst die Nachwelt einstimmig sagen soll: daß er nichts unterlassen habe, gegen seine Geburtsstadt, seine Angehörigen und jeden Rechtschaffenen sich nach besten Kräften gefällig zu zeigen. Die folgende Schilderung wird zeigen, daß Vadian sein damals gegebenes Wort treulich gelöst hat.

Zweites Buch.

Reformation von St. Gallen.

1. Erste Anfänge.

Als Vadian in seine Vaterstadt zurückkehrte, fand er dort den Katholicismus noch in alten Würden und Ehren. War auch die Stadt mit dem Kloster in fortdauernder Fehde, so galten dennoch römische Ceremonien und Satzungen als der einzige Weg zur Seligkeit, ohne daß man auch nur eine Ahnung hatte, daß das Christenthum ohne dieselben bestehen könne, ja wider dieselben sei. Keßler sagt, die St. Galler seien vor Andern zu abergläubig und zu abgöttisch und auswendigem Thatsdienst (warlich aus guter Meinung) im Kirchenbauen, Tempelzierde u. s. w. ergeben gewesen. Priester und Laien waren in religiöser Erkenntniß fast gleich unwissend und gleich unsittlich. Seit lange hatte sich der römische Hof bei Pfarrpfründen einen Theil der Collaturrechte zugeeignet und für Geld die Pfarreien oft an unsittliche, ganz unwissende Menschen vergeben. Die meisten Geistlichen hielten öffentlich Concubinen; wenige waren im Stand, eine auch nur den Ansprüchen damaliger Zeit genügende Predigt abzufassen. Den Kirchenbann brauchten Papst und Bischöfe nur zu Erreichung weltlicher Absichten; hingegen wurde nicht nur für Vergehungen leichterer Art, sondern selbst für die gröbsten Verbrechen Verzeihung oder Ablaß um Geld feil geboten. Ablaßkrämer durchzogen Stadt und Land; der einfältige Arme gab gern seinen letzten Heller an sie. Die Feier der kirchlichen Feste war zu geistlosem lächerlichem Schauspiel herabgesunken. Hören wir die Beschreibung eines gleichzeitigen Berichterstatters über die Feier des Palmsonntags: „Zum Ersten, so kreuzet man aus dem Münster gen St. Mangen, und wenn man gen St. Mangen kam, so hat mehrentheils ein jedes Mensch ein Bürdeli Palmen. So stund dann der Abt oder Dechant und weihet dieselbigen, und wann geweihet war, so kreuzet man wiederum hinauf in das Münster. Und wenn man dann auf den Kilchhof kam, so war da ein Esel gemacht in der Größe eines andern Esels und darauf gemacht ein Mann, als sei er Christus. Und ist derselb Esel gemacht gewesen auf einen vierräderigen Wagen, daß man ihn ziehen konnte

und stund dann der Esel danieder bei der Gätteri. Und wenn denn jedermann auf den Kilchhof kam, so stunden dann die Schüler da und huben all an mit einander zu singen: Als das Volk gehört hatte, daß Jesus nach Jerusalem käme, nahmen sie Palmzweige und gingen ihm entgegen ꝛc. Und wann dann dieses ausgesungen ist, waren etwa bei den acht Schülern verordnet, die huben ihre Hände auf gegen dem Esel und zeigten gegen ihn und sangen mit lauter Stimm: Der ists, der da kommen sollte. Und wenn sie also gesungen, so respondirten dann die Schüler und alle sangen: Sein Volk zu erlösen. Und darnach auf das waren aber acht Schüler verordnet und zeigten gegen den Esel und sangen also: Dieser ist unser Heil und die Erlösung Israels. Darnach waren aber so viel Schüler verordnet, die knieten gegen den Esel nieder und sangen: Fürchte dich nicht, du Tochter Zion; siehe dein König kommt zu dir auf dem Füllen einer Eselin, wie geschrieben steht. Darnach waren aber andere sechs Schüler, die knieeten nieder und bückten ihr Angesicht gegen der Erden und schlugen alle mit einander die Hände ob dem Haupt zusammen und sangen, und wann sie einmal ausgesungen, so gingen sie drei Schritte und knieeten dann wieder nieder und sangen zum dritten Mal also: Sei gegrüßet König, Schöpfer der Welt, der du gekommen bist, zu erlösen ꝛc." In ähnlicher Weise ward auch die Feier der übrigen Feste begangen. Am Charfreitag legte man im Münster ein großes in Leinwand gewickeltes Bild des Gekreuzigten in das Grab, besprengte es mit Weihwasser und räucherte es an. In der Osternacht suchten drei als Weiber verkleidete Geistliche den Leichnam des Herrn im Grabe und sangen die dazu dienenden Schrifttexte; ihnen gaben zwei Andere in Engelsgewändern Antwort aus dem Grabe, und drei Fremdlinge besangen dann nach Erzählung der Evangelisten die übrige Auferstehungsgeschichte. Während dessen erhob sich Einer als auferstandener Heiland im rothen Meßgewand mit einer Fahne in der Hand auf den Altar, singend gab er sich der Maria zu erkennen, und nachdem er mit den Weibern einige Wechselgesänge abgesungen hatte, stimmte das Volk fröhlich die Lieder an: Christ ist erstanden, und: Also heilig ist der Tag. Am St. Marcustag, an dem es meist noch kaltes Wetter ist, besuchte man mit bloßen Füßen die St. Mangenkirche. Am Kreuzmittwoch zogen die Pfarreien aus der alten Landschaft, aus Appenzell und dem Rheinthale daher. Während die St. Galler auf Rotmonten zogen, versammelten sich alle auswärtigen Pfarrgenossenschaften auf dem Brühl, und da in Folge des Gedränges öfter Unordnungen vorkamen, indem eine Gemeinde der anderen den Ehrenplatz streitig machen wollte, so hielt hernach die Stadtobrigkeit eine, in Harnisch und Hellparten bewaffnete Wache und setzte folgende Prozessionsordnung fest: Nach dem Kreuz und Fahnen gingen zuerst die singenden Schüler; nach diesen der Officiant mit seinen Leviten, die Weltpriester, die Klostergeistlichen, welche die Gebeine Galls und anderer Heiligen in kostbaren Särgen trugen, dann folgte das Volk in der von dem Stadtschreiber

aufgerufenen Ordnung; jede Pfarrei bekam von den Zünften eine Ehrenwache, welche sie mit Trommeln und Pfeifen durch das Brühlthor nach dem Münster begleitete, wo die ganze Prozession unter dem Geläute aller Glocken und dem Schall der Instrumentalmusik einzog. In diesen Ceremonien bestand der ganze Gottesdienst, und das Volk kam ihm pünktlich nach. Nur in Betreff des Pfaffenthums fingen die St. Galler an, sich zu emancipiren. Als der päpstliche Legate Puccius 12,000 Mann Truppen gegen die Türken begehrte, wurde ihm im Jahr 1518 geantwortet: Wenn erst andere Fürsten ausziehen, wolle man auch 10,000 Mann schicken, und wenn mehr begehrt werde, noch 2000 Pfaffen, damit die Zahl voll werde! Demselben Legaten wurde der Curtisanen (Pfründeräuber) wegen angezeigt, daß, wo man solche, fremde oder einheimische, antreffe, man sie in ein Wasser schießen werde, dessen sie sich versehen sollten. Wenn man solche Curtisanen nemlich wegen des angedrohten päpstlichen Bannes doch zuletzt annehmen mußte, so rächte sich die Volksjustiz gewöhnlich damit an ihnen, daß denselben bei der Investirung die erlangte Bulle um den Hals gehängt und sie mit Wasser begossen wurden.

Vadian war schon aus Liebe zu seiner Vaterstadt, noch mehr aus Liebe zu Gott und seinem Wort entschlossen, diesem Greuel nach Kräften zu steuern, aber er ging mit einer staunenswerthen Geduld und besonderer Mäßigung ans Werk. Erst mußte er sich seine Reformatoren selbst ziehen und bilden, erst den Sinn für lebendiges Christenthum in St. Gallen wecken, ja erst selbst mit der Bibel und den reformatorischen Schriften sich selbst vertrauter machen, auch selbst die hervorragenden Männer der Schweiz erst kennen lernen oder ihre Bekanntschaft erneuern, wie er z. B. im Sommer 1522 in Basel war und dort auch Erasmus besuchte, der in einem Brief an Zwingli erzählt, wie ihm Vadian Auge um Auge nicht minder gefallen habe, als zuvor da er ihn nur aus seinen Schriften gekannt, und sich entschuldigt den Gast nur zu kaltem Gespräch empfangen zu haben, das ihm seine vor Gastmahlen fliehende Gesundheit gebiete. Um sich das Vertrauen seiner Mitbürger zu erwerben, bot sich dem Stadtarzt in der Pestepidemie, die kurz nach seinem Eintreffen in St. Gallen so viele Opfer forderte, reiche Gelegenheit. Oft starben im Jahr 1519 an einem Tage 26—30 Personen. Wer nur konnte, floh; selbst der größere Theil des Rathes verließ die Stadt, in welcher innerhalb sechs Monaten sammt den Gerichten, 1600 bis 1700 Personen starben. In den Häusern der Kranken wirkte Vadian schon damals nicht bloß als Leibes- sondern auch als Seelenarzt, so daß die Krankheit für Viele Anlaß zu ernsterer Einkehr in sich selbst und zu regem Forschen nach dem Reich Gottes wurde.

Noch im Jahr 1520 predigte in der Hauptkirche St. Gallens ein Mann, der einem Myconius großes Aergerniß gab, weswegen er an Vadian folgenden Brief schrieb: „Es wundert mich nicht wenig, wie du dich mit eurem Prediger Käser (Casearius; Zwingli nennt ihn Casceus, da es

doch nicht anständig sei, ihn Caseus zu nennen!) vertragen kannst. Welcher böse Geist hat es euch eingegeben, diesen Mann zum Prediger des göttlichen Worts zu wählen? Er kann das A B C nicht, und ihr findet ihn würdig, daß er euer Seelenhirte sei? Deine Pflicht wäre es, diejenigen, von denen die Wahl eines Predigers abhängt, zu überzeugen, daß sie einen Menschen dieser Art nicht zu ihrem Führer machen sollen. Du hast Gelehrsamkeit, du hast Ansehen genug bei deinen Mitbürgern, um dies mit leichter Mühe zu können. Deswegen staune ich, daß du nicht irgend einen Versuch gemacht hast. Verträgst du dich gut mit ihm, was ich zwar nicht glauben kann, so ist es ein wahres Wunder. Denn wie kann dieses zwischen einem Gelehrten und einem unwissenden Tropfe stattfinden?" Vermuthlich erhielt dieser Apostel der Unwissenheit, auf dessen Schmähungen zu antworten Zwingli unter seiner Würde fand, bald nachher den Abschied und an seiner Statt gelang es Vadian, sich einen Gehilfen in seinen reformatorischen Bestrebungen zur Seite zu stellen in der Person seines ehemaligen Schülers, des Benedict Burgauer, der, nachdem er bisher eine Pfarre im Rheinthal versehen hatte, nun auf Vadians Betreiben an die Hauptkirche in St. Gallen berufen wurde. Zwar war auch Burgauer noch keineswegs für die evangelische Lehre entschieden gewonnen, aber er trug ihr wenigstens offenen Sinn entgegen. Das Gleiche galt von seinem Helfer Wolfgang Wetter, genannt Jusli. Beide Prediger wurden zum prüfenden Lesen der lutherischen Schriften schon durch den Klosterprädicanten Dr. Wendelin Oswald veranlaßt, welcher von der Kanzel im Münster herab gegen die Neuerung donnerte und ihren Anhängern mit harten Strafen drohte. Auch mehrere Kaplane, als Jakob Reiner, Matthäus ab der Rütti, Johann Vogler, Ulrich Girtanner, Hans Noll und selbst der Dechant des Landkapitels Hermann Miles, Pfarrer zu St. Mangen, legten sich jetzt mit Eifer auf das Schriftstudium und Vadian ermunterte sie dazu und gab ihnen selbst Anleitung darin, indem er ihnen in Vorlesungen die Geschichte der Apostel erklärte. Vadian erkannte in dem Evangelisten und Arzt Lucas einen Geistesverwandten, während ihn als den Historiker die Apostelgeschichte besonders anzog und vor andern biblischen Schriften geeignet däuchte, durch Aufdeckung des Contrastes zwischen der apostolischen und römischen Kirche der evangelischen Lehre Bahn zu brechen. Noch findet sich auf der St. Galler Stadtbibliothek ein starker, aus 245 Blättern bestehender, von Vadian eigenhändig in lateinischer Sprache geschriebener Band, der einen vollständigen aus dieser Veranlassung bearbeiteten Kommentar zu der Apostelgeschichte enthält. Bullinger benutzte denselben zu seiner Erklärung der Apostelgeschichte, in deren Vorrede er erklärte, seine Arbeit wäre überflüssig gewesen, wenn Vadian Zeit gefunden hätte, sein Manuscript zum Druck fertig zu machen. Aus diesen Vorlesungen scheint sich unserem Vadian der Plan zur Bearbeitung einer heiligen Geographie des Neuen

Testaments entwickelt zu haben, den er sofort ausführte, während ihm eine neue in Basel veranstaltete Ausgabe des Pomponius Mela nicht bloß Mühe verursachte, sondern auch Gelegenheit bot, da und dort in den gelehrten Apparat Aeußerungen über die Reformation einzuflechten, um damit die Gelehrten zur Betheiligung aufzufordern.

In gleichen Verhältnissen, in welchen Vadians Ansehen und Einfluß in seiner Vaterstadt wuchs, nahm auch seine Thätigkeit für die Reformation größere Ausdehnung. Ein wichtiger Schritt hiezu war, daß er im Jahr 1520 nach dem Tod seines Vaters Mitglied des Raths wurde. Man fühlt es den Berichten Keßlers und anderer Zeitgenossen an, daß sie in Vadians Person die ganze Behörde sahen oder vielmehr über ihm alle übrigen Rathsherren vergaßen. In der Person des Bürgermeisters Kaspar von Fahnbühl stand noch an der Spitze des Raths ein überaus demüthiger Knecht der Priesterschaft; unter den übrigen Rathsverwandten fehlten aber nicht einzelne helle Köpfe, die ohne Studium leicht sich aneigneten, was ihr gelehrter College als Resultat ernster Forschungen ihnen in populärer Form vortrug. So war es bereits ein fernerer Schritt vorwärts, als es Vadian gelang, im Jahr 1521 die Anstellung des der evangelischen Lehre treu ergebenen Dominicus Zili zum lateinischen Schulmeister der Stadt durchzusetzen.

Sobald die Herzen der Bürger für Aufnahme des Evangeliums vorbereitet waren, sorgte Vadian für evangelische Gastprediger, welche in St. Gallen mit weniger Rückhalt als die erst neu gewonnenen und noch nicht befestigten einheimischen die Greuel der alten Ceremonien aufdeckten und als Fremde bei den Zuhörern mehr Geltung fanden. Zuerst trat Dr. Balthasar Hubmayer, Pfarrer in Waldshut, auf, der im Ruf eines gelehrten evangelischen Prädikanten stand und von einem St. Galler Bürger, Namens Sebastian Ruggensberger berufen wurde. Auf Ersuchen predigte er erst zu St. Mangen, dann zu St. Leonhard an einem Tage (3. Mai 1523), wo nach altem päpstlichen Brauche aus der Stadt dahin ein großer Kreuzgang gehalten und viel päpstlicher Ablaß ertheilt ward. Da Hubmayer wegen der Menge des zuströmenden Volks nicht in der Kirche predigen konnte, bestieg er hinter derselben einen Hügel und erklärte in einer Bergpredigt die evangelische Geschichte Lucä 1. Als das Volk ob seiner Lehre (denn er mit lieblichem und hellem Gespräch begabet) große Freude und Lust empfing, zog es ihm in seine Herberge am Rindermarkt nach, wo er die Epistel Pauli zu den Galatern dem Volk sowohl in als vor dem Haus auslegte; „aus welchem männiglich nach der Wahrheit Hunger und Durst empfing, aber mit seiner schnellen Hinfahrt ist ihnen begegnet gleich so einem Dürstigen ein Becher mit kühlem Wasser dargereicht und fürgestellt und sobald er daran dupft, behend wieder entzogen wird." Im gleichen Jahre predigte auch Dr. Christoph Schapeler, ein geborener St. Galler, damals Prädikant zu Memmingen, wiederholt in

seiner Vaterstadt. Offen trat er gegen den Münsterprediger Dr. Oswald Wendelin auf, beschuldigte ihn der Lüge und verführerischer Lehren und erbot sich, das mit göttlicher Geschrift zu erweisen. So oft aber Dr. Wendelin zur Disputation erfordert ward, wandte er vor, sein gnädiger Herr Abt wolle ihm kein Gespräch zu halten mit Jemand erlauben noch in keinem Wege gestatten.

Schon waren in der Schweiz die Disputationen an der Tagesordnung: zu der zweiten Züricher Disputation über Messe und Bilder, die den 26. Weinmonat 1523 anheben sollte, hatten von den eidgenossischen Orten nur Schaffhausen und St. Gallen ihre Geistlichen und Gelehrten, letztere Dr. Vadian und Dr. Schapeler abgesandt. Beiden sammt dem Schaffhauser Sebastian Hofmeister wurde die Ehre des Präsidiums übertragen. Vadian wollte dieses Amt ablehnen, indem er erklärte, seine Herren von St. Gallen hätten ihn allein darum hergeschickt, daß er freundlich da solle losen und zuhören, und weiter solle er nicht handeln. Doch ließ er sich zur Uebernahme des Präsidiums überreden, als der Züricher Bürgermeister ihm entgegnet hatte, man wolle ihm gar nicht zumuthen, was seinen Herren zu St. Gallen nachtheilig oder zu Argem erschießen möchte; er könne das wohl verantworten; es rede ja auch sonst Männiglicher; das sei doch auch sonst nichts Anderes denn losen und zuhören. Ohne sich am Gespräch selbst zu betheiligen, leitete es Vadian mit großer Unparteilichkeit; Zwingli schrieb ihm nach demselben am 11. November 1523: „Ich will dir jetzt nicht danken für die unermüdliche Mühe, welche du dir unlängst bei uns gegeben hast; weißt du doch selbst, woher der Lohn zu erwarten ist, nemlich von dem, dessen Sache du treulich vertrateſt."

Während aber Vadian selbst in St. Gallen eine evangelische Partei zu gründen und zu sammeln bemüht war, hatte er auch das Bedürfniß gefühlt, sich von außen einen Mitarbeiter bilden zu lassen und zwar von Wittenberg, wohin er einen jungen unterrichteten Mann absandte, der nach seiner Heimkehr Vadians ergebenster Freund und Einer der wackersten Vorkämpfer evangelischer Lehre, ja St. Gallens Mitreformator werden sollte.

2. Johann Keßler.

Johann Keßler, auch Cheſſellius oder Ahenarius genannt, ward aus einer nicht unansehnlichen Familie zu St. Gallen im Jahr 1502 geboren. Frühzeitig zum Priesterstande bestimmt, trat er zuerst in die Klosterschule und ward dann nach Basel geschickt, wo er mehrere Jahre dem Sprachstudium und der Theologie oblag und aus dem Munde eines Erasmus und Oecolampad eine freiere Bildung einsog. Im Jahr 1522 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und da er sich zu schwach oder auch schon zu stark fühlte, um die Weihe zu einem Meßpriester anzunehmen, reiste er, höchst wahrscheinlich von Vadian dazu ermuntert und mit Em-

pfehlungen versehen, nach Wittenberg, um seine Studien unter Luther und Melanchthon fortzusetzen. Mit einem Gefährten, zu Fuß, bei starkem Regenwetter, in erbärmlichem Aufzug schon nach Jena in den Gasthof zum schwarzen Bären gekommen, fanden sie einen Mann bei dem Tisch allein sitzend und ein kleines Buch vor ihm liegend. Sie meinten, der Mann wäre ein Ritter, denn er saß nach Landesgewohnheit da in einem rothen Schlapli, in bloßen Hosen und Wamms, ein Schwert an der Seiten. Bald fing der Mann an, sie zu fragen, woher sie gebürtig wären, doch gab er ihm selbst Antwort: Ihr seid Schweizer; woher seid ihr aus dem Schweizerland? Als sie ihm St. Gallen nannten, erwiderte er: Wollt ihr gen Wittenberg, so findet ihr gute Landsleute, nemlich Dr. Hieronymum Schurpfen und seinen Bruder Dr. Augustin. Die Studenten antworteten, sie hätten Briefe an sie, und fragten: Mein Herr, wisset ihr nicht uns zu bescheiden, ob M. Luther jetztmal zu Wittenberg oder an welchem Orte er doch sei? Antwortet er: Ich hab gewisse Kundschaft, daß der Luther jetztmal nicht zu Wittenberg ist, er soll aber bald dahin kommen; Philippus Melanchthon aber ist da, lehret die griechische Sprach, so auch Andere die hebräische, welche beide er ihnen im Treuen rathen wollte zu studiren, da sie, h. Schrift zu verstehen, bevor nothwendig seien. Die Studenten sprachen: Gott sei gelobt, denn wir (so Gott unser Leben fristen wird) nicht erwinden wollen, bis wir den Mann sehen und hören werden, denn wir von seinetwegen unsere Fahrt unternommen haben; dieweil wir denn von Jugend auf von unseren Eltern dazu gezogen und verordnet, daß wir Priester werden sollen, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben werde, und mit was Fug er solch Fürnehmen wolle zuwegen bringen. Nachdem sich der Ritter nach den Verhältnissen zu Basel und nach Erasmus erkundigt, fragte er: Was hält man im Schweizerland von dem Luther? Sie antworteten: Mein Herr, es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen; Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat, Etliche aber verdammen ihn als einen unleidigen Ketzer, und bevor die Geistlichen. Unter solchem Gespräch ward es den jungen Schweizern gar heimelich; Keßlers Geselle hub das Buch auf, das vor dem Ritter lag; da war es ein hebräischer Psalter, und als er äußerte, er wollte einen Finger von der Hand geben, daß er sich dieser Sprache verstände, antwortete ihm der Ritter: Ihr möget es wohl ergreifen, wo ihr anders Fleiß anwendet, denn ich auch begehr die weiter zu erlernen, und mich täglich hierin übe. Als die Nacht hereinbrach, kam der Wirth vor den Tisch und als er der Reisenden hoch Verlangen nach dem M. Luther vernommen, sprach er: Liebe Gesellen, euch wäre gelungen, wo ihr vor zwei Tagen hier wäret gewesen, denn hie ist er am Tisch gesessen und zeigt mit dem Finger an den Ort. Das verdroß die Studenten sehr und zürnten, daß sie sich so gesäumt

hätten, ließen den Zorn an dem wüsten und unfertigen Weg ausgehen, der sie verhindert hätte, doch sprachen sie: Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus, an dem Tisch, da er, gesessen sind. Lächelnd ging der Wirth zu der Thüre hinaus und berief nach einer kleinen Weile Keßlern zu sich mit den Worten: Dieweil ich euch in Treuen erkenn, daß ihr den Luther zu hören und sehen begehret, der ists, so bei euch sitzet. Keßler nahm die Worte gespottsweise auf und sprach: Ja, Herr Wirth, ihr wollet mich gern fatzen und meine Begierd mit des Luthers Wahn ersättigen. Der Wirth sprach: Er, er ist es gewißlich, doch thu nicht desgleichen, als ob du ihn dafür halteſt und kenneteſt. Keßler ließ dem Wirth Recht, konnte es aber nicht glauben; er ging wieder in die Stube, setzte sich wieder zu dem Tisch und sagte seinem Gesellen ins Ohr, der Wirth habe ihm gesagt, der seie der Luther. Der Begleiter wollte es aber nicht glauben und sprach: Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten. Weil nun die ritterliche Kleidung Keßlern mehr an Hutten denn an Luther vermahnte, ließ er sich bereden, er hätte gesprochen: Es ist der Hutten, da der Anfang beider Namen schier zusammenklinge. Unterdessen kamen zwei Kaufleute an, die auch allda übernachten wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entsporet, legte Einer neben sich ein ungebundenes Buch. Fragt der Ritter, was es für ein Buch wäre, und erhält zur Antwort: Es ist Dr. Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgangen; habt ihr die nie gesehen? Der Ritter entgegnete: Sie soll mir auch bald werden. Da sprach der Wirth: Nun füget euch zu Tisch, wir wollen essen. Die armen Studenten aber baten den Wirth, er wolle sich mit ihnen leiden und ihnen etwas besonderes geben. Sprach der Wirth: Liebe Gesellen, setzet euch nur zu dem Herrn an den Tisch, ich will euch ziemlich halten. Da es der Ritter höret, sagte er: Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen! Unter dem Essen that der Ritter viel gottseliger, freundlicher Reden, daß die Kaufleute und Studenten an ihm verstummten und mehr seiner Worte denn aller Speisen wahrnahmen. Unter welchen er sich mit einem Seufzer erklaget, wie nemlich die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg vonwegen Gottes Worts, dieser schwebenden Händel und Beschwerung halb teutscher Nation versammelt wären, aber nichts mehr auszurichten geneigt, denn gute Zeit mit köstlichem Turnier, Schlitten, Unzuchten, Hoffahrt und Hury verzehren, so doch bevor Gottesfurcht und ernstliche Bitt dazu diente: aber das sind unsere christliche Fürsten! Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von den päpstlichen Irrthümern vergiftet, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, denn an den Eltern, in welchen die Irrthümer eingewurzelt, daß die nicht leicht mögen ausgereutet werden. Darnach redeten die Kaufleute auch ihre gute Meinung und sprach der Aeltere: Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, verstehe mich auf die Händel

nicht besonders, das sprich ich aber, wie mich die Sach ansieht, so muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein; ich hab auch Muth, noch zehn Gulden ihm zu lieb zu verzehren, daß ich ihm beichte, denn ich glaube, er möchte und könnte mein Gewissen wohl unterrichten. Indem kam der Wirth zu den Studenten und sagte heimlich: Habet nicht Sorg für die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für euch ausgerichtet. Das freute sie sehr, nicht von des Gelds wegen, sondern, daß sie dieser Mann gastfrei gehalten habe. Nach dem Nachtmahl stunden die Kaufleute auf, gingen in den Stall, die Rosse zu versehen. Unterdessen blieb Martinus allein bei den Studenten, welche ihm seiner Verehrung und Schenke dankten und dabei merken ließen, daß sie ihn für Ulrich von Hutten hielten. Er sprach aber: Ich bin es nicht. Da kommt der Wirth. Zu dem spricht Martinus: Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann worden, denn diese Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten. Der Wirth entgegnete: Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther. Da lächelte dieser mit solchem Scherz: Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther, ich sollt wohl bald Marcolffus werden. Und nach solchem Gespräch nahm er ein hohes Bierglas und sprach: Nach der Landes Brauch, Schweizer, trinket mir nach einen freundlichen Trunk zum Segen! und wie Keßler das Glas von ihm empfahen wollte, veränderte er das Glas, bot dafür einen Stintzen mit Wein, sprechend: Das Bier ist euch unheimisch und ungewohnt, trinket den Wein! Damit stund er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel, nahm Urlaub, reichte den Studenten die Hand und sprach: So ihr gen Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymum Schurpfen. Die Studenten entgegneten, sie wollten es willig thun, aber fragten, wie sie ihn nennen sollten, daß er den Gruß verstehe. Martinus erwiderte: Saget nicht mehr denn: der kommen soll, läßt euch grüßen! so versteht er die Worte bald. Also schied er an seine Ruh. Darnach kamen die Kaufleute wieder in die Stube, hießen den Wirth, ihnen noch einen Trunk auftragen, unter welchem sie viel Unterredung hielten des Gasts halber, so bei ihnen gesessen wäre, wer er doch wäre. Doch der Wirth ließ sich merken, er halte ihn für den Luther, und die Kaufleute ließen sich bald bereden und kümmerte sie, daß sie so ungeschickt vor ihm geredet hätten. Sie wollten am andern Morgen desto früher aufstehen, ehe er abritt, und bitten, er wolle nichts an sie zürnen, noch im Argen vermessen, denn sie seine Person nicht erkannt hätten. Das thaten sie und fanden ihn am Morgen in dem Stall; aber Martinus hat geantwortet: Ihr habet Nächt ob dem Nachtmahl geredet, ihr wollet zehn Gulden dem Luther nach verzehren und ihm beichten, wann ihr dann ihm beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei. Darnach ist er aufgesessen und auf Wittenberg geritten. Als aber am Samstag darnach die St. Galler in die Stube bei Hieronymo Schurpfen traten, fanden sie Martinum, bei ihnen Philipp Melanchthon. Luther grüßte und lachte, zeigte mit den Fin-

gern und sprach: dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt habe!

So beschreibt Keßler selbst sein erstes Zusammentreffen mit Luther, der eben von der Wartburg zurückkehrte. Keßler mußte zwar in Wittenberg sehr sparsam und eingezogen leben, fand aber in den Vorlesungen und Predigten Luthers für alle Entbehrungen reiche Entschädigung. Nach einem Aufenthalt von einem Jahr kehrte er anspruchslos, aber mit reicher Gabe der Auslegung ausgestattet nach seiner Vaterstadt zurück. Meßpriester wollte er aus Ueberzeugung nicht werden; für evangelische Pfarrstellen war noch nichts eingerichtet; von seinen Kenntnissen hatte er sonst keinen Unterhalt zu hoffen — da faßte der Mann, der das geistige und geistliche Leben Wittenbergs gekostet und liebgewonnen hatte, den Riesenentschluß, noch ein Handwerk zu erlernen und zu betreiben, und trat bei dem Sattler Hans Noll in die Lehre. Allein der Sattlerlehrling war zugleich ein Meister in Schriftauslegung, und Vadian, der den schlichten biederen Mann immer lieber gewann, wußte es einzurichten, daß diese Gabe nicht ins Schweiß- oder Schurzfell vergraben wurde. Hören wir, wie er selbst in seiner Sabbatha seine Berufung erst zum Winkelprediger beschreibt:

„Indem wie ich auf den 9. Tag des Wintermonats wieder von Wittenberg allher gen St. Gallen heimgezogen, ward ich auf den ersten Tag folgenden 24. Jahrs, so man den neunten Jahrstag nennt, von etlichen gutherzigen Männern und Brüdern, vornehmlich von der Weberzunft, desgleichen mein Herr und Bruder Wolfgang Jusli Prädikant zu Gast geladen, und nachdem das Mahl mit viel und mancherlei Unterredungen von dem Wort des Herrn vollendet und aufgehebt war, eröffneten sie mir, warum sie mich zu ihrer Wirthschaft berufen hätten, sprechend: Johannes, wir bitten dich, du wollest ansehen Gottes Ehr, Uffnung der Wahrheit und aus brüderlicher Liebe bewegt werden, unser Etlichen, wie wir hie versammelt, wahre hl. Geschicht helfen lesen und erklären, damit wir desto mehr in der Wahrheit unseres hl. christlichen Glaubens mögen unterrichtet werden, so wir anhebend merken, daß wir bisher durch päpstliche Lehre elendiglich verführt und betrogen seien. Auf dieses Anbringen antwortete ich: Ihr, meine Herren und lieben Brüder, Gott sei gelobt, der euch mit gelehrten und verständigen Prädikanten ordentlich versehen hat, die nichts sparen, sondern den höchsten Fleiß ankehren, damit der Irrthum ausgereutet und die Wahrheit gepflanzt werde, daß ihr meines Diensts wohl entbehren möget; aber nichts desto minder wo ihr zusammenkommet, will ich willig sein, mich zu euch fügen und eine besondere Freud haben, mit euch von der Geschicht und Wahrheit unseres christlichen Glaubens helfen reden, lesen und Gespräch halten, damit wir in der Erkenntniß Jesu Christi zunehmen und wachsen mögen. Darnach fragten wir Wolfgang Jusli den Helfer, was er dazu wollte reden und rathen, damit wir nicht hinterrucks den verordneten Prädikanten (derhalben er auch geladen ward) verhandlet

und angesehen würden. Antwortet er: Lieben guten Freund und Brüder, euer christlich Fürnehmen gefällt mir wohl und wäre mir eine große Freude, wo man Gottes Wort und Willen erlernt. Hierauf ward damals beschlossen, daß wir uns all Sonntag und Freitag Morgen wollten in des Becken Haus zusammenfügen, liegt bei St. Laurenzenkirchen. Also haben wir uns auf den nächsten Sonntag nach der Beschneidung Christi zusammenverfügt; nachdem Meldung geschah, was wir lesen wollten, gaben sie mir für die erste Epistel Joannis zu erklären. Darnach auf den 6. Januars, welcher ist der Dreikönigstag, sind wir das andere Mal zusammengekommen; vermeint ich, es würde nun ein Anderer und hernach durch die Bank hin Einer nach dem Andern lesen, aber Keiner wollte sich deß ergeben, sondern vermahnten mich, ich sollte mit der Epistel, wie ich angefangen hatte, fürfahren und die vollenden. Wiewohl mir mein kleinfug und schlechte Erkenntniß nicht unwissend war, doch mußt ich bewilligen, dieweil sie wohl von mir für gut meinen Dienst aufgenommen; zudem bedünkte mich solch christenlich und brüderlich Anmuthen abstricken unchristlich und wider die Liebe sein, die wir doch so hoch in dieser gegenwärtigen Epistel rühmten. Da ich mich nun des Aemtles untergeben, sah mich für gut an und nothwendig, damit die Brüder in ein ordentlich Erkenntniß des Glaubens kommen möchten, die Epistel Pauli zu den Römern, sofern mir Gott Gnad mittheilte, zu erklären, für mich nehmen."

Da der Zulauf zu diesen Vorträgen immer größer ward, so gebrach es bald an Raum. Es wurde darum der Zusammenkunftsort erst auf die Zunftstube der Schneider, dann auf die noch größere der Weber verlegt. Hier lehrte Keßler den ganzen Sommer hindurch bis auf Gallus vor Zuhörern aus allen Klassen der Stadt- und des Landvolks. Wiederholt forderte er seine Zuhörer auf, ihn, wo nöthig, zu berichtigen oder auch zu widerlegen, und oft erbot er sich, jeden zweifelhaften, unbefriedigenden oder wohl gar bestrittenen Satz noch weiter nach der Analogie des Schriftglaubens zu erörtern und zu beweisen. „Ob aber," sagte der bescheidene Mann, „Gott hierdurch in den christlichen Herzen etwas Nutz geschafft habe, stell ich ihm anheim, der ein Erkenner ist aller Herzen; dem sei Lob und Dank in Ewigkeit."

Bereits war das Interesse, welches die St. Galler Bürger für die religiösen Fragen der Gegenwart hegten, so groß, daß man, wie der Kaplan Sicher bemerkt, an allen Enden und Orten der Stadt auf Leute stieß, die sich über solche Gegenstände besprachen oder sich von irgend Einem, der hierin etwas mehr als Andere wissen wollte, unterrichten ließen. Kein Wunder darum, daß, wie Keßler erzählt, die Götzendiener, so dem Papstthum noch nicht abgekündet hatten, großen Verdruß ob diesen Lectionen empfingen, also daß sie Tag und Nacht berathschlagten, wie sie die verlegen und hinterstellen möchten. Eben um diese Zeit (1524) kam auch Georg Gügi, Pfarrer von Klein-Rikkenbach, der von dem Landvogt zu Frauen-

feld evangelischer Lehre halb seiner Kirche beraubt und vertrieben worden war, nach St. Gallen. Die im Sommer dieses Jahres zu Baden versammelte Tagsatzung stellte an den Magistrat zu St. Gallen das Ansinnen, diesem vertriebenen Pfaffen, so bei ihnen wider christliche Gewohnheit und Brauch in einer Trinkstube, da sich Gottes Wort nicht gebühre zu handeln, predige, Schweigen aufzulegen und die Stadt zu verbieten. Der Rath, welcher bisher absichtlich die Vorlesungen ignorirt hatte, wagte noch nicht, sich offen für sie zu erklären; andererseits wollte er noch weniger dem evangelischen Prediger wehe thun. Darum beschied er diesen vor sich und bat ihn freundlich, gemeinem Frieden zugut eine Zeit lang die Stadt zu verlassen; so ers begehre, möge er in Monatsfrist wiederkommen. Gügi gehorchte, aber die Lectionen erlitten dadurch keinen Abbruch. Als aber auf Mitte Augusts wieder ein Tag gen Baden verschrieben war, wurde ein noch ernsteres Warnungsschreiben an St. Gallen erlassen: Die Stadt solle „nicht ferner ungeweihte Leute und Buben predigen lassen, sondern Prediger dahin thun, denen Solches zustehe, damit Ruh und Guts und nicht, als bisher geschehen ist, mehr Args daraus erwachse; ihr die neuen Orte lieber lassen sein denn solche Buben und Winkelprediger; denn es weiter nicht möge erlitten werden." Namentlich wurde darüber Klage geführt, daß ein Keßler wider allen Brauch und Gewohnheit in einer Trinkstube ketzerisch predige. Keßler selbst bemerkt hiezu: „Ist dazumal aber von den Eidgenossen verstanden worden, es sei ein Keßler, der sich im Lande hin und her mit Schüsseln, Pfannen und Kessel butzen ernähre, und nicht daß er von dem Geschlecht diesen Namen habe." Die Schrift brachte den Rath in neue Verlegenheit: er wollte sich nicht ansehen lassen, als ob er Gottes Wort niederlegen und seinen Lauf verhindern wollte, und doch fand er kein Mittel, diese Winkelpredigten zu rechtfertigen. Er beschloß, Einen der angesehensten Rathsfreunde (Vadian?) zu beauftragen, daß er Keßler zu sich bescheide und durch Vorhaltung der Gefahren, welche diese Vorlesungen erweckten, bestimme, freiwillig vom Vorlesen abzustehen. Dieses geschah und Keßler antwortete: „Nie wollte ich mich hervordrängen, sondern was ich that, geschah fast ohne mein Zuthun, auf vielfältige Aufforderung, freilich auch in dem Bewußtsein, daß ich bei so vielem äußeren und inneren Beruf dazu mich dessen nicht wohl entschlagen möge. Stets aber habe ich gewünscht, eines Geschäfts entledigt zu sein, zu dem ich mich denn doch untüchtig finden mußte, und welches überdies der Erlernung meines Handwerks Abbruch that. Darum soll es mich herzlich freuen, wenn ohne Beschwerung meines Gewissens, ohne Nachtheil für meine Lehre und ohne öffentliche Aergerniß Rath geschafft werden kann, mich dieser Sache zu entledigen. Nur darf dies keineswegs von mir ausgehen, um allen Verdruß mit denen, die mich zu solchem Werk ausgesehen hatten, zu verhüten, was mir in der That wichtig und schwierig vorkommt." Auf dieses hin beschloß der Rath, die so anstößigen Vorlesungen eingehen zu

lassen, ordnete aber dafür an, daß von nun an wöchentlich statt einer Predigt drei Predigten, nemlich Sonntags, Mittwochs und Freitags gehalten werden sollten. Dieser Beschluß ward Keßlern eröffnet, und derselbe versprach sich ihm zu fügen. Zwar seine Brüder baten ihn nicht abzustehen, er antwortete ihnen aber in ächt evangelischem Geiste: „Es ist ja wahr, Gottes Wort ist an Niemanden bunden, darum ist es auch nicht an mich gebunden, und begehre gleichermaßen von euch, ihr wollet es eine Zeitlang stillhalten, angesehen unserer Obrigkeit Verbot, und gemeine Unruhe zu vermeiden. Auch ist es nicht der Fall, daß es so hoch nöthig wäre, da ihr jetzt an Gottes Wort keinen Mangel leidet, sondern mit ordentlichen Predigern treulich versehen seid. Wäre aber Mangel und Theuerung in dieser Hinsicht, dann bäten wir wohl Gott, uns solchen Muth zu geben, daß wir mit St. Peter sprechen möchten: Wir sind Gott mehr schuldig als den Menschen!"

3. Laienprediger in der Kirche.

Die Privatvorlesungen hörten gleichwohl nicht auf. Um diese Zeit kehrte Wolfgang Schorant genannt Ulimann, Sohn eines St. Gallischen Zunftmeisters, der in Chur dem Mönchsstande entsagt hatte, in die Heimath zurück, um hier bei seinem Vater ein Handwerk zu erlernen. An ihn richteten nun die Brüder die Bitte, er möge an Keßlers Stelle die Bibelstunden halten. Er willigte ein, und der Zudrang zu seinen Vorträgen ward schon nach wenigen Stunden so groß, daß die Zuhörer in die St. Mangenkirche zu übersiedeln Miene machten. Der Abt aber, dessen Lehen die Kirche war, ließ die Thüren schließen. Wie sich nun des Morgens vor der Kirche eine große Menge Volks versammelte, predigte Ulimann von der Kirchhofmauer herab. Das geschah dreimal. Es war aber im Wintermonat und sehr kalt und unleidig, besonders den Frauen, und entstund unter dem Volk eine Klage, es wäre zu erbarmen, daß die Säufer und Fresser, Spieler und Hurer eigene Häuser hätten, und Gottes Wort möchte nicht ein Hüttli überkommen, dahinter man sich vor dem Ungewitter bewahren möchte. Es wurde nun der geräumige Platz auf der Metzg am Rindermarkt als Versammlungsort gewählt. Nachdem aber dem Ulimann das öftere Lesen zu beschwerlich wurde, ersuchten die Brüder Keßler aufs Neue, er möchte wenigstens mit Jenem abwechselnd die Lectionen wieder halten. Keßler verwies sie auf den gelehrten, frommen und verständigen Mann, den Schulmeister Dominicus Zili, welcher auch zusagte unter der Bedingung, daß sich Keßler gleichfalls zur dritten Abwechslung verstehe. Dieser willigte endlich ein. Die Metzg aber, wie weit und breit sie war, wurde doch von der Menge der Bürger durch alle Winkel ausgefüllt, so daß man ängstlich ermaß, wie gefährlich es bei Ausbruch eines Feuers wäre, in einem Hause versammelt zu sein, da nicht mehr denn eine Treppe wäre, durch welche man in Eile nicht ohne Schaden möchte hinabkommen. Zudem hatte

das Haus großen Ungunst und Aufsatz von den Päpstlern auf sich geladen, als ob darin in den Winkeln Unzucht getrieben würde; darum wandte sich ein großer Theil der Bürgerschaft an den Rath mit der Bitte, daß man ihnen eine Kirche vergönne. Dieser gestattete, daß man in der Pfarrkirche zu St. Lorenzen die Lection halte, und am kommenden Sonntag den 2. Februar 1525 ward zum ersten Mal von ungeweihten Personen wider alle Gewohnheit in der Kirche gelesen und gelehrt. Diese Lesung verwandelte sich später in die s. g. Frühpredigt, die bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Namen Läse jeden Sonn- und Feiertag Morgens um fünf Uhr zu St. Laurenz abgehalten wurde.

4. Der Rath entscheidet sich.

Je mehr die reformatorische Bewegung in der Stadt St. Gallen Eingang fand, desto mehr wurde der Rath zu einer Entscheidung hingedrängt, schon um den bürgerlichen Frieden seiner Unterthanen zu erhalten, dann aber auch um der Bewegung Herr zu bleiben und die Reformation nicht zur Revolution ausarten zu lassen. Während laut gegen den Greuel des Papstthums gepredigt wurde, war an den päpstlichen Ceremonien noch nichts geändert. Als Stützen der römischen Kirche standen an der Pfarrkirche zu St. Laurenzen noch immer drei Terminirer (Bettelmönche), ein Barfüßer, ein Prediger und ein Augustiner, die nach gewohnter Weise im Predigen und Messelesen fortfuhren. Schon war es des Oefteren auf den Straßen zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen; die Priester wurden vom Erstenbesten, der ihnen begegnete, über die Schriftmäßigkeit ihrer Lehre zur Rede gestellt. Um dieser Unordnung zu steuern, ohne den Zuhörenden das Urtheil zu benehmen, ernannte der Rath eine eigene Kommission von vier Schiedleuten in Religionsangelegenheiten, damit bei ihr Jeder seine etwaigen Bedenken und Klagen vortragen und Belehrung erhalten möge, ohne ferner ein Gespräch auf der Gasse anzustellen. Wer aber fernerhin einen Priester zu Rede stelle oder schelte, der sollte nach Verdienst gestraft werden. Zu Schiedsleuten wurden aber nur evangelisch Gesinnte gewählt, nemlich Pfarrer Burgauer, Helfer Wetter, Rathsherr Vadian und Stadtschreiber Fechter.

Am 5. April 1524 erließen Bürgermeister und klein und groß Räthe der Stadt St. Gallen das erste Mandat, betreffend den jetzt schwebenden evangelischen Handel. Dieses lautete: „Dieweil zu diesen Zeiten viel und mancherlei Zwiespaltungen lehren, so dem christlichen Volk unter dem Namen des Gottesworts verkündet, daraus mancherlei Aergerniß, auch Verwirrungen der Gewissen, daraus zu besorgen Zerrüttung brüderlicher Liebe und demnach allerlei Zank und Neid und Unwill verursacht möchten werden, Solches fürzukommen, sondern die Lehr des Allmächtigen, auch Liebe des Nächsten zu uffnen, ist eines großen Raths der Stadt St. Gallen

ernstliche Bitt und Meinung, daß ihre Seelsorger und Prädikanten in ihrer Pfarrkirche nun fürohin an den Kanzeln nichts predigen und dem Volk verkündigen, denn das heilige Evangelium hell, klar und nach rechtem christlichem Verstand, ohne Einmischung menschlichen Zusatzes, der aus biblischer Geschrift nicht gegründet ist, und sie nicht mit dem Evangelio und biblischer Geschrift erhalten und beweisen mögen; doch dabei vermeiden und unterlassen alle Schmutzreden und Stupffung, so zu Bewegung der Obrigkeit reichen mögen, sondern allein das sagen, so zu wahrer Ehr Gottes, auch zu Beruhigung der Gewißheiten dienet, dazu was in Gottes Lieb und des Nächsten leitet. Deßgleichen daß die Beichtväter ihre Kinder getreulich unterrichten und ihnen überall nichts fürhalten noch lehren, das der Lehr der Seelsorger widerwärtig sei; denn welcher dawider handelte und thäte, dem würde Solches nicht nachgelassen sondern begegnen nach Gestalt der Sachen, daß er sollt wollen, er wär müßig gangen. Item und ob Einer der Prädikanten oder Seelsorger in ihrer Pfarrkirche an der Kanzel etwas predigte, und Jemand, er wäre geistlich oder weltlich, vermeint würde, daß Solches wider das Evangelium und biblische Geschrift wäre, so soll doch Niemand so frevel oder grob sein, daß er Solches weder öffentlich in der Kirche widerspreche, noch darnach den Prädikanten unter Augen verweise, oder sonst ein Geschrei daraus mache, sondern zu Vermeidung von Unruh und Widerwärtigkeit, so daraus möchte erwachsen, sind verordnet vier Mann, zu denen soll und mag er gehen und denselben Solches vorhalten. Die sollen dann denselben beschicken, so beschuldigt wird, verhören und demnach in der Sach handeln nach Gestalt der Sach und ihrem Befehl. Denn welcher Solches übersehe und einen Prädikanten beschreie oder zu Red setze, den wird man darum strafen nach seiner Verschuldigung. Item als dann aus den Lehren und Predigten zu dieser Zeit mancherlei ungleicher Verstand und Meinung gewachsen, daß Einer Dieses, ein Anderer ein Anderes halten und glauben will, dadurch zu Zeiten mit unbehutsamen Worten in einander wachsen, einander grobe oder unleidliche Scheltworte geben, Ketzer, Buben u. dergl. schelten, daraus groß Zwietracht, Zerwürfniß und Aufruhr erwachsen mögen: Solches zu verhüten, hat ein ehrsamer großer Rath verboten, daß hinfür Niemand nirgends in der Stadt und Gerichten, weder geistlich noch weltlich, Mann noch Frauen, jung noch alt, den Andern weder Ketzeren, bös Christen, Schelmen, Buben oder dgl. schelten noch heißen soll, weder unter Augen noch hinterrucks, zu Buß ein zwei Pfund Pfennig, so oft das geschieht, unablaßlich zu geben, und ob Einer den Andern unter Augen so frevenlich einen Ketzer, bösen Christen, Schelmen oder Buben Sachen halb den Glauben betreffend schelte und daraus ein Zerwürfniß, es wäre mit Schlagen, Messerzucken, Hauen oder Stechen geschehe, soll der, der den Anderen ketzeret, geschelmet und bubet hat, Anfänger sein und die Buße nach der Stadt Recht und dazu die zwei Pfund Pfennig vonwegen der Scheltworte ausrichten."

Gleichzeitig erließ der Rath den Anfang einer Zuchtordnung, betreffend das Schwören, Gotteslästern und Zutrinken, dadurch der allmächtig Gott großlich entehrt, geläſtert und dadurch zu schwerer Straf, nicht allein die das thun, sondern auch die Obrigkeit, die Solchem mit strenger Strafe nicht fürkommt, geursacht wird. Ebenso erging eine Verordnung, „betreffend den gemeinen Stock in der Kirche, Sammlung und Austheilung gemeinen Almosens". Der Katholizismus hatte wie überall so auch in St. Gallen den faulen und unverschämten Bettlern allen Vorschub geleistet. In der reichen Stadt trieb sich eine Menge Landstreicher und fremder Bettler herum, die unter dem Privilegium der Armuth allerlei Bubereien verübten und den würdigen Armen ihre Unterstützung entzogen oder minderten. Kranke und mit eckelhaften Gebrechen Behaftete saßen und lagen, mehr den Eckel als das Mitleiden der Vorübergehenden erweckend, vor den Kirchthoren und an den Straßenecken, und Kinder mußten häufig selbst bei harter Kälte sich für die Nacht auf offener Straße ein Lager suchen. Klein und groß Räthe verordneten nun, es solle in der St. Laurenzenkirche ein Stock aufgestellt werden, worin Jedermann seine Almosen einlegen könne. Zwei Rathsglieder sollten ferner mit dem Säckle in der Kirche herumgehen und den Ertrag der Collekte ebenfalls in den Stock legen; die Prediger aber sollten das Volk vermahnen, um Gottes und brüderlicher Liebe willen den Armen mit mildreicher Hand beizustehen. Mit der Verwaltung und Austheilung des Armengelds wurden vier Rathsmitglieder betraut. Sobald die neue Einrichtung ins Leben getreten war, wurde allen armen Bürgern verboten, daß weder sie noch ihre Kinder vor den Kirchthüren und Häusern mehr betteln noch in die Spenden gehen, sondern sich mit dem begnügen sollen, was sie wöchentlich je am Freitag auf dem Rathhaus aus dem Stock erhalten werden. Benachbarten Armen ward wie bisher gestattet die Spenden zu besuchen und vor den Häusern zu betteln, dagegen sollte ihnen aus dem Stock keine Unterstützung zu Theil werden. Landfremde Bettler sollten gar nicht mehr geduldet werden, sie mögen über Nacht im Seelhause Herberge haben, des Morgens zwei Kreuzer empfangen und dann ein halbes Jahr sich nicht mehr sehen lassen, bei Strafe nach Umständen. Der armen Schüler wegen ward verordnet, daß der Stadtschulmeister nicht mehr als zehn bettelnde Schüler beibehalten solle, welche man aus dem Stock unterstützen werde, damit sie nicht vor den Häusern betteln; er solle sich aber befleißen, die inländischen Schüler zu erhalten und Ausländer fahren zu lassen.

Es war dem Rath auch Ernst, seinen Mandaten allen Nachdruck zu geben. Zwei Bürger, die auf dem Kirchhof Weihwasserstöcke umgeworfen hatten, wurden mit achttägigem Gefängniß bestraft und zum Schadenersatz angehalten. Vier andere, die in der Nacht ein Bildhaus auf Kugelmoos geplündert hatten, wurden sammt dem Eigenthümer, der im Scherz bedingte Erlaubniß zur Wegtragung der Bilder ertheilt hatte, jeder um fünf

Pfund Pfennig gestraft. Fünf angesehene Bürger, welche bei der Fronleichnamsprozession ihre Ablaßbriefe vor die Fenster gehängt hatten, wurden gleichfalls zur Strafe gezogen. Nicht das Aufgeben des Alten, wohl aber die Auswüchse des aufkommenden Neuen hinderte der Rath. Noch war bisher von allen Priestern Messe gelesen worden; aber mit Anfang des Jahres 1525 erklärte der Pfarrhelfer Wetter öffentlich, daß er es nur noch aus Schonung der Schwachen und zur Vermeidung eines Aufruhrs gethan habe; nun aber scheine es ihm unvereinbar, wider diesen Mißbrauch zu eifern und denselben doch zu handhaben; er unterlasse darum die Messe von nunan und wolle lieber die Päpstler ärgern, als die Gläubigen an Gottes Wort. Unterdessen fuhr Pfarrer Burgauer mit den meisten übrigen Priestern noch ein paar Monate mit Messelesen fort, bis ihm ein anonymer Brief zukam, in welchem er gewarnt wurde, sich nicht länger der aus dem Messelesen drohenden Gefahr auszusetzen. Dieser schüchterte ihn ein, und die übrigen Meßpriester zogen sich von dieser Ceremonie nach und nach auch zurück, so daß die Messe ohne weltlichen Befehl abgeschafft wurde. Der Rath selbst wollte überall nichts Anderes sein als der Vollstrecker der öffentlichen Stimmung, welche er aufs Sorgfältigste erkundete, um darnach sein Thun und Lassen einzurichten. Der oben gemeldete Vorgang mit Plünderung der Bilder gab ihm Anlaß, alle Bilder und Bildstöcke, so hin und her auf den Straßen, unter den Brunnen und an den Häusern aufgerichtet und angenagelt waren, abbrechen und zerstören zu lassen. Auch ward den Kirchenpflegern aufgetragen, aus der St. Laurenzenkirche unvermerkt Tafeln und Bilder wegzuschaffen. „Von wegen solcher Aenderung, sagt Keßler, hat eine Stadt von etlichen Orten und fürnemlich Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug viel Drohung erdulden müssen, aber allweg mit Gottes Beistand und Behilf und Trost der Wahrheit tapfer hindurchdrungen."

Auch in Betreff der Klöster erging der Anstoß nicht vom Rath, sondern von der Bürgerschaft. Zwar hatte jener schon im Jahr 1524 die Klosterfrauen zu St. Katharinajund St. Leonhard vermöge des Territorialrechtes und weil sie meist Bürgerkinder waren, auffordern lassen, daß sie über ihr zeitliches Vermögen Vögte von ihm annehmen, ihre Väter (Visitatoren) verabschieden und sich bei diesen bedenklichen Zeiten gänzlich unter seinen Schutz und Schirm begeben möchten; aber die Nonnen versuchten mit aller Weiberlist auszuweichen. Endlich erhob sich unter der Bürgerschaft ein Gemurmel, wie ungehorsam die Nonnen der Obrigkeit seien, und ein aufgeregter Volkshaufe glaubte ungestraft an ihnen Frevel ausüben zu dürfen. Eine lose Menge zog in der Fastnacht vor das Kloster St. Leonhard, forderte Essen und Trinken und warf, als sie nicht eingelassen wurde, unter Schimpfreden und Drohungen die Fenster ein. Noch schlimmer machten es am Abend des Palmsonntags Andere, deren Anführer sogar ein Zunftmeister war: anfänglich begehrten sie gegen Bezahlung Wein,

und da er ihnen verweigert wurde, verlangten sie Einlaß in das Kloster, um die Väter zu suchen, weil sie wissen möchten, Wen die Nonnen als ihre Obern anerkennen, weil sie der Stadtobrigkeit nicht gehorchen. Die Zahl und Zügellosigkeit der Lärmenden wuchs immer mehr. Endlich stiegen sie über die Mauern, sprengten die Hausthüre ein, tobten durch das ganze Kloster und zerschlugen Alles, was ihnen von Schränken und Kästen nicht sogleich geöffnet wurde. Eine der Schwestern läutete Sturm: Alles vergeblich. Etwa 300 Männer und mehr als 60 Weiber forderten Essen und Trunken und tranken den guten Nonnen innerhalb zwei Stunden wohl drei Saume ihres besten Weines weg. In der Trunkenheit zerschlugen sie die Fenster, packten Garn und Hausgeräthschaften ein und berathschlagten sich, die ganze Nacht im Kloster zuzubringen. Endlich konnten die Nonnen um Hilfe zu dem Bürgermeister senden, der sofort den Rath versammelte und den Unterbürgermeister Müller und den Rathsherrn Doctor von Watt hinsandte, um Ruhe und Ordnung herzustellen. Am nächsten Rathstage wurde der Zunftmeister, der sich bei dem Angriff betheiligt hatte, mit scharfem Verweis seiner Stelle entsetzt, den Nonnen aber ward angesagt, daß sie um des Sturmläutens willen den Schaden selbst zu leiden hätten; auch wurden sie gefragt, ob sie zwei Vögte annehmen wollten, widrigenfalls sie die Stadtgerichte zu räumen hätten, da sich die Obrigkeit um ihrer willen keinem solchen Auflauf mehr aussetzen wolle. Sie willigten in die Bevogtung mit der Bitte ein, daß man sie in ihrem geistlichen Leben und Herkommen verbleiben lasse. Kurz darauf wurden alle Zünfte versammelt und bei Strafe von 24 Pfund Pfennig verboten, weder dem Kloster und den Schwesterhäusern, noch irgend einem Priester etwas zu Leide zu thun. Wer dawider handelte, solle zu seinem Leib und Leben gegriffen werden.

5. Wie Doctor Joachim von Watt auf einem Tag zu Zug (1524) ist mißhandelt worden.

Wie sehr auch auswärts Vadian als die Seele der ganzen reformatorischen Bewegung seiner Vaterstadt betrachtet und darum von den Feinden des Evangeliums gehaßt und bedroht wurde, mag folgender Bericht, den Keßler in seiner Sabbatha gibt, zeigen:

„Wie in diesen Tagen St. Gallen sammt den anderen Orten gemeiner Eidgenossenschaft auf einen Tag, gen Zug angestellt, verschrieben wurde, ist durch unseres ehrsamen Raths Botschaft, nemlich aus besonderer Freundlichkeit und Weisheit Herr Doctor Joachim von Watt und Unterbürgermeister Andreas Müller gehorsam erschienen. Nun war aber dieser ehrwürdige Herr Doctor bei etlichen vorgenannter Orte Rathsboten als Hauptketzer, aus welches Rath und Anschlag alle Dinge bei uns und an mehr Orten geregiert würden, zudem ein Präsident auf der Disputation zu Zürich und treffenlicher Handhaber und Verfechter Zwinglischer

Ketzerei verunglimpft und verläumdet, derhalben sie gegen ihm in hitzigem Eifer verbittert und entzündet sind worden. Demnach er auch auf diesem Tag seinen Befehl zugleich anderen auszurichten fürnahm, mochte er kaum seinen Mund aufthun, sind Etliche (ich will sie nicht nennen) gegen ihn aufgewüscht und ob gemeldeter Verunglimpfung Scheltwort vorgeworfen; aber vonwegen zorniger Unbescheidenheit und Frevel mocht ihm Verantwortung nicht gestattet werden, sondern ein guter Gönner hat ihn bei dem Rock erwüscht und zu der Thür aus begleitet. Indem ist ihm Einer begegnet auf dem Weg gegen der Herberg, ein besonderer guter Freund und Gönner, der ist ihm helflich worden, wie er ihn möchte still und heimlich davon bringen, denn er sie nicht wollte den Stallknechten, so der Herren Willen wissen und zuvor ihn mit unbescheidenen groben Liedlein übersungen hatten, in der Herberge vertrauen. Haben nicht Sicheres finden mögen, denn daß er Stiefel und Sporn, Roß und Wadt, damit man sich keines Abschaids zu ihm versehen möchte, in der Herberge bleiben lassen, sind mit gewachem Tritt durch die Stadt gangen, sam sie spazieren und die Gebäude sehen, und im selben vor das Thor und alsbald in ein stainig Gassen ab der Straß über den Berg ausgestiegen; und wiewohl der Herr Doctor groß und faist, schwer und laistig, doch ward er über die Haag zu klimmen, durch die Berg staigen gar ruhig und freudig. Nun war es gar ein Regentag und ganz unlustig zu wandeln, wissen nicht, wo sie wieder an die rechten Straßen kommen oder wo sie ereilet und verkundschaftet würden. Indem begegnet ihnen ein Bauersmann, tragend eine Axt über den Achseln, und damit er keinen Argwohn ob ihnen empfahen möchte, warum sie zu Fuß und in solchen Abweg treten wären, sprachen sie: Es wäre ihnen angezeigt, wie der Abt von Kappel hübsche Pferde habe, die wollen sie besehen und ihm die, ob sie ihnen gefielen, abkaufen; er wolle ein gut Trinkgeld nehmen, wenn er sie bis gen Kappel auf rechter Straße (dann sie verirrt seien) leiten wolle. Da der Bauer von dem Trinkgeld sagen hört, ward er munter und gutwillig. (Wie ich diese Historie von Herrn Doctor hört mündlich sagen, sprach er mit lächelndem Munde: Ich vermaint, der Bauer wollte mich mit der Axt an den Kopf schlagen.) Als sie ganz naß von Regen gen Kappel kommen, sind sie von dem Herrn Abt freundlich empfangen und sich ob solchen unerwarteten Gästen verwundert und sie mit seinem Gewand bekleidet. Ohnlang darnach ist eine Red ausgegangen, wie diese Meßhändler haben fürgenommen, wo ihnen der Herr Doctor in ihre Hände worden wäre, sie wollten ihm doch die Ohren abgehauen und Naslöcher geschlitzt haben. Aber der Herr Doctor nach seiner angebornen Güte und christlicher Geduld hat er solch gefahrliche Mißhandlung gegen seinen Herren nicht aufs Höchst (größere Unruh zu vermeiden) klagender Weis wollen anzeigen, sondern ihrer Unwissenheit zugernhabt. Ja, als nach etlichen Monaten aus gewissem Anlaß Einige von den Fürnehmsten aus denselbigen in unsere Stadt kamen, hat sie Vadian freundlich

gegrüßt und mit Führen unter den Armen, auch in andere Weg geehrt, größere Unruh zu vermeiden und neue Freundschaft zu pflanzen."

6. Die Wiedertäufer.

Noch ehe die evangelische Partei in St Gallen sich in sich selbst fest gesammelt und in bestimmten Lehrsätzen und Kirchengebräuchen sich einen bestimmten Ausdruck gegeben hatte, drohte ihr im Innern tödtliche Zerklüftung. In Zürich hatte sich der Zwiespalt zum ersten Mal bei dem Gespräch des 26. Octobers 1523 kundgegeben, und der, welcher ihn erregte, war der frühere begeisterte Schüler, der jetzige Schwager Vadians, der geistreiche und hoffnungsvolle Humanist Conrad Grebel, der erst seit Kurzem begonnen hatte, sich mit theologischen Fragen zu befassen. Grebel hatte sich leider nicht, gleich seinem Schwager, noch zu rechter Zeit von den Ausschweifungen eines wilden Studentenlebens losgerissen, sondern in ihnen das Maß und die Ruhe des Geistes eingebüßt, Krankheit und Todeskeim von der Universität mit nach Hause gebracht. Außer der Begier nach schrankenlosem Lebensgenuß beherrschte ihn maßloser Ehrgeiz, und das Mittel zu dessen Befriedigung fand er in einem auf das kirchliche Gebiet übertragenen Radicalismus. So wurde er der Züricher Carlstadt. Zwingli ging ihm nicht weit genug; er wollte ihn überbieten und überholen. Schon bei dem genannten Gespräch hatte er die Vermischung des Abendmahlsweins mit Wasser, den Gebrauch des ungesäuerten Brods, den Empfang des Abendmahls aus den Händen des Priesters als Mißbräuche bezeichnet, die zu beseitigen seien. Damals wurden die Streitpunkte als unerheblich bezeichnet; aber der Zwiespalt lag tiefer. Für Grebel und seine Anhänger war die Zwinglische Reformation nicht biblisch genug; Zwingli binde, sagten sie, und verkehre das Wort Gottes. Vollends unerträglich dünkte ihnen, daß Zwingli dem Rath die Entscheidung anheimstellte, statt dem Geiste Gottes. Eine Anzahl andächtiger, schwärmerisch erregter Handwerksleute verband sich mit Grebel, um mit der Bibel in der Hand von allem alten und neuen Kirchenwesen, von allem Buchstabendienst, wie sie es nannten, sich loszusagen und nach dem Vorbild der apostolischen Gemeinden ein unschuldiges heiliges Gottesvolk zu sammeln. Je mehr sie sich in die Anschauung der apostolischen Gemeinden versenkten, desto radikaler brachen sie mit allem Bestehenden. Sie fanden, daß die Apostel und deren Schüler nichts von Zins und Wucher, von Zehnten und geistlichen Pfründen wissen, darum verwarfen sie dieses Alles und richteten Gütergemeinschaft auf. Die ersten Christen führten kein obrigkeitliches Amt, noch brauchten sie das Schwert, darum galt ihnen alle weltliche Regierung, aller Gebrauch der Gewalt und des Schwertes unter Christen unstatthaft. Mit großer Nachsicht verfuhr man in Zürich gegen die neue Sekte, bis die Verwerfung der Kindertaufe bei ihr fester Grundsatz geworden und durch die Weigerung mancher Eltern, ihre Kinder tau-

fen zu lassen, der Gegensatz der Lehre zur unverhüllten Auflehnung gegen die Zwinglische Staatskirche gediehen war. Am 18. Januar 1525 ward eine feierliche öffentliche Disputation mit den Wiedertäufern gehalten und nachdem Zwingli gesiegt, erfolgte alsbald das Gebot der Kindertaufe bei Strafe der Landesverweisung. Die Verfolgung machte sie, die bisher blos wider die Kindertaufe gewesen waren, zu eigentlichen Wiedertäufern, die damit anfingen, sich selbst von einander taufen zu lassen. Durch die Behauptung von der Nothwendigkeit der Wiedertaufe, welche selbst Münzer nicht aufzustellen gewagt hatte, ward der gesammten Christenheit die Christlichkeit abgesprochen, das letzte Band mit Vergangenheit und Gegenwart zerschnitten. Zwingli, der selbst eine Zeit lang der Kindertaufe abgeneigt gewesen war, mußte durch diesen Schritt erst vollends der erklärte Gegner der Sekte werden. Während aber in Zürich durch evangelische Belehrung, durch Kerker und Geldbußen der täuferischen Bewegung Einhalt gethan wurde, verbreitete sich durch die vertriebenen und flüchtigen Brüder Lehre und Taufe in der Nachbarschaft. Neben Waldshut und Schaffhausen hatten sie es zunächst auf St. Gallen abgesehen.

Ein Anhänger Grebels, der Weber Laurenz Hochrütiner, war, als er gegen Ende des Jahres 1523 wegen Bilderfrevels aus Zürich verbannt worden, nach seiner Heimath St. Gallen gewandert und hatte die Sekte dahin verpflanzt. Als Keßler bei einer seiner Vorlesungen aus Veranlassung des Textes Röm. 6. der Kraft des Wortes Taufe und seiner Bedeutung gedachte, hub Hochrütiner seine Stimme auf und hieß ihn mit den Worten schweigen: Ich vermerk aus deinen Worten, daß du meinst, man möge die Kinder taufen. Dieses Mal ward der Streit noch geschlichtet; aber kurze Zeit darnach brachte Hochrütiner einen Brief C. Grebels zur Kenntniß der Brüder, in welchem dieser „Erzwiedertäufer" erklärte, alle Reden Keßlers über die Taufe wären des Teufels, und die Brüder sollten sich ernstlich vor ihm hüten. Also kam eine Spaltung unter die Brüder, gesteigert durch den Uebertritt Wolfgang Schorants zu den Täufern. Dieser Mann wanderte nach Schaffhausen, um von Grebel in die neue Lehre eingeweiht zu werden und die Taufe zu empfangen; er kam (nach Keßlers Worten) in so hohe Erkenntniß des Wiedertaufens, daß er nicht wollte mit einer Schüssel mit Wasser allein begossen, sondern ganz nackend und bloß hinaus in den Rhein von dem Grebel untergedrückt und bedeckt werden. Als er wieder heimgekommen, rühmte er sich großer Heimlichkeiten und Offenbarungen, die ihm auf der Fahrt begegnet wären; „derhalben viel Brüder ganz hitzig und durstig wurden, zu verhören, was doch könnte sein."

Am 18. März 1525 versammelte sich eine große Menge der Brüder auf der Weberstube am Markt, der Meinung, den Wolfgang Ulimann zu bitten und berufen, ob er dem Dominico Zili Schulmeister wollte helfen die Lection in der Kirche zu versehen, ob man den Grund der Seligkeit

möchte erfahren. Er aber bald auftrat da mitten in der Stuben unter die Brüder und sprach mit heller Stimme: „Der himmlische Vater hat mir eingegeben, ich soll sein Wort nicht in der Kirche verkünden an der Kanzel (es waren damals noch die Bilder in der Kirche), denn daselbst ist je keine Wahrheit gesagt, noch mag da keine gesagt werden. Wo man ihn aber sonst begehret, es sei am Markt oder auf dem Brühl, wolle er willig sein zu offenbaren, was sein himmlischer Vater ihm offenbare. Acht Tage darauf erfolgte Grebels Ankunft, der nach jubelndem Empfang zur Sitter voranging und öffentlich die Taufe ertheilte. Grebel reiste zwar bald wieder ab; um so entschiedener predigte nun Ulimann und nannte die Obrigkeit Heiden, so sich wider Christum auflehnten. Unmöglich konnte der Rath dem Unfug länger zusehen: schon standen die evangelischen Kanzeln fast einsam, während die Gemeinde der Getauften, die sich um Ulimann und Andere zum Brodbrechen und zur Erbauung versammelte, auf achthundert St. Gallische Einwohner anwuchs, und man täglich Leute aus Appenzell und dem Gebiet des Abts nach dem neuen Jerusalem kommen und um ihr Heil besorgt die Taufstätte aufsuchen sah. Da entbot sich Vadian vor einem Rath mit göttlicher Geschrift beizubringen, wie der Wiedertäufer Ordnung und Brauch zu predigen wäre ein unordentlicher Frevel, wider der Apostel Brauch und Lehr und ohn allen christlichen Beruf aus eigener Wahl fürgenommen, und stellet seine Gründe in Geschrift. Da entboten sich die Wiedertäufer, ihre Antwort auch in Geschrift zu verfassen. Also ward beider Parteien Vortrag einem ehrsamen großen Rath geschriftlich überantwortet. Die Wiedertäufer aber vermeinten mit ihrer Antwort des Herrn Doctors Geschrift ganz verlegt und gestürzt zu haben und fingen an die Sache gewaltig in die Hand zu nehmen.

Es war dem Magistrat nicht zu verdenken, daß ihn die Wiedertäufer in große Verlegenheit brachten. Er mußte sich wohl fragen, ob ihm das Recht zustehe, den Täufern in den Weg zu treten? Die religiöse Begeisterung, die unverkennbar aus ihrem Thun hervorleuchtete, gebot Achtung, während die schwärmerischen Ueberschwänglichkeiten mindestens Furcht vor den Folgen eines gewaltsamen Widerstandes erweckten. Vor Allem konnten sich die Wiedertäufer darauf berufen, daß über die Statthaftigkeit der Kindertaufe bei dem Mangel eines unzweifelhaften biblischen Zeugnisses unter den Evangelischen selbst Ungewißheit und Schwanken herrsche. Außerdem gebot die Unsicherheit der öffentlichen Zustände Vorsicht und lähmte überall den Arm der Obrigkeit. Man lebte in der Zeit des Bauernkrieges, und wenn auch Täuferei und Bauernaufruhr keinen bewußten Zusammenhang hatten, so wurde doch durch die Ohnmacht der Obrigkeiten das Wirken der Täufer wesentlich befördert und beschützt. Unter diesen Umständen war es von höchster Wichtigkeit, daß der von Vadian um Hilfe angesprochene Zwingli aufs Entschiedenste gegen die Sekte auftrat, bei welcher es sich, wie er erklärte, nicht sowohl um die Taufe, als um die Spaltung und

Ketzerei handle. Zwingli schrieb jetzt seine Schrift „vom touf, vom widertouf und vom kindertouf" mit einer Zuschrift an die Gemeinde zu St. Gallen vom 27. Mai 1525. Er sagt im Eingang derselben: „Mich bedauret sehr das Ungewitter, das bei euch in die Bluft des aufwachsenden Evangelii gefallen ist. Verwunder mich aber nit fast darob, denn der Feind thut ihm nit anderst; wo Gott je und je sein Wort geöffnet, hat er seinen Unsamen darunter gesäet." Am Schluß schreibt er: „Hierum, fromme, weise Herren und Brüder, wie ihr bisher in weltlicher Weisheit wohl berühmt seid und mancherlei Betriebsamkeit, also sehet zu dieser Zeit, da uns der Teufel also anficht, daß, wo das Schwert nicht hinkommen mag, er es mit Zwietracht der äußerlichen Dinge versucht, ja sehet auf alle Wind und Weg, daß euch Niemand das Evangelium zwieträchtig mache. Denn es sind viel Christen, die um irdischer Dinge willen als viel erleiden mögen, als eure Kaufleute um Guts willen; ich geschweig der Verloffenen, die damit Unterschleif suchen bei den Einfältigen und wollen aber deß kein Wort haben, sondern brauchen zum Vorwand all ihrer Untreue das Gottswort, das aber nit ein Geschwätz ist, sondern ein Leben. Seid auch unverzagt; die letzten Täufer werdens nit erobern; es ist nicht aus Gott; denn es vor tausend Jahren auch nicht hat mögen überhand nehmen. Verstehet mein Schreiben im Besten. Lasset uns Gott für einander bitten. Der bewahr euch gnädiglich." Diese Schrift Zwinglis gab beim Rath und den evangelischen Predigern in St. Gallen den Ausschlag. Anfangs hatte der Rath die Täufer eingeladen, gemeinsam mit den übrigen Bürgern auf der Wahlstatt religiöser Erörterung und Bibelerklärung, in der Laurenzkirche zu erscheinen und ihre Predigten dem Urtheil der vier evangelischen Schiedsmänner zu unterwerfen. Dann wurden Ulimann und Andere unter Drohungen und Bitten aufgefordert, bis man über die Sache ins Klare komme, von Taufen und Brodbrechen abzulassen: — halbe Maßregeln, die zu nichts dienten, als die Schwäche der unschlüssigen Obrigkeit aufzudecken, die Täufer zu maßlosem Schelten gegen dieselbe aufzufordern. Aber kaum hatte Dominikus Zili das Buch Zwinglis erhalten und gelesen, als er sich in einer Predigt erbot, er wolle auf den Abend einer ganzen Gemeinde dasselbe vorlesen, sollen auch dabei die Widertäufer erscheinen und Antwort geben auf den Grund, ob sie die mit Wahrheit hl. Geschrift fällen mögen. Auf den Abend versammelte sich Bürgermeister sammt Rath und Gemeinde in der Kirche zu St. Laurenzen, wurden auch dazu berufen und gehalten die Wiedertäuferlehrer, welche sich hinten in die Kirche auf die Empore stellten. Wie nun Zili anhub, Einiges in dem Buch zu verlesen, so erhub Ulimann seine Stimme, laut schreiend: O mich erbarmet, das arme hie gegenwärtige Volklet durch solch Buch verführt werde; hör auf lesen, sag uns Gottes und nicht Zwinglis Wort! Es mochte auch nichts helfen, als Zili sprach: Lieben Brüder, es sind nicht Zwinglis noch keines Menschen Wort, sondern Grund aus Gottes Wort. Die Täufer drangen hart, er sollte das Buch von ihm legen. In solchem

Span hub an zu reden der Herr Bürgermeister, zu der Zeit Christian Studer: Dominice, du sollst das Buch fortlesen, und sie sollen auf die Grund und Geschrift Antwort geben. So sprach ein anderer Wiedertäufer: Wir warten auch auf eine Geschrift von dem Bruder C. Grebel; so wir die erlangen, wollen wir auch Antwort geben. Sprach hierauf der Bürgermeister: Habet ihr auf der Schießhütten an den Grebel so freudig reden dürfen, so thut es hie auch! Da antwortete dieser: Wir haben hier einen Brief von dem C. Grebel an einen Bürgermeister und Rath, den wollen wir lesen, so hört männiglich, was sich Grebel wider den Zwingli entbietet! Sprach der Bürgermeister: Habet ihr Briefe an uns verschlossen, warum überantwortet ihr denn nicht die? Ihr sollt sie uns in die Hand reichen und nicht lesen! Aber der Lärm ward immer größer; unverrichteter Dinge ging die Versammlung auseinander, die Täufer schreiend: Habet ihr Zwinglis Wort, so wollen wir Gottes Wort!

Gleichzeitig mit der Schrift Zwingli's hatte Vadian einen Brief von seinem Schwager Conrad Grebel (30. Mai 1525) erhalten, folgenden Inhalts: „Heil und Friede sei mit dir in Gott, nicht in der Welt, damit sie im Herrn bestehen können. Für das, was du mir Gutes gethan hast, bin ich dir zu großem Dank verpflichtet, und wünsche und begehre, daß es dir reichlich vergolten werde von Gott dem Geber des Guten. Erwäge ich aber und kommt mir in den Sinn dein Streit gegen meine ächt christlichen Brüder, so gestehe ich offen und mit christlichem Freimuth, daß ich lieber einem Anderen als dir den Dank für das Gute, was mir ward, schulden möchte, damit ich dir ohne Schuld sagen könnte, was zu sagen wäre, was du zwar selbst weißt, aber dennoch dich dadurch nicht bestimmen lässest, eher der Stimme des Geistes ein freies Gehör zu geben als der Lehre des Fleisches. Ich sage es gleichwohl: Alle oder doch die größte Schuld trifft dich, wenn gegen Jene mit Gefängniß, Geldbuße, Verbannung oder Tod vorgeschritten wird. Hüte dich, hüte dich vor unschuldigem Blut! Unschuldig ist es, ob du es auch weißt und zugleich nicht weißt, ob du es willst oder nicht, es ist unschuldig: ihre Geduld, ihr Lebensende und der große Tag des Herrn wirds zeigen. Zu deinem Verderben bist du so hoch in der heiligen Wissenschaft, in Würde und Ansehen deiner Stadt gelangt, wenn du nicht umkehrst und deinen Sinn änderst, ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen. Erlaube mir, daß ich dir sage, was bei Christus unserem Herrn und Heiland in der Wahrheit wahr ist. Ich werde, so es der Herr erlaubt, bis in den Tod die Wahrheit bezeugen, in welcher Jene wahrhaftig sind und du sein könntest. Ich weiß, was dich drückt, der Wucher nemlich oder deine fleischliche Weisheit oder die Partei des in diesem Punkt der Wahrheit feindlichen Zwingli. Stürze dich nicht ins Verderben. Täuschest du hier die Menschen, so bist du doch nicht verborgen vor dem Herrn, dem Herzenskündiger und gerechten Richter. Verzichte lieber auf Zinse und Wucher, traue Gott, demüthige dich, sei mit Wenigem zufrieden, zieh

dich von der blutdürstigen Rotte eines Zwingli zurück, flüchte dich von deiner eigenen zur himmlischen Weisheit, damit du ein Thor der Welt, ein Weiser Gotte werdest, werde ein Kind, sonst kannst du ins Reich Gottes nicht eingehen. Warum glaubst du dem Zwingli nicht auch zu deinem Heil, der gemäß dem klaren Bibelworte (Psalm 14. Ezech. 18.) offen erklärte, das Zinsenehmen führe zur Verdammniß, wie auch Papst Gregor IX. vom Tisch des Herrn den ausschloß, der über Gebühr etwas vom Schuldner fordere. Willst du nicht zu den Brüdern halten, so widerstehe ihnen wenigstens nicht, damit du eher Entschuldigung finden könnest, und gib nicht andern Städten das Beispiel der Verfolgung. Ich bezeuge dir bei meinem Glauben an Christus, bei Himmel und Erde und Allem, was darin ist, die untrügliche Wahrheit, daß ich dich also nur aus Liebe zu dir ermahnt habe. Darum beschwöre ich dich bei Christus, daß du meine Mahnung nicht verachtest, sondern ängstlich sorgst, daß dir dieses zur Besserung, nicht aber zum Zeugniß gesagt sei. Gibst du nach, so will ich mein Leben für dich einsetzen; gibst du nicht nach, so will ich es für jene unsere Brüder gegen Alle, welche dieser Wahrheit widerstreiten werden, einsetzen. Denn ein Zeugniß für die Wahrheit will ich geben durch Dahingabe meiner Güter, nemlich meines Hauses, des einzigen Besitzthums, das ich mein nenne; ein Zeugniß will ich geben durch Gefängniß, Verbannung, Tod und ein geschriebenes Buch, wenns Gott nicht hindert; komme ich nicht mehr dazu, so werden alle Andern nicht schlafen. Du billigst die Lehre, Zwingli mißbilligt sie. Was wartest du noch, da du es schon vorher weißt? Wartest du etwa, um einen Deckmantel zu bekommen, auch die Lehre zu verfolgen und zu mißbilligen? Mein Vadian, warum leget ihr nicht in unserer Weise Zeugniß ab? Nur mit Gewalt und fleischlichem Arm handelt ihr, indem ihr die Schrift willkürlich gegen uns ausleget. Meinest du, wir seien wahnsinnig oder nicht nur von bösen Geistern, sondern von der ganzen Hölle besessen, wir, die wir bereit sind, Zeugniß abzulegen bis in den Tod, welchen Zwingli und Andere uns drohen, indem sie die Wahrheit in Lüge aufhalten?"

So ward Vadian noch zur eilften Stunde von seinem Schwager bestürmt, der früher mit der ganzen Innigkeit treuester Freundschaft ihm angehört hatte. Und in der That war Vadian der Lehre der Wiedertäufer nicht abgeneigt: er hielt die Kindertaufe mit Jenen für einen Mißbrauch, aber er wollte die Abstellung desselben und jede andere Verbesserung auf dem Weg allmähliger und regelmäßiger Reform erreicht wissen. Zudem war er gegen allen Gewissenszwang, wie er öfter aus seinem Wiener Aufenthalt erzählte, er habe dort einen alten Juden gesehen, der einen grausamen Mord begangen habe und dem der Richter die gelindeste Todesart zusicherte, wenn er an Christum glauben wollte, hingegen androhte, er werde auf einem Wagen durch die Stadt geführt, von Zeit zu Zeit mit glühenden Zangen gezwackt, dann vom Rade gebrochen und an einen Pfahl gespießt

werden, wenn er auf seinem Judenthum verharre; lächelnd habe dieser alle Martern dem Abfall von seiner Religion vorgezogen! Und dennoch ging Vadian festen Schrittes gegen die Wiedertäufer vorwärts, damit die Stadt nicht Schaden leide. Am 5. Juni wurden die Schriften gegen und für die Wiedertäufer vor dem Rath verlesen. Darauf erging das Verbot des Taufens und des Brodbrechens; als Strafe für die Täufer wurde Gefängniß und Verbannung, für die Getauften eine Geldbuße bestimmt. Um die Ausführung zu sichern, berief der Rath zweihundert Bürger auf das Rathhaus und ließ sie schwören, Bürgermeister und Rath, die nichts Anderes verlangen, als Gotteswort zu handhaben, gewärtig zu sein und ein treues Aufsehen zu haben, wenn sie etwas in Wirthshäusern, auf den Gassen oder wo es wäre hören würden, das wider gemeine Stadt oder einen Rath wollte vorgenommen werden, solches dem Bürgermeister sogleich anzuzeigen und im Fall eines Auflaufs dem Rathhaus zuzueilen. Nur Einer weigerte den Eid und mußte mit Weib und Kind das Gebiet der Stadt räumen.

Hierauf begann die gewaltsame Unterdrückung der täuferischen Kirche zu St. Gallen, wiewohl noch immer mit großer Mäßigung. Mehrere, selbst Ulimann wurden gefänglich eingezogen, aber auf Fürbitte leicht wieder losgelassen. Bedingung war nur, daß sie sich des Taufens und Predigens enthalten oder Stadt und Gerichte meiden sollten. Schnell nahm die Sekte ab, und die neuen Formen, in denen sie noch auftrat, verloren sich rasch ins Maßlose und Ungeheure, so daß jene sich schnell selbst richtete. Nur ein kleiner Theil der Getauften hielt an Grebels einfachen Lehren fest; die Andern wurden durch schwärmerische Andacht und das hochmüthige Gefühl besonderer Begnadigung, mit dem ihre Einfalt sich erfüllte, zu Ueberschwänglichkeiten und selbst zu Greueln hingerissen. Es war ein seltsames Wesen, das noch geraume Zeit zu St. Gallen und in der Umgegend, im Appenzellischen, in der Stadt, Gerichten und unter den Gotteshausleuten herrschte und die zuschauende Bevölkerung mit Staunen und Schrecken erfüllte. Zuerst kam Hans Denk, der Nürnberger genannt, ein Mystiker, der nur zum Theil den Wiedertäufern angehörte, jedoch in ihrer Herberge einkehrte, ein Antitrinitarier, der in St. Gallen hauptsächlich gegen das obrigkeitliche Strafamt im Reiche Gottes und gegen die Lehre von den ewigen Höllenstrafen als mit der unendlichen Liebe streitend predigte. Auf ihn folgte Anton Kürsiner, der aus dem Züricher Gefängniß ausgebrochen in Tablat eine Gemeinde stiften wollte und von seinen Anhängern forderte, sie sollen vor offener Gemeinde ihre heimlichsten und ärgerlichsten Sünden erzählen, gemäß dem Spruch Jacobi, daß Einer dem Andern seine Sünde bekennen solle. Neben diesem zog ein Goldschmied im Appenzeller Lande herum, der auf Grund von Matth. 18, 3. ein kindisches Wesen und Gebahren forderte: seine Anhänger, besonders vom weiblichen Geschlechte, tändelten wie die Kinder, zogen Tannenzapfen an

Faden auf dem Boden herum, weinten wie die Kinder über jeder Kleinigkeit und ließen sich dann wie diese mit Aepfeln und Süßigkeit trösten oder auch tüchtig ausschelten, und Jünglinge und Jungfrauen machten sich nichts daraus, den unschuldigen Kindern gleich ganz nackend zu erscheinen. Bald gingen sie in den Abgeschmacktheiten immer weiter: Die Weiber schnitten sich die Haare um die Ohren herum ab und wollten keine Flechten mehr tragen, indem sie sagten: weil sie mit ihren Haaren durch Hoffahrt gesündigt hätten, müßten sie solche als ärgerndes Glied von sich werfen. Um noch freier ihre Einbildung gewähren lassen zu können, verbrannten Andere sogar ihre Bibeln und Testamente, weil das Wort Gottes nicht in Buchstaben bestehe. Margaretha Hottinger, eine Vorsteherin der Sekte von Zollicon, gab sich selbst für Gott aus auf Grund des Spruches (Joh. 10, 34.): Habet ihr nicht im Gesetz gelesen, ihr seid Götter. Den höchsten Grad erreichte aber die Verrücktheit, welche wie eine Seuche Stadt und Land ergriffen hatte, in der furchtbaren That des Thomas Schugger, welche Keßler in seiner Sabbatha in folgender Weise erzählt:

Hans Rüscher, genannt Schugger, ein achtzigjähriger Mann von Mühlegg, hatte viel Söhne und Töchter, unter welchen Einer Thomas genannt, seines Berufs ein Lautenschläger, der gab sich aus für einen Propheten, predigte und lehrte von höherer Vollkommenheit, wie die, so in der Gelassenheit stünden, dermaßen gefreit wären, daß ihnen keine Sünde nichts schade, sondern seien durch den Tod hindurchgedrungen in die Freiheit, daß ihnen gleich gelte, was sie füro thun; ihr Thun und Lassen seien alle Werke des Vaters. Dieser Thomas Schugger hat unter anderen leiblichen Brüdern Einen, der hieß Leonhard, gar ein einfältig fromm Mensch, welcher der Lehre seines Bruders Thomas sehr anhängt und ihn für Andere liebet. Dieser Leonhard kam eines Tages in die Stadt und ging an den Markt. Allda stunden die Stadtknechte; ging er zu ihnen und sprach zu Einem: Gib mir deinen Stecken, so will ich dir meinen Rock und mein Schwert geben. Der Stadtknecht wollt mit ihm schimpfen und gab ihm den Stecken. Den nahm der Leonhard und trat für den Bürgermeister und warf den Stecken auf gen Himmel und sprach: Das ist ein Gewaltstecken, aber es ist nicht der rechte; es wird ein anderer kommen, der wird der rechte sein. Und nachdem er diese Worte mit lauterer Stimme am Markte geredet vor allem Volk, so lief er in einem Lauf die Multergasse hinauf mit dem Stecken und ließ den Rock und das Schwert dahinten und lief heim. Darnach fing er an daheim die ganze Nacht mit dem Stecken schirmen, bis er den Knopf darob verloren. Am Morgen sucht man den Knopf, aber man konnte ihn nicht finden, und sie zerbrachen den Stecken in drei Stücken und verbrannten sie. Dieses Alles sollte eine Bedeutung sein, wie der Gewalt und Oberkeit jetzund zu St. Gallen vermeinen, sie haben das Evangelium und wollen dasselbig mit Gewalt handhaben, schützen und schirmen, verfolgen und vertreiben die rechten Christen, als die so die Wahrheit nicht leiden mögen;

deshalben sie Gott strafen wird mit einem besseren Gewalt, der sie von ihrem Gewalt, Glauben und Meinungen werde dringen, und sie werden nie mehr dazu kommen mögen, welches bedeutet wird durch den Knopf, so verloren und nicht wieder funden. Daß aber der Stock in Stücken zerbrochen und verbrannt, soll bedeuten, daß derselbige böse Gewalt, so die Andern gestraft, soll auch gestraft werden, und wo die vorgemeldete Obrigkeit nicht Buße thun würde, beide zuletzt mit einander ein Ende nehmen und im ewigen Feuer gestraft und verbrennet werden. An demselbigen Tag, als sie den Stecken verbrannten, kamen alle Geschwistrige, die Brüder sammt ihren Weibern und sonst andere Wiedertäufer, Mann und Weib, welchen Thomas predigte, zusammen. Nun war der Leonhard denselbigen Tag auch bei ihnen und brauchet sich ganz seltsamer Geberde, als ob er ein Hund wäre, redet nichts, item lag er hinter dem Ofen, item ging er auf allen Vieren herfür wie ein Hund. So schlug ihn Thomas denselbigen Tag oft mit einem starken Bengel und sprach, er müsse den Hund züchtigen; zudem hieß er ihm bringen ein lang Seil, damit band er ihm die Füße zusammen und warf das übrige Seil über eine Stange in der Stube und zog den gebundenen Leonhard oftmals auf und ließ ihn dann schnell wieder niederfallen. Das trieb er so lang, daß kein Wunder, er wäre dazumal gestorben. Er aber litt es alles geduldig, ja er war so gehorsam, hätte ihm Thomas geboten, über einen Felsen zu springen, er hätt es nicht abgeschlagen. Darnach hieß er ihn still liegen und nahm ein bloß Schwert bei dem Kopf in drei Finger und stellet dem Leonhard den Spitz auf den Augstern und drehet das Schwert darob dreimal um. Er verwandte sich nie darob, sondern er lag still mit dem Leib und steif mit dem Aug. Dieses sollte alles bedeuten eine große Gelassenheit in Gott. Demnach hieß Thomas bringen Essig und Gallen, und wie man die zubereitet, so erbrach sich der Leonhard, und Thomas sprach: Der Fuchs schmeckt, was er thun muß. Auf Solches hieß er Jedermann aus der Stube gehen und Niemand bleiben, ausgenommen Leonhard und den alten Vater. Was sie in der Stube allein thun haben, weiß ich nicht; gewiß ist, da man in die Stuben wiederum ohne ihren Willen kommen ist, waren sie alle drei mit Blut besprengt und war doch ihrer keiner wund noch krank. Demselbigen nach ließ Thomas ein unzeitig Kalb tödten in der Stube und machet vier Theil aus ihm und hängt es in die vier Ecke ins Haus. Nun hat sich das Nachtessen weit in die Nacht verzogen, denn des Leonhard Wüthen wollt kein Ende nehmen. Zum Letzten sprach Thomas: Ich will ihn mit mir heim in mein Haus nehmen, so er mir doch gehorsam und gefolgig ist, ob ich ihn möchte zu Ruhen bringen. Also gingen sie mit einander hinweg, und wollten die anderen Geschwistrige jedes in seine Herberge abscheiden. Indem ehe sie zu den Mühen kommen, so läuft Thomas mit aller Ungestüm wiederum zu dem Haus, mit lauter Stimme schreiend: Kommt, kommt, es hat nie als Noth thun. Die Brüder bald auf und wieder zusammen;

der alte Vater mocht von behender Noth seine Stiefeln nicht anlegen (denn der Schnee war tief), liefen hinaus, unwissend, warum es zu thun wäre. Also begegnet ihnen wiederum Leonhard wie vor mit seiner Wüthung, führten ihn wiederum in das Haus. Das geschah dergestalt zweimal, daß allweg die Geschwistrige durch etwas verhindert, daß sie nicht mochten von dannen kommen, sondern mußten übernacht allda bleiben. Gegen den Morgen aber, wie sie bei einander saßen, spricht der Leonhard zum Thoma, seinem Bruder: Es ist der Will des himmlischen Vaters, daß du mir mein Haupt abschlagest. Thomas sprach: O meine Geschwistrige, kommet alle auf und betet mit Ernst, daß der Vater den Willen für das Werk nehme. Wie aber der Leonhard an der Erde lag, that ihm der Thomas von der Gallen in den Mund. Da stund er auf mit großem Schweiß, hub an dreimal gegen der Erde springen und sprach innerlich: Vater, ist dein Will, so nimm diesen Kelch von mir, aber nicht mein sondern dein Wille geschehe! Da vermahnet ihn Thomas, er sollte auch niederknieen und beten, daß der Vater den Willen für das Werk nehmen wolle. Da knieet er nieder, fügt beide Hände zusammen und sprach wie vor: Vater, dein Wille geschehe! Indem zog Thomas aus seinen Degen und schlug dem Leonhard seinem leiblichen Bruder sein Haupt ab gar mit einem ungewaltigen schwachen Schwert und Streich, wiewohl der Leonhard einen dicken knopferten Hals hatte, vor seinem alten leiblichen Vater und allen leiblichen Geschwistern. Dieß geschah auf Dienstag den 8. Hornung 1526. Die Brüder erschraken sehr des seltsamen und unversehenen Todschlags, Thomas aber zog seine Laute herfür, sam er wollte Gott um seines Ueberwindens und geschehenen Willen wie David nach dem geschlagenen Goliath Dank sagen. Darnach nahm er den Kopf und warf ihn durch das Loch, so man den Webern Spulen bietet, in die Webstuben und durch die Fallen, da man in die Webstube geht, den ganzen Körper und lief von dannen in einem Hemd in die Stadt herab in Herr Doctor Joachim von Watts Haus und sprach, man solle ihm Essen und Trinken geben. Das that man. Indem sprach er oftmals: Er thut es nie mehr, ich habs ihm gegeben! Der Herr Doctor sah wohl, daß er nicht recht bei ihm selbst war, schickt nach seinem Nachbar Johannes Vogler, befahl ihm und gab ihm einen Oberrock um, daß er ihn solle heimführen. Wie er ihn heimführt und an seine Ruh leitet, so kommt das Geschrei in die Stadt und vor einen Bürgermeister, wie der Thomas Schugger habe seinem Bruder Leonhard das Haupt abgeschlagen. Ohne Verzug schickt man die Stadtknechte hernach, die fanden ihn in dem Bett liegen, die sprachen: Du mußt mit uns gehen! Er sprach: Ich muß es nicht thun, ich will es gern thun. Da ward er gefänglich angenommen und nach erhörter Kundschaft von seinem eigenen Vater, Brüdern und Geschweien über acht Tage um ward er vor das Hochgericht gestellt. Er wollte aber die That nicht anders bekennen, wiewohl er dreimal an der Wag aufgezogen, denn zuletzt, er habe es gethan, aber Gott durch ihn. Wie ihm

aber und männiglich nach Brauch und Gewohnheit das Urtheil an dem Markt öffentlich verkündet ward, da bat er ernstlich, man sollte ihm noch einen Tag seines Lebens Fristung geben. Aber der Vogt des Raths sprach, man solle nach Laut des Urtheils bei dieser hohen Tageszeit sein Haupt abschlagen. Er ergab sich jetzt und starb darauf, daß er diese That nicht gethan hätte, sondern aus Befehl und Kraft Gottes. Und als der Prädikant zu ihm sprach: Glaubst, daß dir deine Sünden durch Christum vergeben sind? antwortete er: Ich darf es nicht glauben, denn ich weiß es, daß sie mir vergeben sind, und gab also fröhlich auch seinen Hals zur Enthauptung hin.

Diese Gräuelscene trug mehr als alles obrigkeitliche Einschreiten dazu bei, Viele, die bisher zu den Täufern gehalten hatten, der Sekte zu entfremden. Bei Andern schlug der Andachtshochmuth in Unzucht um, der sie als dem Fleisch abgestorbene Christen ohne Scheu, selbst in Gesellschaft sich ergaben. Noch andere starben der Sünde ab, indem sie plötzlich in Krämpfen zu Boden fielen — eine Weise, die ansteckend wirkte und oft unfreiwillig mit großer Angst und körperlichen Schmerzen nachgeahmt wurde. Als einst Keßler mit seinem Freunde Rütiner im Hofe Sturzenegg diesen mit dem Ausdruck Sterben bezeichneten convulsivischen Krämpfen der Täufer zusah, ward es ihm selbst sterbensübel, daß er sich in die Stadt zurückbegeben mußte. Vadian war vollkommen gerechtfertigt, daß er gegen die Sekte endlich mit Gewalt einschritt, die ganze Bewegung nicht mehr vom religiösen, sondern vom politischen Standpunkt aus ins Auge fassend. Mit neuer Kraft ging die evangelische Sache aus dem Läuterungsfeuer des Jahres 1525 hervor. Vadian hatte eine glänzende Probe staatsmännischer Klugheit abgelegt; darum berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger für das folgende Jahr zum einflußreichen Amt eines Bürgermeisters, dessen Macht er vor Allem dazu benützte, der Reformation in seiner Vaterstadt zum Sieg zu verhelfen. Vadian war der Mann des Fortschritts, als welchen ihn mit einem Wortspiel Zwingli schon am 16. Mai 1524 bezeichnet hatte, wenn er sich viele solche Kirchenvorstände wünschte, welche nach Vadians Weise stets im Gehen (vadere) und Fortschreiten begriffen seien.

7. Religionsgespräch zu Baden und Folgen desselben.

Das Verhältniß der Stadt zum Kloster ward ein immer gespannteres. Schon gegen Ende des Jahrs 1525 hatte sich das Gerücht verbreitet, daß sich die Mönche gegen die Stadt bewaffnen. Der Rath stellte eine Untersuchung an und es fand sich, daß das Schloß Rorschach mit Kriegsvorrath versehen und im St. Galler Kloster kein Mönch sei, der nicht Waffen in seiner Zelle habe. Vielleicht galt die Rüstung mehr einer Vertheidigung, als einem Angriff, denn das Kloster war vom Bauernaufruhr bedroht. Keßler erzählt: „Wie in allen Enden Klag entstand unter den

Bauern wider die Obrigkeit der Beschwerden halb, sind auch die Unterthanen des Gotteshauses zu St. Gallen in Berathschlagung gangen, ob sie der Beschwerden, so ohne Grund von den Abten vor nachher auf sie geladen, möchten entledigt werden, fingen zugleich an, ihre Zins, Zehenden und Fastnacht-Hennen unlustig, etliche gar nicht ohne weiter Bescheid zu geben." Durch den Erfund der Untersuchung sah sich der Rath aufgefordert, gleichfalls seine Vorkehrungen zu treffen. Vor Allem wollte er sich der Weltpriester versichern. Alle in der Stadt wohnenden, gegen dreißig an der Zahl, wurden Montags vor St. Thomas 1525 vor den Rath beschieden und ihnen vorgehalten: Die Zwiespalt, die des Glaubens wegen unter allen Bürgern, besonders unter der Priesterschaft entstanden sei, habe klein und große Räthe zu dem Schlusse bewogen, daß auf heute alle Priester, die in ihrer Stadt und Gerichten haushäblich sitzen, schwören sollen, dasjenige zu halten, was klein und große Räthe zum gemeinen Wesen für das Beste erkennen und von allen Bürgern zu halten beschworen werde, damit Jedermann wisse, wessen man sich gegen sie zu versehen habe. Die Obrigkeit werde dagegen ihnen auch Schutz und Schirm wie andern Bürgern angedeihen lassen. Alles, was bisher mit Schmähungen, wie sie wohl wissen, vorgefallen sei, solle gänzlich vergessen sein, aber wenn sie künftighin Andere oder Andere sie mit Worten oder Werken beleidigen, so würde dies ein Rath nicht ungestraft hingehen lassen. Glaube Jeder, je nachdem er Gnade empfangen habe, nur soll keine Partei die andere feindselig antasten. Wer von den Weltpriestern nicht schwören könne oder wolle, habe innerhalb vierzehn Tagen seine Haushaltung aufzugeben und entweder fortzuziehen oder gleich jedem Fremden bei einem Wirth sich aufzuhalten. Dreizehn Priester, die von der Stadt belehnt waren, schwuren den Bürgereid ohne Anstand; die übrigen, deren Kollatur dem Abt oder Bischof zuständig war, erbaten sich bis zum nächsten Rathstag Bedenkzeit, um sich mit dem Abt zu berathen, der ihnen nach vielen Bedenklichkeiten endlich bewilligte, sich in die Umstände zu fügen. Zehn von ihnen leisteten den Eid gleichfalls; nur einige wenige verweigerten ihn.

In der Osternacht 1526 ward in der Sakristei des Münsters ein bedeutender Diebstahl an kostbaren Meßgewändern verübt. Sobald man dessen bei der Messe gewahr wurde, wandte sich eine Gesandtschaft des Klosters an Bürgermeister Vadian mit der Bitte, er möchte dafür Sorge tragen, daß der Dieb entdeckt und das Gestohlene zurückerstattet werde. Vadian bot hiezu Allem auf, aber umsonst. Da war der übermüthige Münsterprediger Dr. Oswald frech genug, am Ostermontag nur eine kurze Morgenpredigt zu halten, in der er das Volk bat, damit vorlieb zu nehmen, „weil die von St. Gallen ihnen in vergangener Nacht nicht wenig Unruh angerichtet haben." Während Rath und Bürgerschaft über diese Worte hoch erbittert waren, ließ das Stift einen Teufelsbeschwörer von

Chur kommen, der angab, es liege Alles noch unversehrt hinter Bürgern der Stadt, auch den Verdacht nicht undeutlich auf Einzelne in St. Gallen warf. Einige Monate später brachte ein Zufall zu der Kunde, daß in Freiburg die gestohlenen Waaren feilgeboten werden. Sogleich wurde nach Freiburg abgesendet und unrücksichtlich der Kosten was immer möglich angekauft und durch obrigkeitliche Abgeordnete in das Kloster gebracht. Der Dieb war ein Gotteshausmann, der zuvor in Diensten des Klosters gestanden war und bei einem zweiten Raub ertappt und sofort enthauptet wurde. Auch in der St. Peterskapelle fand bald darauf ein Einbruch, doch nicht aus Habsucht Statt. Zwei Bürger nahmen mehrere Bilder weg, um sie des Nachts an den Pranger zu stellen; ein anderer holte aus dem Beinhause Altartücher, Zwehlen und Vorhänge und verbrannte sie. Die Schuldigen wurden ins Gefängniß geworfen; die Obrigkeit aber sah sich durch diese Vorgänge veranlaßt, zu verbieten, daß Jemand der Ihren in einigerlei Weg an fremde Götzen, die sie nicht gestiftet haben noch machen lassen, vorab in den Kirchen freventlich Hand anlegen solle; denn sie als eine christliche Obrigkeit mittlerzeit der Wahrheit unterrichtet aus Vermügen göttlicher Geschrift selbst daran nicht saumig sein werde, damit sie Niemand möge klagen, und dabei Aufruhr und bürgerlich Zerwürfniß vermieden bleibe. Inzwischen aber vergönnte und bewilligte die Obrigkeit den zwei Kirchenpflegern, „daß sie möchten zu Nacht heimlich ohne Geschrei vorzu die kleineren und unachtbaren Göttli hin und her ab den Wänden und Säulen verstellen, und wie etwa Rahel die gestohlenen vor dem Laban verbergen."

Mittlerweile beschickte die Stadt St. Gallen das Religionsgespräch zu Baden durch den Rathsherrn Kaspar Zollikofer und Unterbürgermeister Andreas Müller, nebst dem Pfarrer Burgauer und den Predigern Wetter, Reiner und Zili, mit der kurzen aber bestimmten Instruction: sie sollen unter einander einig sein und für nichts stimmen, das Gottes Wort entgegen wäre. Die Messe, Fürbitte der Heiligen, Bilderverehrung, Fegfeuer und Erbsünde waren die Punkte, über welche man sich verständigen sollte, und worüber jede Partei bei der mitgebrachten Ansicht blieb. Natürlich betrachteten sich die Katholiken als Sieger und posaunten die angebliche Niederlage der Evangelischen in den frechsten Lügen der Welt aus mitttelst Wort und Schrift. Zu den frechsten Entstellungen der Wahrheit trugen Dr. Eck und der Konstanzer Faber das Material bei. Letzterer hatte erklärt, es bedürfe für das, worüber die Kirche bereits geurtheilt habe, keines Richters, wobei einem Zwingli der Fuchs der Fabel einfiel, welcher, da er die Trauben nicht erreichen konnte, sie als noch unreif erachtete. Faber rühmte sich offen, daß er aus Wahrheitsdurst zur Kirche halte, denn wenn er hätte ein Lutheraner sein wollen, hätte er nach den Zusagen der Lutheraner ein reicher Mann werden können. Bei diesen Prahlereien rief ein bisher der Reformation feindseliger Schweizer aus: „Jetzt sehe

ich, was das für Leute sind; denn die Lutheraner sind so mittellos, daß sie außer der Armuth nichts besitzen!" Das Gespräch in Baden hatte blos die Wirkung gehabt, beide Parteien zu offenem Farbehalten zu drängen. Auch in St. Gallen ward in der Reformation unerschrocken fortgefahren. Am 1. Herbstmonat 1526 erließen zwar die katholischen Stände ein scharfes Schreiben an die Stadt, in welchem sie dieselbe ermahnten, „von dem vergifteten lutherischen oder bas tüflischen Glauben" abzustehen, die Messe wieder einzuführen, und es ihr aufs Härteste verwiesen, daß sie anstatt der Communion der Christen „eine Mostbrocketen in der Kirche zu essen" eingeführt hätten. Aber der Rath fuhr unbehindert fort, wie Keßler berichtet: „Indem haben die Diener des Herrnworts ganz fleißig und ernstlich mit Predigen angehalten wider die Götzen und ihren greulichen abgöttischen Dienst und Verehrung, bis eine Oberkeit vermeint, genugsam der Schwachen verschont und den stolzen Hartnäckigen vergeben, deshalben sie den Götzenhandel fürnahm zu berathen, und damit solcher Handel geschehe mit Wissen und Willen ganzer Kirche, hat man die Kirchgenossen ob dem Land, unser Pfarr zugehörig, beruft, ihre Meinung zu hören. Da haben sie einhellig, auch gutwillig sich mit uns nach Inhalt Gottes Worts aller Götzen verzogen. Da ist auf den 5. Tag Christmonds von klein und großen Räthen angesehen und beschlossen, daß alle Götzen und Bilder von etlichen ehrbaren verordneten Männern mit der Stadt Werkmeistern ordentlich, suber und rain aus der Pfarr zu St. Laurenzen sollten ausgeräumt werden, wie dann in den folgenden drei Tagen ist geschehen." Keßler kann sich nicht enthalten, dabei auszurufen: „Was großen Kosten und Arbait ist in kurzer Zeit, das mit großem Gut lang zubereitet, zu Grunde gegangen." Was von großem Holzwerk ward, wurde zersägt, gespalten und das Holz den Armen ausgetheilt, die sich bei der damaligen Kälte über den Verlust von Kunst und Heiligthum leicht zu trösten wußten. Oecolampad schrieb an Zwingli (23. Dezember 1526): Wie soll ich den Vorgang der St. Galler im Abthun der Bilder und Messe genug loben!"

Noch schalt und tobte Dr. Wendelin Oswald mit unerhörter Frechheit auf der Münsterkanzel; die Prediger von St. Laurenzen sahen sich endlich genöthigt, offen in Schrift gegen ihn aufzutreten, und so ward zu Zürich bei Froschauer am 3. Tag Weinmonats 1526 folgende Schrift ausgegeben: „Mit was gründen fürnemlich Doctor Wendeli Predicant im Kloster zu St. Gallen die leer des Evangelions von den Prädicanten der Pfarr zu St. Laurentzen daselbst gethon anzefechten und vor dem Volk zu verhetzen understanden hab. Daby welcher gstalt uff söllich sin frävel reden von gedachten Prädicanten nit uff ainmal geantwurtet ist. Durch samenhafften radtschlag gemelter Prädicanten, auch durch hilff und züthün Dr. Joachimen von Watt ußgangen zu St. Gallen." Die Schrift, an welcher sicher Vadian den größten Antheil hat, ist eine der gehaltvollsten

Flugschriften damaliger Zeit, so daß wir gerne aus derselbigen Einiges ausheben.

Im Eingang erklären die Prädicanten, sie hätten gern die Unbescheidenheit Dr. Wendelins mit Geduld tragen und leiden mögen. Weil aber sein ungestüm und frech Darthun keineswegs milder werden wolle, und sie ihn zu mehren Malen so freundlich zu Gesprächen erfordert, ja dasselbig zu erlangen auch durch emsig Ansuchen geworben und doch zuletzt ihrem vielfältigen Erbieten nach nicht schaffen haben mögen, wolle es ihnen weiter nicht geziemen, hinter dem Berg zu halten, sondern sich öffentlich und gegen männiglich herfürzuthun, damit Verletzung und Aergerniß, so bei etlichen Kleinmüthigen daraus herfließen wolle, verhütet werde. Wendelin habe Unterred und Gespräch immer abgeschlagen. Man spreche gern: Wer übel zu zahlen hat, der höre ungern von Rechnung sagen. Petrus aber wolle, daß jeder Gläubige bereit sein solle, seines Glaubens einem jeden Begehrenden Rechnung zu geben. „Sollen das die Gläubigen in der Gemeind thun, was will den Predigern, besonders so frechen und fraidigen, als Wendeli ist, nit gebühren? Auf Solches hoffen wir, unser täglich Rufen solle auf dem Erdreich erschallen, wie es gewißlich in den Himmel erschallet, nemlich daß wir uns gegen unserer christlichen Obrigkeit nicht anders zu predigen entboten, denn das lauter, klar und hell Wort Gottes nach Inhalt alts und neues Testaments. Und so Jemand vermeinen wollte, daß wir in unseren Lehren an der Wahrheit nicht wären und die Geschrift nach ihrem eigentlichen Verstand unseren Befohlenen nicht fürhielten, wollten wir Bericht mit hohem Dank, es wäre mündlich oder geschriftlich nehmen." Sie verwahren sich dann dagegen, daß ihre Lehre die neue gescholten werde: „wie Etliche zu unseren Zeiten mit allem dem Fleiß, so ihnen immer möglich, unterstanden haben, das Bös für gut und das Gut für bös den Einfältigen einzubilden, also kehren sie auch den Mantel um und schreien, das Unsere sei neu, das mit der Wahrheit sich befindet uralt seyn." Uebrigens sei alle Lehre der Menschen, sei sie neu oder alt, nicht nach Anzahl der Jahre, nicht nach der Zeit oder Achtung der Personen, sondern nach der Schrift zu beurtheilen und soll der hochgeachtet sein, der das Wort der Wahrheit herfürtrage, Gott geb er sei jung oder alt, Bischof oder Bader. Insbesondere wird dem Vorwurf begegnet, daß die Evangelischen die Vertütschung der Schrift gefälscht hätten: „Es ist bald geredet: das ist falsch, dieses ist unchristlich, das soll nicht sein, dieses kann nicht sein, wie Wendeli zu bladeren im täglichen Brauch hat und es seiner Art nach nicht lassen mag; zeige es aber mit wahrhaften Kundschaften an, so mag man sich versehen, daß er solches aus gutem Grunde rede; wo er aber das nicht thut, muß man wohl achten, daß er mit seinen geschwinden Doctorstücklein das klare Wort unter dem Schein des Falsches den Einfältigen zu entziehen unterstande, damit man zu rechter Erkenntniß nicht komme, sondern bei demjenigen, das (Gott

weiß wie) nach und nach zugelassen und einhergewachsen ist, bleiben muß. Denn wo man Schatten haben will, muß man das Licht verhängen, und trägt Keiner selten einen Goldstein bei ihm, der bös Geld zu wechseln gibt. Man sieht auch täglich, daß die Krämer, die schlechte oder vermengte Waaren führen, große Bläuen über die Boutiken ziehen, denn sie den Tag scheuen und in den Waaren nicht gern grübeln lassen; die aber gute Waaren haben, ziehen die Käufer herzu mit Begehr, sie wollen greifen, besehen und versuchen, denn sie wissen die Güte und scheuen nichts. Das melden wir darum, daß es ohne Argwohn nicht sein mag, wo Einer das Licht der göttlichen Geschrift mit Alenfantz antastet. Möchte aber Wendeli sprechen: Ob das neue Testament schon recht vertütscht ist, so ist es dennoch billig, daß es den Einfältigen von des Mißverstandes wegen nicht zugelassen werde: Antwort: Solcher Meinung hat man ohne Zweifel nächst erschienen Mitterfasten bei uns den Gotteshausleuten das Testament zu haben verboten, und das zu thun ohne Zweifel bei den Gelehrten, deren vielleicht Wendel Einer ist, in Rath funden. Wir begehren aber, daß uns Wendeli anzeig, wo dergleichen je von Anfang der Kirche mit der Geschrift gehandelt sei, nemlich daß man sie von Etlicher Mißverstand wegen verboten und also den Gläubigen abgestellt habe zu lesen. Den Mißverstand hat man wohl abgestellt, nicht mit Verbot sondern mit hellen Kundschaften des Worts Gottes, d. i. der Geschrift, welcher Sinn nicht leichtlich, wo man mit Fleiß denselben erkundet, gefälscht werden mag. Aber der Schrift hat man die Unehre nicht angethan, daß man sie verbiete. Denn wie man das Gold nicht verwerfen mag als ein bös und schnöd Metall darum, daß es von Vielen mißbraucht wird und die Unbesonnenen zu lästerlichen Thaten und verderblichen Anschlägen bringt, denn das Gold ist nicht schuldig, weiß nichts darum, ist ein Erdklötzle, sondern ist unsere Anfechtung schuldig. Lieber, warum verbietet man das Weinschenken nicht, dieweil man so trunken und voll wird und das verderbliche Zutrinken leider bei uns so treffenlich überhand genommen hat? Der Wein hat nicht die Schuld, auch der Weinschenk nicht, sondern der leichtfertige ungezähmte Muthwillen der Säue und Säufer. Also soll man auch den Einfältigen die Speis ihrer Seele nicht entwehren, und ob sie die nicht recht brauchen wollen, soll man sie des guten Brauchs und Verstands berichten. Aber so viel an dem Menschen steht, mag kein ander Mittel künftigen Betrug und Alenfantz aller Gleißnerei besser vergaumen und zu Abfall bringen, denn der gemeine rechte Verstand der Schrift in allen Gläubigen und in allen Sprachen. Es ist nicht genug, wiewohl es auch gut ist, daß in einer Stadt oder Gemeind allein die Goldschmiede oder Fürgesetzten sich auf bös Münz verstehen, denn neben ihnen werden die Einfältigen von den Ausgebern betrogen; wo man aber in der Gemeind ein falsch Geld kennen lernt und das gut in täglichem Brauch hat, da mag Niemand mehr betrogen werden. Wäre die göttliche Schrift vom Brunnen

ihres Anfangs aus hebräischer und griechischer Sprach von achthundert Jahren her für den gemeinen Handwerksmann dergestalt so gemein und verwandt gewesen, als sie aus Gottes Gnaden zu unseren Zeiten angefangen hat, man wäre schwerer Mißbräuche und großen Uebels, so nach und nach aus Unwissenheit des Mehrentheils der Gläubigen durch Etlicher Eigennutz, die ihren Acker mit fremdem Bau gedüngt haben, gewißlich überhoben gewesen."

Besonders hatte der Münsterprediger gegen die evangelischen Prädikanten den Vorwurf erhoben, daß sie unter dem Schein des Glaubens Platz geben aller Leichtfertigkeit, ja dem wilden Roß den Zaum auf den Hals legen, damit es seinen freien Sprung und Lauf vollbringe. Dagegen sagt die Vertheidigungsschrift: „Ehe wir von dem Schein des Glaubens reden, den Wendeli den Gleißnern abnehmen und seiner Art nach auf uns drehen will, müssen wir anzeigen, daß er den Brauch auf seinem Katheder langezeit gehabt, Niemand sonders mit Namen herfürzuthun, sondern wo er unsere Lehr und Predigt schupffen, verhetzen und strafen hat wollen mitsammt Anderem, so ihm wider ist, hat er also Meldung gethan: Unsere Gesellen kommen jetzt und sagen also; item unsere Knabatzen, unsere Göuch, Schützen, Bachanten, Narren; item die Lutherischen und Zwinglischen, und darunter die Ketzer laufen lassen, von welcher Bescheidenheit wegen wir ihn billig Bruder Holdselig genannt haben sollten; wir haben aber lassen vor Ohren gehen, und wie man den bösen Weibern thut, unnütz Geschwätz mit guten Worten versetzt. Doch so sind wir zu dem Schärfsten angestochen worden, denn er nicht einmal geredet, wir lehren jetzt, es sei fast genug glauben, glauben, vertrauen, vertrauen, und sagen, der Glaube mache selig ohne die Werke, hat das aufs Allerhäßlichste dahin gezogen, als ob man lehr allein glauben, und dürfte man daneben kein gut Werk thun: ja man fresse, man trinke, man stehle, man hure, habe es keine Noth, wenn man nur glaub, sam der Glaub, von uns verkündet, sich keines Unterschieds der Werke achte: welcher der fürnehmsten Boppen einer ist, den Wendeli gebladeret hat. Es findet sich aber mit der Wahrheit nicht, daß von uns dergestalt je gepredigt oder gehört sei, denn ein jeder noch so kleinverständiger Christ wohl weiß, wie alle Schrift unsere Gerechtigkeit einem wahren und lebendigen Glauben in Gott und gar nicht den Werken zulegt, nicht daß man kein Gutes dürfe thun, ja man muß rechtthun, sondern daß kein Werk in uns gut ist, wir seien denn vorher gerecht worden; welche Gerechtigkeit aber von Gott her ist durch den Glauben, und nicht von den nachfolgenden unseren Werken: wie der Fluß eines Bächleins von dem Brunnen her fließt, und der Brunnen nicht vom Bächlein, so muß auch der Baum vorhin von Art gut sein, soll er anders von Art gute Frucht bringen. Das wissen nun die Kinder auf den Gassen, Wendeli aber, wiewohl er Doctor ist, muß es noch lernen; es werden ihn auch Schützen und Bachanten darum bsatzen und ihm das ABC der Gerech-

tigkeit mit dem Finger zeigen. Aber der Grund alles Hasses, der auf uns geloffen ist, kommt daher, daß wir etlichen vermeinten Geistlichen das Haar zu nah haben auf der Haut mit dem zweihauenden Schwert des Worts Gottes dannen geschoren, welches ihre Herzen durchdringt, und aber nun verböseret, wie das Wort mit verstopfter Blindheit zu handeln gewohnt ist. Wo wir aber Wendelin und Seinesgleichen menschlicher Satzungen und unnützer Ceremonien halb gewonnen gäben und mit ihm sagten, daß man Solches zu halten bei unserer Seel Seligkeit pflichtig wär, so hielten wir den Zaum in der Hand und ritten den Grommen mit langen Sporen, es würde aber Gleißnerei unser Sattelgeräth sein. Darum man aber den hellen Mißverstand spürt, daß man den Zaum zu halten vermeint, den man nicht allein dem Roß auf den Hals nicht legen muß, sondern das Biß gar aus den Zähnen thun und hinwiederum den Zaum an der Hand nehmen, den wir bisher leider fahren und fallen haben lassen. Der Geist Gottes, uns von dem Herrn Jesu erworben, durch den wir auf seine einig Lehr und Wort geleitet werden, ist der Zaum, durch den wir von Gott dem Vater gezogen und von dem Uebel enthalten werden, den haben wir mit der Lehr als Diener, so viel uns Gott Gnad verliehen, noch nicht aus der Hand gelassen. Dieser Zaum aber, den Wendeli in der Faust zu halten vermeint, ist der Zaum des Irrthums und zieht sich auf Hochträchtigkeit eigener Werke und des freien Willens, welchen Wendeli mit den Pelagianern so fest achtet, daß ihn ihm weder Gott noch die Welt nehmen sollen. Wann will man doch, ewiger Gott, die falschen Lehren erkennen lernen und das schandlich Verunglimpfen von der Lehr Gottes unterscheiden? Auf den andern Tag Herbsts nächst verschienen hat Wendelin geredet: Der Papst Petrus zu Antiochia habe aufgesetzt und geheißen, daß wir Christen sollen genennet werden; deß beschämen wir uns jetzt; die neuen Prediger lehren jetzt, wir sollen nicht mehr Christen genannt werden, sondern sollen Zwinglisch sein oder Lutherisch, ja Tüfelisch, zu dem fahren wir in die Höll hinab, denn wir zantzlind den Unsern und krätzlind ihnen, sagen was sie gerne hören! Auf die Red aber sagen wir, daß es stracks durch den Bank hinweg erlogen ist. Wir wissen aber dabei, was Schaden unsere Widerwärtigen uns eine Zeit her mit üppigem Vorlügen und Vortrügen zuzufügen unterstanden haben. Denn als wir das achtzehnte Kapitel Levitici von Linien des Bluts und Freundschaften der Schrift nach Meldung auf eine Zeit gethan hatten, erhob sich ein Geschrei, wir hätten geredet, daß Einer seine Schwestern, Töchtern ꝛc. zu der Ehe haben möchte, und dürfte man sich der Nähe der Grade nicht mehr achten. So wir unsere Kirche mit der Gnade Gottes von solchem Wahn eitler Tandtmähren bracht haben, und Etliche der Spieß zu brennen anfängt, so rümpfen sich die und schreit Wendeli: Wer thut mehr Guts? darum daß man nicht viel Pfennig (also versteht man die Sach) zu dem Altar trägt, nicht in die Kefi und Stöck legt, nicht Hühner, Flachs, Eier, Wachs denen im Tempel

gibt, die vor zu viel haben, nicht ewige Lichtlein stiftet, damit die Fledermäuse sehen mögen, was ihnen vor den Augen sei, nicht zu Wallfahrten lauft, sondern den Armen nachläßt, sich über denselbigen beherzigt und sich fleißt dieselben ohne Mangel zu erhalten. Item man lehre, man solle nicht beten, so man ihr lang Geschwätz und geldlöhnig Beten verwirft und dabei recht beten lehrt, oder man soll nicht mehr beichten, ja Wendelin oder keinem anderen Menschen zu den Ohren ein, denn die rechte Beicht ist an die Hand genommen und demnach ihr Lüselgmürmel hingefallen .... Wendeli redet hell mit den Pelagianern, daß der Mensch seinen freien Willen und Zug habe zu Gutem und Bösen, und daß in der Hand des Menschen die Wahl stehe des Heils und des Tods, ja, sagt er auf Sonntag nach Mariä, daß diejenigen, so den freien Willen nicht zuließen, Gott meineidig machen wollten! (Hab Dank, mein Wendeli, du hast den Vogel in der Hand, der noch in dem Baum sitzt!) Desgleichen sagt er auf St. Pelagientag, wie vor oft Christus hab für unsere Sünd gelitten, für wahr, es sei aber an selbigem nicht genug und gehöre mehr dazu, denn er werde uns urtheilen nach seinen Werken; ergo so müsse das Leiden Christi durch unser Nachthun gevollkommnet werden, und liegt an dem Menschen, daß das unaussprechenlich Werk Gottes in seinem Sohn Kraft habe (Rym dich pundschuch!). Wenn dieses Lehren das Roß menschlichen Hochmuths nicht schellig und wild machet und dem Lucifer den Stuhl wider die Gnad Gottes nicht aufrichtet und befestnet, so muß Christus, Paulus und alle Schrift zu Lügner stehen. Damit er aber allem Ansehen des Worts den Hals abdrucke, redet er hell und unverholen, was der Mensch guter Meinung thue zu Ehr Gottes, das sei ihm verdienstlich, mit etlichen anderen Boppen, von denen wir mit der Zeit Meldung thun wollen. Denn viel hie von Wendelis Zaum zu sagen wäre, in welchem man die armen Gewissen gefasset hat und dabei durch die Finger gesehen mit Ablaß, Pfründentuschen, Incorporiren und darnach mit Evisteriren, mit Absolviren von aufrechten Eidespflichten, in denen allen den Großgeistlichen der Zaum göttlichen Verbots auf den Hals gelegt und aber dabei den Armen und Einfältigen die raubende Hand in die Taschen gefallen."

Gegen den Vorwurf des Aufruhrs, den sie erregt, bemerken die Prädikanten: „Wiewohl treffenlich Zwietracht und Zank etlicher Lehren halb bei uns entstanden waren, ist es doch Alles durch fürsichtig Ankeren unserer Herren der Räthe, auch unsern möglichen Fleiß ohne all Zerwürfniß abgestellt und gänzlich zu Fried gebracht worden." Alles aber, sagen sie, wäre vermieden worden, wenn Wendeli zu einem Gespräch zu bewegen gewesen wäre: „So wollt er sonst auch ab seinem Mist nicht kommen, sondern (wie die Dorfbellerli thun) daselbst fast schreien und bellen, und sich daneben in keinen Kampf geben wollte. Denn ungefähr vor drei Jahren, wie Dr. Christoph Schappeler bei uns von der Messe in unserer Pfarr-

kirche gepredigt hat, daß die Messe kein Opfer noch gut Werk wäre, und Wendeli dasselbig mit gar frechen und übermüthigen Worten in seinen Predigten umzustürzen unterstand, ward an ihn mehrmals geschickt, er wollte um Freundschaft, Friedens und der Wahrheit willen so wohl thun und auf einen gemeinen Platz kommen, sich mit Herrn Schappeler und Anderen zu besprechen. Sagt er am Ersten zu; darnach da er den Ernst sah, stund er ab und gab u. A. für: Seines gn. Herrn Wille wäre nicht, daß er sich jetzmal in kein Gespräch gebe. Darnach im 25. Jahr hat ein ehrsamer Rath ehrsame Botschaft an des Abts Anwälte (denn er dazumal mit seinen Bauern zu Radtpoltzwyl vor seinen Herren den vier Orten im Rechten lag) mit Befehl geschickt, daß sie allen Fleiß ankehren sollten, damit man Dr. Wendelin zu freundlichem Gespräch hielte, es wäre (nach seinem Gefallen) droben im Kloster oder unten in der Stadt, auf daß der gemeine Mann nicht verwirrt und dabei der Wahrheit gelebt und die Ehr Gottes gefördert würde; denn wo Solches nicht geschehe, möchte es dergestalt in die Länge nicht geduldet werden. Ist dazumal unseren Herren geantwortet: Man werde Solches an den Abt langen lassen und achte man, seine Gnade werde desjenigen, so zu Ruhe und Einigkeit reiche, keineswegs absein. Bald darnach ist der Hofammann zu dem Bürgermeister kommen und ihm erzählt, wie der Handel dem Herrn Abt fürgewendet und auf Solches seiner Gnad Willen sei, sobald er mit den Gemeinden der Gottshausleute zu Einigkeit bracht werde, wolle er ohne Verzug dazuthun, damit unseren Herren gewillfahrt werde. Nach welchem Dr. Wendeli sich an den Kanzeln nicht einmal merken hat lassen, wie Etliche nun disputiren wollen, und sei aber dasselbig ein freveler Rathschlag, denn die hl. christliche Kirche unsere Mutter habe die Dinge, so jetztmal von den neuen Lehrern herfürbracht wären, längst disputirt und in hl. Concilien verdammt als ungegründet und ketzerisch; darum wollte er bei der Kirche bleiben, dieselbige nicht verachten und fest glauben, daß dieselbige nicht irregangen wäre. Aus welchen Worten männiglich wohl abnehmen mochte, daß Wendeli schlechts mit uns freundlich Unterred zu halten keines Willens war. Jetzt zuletzt im 26. Jahr, etwa ein Monat oder zwei, ehe die Disputatz zu Baden im Aargau ausgeschrieben ward, ließ er sich merken auf das Widerspiel, nemlich daß er Disputiren nicht absein wollte, also auf den großen Donstag, wie er vom Sakrament des Leibs und Bluts redet und auf dem lag, daß das Brod nicht möchte sein ein Bedeutniß des Leibs Christi; wenn aber jetzt (sprach er) in der Disputation die rechten Kapunen zusammenkommen, so wollen wir dann einander recht kützlen. Item am selben Tag ließ er sich merken, er besorgte, man müßt in der Sach metzgen. Sonntags aber vor Pfingsten, wie er gen Baden wollt, redet er dieser Meinung: Er hätte bisher nie nichts Falsches gelehrt und wollte also gen Baden, allda seine Lehr mit göttlicher Schrift zu erhalten, und besehen, Wer ihm die umstoßen wollte. Wie man aber gen Baden kommen

ist, und wir allda nachmal aus Geheiß unserer Herren auch erschienen, nach mancherlei einfallender Rede, gar nahe zu dem End der Disputation, hub Dr. Wendeli an vor einer ehrsamen Botschaft der zwölf Orte und anderen dahin verordneten Gelehrten zu erzählen: Wie er ungefähr bei vier Jahren zu St. Gallen im Kloster prediget, und wir aber die seien, die ihm seine Lehr geschuldiget, stande also da, begehre von uns zu verstehen, ob seine Lehre gerecht sei oder nicht. Auf welches wir dergestalt Antwort gaben: Es sei nicht minder, wie er, Wendelin im Münster und sie in der Pfarr zu St. Laurenzen gepredigt, haben sie einander der Lehr halber gestraft, und so er etwas geprediget, so ihrer Lehr und hellem Verstand der Schrift wider wäre, habe jetzt der Pfarrer, etwa der Helfer, zu Zeiten Dominikus dieselben mit offenen und klaren Kundschaften an der Kanzel gescholten und widerfochten, daß es männiglich gehört. Dieweil man aber jetzmal in die Fäderen geredet und die Disputation vollendet wäre, könnten wir ihm nicht Anzeige thun seinem Begehren nach, auf das er sich klagte, sondern sofern er sie vermein anzuziehen, daß er heraus laß, warum er sich billig zu beklagen wider uns unternehme, wollten wir ihm gern antworten. Auf Solches wollte Wendeli dazumal nicht herauslassen. Da redet Dr. Johannes Eck, der ob ihm stund, zu Wendelin: Herr Doctor, haltets ihnen für! Und sagt der Murnar: Sagets ihnen! Da redet Herr Jakob Stapffer, der Präsidenten Einer, zu Wendelin: Lasset die Sach jetztmal also bleiben! Da blieb es also, wie unserer Herren ehrsame Boten ohne Zweifel in gutem Wissen tragen. Demnach ein Jeder wohl verstehen mag, ob Wendeli seine Lehr zu Baden gegen uns erhalten habe oder nicht; dieweil er mit uns auf unser Erbieten nie disputirt, ja gar nie auf die Kanzel gekommen, und haben aber wir des mehren Theils nach einander aufstehen und unserer Lehr Anzeigen gegen Ecken und sonst gegen Niemand aus hl. göttlicher Schrift thun müssen, ja auch gutwillig gethan, wie es in den Fädern verfasset, dabei wir es bis zu Entdeckung der Sache bleiben lassen. Darnach auf den 17. Brachmonats, ist Sonntag gewesen vor Johann, wie er von Baden wiederkommen und zu Morgen auf die Kanzel ging, redet er auf nachgehende Meinung: Er habe seine Widersacher zu Baden erfordert, die haben ihm seine Lehr nicht angefochten; man werde aber bald sehen oder hören, darob die Seinen bald all zu Freuden kommen werden. Hätte vielleicht gern nach seiner Gewohnheit mehr daran gethan, wo es in den Abscheiden nicht begehrt wäre worden, daß Niemand den Anderen mit Worten schmützte. Der Dechan aber von Stammen (der Wendelin in seiner Abwesenheit vertreten) hat es voranhin ausgerichtet, da er auf den 3. Brachmonats im Münster an der Kanzel durch gar ein schön Gleichniß auf die Meinung geredet: Diejenigen, so die Messe widerfechten, die stünden jetzt zu Baden und zitterten auf den Beinen wie die Kälber, die neulich von den Kühen gefallen wären; wollte es Einem vor zwei Jahren wohl gesagt haben, daß es ihnen also gehen

würde! Wenn wir Einen aus ihnen mit solchem schnöden Gleichnisse je angetastet hätten, so hätte es uns ohne schwere Strafe nicht ausschlagen mögen, ja (wie der Wolf sprach, da er den Rappen auf der Sau sitzen sah) wenn wir das thäten, so würde man eilends Sturm anziehen. Wir achten aber, dieser habe von seiner schnöden Red wegen, die ihm vielleicht in Briefen zukommen ist (wie demjenigen, der bei uns das Bättenbrot gewann, die Meß wär zu Baden erhalten, und hat man aber noch nicht recht angefangen von ihr zu reden), nicht an seinem Tisch desto mägere Suppen gessen. Das ist aber die Wahrheit, damit wir Wendelin auch etwas gewonnen geben, daß wir Wendelis Lehr gegen seiner Person an der Kanzel zu Baden nicht umgestoßen haben, und daß er uns die unsere auch aufrecht hat bleiben lassen dergestalt, daß wir nie gegen einander die Schriften braucht noch je disputirt haben. Nun hätten wir uns endlich versehen, Wendelin hätte allen Handel der Artikel, so zu Baden disputirt und auf die Schrift Gottes zu ermessen verabschiedet und beredet sind, weiter mit so hässigem Verunglimpfen unseres Theils nicht angerührt, sondern im Frieden also lassen bleiben, wie wir uns auf künftige Erkenntniß den Parteien unterschrieben haben, und also gehört worden wäre und erfahren, mit was Gründen jeder Theil seiner Lehr Anzeigung thun thät: aber Wendeli hatte bereits das Urtheil gefällt, denn er in einer Predigt, jüngst im Augustmonat gethan, hell sich merken hat lassen, man soll uns etlicher Lehren halb auf dem Erdboden nicht dulden, sondern abthun und vertilgen. Wir begehren nicht anders denn klarer göttlicher Schrift zu geleben und hoffen zu allen Rechten, ja wenn wir auch in der Türkei wären, es würde nimmer für billig erkannt, daß man die als unwahrhaft und verführerisch vertilgen sollte, die sich mit dem Urtheil der Wahrheit richten wollen lassen und mit göttlichem Wort gern wollen gewiesen werden, ob sie schon nicht alles das glauben, das einem jeden Ordensbruder in seiner dunklen Zelle geträumt hat. Gott weißts, daß wir nicht weder Ehr noch Nutz noch keinem zeitlichen Frommen uns fürbilden, sondern die einig Ehr Gottes suchen und darum nicht allein merklichen Abgang deß, das uns vormals als Blindenführern in Opfern, Vigilien, Seelgrädten, Banschatzen, Bruderschaften, Beychthören, Votiven und anderen Belohnungen zugegangen ist (welche Summ sich ohne die widungen der Pfründen auf 600 Gulden und mehr verlaufen), sondern täglich Schmähreden, Haß, Auffatz und nicht einerlei Gefährlichkeit erduldet und erlitten haben. Wir haben aber gern fahren lassen, das uns neben der Wahrheit durch verderbliche Mißbräuche die Küche und den Keller gespeist hätte. Gott wolle alle Irrenden an den Weg weisen seiner Wahrheit. Amen."

Dr. Wendelin Oswald antwortete auf diese Schrift nicht, zog aber bald darauf von St. Gallen nach Einsiedeln, nachdem ihm der Rath wegen des oben erwähnten Diebstahlbezüchts den Schutz aufgekündigt hatte, so daß er die Klosterfrauen zu St. Katharina, bei denen er schon vierund-

zwanzig Jahre Beichtiger gewesen war, nicht mehr besorgen konnte. Nach seiner Abreise ward den Klosterfrauen mit ihrem neuen Beichtiger, dem früheren Prior des Dominikanerklosters zu Konstanz, auferlegt, den Predigten Dr. Schappelers anzuwohnen, mit der Anweisung, daß der Beichtiger den Schappeler zurechtweisen und widerlegen solle, wenn er in dessen Vorträgen Falsches zu entdecken glaubte. Als der Prior sich dies zu thun weigerte, ward Schappeler den Nonnen zum Lesemeister gesetzt, daneben ihnen ein Vogt bestellt und jedem katholischen Priester verboten, dieses Kloster oder die St. Leonhardsklause zu betreten; die Klosterfrauen sollten ihre Ordenskleidung ablegen und mit Hintansetzung der Klausur in die St. Mangenkirche zur Predigt gehen. Das Sakrament wollte man ihnen übrigens noch nicht nehmen „bis sie bas erbaut seien." Die Nonnen fügten sich sehr ungern in diese Maßregeln, die Kantone aber verwiesen dieselben sehr hart dem St. Galler Rath. Dieser rechtfertigte sein Verfahren und antwortete, er habe Dr. Wendelin nicht vogelfrei gemacht, sondern ihm nur den Aufenthalt in der Stadt versagt, weil derselbe sich des Disputirens geweigert, zwei Kinder gezeugt, und der Bürgerschaft übel nachgeredet habe; den Klosterfrauen bei St. Katharina sei wegen ihrer vielen Gastereien ein Vogt gesetzt worden; wenn Schappeler dem Bischof nicht genehm sei, möge er für ihn einen anderen Lesemeister bestellen. Im Uebrigen setzte die Stadt ihr Reformationswerk fort. Nachdem die Messe verendet war, mußten sich die evangelischen Geistlichen über die Lehre vom Abendmahl, die bisher als offene Frage betrachtet worden war, verständigen; der Rath verlangte hierüber ein begründetes Gutachten von ihnen, und nach vielem Disputiren ward unter dem Einfluß Vadians endlich beschlossen, sich der Lehre Zwingli's anzuschließen. Es wurde nun eine Ordnung verfaßt, in welcher Weise die Feier der Kommunion Statt haben sollte, und diese zum ersten Mal am Osterfest 1527 gehandhabt, wobei Bürgermeister, kleine und große Räthe sammt ganzer Gemeinde und viele Evangelische aus weiter Umgebung sich einfanden. Anstatt des lateinischen Kirchengesangs wurden deutsche Psalmen eingeführt und auf Antrag der Geistlichen eine Katechisation der Jugend angeordnet, damit diese von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen lerne. Auch die Feiertage wurden abbestellt; wegen der Unruhe aber, welche die Gesellen und Dienstboten über diese Verringerung der Ruhetage anstellten, mußten mehrere wieder beibehalten werden. Die Geistlichen wurden aufgefordert in die Ehe zu treten, und im Brachmonat 1527 ließen sich der bejahrte Ruraldekan Hermann Miles, Anton Zili, Gall Knoblauch, Othmar Lieb, Bartholomä Weyermann, Klemens Hör und Hans Noll öffentlich trauen. Gleichzeitig erließ der Rath geschärfte Zuchtgesetze; den Geistlichen ward aufs Neue befohlen, ihre Beischläferinnen entweder zu entlassen oder zu heirathen; Mönche, die in der Stadt Unzucht trieben, sollten ins Gefängniß gebracht werden, was der Abt sehr übel vermerkte. Auf Ehebruch und Hurerei wurden hohe

Strafen gesetzt, den Weibspersonen verboten, „die Tafeln aufzuthun," d. h. ausgeschnittene Kleider zu tragen; die Schneider mußten schwören, nie wieder solche ärgerliche Kleider oder zerhauene Hosen zu machen; auch hatten groß und klein Räthe „die unnütze schnöde Schandbarkeit und ärgerliche Reizung der Schuhen betrachtet", und allen Schustern ein Muster, nach welchem sie in Zukunft ihre Schuhe fertigen sollten, mit dem Befehl zugestellt, daß ein Schuh über die Zehen nicht weniger als drei Finger breit Leder haben solle. Als der Pfarrer zu Niederbüren, Hans Schindeli, St. Gallen eine ketzerische Stadt schalt, und der Pfarrer von Wil, Dr. Franz Sonnschein, äußerte, die Städte St. Gallen, Zürich und Bern gingen mit Schelmenwerk um, wurden beide vom Magistrat an den Pranger gestellt, obschon der geistliche Herr Sonnschein im Rausche geredet haben wollte. Die Reformation hatte sich im Herzen des Volkes Bahn gebrochen, eine feste Ordnung in Lehre und Kirchengebräuchen sollte durch Anschluß an die übrigen evangelischen Kantone gewonnen werden.

8. Religionsgespräch zu Bern und seine Folgen.

Die Resultatlosigkeit des Gesprächs zu Baden sollte das zu Bern verbessern. Vadian war Einer der Präsidenten derselben. Scherzend schrieb darüber Oecolampad an Zwingli (15. Dezbr. 1527): „Die Bestie (Eck) wird nicht kommen; kommt sie doch, so wird Vadian ihr einen Trank mischen mit mehr als menschlichen Zaubermitteln; und fährt sie fort ungezogen zu sein, so werden die Kolbe mit Kolben dreinschlagen." Dem Vadian wurden von Seiten des Raths der Zunftmeister Christoph Keßler, genannt Krenk, und von den Predigern Pfarrer Burgauer, Dr. Schappeler und Dominikus Zili beigeordnet; allen St. Galler Geistlichen aber ward angezeigt, daß welcher von ihnen sich getraue, die Messe, Bilderverehrung u. dgl. schriftmäßig zu behaupten, nach Bern gehen solle, dort zu disputiren; die Obrigkeit werde Jedem ein Pferd geben und ihn kostenfrei halten. Am 6. Januar 1528 eröffnete Vadian das Gespräch mit kurzer Rede, worin er alle Anwesenden bat, die Wichtigkeit dieser Handlung zu bedenken und der Ordnung des verlesenen Mandats nachzuleben, „denn wo dieselbe übertreten würde, so müßten sie, die Präsidenten, Jeden, der sie übersehe, zurechtweisen. „Auf Solches so möget ihr, meine Herren, die Prädikanten eurem Erbieten nach die erste Schlußred in des Herrn Namen an die Hand nehmen und die mit Geschrift befestnen, damit den Herren, geistlich oder weltlich, so dagegen zu haben vermeinen, zu disputiren Anlaß gegeben werden möge." Gegen die vierte Schlußrede, „daß der Leib und das Blut Christi wesentlich und leiblich in dem Brod der Danksagung empfangen werde, möge mit biblischer Geschrift nicht beigebracht werden," erhob sich Pfarrer Burgauer, welcher noch immer der lutherischen Lehre vom Abendmahl anhing und seine Ansicht gegen Zwingli, Oecolampad und

Bucer, freilich mit schwachen Gründen zu vertheidigen suchte. Nach langem Gespräch erklärte er am 19. Januar: „Ich bekenne, daß ich durch vorgehaltene Schriftstellen und Erklärungen meiner geliebten Brüder dergestalt berichtet bin, daß ich zu dieser Stunde gesinnt und Willens bin, mich nicht gegen diese Schlußrede und dergestalt, wie geschehen, einzulassen oder zu widerfechten, guter Hoffnung, die Gnade Gottes, durch welche er das Licht der Wahrheit etliche Jahre so augenscheinlich eröffnet hat, werde in dieser Sache mir und Anderen auch entdecken, was daran als unbezweifelt anzunehmen sei. Ich will mir also allezeit weiteren Bericht mit Gottes Wort vorbehalten und hiemit meinen Mithaften, die an diesem Tisch gesessen, nichts aufgelegt noch abgenommen haben." Sofort gab Dominikus Zili die Erklärung ab: der Rath von St. Gallen habe Burgauer und ihn hieher gesendet, um hier wegen ihrer streitigen Meinung über das Abendmahl Bericht zu nehmen und zu geben; „da sich Burgauer zum Theil bekennt, berichtet zu sein, bitte ich Gott, daß er ihm das Uebrige auch zu verstehen gebe und ein Herz, beständig an demselben zu beharren. Lange Zeit ist von der Gemeinde zu St. Gallen nichts gespart und aller Fleiß angekehrt worden, einmüthig die Wahrheit Christi und sein Wort zu predigen, haben auch viel Gespräch nach Befehl unserer Herren gegen einander gehalten, an welchen der Pfarrer auch etwa nicht hat antworten können; das ich Gott befehle, der ihn in diesem Artikel erleuchten möge." Bis zum 26. Januar dauerte die Disputation, an deren Schluß Vadian Namens aller vier Präsidenten dem Rath zu Bern die Disputationsacten übergab. Sie war für die Reformation der Schweiz, und so auch St. Gallens von der größten Bedeutung. Die Abgeordneten kehrten in ihre Städte mit freudigem Muth und dem stärkenden Gefühl der Einigkeit zurück.

Vor Allem ward jetzt in St. Gallen mit dem gänzlichen Aufräumen des Bildergreuels Ernst gemacht. Keßler erzählt: „Wie unsere Obrigkeit die Götzen aus der Pfarrkirche zu St. Laurenzen im Jahr 1526 ordentlich abgefertigt, wäre wohl ihr Wille und Meinung gewesen, alle gefährliche oder abgöttische Bilder aus all ihren Kirchen, vorab aus der Pfarr zu St. Mangen abzuthun. Da aber eine fürsichtige Obrigkeit merkte und verstund, daß der Herr Abt solche Aenderung auf das Widerwärtigste und Klagbarste annehmen, hindern und widersprechen wollte, als ob in dem Seinen und seinen Gerechtigkeiten, die er in der Pfarr von Lehenschaft wegen hätte, Gewalt beschähe, dann viel Unruh, Rechtung, Verantwortungen (als bedroht) vor den Eidgenossen, bei welchen wir sonst durch tägliche Vertragung verunglimpft und in Ungunst gebracht, vermieden würde, hielt sich damals unsere Obrigkeit auf Bitten und Vermahnen auf das Freundlichst gemeldeter Pfarr zu St. Mangen Kirchgenossen, sie wollen ihre Götzen bis nach auf eine gelegenere Zeit ohnlang dulden, so wollen sie mittlerzeit selbst dazuthun und handeln, wie einer christlichen Obrigkeit wohl anstehe. Also ergaben sich die Kirchgenossen gehorsam und gütlich,

bis jetzt auf vergangener und beschehener Disputation zu Bern, so dieser Artikel, die Götzen belangend, ferner erläutert und andere mehr Städte, als Konstanz und Lindau, auch tapferer zu handeln ein Herz gefasset, haben obgedachte Kirchgenossen der Pfarr zu St. Mangen nach ihrer Gewohnheit eine Kirchhöre versammelt sammt ihrem Pfarrer Hermann Miles mit dem Beschluß, sich des Götzendienstes jetzt zu entladen." Der Rath erlaubte am 28. Februar 1528 den Pfarrgenossen zu St. Mang, aus der Kirche Alles, woran sie Aergerniß und Anstoß nahmen, zu entfernen, worauf diese die Altäre umstießen, die Gräber der hl. Wiborad und Rachild ausebneten, den Arm des hl. Mang, mit dem die Kirchenpfleger erst noch im Jahre 1521 zur Vertreibung der Engerlinge auf Uri ausgezogen waren, heimlich in die Erde vergruben, die silbernen Bilder und Gefäße zusammenschmolzen, die Meßkleider verkauften und aus dem erlösten Geld eine Armenkasse errichteten. Am Härtesten schritt man gegen die Klosterfrauen ein: in der Voraussetzung, daß sie durch ihre Lesemeister mit der evangelischen Lehre nun hinlänglich vertraut seien, ward von ihnen gefordert, sie sollen ihre Beichtväter verabschieden, ja auf St. Jakobstag ihre Ordenskleider ablegen. Für ihr zeitliches Auskommen wurde freigebig gesorgt: die einen nahmen die evangelische Konfession an und verehelichten sich mit angesehenen Bürgern; diejenigen aber, welche bei ihrem Ordensgelübde verbleiben wollten, begaben sich im Jahr 1545 nach Bischofszell und bezogen darauf die verlassene Klause am Rollenberg bei Wuppenau.

Während aber in der Stadt die Reformation völlig gesiegt hatte, ertönten in der Münsterkirche noch die alten feindseligen Predigten, sah man dort noch das ganze alte Ceremonienwesen in vollem Gang. Im Kloster waren alle Geistliche mit Ausnahme der Viere, welche schon im Jahr 1524 die Reformation angenommen hatten, fest entschlossen, dem alten Glauben und ihren Gelübden treu zu bleiben, und der Abt fuhr fort, so gut er konnte, der Reformation entgegen zu arbeiten. Hierdurch ward in der Bürgerschaft die Zwietracht erhalten und genährt, da jede Partei natürlich nur da den Gottesdienst besuchen wollte, wo ihr Glaube gepredigt wurde. Der Rath beschied nun die katholischen Bürger und Bürgerinnen vor sich und bat sie dringlich, um ihres Seelenheils und gemeinen Friedens willen alle Sonntage und an den beibehaltenen Feiertagen in die Spätpredigt nach St. Laurenzen zu gehen, so solle ihnen dann nicht benommen sein, auch die Münsterkirche zu besuchen. Auch unter den Rathsherren hatten bisher noch mehrere eifrige Katholiken gesessen; aber auf St. Johann d. T. Tag wurden sie bei der gewöhnlichen halbjährigen Rathserneuerung ihrer Stellen, jedoch mit allen Ehren entlassen und durch Freunde der Reformation ersetzt. Bald darauf zeigte der Rath den in die Stadt verbürgerten Kaplänen, die im Münster noch Messe lasen, an, daß, da die Messe auf der Berner Disputation als ein Greuel erfunden worden sei, und sie trotz der Einladung in Bern nicht erschienen wären, um mit der Bibel für

die Messe zu zeugen, er sie nicht ferner gedulden könne; sie sollten darum entweder freiwillig vom Messelesen abstehen oder dieselbe vor dem großen Rath durch eine Disputation behaupten oder die Stadt verlassen. Natürlich wagte Keiner den Gegenbeweis zu führen, vielmehr ersuchten sie den Abt, sie gegen ein billiges Kostgeld im Kloster aufzunehmen, und nachdem ihnen dieses zugesagt war, gaben ihrer sieben das Bürgerrecht auf, verließen ihre Pfründhäuser und übersiedelten in das Kloster. Nach diesem ließ der Rath auch auf dem Kirchhof mit allen Kreuzen, Grabmälern und Grabsteinen aufräumen. Umsonst ward Wendeli's würdiger Nachfolger auf der Münsterkanzel, Adam Moser, wiederholt erfordert, statt seiner Schmähpredigten sich mit den evangelischen Predigern zu einem Gespräch zu stellen; als derselbe endlich resignirte und nach Wyl abreisen wollte, ward er in der Stadt angehalten und gefangen gesetzt, um von ihm Rechenschaft seiner Predigten zu fordern. Zweiundzwanzig Artikel der neuen Lehre, die er nach und nach als Irrthümer geschmäht hatte, wurden ihm schriftlich zugestellt mit der Weisung, den angeblichen Irrthum durch die hl. Schrift zu beweisen, und nachdem ihm Zeit zur Vorbereitung gelassen war, ward eine öffentliche Disputation in der Rathsstube gehalten, bei welcher er seinen Irrthum bekannte. Hierauf ward beschlossen: weil er als ein öffentlicher Prediger Irrthum gelehrt habe, so solle er solchen in der Pfarrkirche zu St. Laurenzen auch öffentlich widerrufen, fünfzig Gulden Kostenersatz baar erlegen, hundert Gulden als Buße verbürgen, und nachdem er eine Urfehde geschworen, wieder ledig gelassen werden. Am Weihnachtstage 1528 leistete er den öffentlichen Widerruf. Da er bisher als eine Stütze des katholischen Glaubens gegolten hatte, machte sein Widerruf im ganzen Thurgau großes Aufsehen.

Wie zu erwarten, sahen die katholischen Kantone sehr übel zu dieser entschlossenen Durchführung der Reformation, und es konnte der Stadt St. Gallen nicht verargt werden, wenn sie bei ihren Glaubensbrüdern in Zürich und Bern um ein Schutzbündniß ansuchte. Dieß kam unter dem Namen einer *christlichen Bürgerschaft* wirklich zu Stand, und am 30. Oktober 1528 ward Vadian mit einer Rathsbotschaft nach Zürich verordnet, wo ihm die von Zürich Bürgerrecht erstmals geschworen und Brief aufgerichtet und besiegelt haben.

Jetzt wagte der Rath auch den letzten Schritt gegen das Kloster. Der größte und ansehnlichste Theil der nun reformirten Bürgerschaft St. Gallens hatte schon lange bedauert, daß ihre Voreltern vieles Geld für Bilder und Tafeln in die Münsterkirche in gutem Meinen, aber aus Unverstand verwendet hätten. Mehrmals begehrten sie vom Rath, daß diese Bilder, die sie als ihr Eigenthum betrachten zu dürfen glaubten, aus der Münsterkirche in gleicher Weise entfernt werden, wie es bereits in den Kirchen der Stadt geschehen sei. Endlich willigte der Rath, an dessen Spitze abermals seit Neujahr 1529 Vadian als Bürgermeister stand, ein.

Am 23. Februar ward der darauf bezügliche Beschluß gefaßt und zur Vermeidung des Aufsehens sogleich ausgeführt. Die Stadt ward mit starker Wache besetzt, Handwerker und Fuhrwerke bestellt, und Vadian zog mit einer Rathsdeputation und einer Anzahl Bürger nach der Münsterkirche hinauf. Hier eröffnete er den Klostergeistlichen, daß sie gekommen wären, in der Stille die Bilder, Altäre und Messe wegzuschaffen, damit nicht die Landleute Solches zu thun versucht wären, was ohne ihre und der Stadt große Gefahr nicht ablaufen könnte; da es sich nur um Gegenstände der Abgötterei handle, so erwarte man, sie werden Solches gutwillig geschehen lassen. Der Dekan des Stifts antwortete: Sie könnten hiezu ohne des Abts Einwilligung, der auf dem Schloß Rorschach krank liege, nicht Erlaubniß geben; doch wolle er, weil man ihm die Frist, mit dem Abt zu reden, verweigere, das Kapitel darüber vernehmen. Dieses schlug die Zumuthung rund ab und forderte den im Kloster gegenwärtigen Hauptmann bei dem Eid, mit welchem er dem Stift verpflichtet sei, auf, die Bürger der Stadt im Namen der vier Orte von der Beschädigung der Abtei abzuhalten. Der Hauptmann entgegnete, hier handle es sich um Geistliches, dazu die Schirmorte nichts zu reden hätten, der Bürgermeister aber nahm alle Verantwortung auf die Stadt und gab das Zeichen zum Abbrechen. In unglaublich kurzer Zeit war das Zerstörungswerk von den Bürgern vollbracht: in nicht ganz drei Stunden waren alle Bilder abgerissen, umgestürzt, zerschlagen und in Stücke zersägt. Darauf wurden an Holzwerk aus dem Münster und dessen Kapellen sechsundvierzig Wagen voll auf den Brühl geführt und Alles sammt den kunstvollen Chor- und Beichtstühlen verbrannt. Keßler maß den Durchschnitt der Flamme und fand ihn 43 Schuh breit! Am folgenden Tag wurden die steinernen Statuen und Altäre abgebrochen, und die Steine theils zum Vermauern der Thüren und Fenster zu den Kirchenschätzen theils zu anderem Mauerwerke verwendet. Nur die Orgel blieb unbeschädigt und die Gebeine des hl. Othmars und Notkers, welche in ihren Särgen in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar von den Klostergeistlichen herausgenommen und nach Einsiedeln geflüchtet worden waren.

Eilig ward Namens des Abts an die vier Orte berichtet. Schon am 3. März trafen Boten von Luzern, Schwyz und Glarus ein. Vor ihnen rechtfertigte der Rath das Geschehene als nothwendige Sicherheitsmaßregel; übrigens gedenke er weder den Klostergeistlichen noch den fürstlichen Beamten ferner etwas in den Weg zu legen; doch müsse der Abt für die Kanzel im Münster einen Prediger bestellen, der das heitere Wort Gottes, wie es jetzt gefunden sei, vortrage, wo nicht, so wollte er selbst für einen Sorge tragen. Dagegen forderte das Stift von den Schirmorten gegen die Stadt Schutz und Recht; Abt Franz bat, daß jedes Ort zur Sicherheit einen Gesandten nach Wyl schicke, und daß Schwyz dem Konvente, welches in St. Gallen nicht mehr sicher sei, in Einsiedeln einen Zufluchts-

ort gestatte, wo es auf eigene Kosten leben würde. Die Abgesandten reisten wieder ab, zu berichten; die Klostergeistlichen folgten ihnen sogleich nach, um sich vorerst in Wyl aufzuhalten; zu St. Gallen aber bestellte der Rath, ohne die Antwort der drei Orte abzuwarten, den Schullehrer Dominikus Zili zum Münsterprediger, der schon am Tage nach der Abreise der Gesandten, den 7. März, die erste evangelische Predigt vor viertausend Zuhörern darin hielt.

Unterdessen starb am 21. März Abt Franz in Rorschach. Sein Tod wurde von den Mönchen so lange verheimlicht, bis mit ihm die Neuwahl Kilians verkündigt werden konnte. Die heimliche Wahl ward in St. Gallen mit bösen Augen angesehen, und die Züricher mahnten die Gotteshausleute und Toggenburger, Kilian nicht als ihren Herrn anzuerkennen, und versprachen ihnen hiebei Schutz: das Klosterleben sei wider das klare Wort Gottes; laut diesem dürfe kein Geistlicher Land und Leute regieren. Dagegen geboten die Gesandten der übrigen Schirmorte den Gotteshausleuten und Toggenburgern, Kilian als ihren Herrn und Abt von St. Gallen anzuerkennen. Die Gemeinden des oberen Amts befolgten den Rath Zürichs und erklärten in einer am 23. April zu Lömischwyl abgehaltenen Landsgemeinde, daß sie sich der Herrschaft des St. Galler Abts nicht mehr unterziehen. Die Gemeinden des unteren Amts leisteten die Huldigung, während die Toggenburger getheilter Ansicht waren. Am 20. Mai fand zu Wyl, wo der neue Abt seinen Wohnsitz hatte, eine Konferenz der vier Schirmorte Statt. Die Gesandten von Luzern und Schwyz versicherten Kilian der Anerkennung und des Beistands ihrer Obrigkeit zur Behauptung der Rechtsame des Stifts nach bisherigem Herkommen; auch der Abgesandte von Glarus versprach ihm Schutz, doch nur unter der Bedingung, daß der Abt die Kutte ablege; Zürich behielt sich gecignetes Gutfinden vor. Sobald Kilian einen Bruch zwischen den katholischen Ständen und Bern und Zürich eingeleitet hatte, floh er in Fuhrmannstracht über den Bodensee nach Ueberlingen, um bei Oesterreich Hilfe zu suchen, und die Stadt St. Gallen säumte jetzt nicht mehr, sich zu ihrer eigenen Sicherheit des Klosters zu bemächtigen. Am 7. Juni versammelte der Bürgermeister Vadian in der Frühe den großen Rath und bewirkte den Beschluß, das Kloster in der Stadt Hände und Gewahrsam zu nehmen. Sofort schickte der Rath aus jeder Zunft drei Mann heim, ihre Harnische und verordnete Waffen anzulegen und mit gewaffneter Hand wieder vor das Rathhaus zu kommen. Um die eilfte Stunde war Jeder zugegen, versammelte sich männiglich auf dem Markt. Da redet Herr Bürgermeister von Watt von der Rathsstube herab dieser Meinung: Liebe Bürger, das meine Herren angesehen und fürgenommen, soll von denen, die dazu verordnet sind, ausgerichtet werden, sonst soll Niemand, weder Mann noch Weib, Jungs noch Alts in das Kloster hinaufgehen! Demnach gingen die drei Bürgermeister sammt klein und großen Räthen

und die Gewappneten voran in das Kloster hinauf und begehrten, daß die Mönche, Priester, Amtleute und Dienstleute, so zu diesen Läufen in ihrer Stadt und Mauern bleiben wollten, einer Stadt schwören sollen, was sie thaten. Gleichzeitig wurde ein Inventar über das vorhandene Stiftseigenthum aufgenommen und gegen die dieser Verfügung widerstrebenden Klosterbewohner gefänglich eingeschritten und männiglich scharf verboten, weder mit dem entflohenen Abt, noch mit den abwesenden Kapitularen Verkehr zu pflegen.

Während Abt Kilian in Ueberlingen und Einsiedeln für Verfechtung der Rechte des Stifts wirkte, wußte zu St. Gallen Niemand, wer eigentlich Herr und Meister der Abtei, des Stiftsgebietes und der Grafschaft Toggenburg sei; nur dem Appenzeller Witz gelang es auszumitteln, man habe den Widerspruch zum Regenten des Fürstenlandes auserkoren. Als nach langen Verhandlungen Abt und Konvent an Kaiser und Reich appellirten und das Reichsgericht die Sache der Abtei St. Gallen in Hände nahm, unterwarfen sich am 25. Mai 1530 die Gotteshausleute der ihnen von Zürich und Glarus gebotenen Landesverfassung. Die Abtei St. Gallen ward als erledigt, Abt Kilian und Kapitel ihrer Ansprüche an das Stift verlustig erklärt; Zürich und Glarus stellten in ihrem und der beiden andern Schirmorte Namen den ganzen Platz des Klosters St. Gallen eigenthümlich zu Handen gegen die Verkaufssumme von 15,000 Gulden; die Münsterkirche blieb der Abhaltung des Gottesdienstes nach den Vorschriften des reformirten Glaubensbekenntnisses für die Pfarrangehörigen der Stadt und umliegenden Ortschaften gewidmet; der Katholicismus schien aus seiner letzten Veste verdrängt.

9. Synode zu St. Gallen. 1530.

Das Aufbauen hatte in St. Gallen mit dem Einreißen nicht gleichen Schritt gehalten; schneller waren die Bilder und Meßgreuel entfernt, das römische Joch abgeschüttelt, als eine Einheit der Lehre und Kirchengebräuche in St. Gallen aufgerichtet worden. Kaum hatte in Bern der Lutheraner Burgauer nachgegeben, so forderte ein Vetter Vadians, der lutherisch gesinnte Georg von Watt, über die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl mit den St. Galler Predigern vor klein und großen Räthen ein Gespräch zu halten. Nachdem dieses zwei Tage angedauert und Georg von Watt endlich zu der Erklärung hingedrängt war, „er glaube einmal, daß in diesem Sakrament der Leib Christi genossen und sein Blut getrunken werde, wie es aber geschehe, stelle er der Allmacht Gottes anheim", schloß Vadian das Gespräch mit den Worten: „Nun seien sie eins, denn solches glauben und lehren die Prädikanten auch; dieweil aber sein Vetter Jörg nicht eigentlich wüßte noch sprechen wollte, welcherlei Maßen Christus leiblich genossen werde, habe er nicht genugsame Ursache, die Prädi-

kanten eines Irrthums zu strafen." Wie Burgauer über das Abendmahl mehr altkatholisch als lutherisch dachte, so Dominikus Zili über die Beichte in gleicher Weise. Dieser, der nun angesehener Stadtpfarrer war, konnte sich von einigen Nebenbegriffen der Beichte nicht ganz losmachen, sondern erachtete es für Pflicht seines Pfarramts, geheimen Anklagen seiner Spione und Ohrenbläser Gehör zu geben; auf solche in anzüglichen Strafpredigten Rücksicht zu nehmen und wenn das dadurch erregte Aufsehen obrigkeitliche Untersuchungen veranlaßte, den Namen der Angeber, besonders wenn ihnen Unannehmlichkeit oder Schaden daraus hätte erwachsen können, standhaft zu verschweigen. Bei dieser Uneinigkeit war es ein glücklicher Griff Vadians, daß er die Abhaltung einer Synode beantragte, zu welcher Zwingli geladen werden sollte. Hören wir, was Keßler hierüber berichtet:

Dieweil die Irrthümer des Papstthums, zudem unter uns eigensinnigen Köpfen, zu viel Spaltung, Sekten und Aufruhr täglich Ursach gaben, dieselbigen nicht allein niederzulegen, sondern künftighin besser fürzukommen, haben die Prädikanten von Zürich, fürnemlich Huldreich Zwingli, christlicher Einigkeit zu Nutz für gut und nothwendig angesehen, dasjenige an die Hand zu nehmen, dessen sich in solchen Fällen die Apostel zum Ersten und hernach die Hirten und des Worts Gottes Diener gebraucht und beflissen haben, nemlich Synodos halten. Also dem Allen nach ist ein solcher Synodus, dieweil etwas Mischall unter den Prädikanten vonwegen der Form Amts christlichen Banns oder Absunderung erwachsen wollte, von unserer Stadt und des Gotteshauses Oberkeit angesehen und auf 18. Dezember bestimmt und in unserer Stadt St. Gallen zu halten fürgenommen; alldahin auch beschieden worden von Zürich Huldreich Zwingli, der Herr Abt von Capell. Es haben auch andere Priester aus dem Rheinthal und Land Appenzell und Grafschaft allhier beflissen, damit sie etwas christlichens möchten unterrichtet werden, ob sie gleich zu handeln in diesem Synodo nicht berufen wurden. Auf bestimmten Tag nach der Morgenpredigt hat man sich an dem Markt auf der Weberzunftstuben versammelt, sind zu Präsidenten verordnet von den Prädikanten Huldreich Zwingli und Jakob Riner, jetztmal zu einem Prädikanten von der Stadt gen Tail geliehen; von der Obrigkeit Bürgermeister Heinrich Kumber und Jakob Frei des Gotteshauses Hauptmann. Demnach die Oberkeit den Eid angegeben, nemlich daß jeder Prädikant sich verpflichte, nichts Anderes zu lehren oder zu predigen, als was der Synodus gut gefunden hätte. Hat sich deßhalb nirgends ein Span erhebt; nur unser Prädikant Dominikus Zili mitsammt Joann Fortmüller zu Altstetten haben diesen Eid widerfochten und zu schwören in keinem Weg schuldig sein, denn Christus habe seinen Aposteln keinen Eid angeben, sie haben auch nicht aus Eid, sondern aus schuldiger Pflicht das Evangelium gepredigt; deß wollen sie sich auch halten und deß vernügen lassen, daß Gott spricht durch den Pro-

pheten, er wolle das Blut von ihren Händen fordern. So stund auf Zwingli und sprach: Lieber Dominice, als ich angehends gelehrt, gepredigt und geschrieben habe, hat mir das Niemand bei keinem Eid geboten, sondern allein Gottes Beruf und Befehl. Dieweil uns aber hohe Nothdurft zu solchen Synoden zwingt, derhalben Noth, daß sich die Brüder mit solcher Eidespflicht einander zu erkennen geben, was Jeder sich zu dem Andern versehen solle. Dann wiewohl die Apostel von Christo keinen Eid empfangen, doch als sie hernach zusammenkommen (wie Paulus sagt), ob sie gleich nicht wie wir die Finger aufgehebt, doch haben sie einander die Hände geboten und vereinbart, daß Etliche unter den Heiden, Etliche unter den Juden das Evangelium predigen sollen, welches ich für ein Zeichen achte. Was wäre je für eine Nutzbarkeit, daß wir Synodos beschreiben und nach denselben wiederum ein Jeder auf seine Meinung trolte und wie vor nachher Eigensinnigkeit anrichte. Zudem wird Manches in der Censura der Priester gemeldet, das von ihm in keinem Weg ausgespraist, sondern im höchsten Vertrauen soll verschwiegen bleiben. Es müssen ja auch fromme Bürger und so man die Räthe besetzt, einen Eid thun, bürgerliche Statuten zu halten und Jedem sein Recht unangefochten verfolgen zu lassen, ob sie gleich deß von ihnen selbst aus Liebe zu gemeinem Frieden und Gerechtigkeit sonst zu thun willig erfunden werden. Es muß aber durch den Bankhinweg gleich zugehen. Dieser Zank hat sich ein lang Weil verzogen, bis man zuletzt gesprochen, welche schwören wollen, sollen aufheben. Da haben andere Priester all aufgehebt und geschworen, ausgenommen gemeldete Zween haben sich zu schwören keineswegs untergeben wollen, besonders Dominikus, denn man sagt, Fortmüller habe hernach den Eid angenommen. Demnach man ein Gebet zu Gott um Offenbarung seines h. Willens und Worts gehalten, hat man den Artikel von dem christlichen Bann in die Hand genommen. Und zum Ersten Dominikus, unserer Prädikanten Einer, und vorgemeldeter Johann Fortmüller hielten für, wie die rechte Form Bannens und Ausschließens beschrieben wäre, Matth. 15. und dermaßen durch Paulum bei den Korinthern erstattet. Darauf antwortet Zwingli: Lieben Brüder, ich und Martinus Bucer, wie er sammt Oecolampadio bei mir nächst zu Zürich gewesen und mir vormals Oecolampadius seine Meinung von dem Bann schriftlich zugeschickt, nicht ließ anfangs mißfallen. Doch wollt Bucer gar nicht drin sein, derhalben wir uns übten und herfürbrachten, es mög hie nicht mehr geredet werden, das wir nicht gemeldet und angerührt haben, so diesen Artikel berühren möge, und besonders zum Letzten, daß unser Zeit (da wir die Zeiten gegen einander vergliechen) viel mehr der Propheten denn der Apostel Zeiten mag verglichen werden, und die Kirche eine andere Gestalt dann dazumal habe, nicht der Lehr und Predigt, sondern der Obrigkeit halb. Denn zu der Apostel Zeit war die Kirche hin und her zerstreuet, hat weder Oberkeit noch Regiment, sondern war frem-

der heidnischer Oberkeit unterthan, die der Laster nicht viel achtet, derhalben sie damalen mit keinem Andern füglicher mochte die Laster abwenden, denn mit Ausschließen deren, so keiner Warnung noch Verbesserung nachkommen, ließen Heiden wieder Heiden werden. Demnach aber die Oberkeiten Christen wurden, hat Jenes, so von den heimlichen Christen geübt, aufgehört, und soll solches durch Oberkeiten vollstreckt werden: dann ehe der Mörder und Todtschläger mag ausgeschlossen werden, so hat ihn die Oberkeit schon hingerichtet. Wo aber die Oberkeit zu strafen und wehren lässig, dann sollen und mögen die Gemeinden solchem Sauerteig, damit der ganze Teig nicht verführt werde, mit ihrem Gewalt, von Christo übergeben, fürkommen und ihre Gemeinsame sauber und rein behalten; dann sollen auch die Prädikanten zugleich wie die Propheten die Oberkeiten strafen und ihr Laster anzeigen. Demnach hat sich wiederum Red und Antwort zutragen bis auf den dritten Tag, und von beiden Theilen unvereinbart abgeschieden, dann daß Fortmüller nachgab, es möchte ja solcher Gewalt aus Liebe wohl einer Oberkeit von der Gemeine übergeben werden, doch daß sie den, wo er mißbraucht, wiederum zu Handen nehmen möge; Dominikus aber ist auf seinem ersten Fürtrag nicht um ein Dupfli abgewichen. Es sind auch zu diesem Synodo beruft und erfordert die Wiedertäufer und Tauften; ihr keiner aber ist erschienen. Zum Letzten ist die Beschätzung oder Correction der Priester, desgleichen Verhörung der neuen Prädikanten vollendet. Nach Allem hat Zwingli mit einer ernstlichen Red die Prädikanten ihres sorgfältigen Amts erinnert und hiemit den Synodum beschlossen. Zu der Zeit ist unser Herr Dr. Joachim von Watt nicht anheimsch gewesen, sondern, die kriegerische Empörung zwischen den Herzogen von Sachsen und unseren lieben Eidgenossen von Bern zu einem friedlichen Austrag zu bringen, sammt anderen verordneten Schiedleuten müssen beholfen sein. So sprach Zwingli in offenem Synodo: In seinem Abwesen red' ich von unserem Doctor Joachim: ich weiß nit mehr einen solchen Eidgenossen.

Die Synode erhob folgende zwei Sätze zu Beschlüssen: 1) daß jeder Pfarrer der Obrigkeit Treu und Wahrheit schwören solle, woraus sich von selbst ergab, daß er der Obrigkeit auch seine Denuncianten zu nennen habe, 2) daß auch das kirchliche Strafamt und was man vom Bann beizubehalten für gut finden werde, provisorisch von der Obrigkeit, die ja aus angesehenen Mitgliedern und Vorstehern einer christlichen Gemeinde bestehe, so lange verwaltet werde, bis man die Sache gehörig werde erörtert und angeordnet haben. Der Stadtpfarrer Zili aber, der nicht eingewilligt hatte, hielt auch nachher noch persönliche Strafpredigten. In einer solchen hatte er in heftigem Eifer gesagt, es gebe sogar Mitglieder des Raths, die der größten Schand- und Lasterthaten bezüchtigt werden könnten. Von dem Rath wurde eine strenge Censur seiner Mitglieder vorgenommen und Keiner schuldig befunden. Nun sollte Zili seine Anklage beweisen oder

seine heimlichen Angeber nennen; er verweigerte es aber standhaft, u. A. auch aus dem Grunde, weil es mit dem Zweck und der Würde seines Amtes streite, Mitglieder der Gemeinde, die ihrem Seelsorger ein Geheimniß anvertraut hätten, unglücklich zu machen. Hierauf wurde die Sache vor die kirchliche Kommission gewiesen und Zili vor dieselbe beschieden. Vadian als Präsident derselben bemühte sich, Zili von der Unhaltbarkeit seines Verfahrens zu überzeugen, und da Zili auf seiner Pfarrei verblieb, ja sogar bald nachher Mitglied dieser Kommission wurde, so scheint derselbe nachgegeben zu haben.

10. Folgen der Schlacht bei Kappel.

Mitte Augusts des Jahres 1531 ward ein Komet gesehen. Der im Aberglauben seiner Zeit befangene Vadian äußerte sich bald in banger Besorgniß und Keßler schreibt: „Damit die Wirkung dieses Kometen nicht lange ausbleibe, ohne Zweifel unseres unbußfertigen Herzen halben hat sich in unseren Landen einer löblichen Aidgenossenschaft nit ein kleiner Jammer und erschrockenlich Blutvergießen, ja (wie der Kometen Art ist) eine ganze Aenderung der Regimenter zugetragen," — es brach der Krieg aus zwischen den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und der Stadt Zürich und ihren Verwandten mit Landschaft und Bürgerrecht. Am 12. Oktober 1531 erfolgte die Niederlage bei Kappel, am 21. die bei Menzingen. Kaum war die Hiobspost in St. Gallen angelangt, als der Rath den Dr. von Watt mit zwei anderen Rathsgliedern zu einer Vermittlung nach Bremgarten abordnete. Die katholischen Orte, stolz auf zwiefachen Sieg, wollten sich nicht damit befassen. Während die St. Galler noch in Bremgarten waren, lief die Nachricht von dem Friedensabschluß ein, welcher dem Züricher Heer von dem Heer der fünf Orte vorgeschrieben worden war, und welcher den katholischen Kantonen das Uebergewicht in der Eidgenossenschaft gab. Keßler erzählt: „Wie nun die Artikel gemeldeten Friedens den Rathsboten fürkommen, hat Vadian vonwegen unserer gemeinen Stadt, für die er vielfältige Sorge trägt, solchen Schrecken darob empfangen, daß er in schwerlich Krankheit gefallen und mit lauter Stimme gesprochen klagender Weise: O einer frommen Gemeind St. Gallen! und hiemit von dannen gen Zürich geritten, so schwach und seiner selbst so gar vergessen, daß ihm nit wissend, wie er dahin kommen ist. Auf den 16. Tag Novembers kommen sie her und hielt man fleißig Rath, wie ihm nun fürohin zu thun wäre, aber kein anderst möcht befunden werden einer kleinfügeren Stadt, dann in den Frieden treten, so von einer Hauptstadt so viel und weit gewaltiger angenommen. Also schickt man wiederum hinter sich Junkern Kaspern Zollikoffer sammt Gregorio Gering gen Zürich, um aufgerichteten Frieden gleichermaßen anzunehmen." Die fünf katholischen Orte trafen auf Ansuchen Abts Diethelm Blaurer Anstalten, diesem sein

Kloster und Land wieder zuzustellen. Darüber hoch erfreut, begab sich der Abt nach Wyl, wo ihn der größte Theil der Bürgerschaft jubelnd empfing. Von da aus erließ er ein Schreiben an St. Gallen, in welchem er nicht bloß Alles, was von dem Eigenthum der Abtei in ihren Händen sei, zurückforderte, sondern auch für das Zerstörte und Verkaufte einen Schadenersatz von 60,000 Gulden forderte. Die Lage konnte für St. Gallen nicht schwieriger sein: die Stadt erwählte das beste Theil, indem sie für das entscheidungsvolle Jahr 1532 aufs Neue Vadian zum Bürgermeister wählte, und dieser zeigte sich im Unglück so groß als je zuvor.

Halten wir uns die Lage der Dinge nochmals vor Augen: die ganze Landschaft St. Gallen hatte damals evangelische Prediger, in allen Gemeinden war die Reformation angefangen oder schon vorgerückt; die Mehrzahl der Konventualen war mit dem entflohenen Abt des Klosters abwesend, andere hatten eine Pfründe angenommen oder sich mit einer Summe Geldes abgefunden. Die leeren Klostergebäude waren von den beiden Schirmorten Zürich und Glarus mit Bewilligung der Gotteshausleute an die Stadt verkauft und ihr Brief und Siegel dafür gegeben, auch aus der Kirche Bilder, Gemälde und Messe abgethan, und das Singen, Beten und Predigen in deutscher Sprache war in derselben eingeführt. Nun aber kam der Abt wieder nach Wyl, die Landschaft unterwarf sich ihm, fast Alles kehrte zum römischen Kultus zurück, und der Abt, von den Siegern unterstützt, begehrte gütlich oder rechtlich das Kloster und eine große Geldsumme als Schadenersatz. Von Zürich und Glarus erhielt St. Gallen immer schwächere Vertröstung und zuletzt sah sie sich wie ganz verlassen. Bei dieser Sachlage gab es vielerlei Redens unter den Bürgern und verschiedene Meinungen im Rathe: die Einen wollten, daß man dem Abt mit neuen Mitteln abhalten solle; Andere, man könne auf dem Recht des Kaufs nach Inhalt der versiegelten Briefe verharren; Andere wollten Leib und Gut daran setzen, den Abt nicht wieder einziehen zu lassen; noch Andere glaubten unter diesen Umständen weichen zu sollen; von ihnen wollten die Einen den Weg der Güte, die Andern den Weg des Rechts vorziehen. In solcher Gefahr und Noth der ihm so theuren Stadt und in solcher Rathlosigkeit und Uneinigkeit der Gemüther unter den Bürgern und Räthen unterstützte Vadian nicht nur die einzige kluge Partei der Gemäßigten, sondern bewirkte auch durch seine maßvolle Haltung eine vollkommene Einigung der Streitenden. Die ängstlichen Gemüther beruhigte er über die Religionsfreiheit der Stadt, die sogar nach dem Inhalt des schlimmen Friedens gesichert sei, und forderte sie auf, die Sache nur von der politischen Seite aus zu betrachten. Den blinden Eiferern, die den römischen Kultus nicht mehr in den Münster aufnehmen wollten, erklärte er, es wäre nicht Klugheit, sondern thörichte Vermessenheit, sich um Sachen willen, die man unmöglich ändern könne, in Gefahr des Leibes und Guts zu begeben, man müsse nun einmal diesen Weg gehen, und wenn man sich auch auf alle

Viere, wie man spreche, legen wollte. So kam denn endlich ein Vergleich zu Stande, der zwar der Stadt theuer zu stehen kam, aber doch ihr die Freiheit des evangelischen Kultus nicht beeinträchtigte. In der ganzen Verhandlung erprobte sich der fromme und rechtliche Sinn Vadians. Als der Sieg bei Kappel in vielen Flugschriften für einen Beweis des Irrthums Zwinglischer Lehre ausgegeben wurde, schrieb Vadian in sein Tagebuch, daß Schlachten und Siege schlechte Beweise für die Wahrheit einer Lehre seien, indem es bisweilen auch den Philistern zugelassen worden, das Volk Gottes zu überwinden, und der Türke so oft Schlachten gegen Christen gewonnen und viele Städte und Länder der Christenheit erobert habe. Der damalige Papst aber soll erklärt haben, er halte auf die fünf siegenden Kantone mehr als auf die fünf Bücher Mosis.

Nach Abschluß des Vertrags hielt Abt Diethelm einen feierlichen Einzug in die alte Residenz. Um Unordnungen vorzubeugen, wurde den Zünften vorgestellt, daß es gerathen erscheine, daß sich die Bürgschaft an der Ceremonie der Installation gar nicht betheilige, und darum Männer, Weiber und Kinder sich des Zuschauens enthalten und in ihren Häusern bleiben. Die Bürger kamen dieser Verordnung pünktlich nach, und alles Glockengeläute und Singen vermochte sie nicht zum Kloster zu rufen. Im Kloster und Münster wurde der katholische Kultus wieder eingeführt. Aber bald zeigte es sich, daß manche Bürger ihm noch immer zugethan waren und aufs neue zur Münsterkirche liefen. Der Rath richtete zuerst eine freundliche Mahnung, dann einen ernsten Befehl an die Bürgerschaft, sich der Messe und aller übrigen Ceremonien ganz zu enthalten. Der Abt begehrte nun Bericht, aus was Ursachen und wie die Stadtobrigkeit erstmals durch Bitt, zum Andern durch Mandat und Verbot ihren Bürgern die päpstliche Messe zu besuchen abgekündigt und verboten habe, darob nicht allein dieselbigen Bürger sondern auch ein Abt sammt seinem Gesinde großen Widerwillen und Verdruß empfangen hätten. Der Rath behauptete aber sein Recht gegen die fünf Orte und den persönlich vor ihm erscheinenden Abt und stellte sogar Achthaber auf diejenigen Bürger an, welche zur Messe gingen, um sie zu bestrafen; ja, im Jahre 1536 befohlen Bürgermeister und Rath, daß weder Bürger noch Bürgerinnen, weder Dienstleute noch Hausleute noch Hintersassen keine Kirche mehr besuchen sollten, in welcher katholischer Gottesdienst gehalten werde. Wer diesem Gebot nicht nachkommen wolle, möge außer die Stadt und Gerichte ziehen ohne allen Nachtheil seiner Ehre und seines Vermögens, und nach aufgesagtem Bürgerrecht die Märkte gebrauchen und seine Geschäfte in St. Gallen wie ein anderer Fremder verrichten. Zwar hörten die Plackereien des Abts noch nicht auf, aber die Stadt konnte sie um so eher unbeachtet lassen, als die Finanzen und Gebäude des Klosters gleichmäßig in einen immer trostloseren Verfall geriethen. Bald hatte die Stadt, die durch ihren Leinwandhandel sich sehr bereicherte, die Verluste des Kappeler Krieges verschmerzt, und Viele sahen

in der Blüthe des Handels und der Bereicherung der Bürger einen Segen des Himmels, welcher der Stadt um des angenommenen Evangeliums willen zu Theil geworden sei, und machten ansehnliche Vergabungen an die Armenhäuser.

Um Vieles nachtheiliger wirkte die Schlacht bei Kappel auf die Landgemeinden, in denen die Reformation noch keinen festen Fuß gefaßt hatte. Mit Gewalt wurde der katholische Kultus wieder eingeführt und die alten Priester wieder eingesetzt. Und welche Leute! Während in der St. Gallschen Landschaft und im Rheinthal die evangelischen Prediger vertrieben wurden, erklärte ein äbtischer Priester zu Thal in der Neujahrspredigt 1533 das Kartenspiel, so daß er, um gotteslästerlicher Vergleichungen zu geschweigen, die Karte IV. die vier Evangelisten, die Karte II. die zwei Tafeln Mosis bedeuten ließ, und seine eigene Zuhörer ihn zur Sau im Kartenspiel machten, da er einzig derselben nicht gedacht hätte! Uebrigens waren so viele Landgeistliche der Reformation ergeben, daß der Abt Priester aus Baiern für seine Messen verschreiben mußte. Ein Prediger von Altstädten verlas von der Kanzel die zehn Gebote, also auch die Worte: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke verrichten.“ Das wurde ihm von dem Landvogt ausgedeutet, als ob er gegen die Menge überflüssiger Feiertage in der römischen Kirche und also gegen den Landfrieden geredet hätte. Nur durch die Zumuthung seiner Gemeinde, um ihrer Ruhe und Sicherheit willen die zehn Gebote gar nicht mehr zu verlesen, konnte er der Strafe entgehen! Andere Pfarrer der St. Gallschen Landschaft gaben dem Drang der Zeit nach, lasen wieder die Messe und ließen sich von ihren Weibern scheiden, um sie als Köchinnen beizubehalten.

In der Stadt St. Gallen befestigte sich evangelischer Sinn und Dienst immer mehr und mehr; die treuen Gehilfen der Reformation Hermann Miles und Wolfgang Wetter starben zwar bald nach Vollendung des großen Werks, Ersterer am 3. Januar 1533, Letzterer am 10. März 1536, aber für Beide wurden tüchtige Nachfolger gewonnen, während auf Vadians Vorschlag hin im Jahr 1533 ein Lehrer angenommen wurde, der die Jugend, wenn sie deutsch lesen und schreiben könne, lateinisch, und bei Neigung und Talenten auch griechisch und hebräisch lehren sollte. Die Stelle erhielt Sebastian Cunz. Als dieser schon zu Anfang des Jahres 1537 starb, wurde der Sattler Keßler, der zwischenein als Missionar im Rheinthal verwendet, auch zum Vierer in der Stadt ernannt worden war, zu seinem Nachfolger bestellt. Keßler nahm das Amt, in welchem ihn später seine Söhne unterstützten, nach langem Bedenken endlich an und ward seit 1542 daneben zum ordentlichen Prediger an der St. Laurenzenkirche bestellt. Im Jahr 1554 trat er auch in den Schulrath ein, bis ihm 1560 vom Rath gestattet ward, sich des Predigens zu begeben und nur seiner Schule zu warten. Nachdem er noch im Frühjahr 1571 die

Stelle eines Antistes der St. Galler Kirche erhalten hatte, starb der treue demüthige Diener des Herrn am 17. März 1574.

Sobald das ordentliche evangelische Predigtamt in St. Gallen eingesetzt und befestigt war, trat auch Vadian zurück; aber hatte er nicht Grund, wie er in seiner Vorrede zu den Aphorismen (1536) gethan, Gott zu danken, daß er ihm Gnad und Geist verliehen, in seinem Amt und Beruf keinem Ding mehr obzuliegen, als der Förderung des reinen Gottesdienstes und der wahren Gottseligkeit?

Drittes Buch.

Abriß der übrigen Lebensthätigkeit Vadians.

1. Der Mitbürger.

Vadian war das Werk gelungen, zu dessen Ausführung er auf eine glänzende Laufbahn an der Universität, selbst auf den ganzen bisherigen friedlichen Verlauf seiner gelehrten Studien Verzicht geleistet hatte und in die Vaterstadt zurückgekehrt war, in ihr die Leuchte des Evangeliums auf den Altar zu stellen, damit sie allen seinen Mitbürgern leuchte. Große Schwierigkeiten hatte er glücklich überwunden, ohne Beihilfe bedeutender hervorragender Persönlichkeiten, ohne selbst jemals eine diktatorische Gewalt sich anzumaßen. Wo er das Wort ergreift, thut er es nur als Dolmetscher der Gefühle und Wünsche des Volks; wo er handelt, ist er nur der Vollstrecker der Befehle des Raths. Er leitet Bürgerschaft und Rath und Geistlichkeit, aber ohne jemals seinen stillen und doch so gewaltigen Einfluß merken zu lassen, geschweige sich desselben zu brüsten. Er war ein Mann des Volks im edelsten Sinne des Worts. Das allein erklärt den staunenswerthen Erfolg seiner Arbeiten. Wohl war dem in die Heimath Zurückkehrenden der Ruf seiner Gelehrsamkeit und der hohen Würden, mit denen der Kaiser und die Gelehrten sein jugendliches Haupt gekrönt hatten, vorangeeilt; aber hiemit allein hätte er sicher in einer vorzugsweise von industriellen und merkantilischen Interessen bewegten Stadt schlechte Geschäfte gemacht. Dieser Ruf mochte es höchstens seinen Mitbürgern schmeichelhaft und nützlich erscheinen lassen, ihn zu ihrem Stadtarzte zu gewinnen; denn mit je größeren Zahlen Einer zu rechnen gewohnt ist, desto mehr weiß er meist die Kunst dessen zu schätzen, der nächst Gott die Zahl und Frische seiner Jahre zu erhöhen versteht. Und doch bot eben dieser Beruf eines Arztes unserem Vadian in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus Wien die beste Gelegenheit, nach langer Entfremdung sich wieder heimisch und populär unter den Seinigen zu machen. Mit unerschrockenem Muth der Menschenliebe trat er an die Betten der Pestkranken, mehr als durch seine ärztlichen Verordnungen durch die Ruhe und das Mitgefühl mit welchem er den Nothleidenden entgegentrat, helfend und belebend

Zum Stadtarzt hatte ihn der Rath von St. Gallen, zum Kirchenarzt der Ruf Gottes bestellt; er entzog sich dem doppelten Amt nicht, ein leiblicher und Seelenarzt zugleich zu sein. Beide Berufe schließen sich ja keineswegs aus, sondern fördern sich gegenseitig, so daß immer die Verbindung beider das Ideal eines rechten Arztes der kranken Menschheit sein wird. Freilich war es zu den Zeiten der Reformation wie heutiges Tages etwas Ungewohntes, daß der Arzt zugleich Seelsorger sei, und Vadian selbst wußte in dieser Laufbahn wohl nicht viele Vordermänner außer dem Arzt und Evangelisten Lukas, an dessen Vorgang er sich des Oefteren erinnerte, und dessen Apostelgeschichte ihm so lieb und theuer war. Schön schrieb hierüber Oecolampad an Vadian (14. Juni 1527): „Gift mischen die Seelenärzte, indem sie sich nur um das, was des Bauches ist, kümmern; heilsame Arzneien für die kranken Seelen verschreiben die Leibesärzte, damit die Kranken nicht blos um Irdisches sich kümmern. So verkünden auch, während die Priester in der Kirche schweigen, gekrönte Dichter die Großthaten Gottes. So gilt vor Gott keinerlei Ansehen der Person. Um dieses Ruhmes willen warst du schon lange uns werth, und wir bitten Gott, daß du uns lange in Christo zur Seite stehest und nie die Hand vom Pflug abkehrest, um hinter dich zu schauen." Bei seinen Krankenbesuchen lernte Vadian den tiefen Nothstand des Volkes kennen, und wie hätte dieses einen Arzt nicht lieb gewinnen sollen, der nicht nur mit der aufopferndsten Uneigennützigkeit den Armen gleichwie den Reichen seinen Rath lieh, sondern auch dieselben mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit und ungeheucheltsten Demuth zu dem hinwies, der gesprochen hat: Ich, der Herr, bin dein Arzt! So arbeitete Vadian in seiner Eigenschaft als Arzt dem Werke der Reformation vor, während er andererseits dadurch in seinem Vorsatz nur bestärkt werden konnte, den lang entbehrten Trost des Evangeliums, ohne den seine Kranken in ihrem Elend hätten vergehen müssen, zu bringen. Hat doch Niemand mehr Gelegenheit als der Arzt, in das namenlose Elend der Familien hineinzusehen, in denen nicht das Wort Gottes Trost und Licht aufgerichtet hat. An den Krankenbetten studirte Vadian die geistigen und leiblichen Gebrechen, hier lernte er das Volk so ganz verstehen, wie es dem nöthig ist, der es leiten und regieren soll. Er entdeckte bei seinen Mitbürgern nicht blos ihre schlimmen, sondern auch ihre guten Seiten und suchte letztere zu stärken und zu kräftigen. Hieher gehörte vor Allem die Vaterlandsliebe, welche in seinem eigenen Herzen brannte, und die er bei seinen Hausbesuchen zu heben suchte. Je mehr dieses patriotische Gefühl genährt wurde, desto größer mußte das Verlangen nach Unabhängigkeit von der weltlichen und geistlichen Herrschaft des Klosters, das bisher die Stadt geknechtet hatte, werden.

Der Stadtarzt hatte sich in kurzer Zeit in solche Gunst und solches Ansehen zu setzen gewußt, daß er in den Rath gewählt wurde. Die alten Rathsherren mochten wohl erst sauer sehen zu dem neuen Kollegen, der

ihnen nicht blos an Verstand und Lebenserfahrung weit überlegen war, sondern auch für einen Neuerer galt, der den Wagen der Stadt nicht mehr in den alten Fahrgeleisen fortrollen lassen wolle. Leistet doch die Tradition außer in der Kirche nirgends zäheren Widerstand als auf den Rathhäusern. Auch in St. Gallen hatte es bisher der Rath mehr für seine Pflicht erachtet, dem Trieb der Zeit nach Fortschritt einen Hemmschuh einzulegen, als ihm Vorschub zu leisten. Aber wie erstaunt mochten die alten Rathsherren sein, als ihr jugendlicher Amtsgenosse mit aller Bescheidenheit, Ruhe und Mäßigung neben ihnen tagte, wie erstaunt, als er sie vorwärts trieb, ohne sie ihren langen Stillstand entgelten zu lassen. Auch im Rath wußte sich Vadian schnell den größten Einfluß zu sichern, ja sich unentbehrlich zu machen, da ihm das vollste Vertrauen der Bürgerschaft entgegen kam, und der Ernst der Zeit seine weise Leitung und entschlossene Thatkraft forderte. So oft es nur nach dem Gesetz möglich ist, wird er als Bürgermeister an die Spitze des Rathes und der Stadt gestellt, und es gelingt ihm, das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen zu rechtfertigen. Wo der Rath schwankt, läßt ihn Vadian durch die Bürgerschaft beeinflussen; wo die Bürgerschaft gährt, läßt er sie durch den Rath besänftigen. Vadian gilt Alles, weil er nichts gelten will, thut Alles, weil er immer Andern den Schein gönnt, daß sie es vollbringen. Nicht leicht wird eine zweite Freistadt einen Mann aufzuweisen haben, der so wie Vadian es verstand, ohne Ehrgeiz und Herrschsucht Ehre und Herrschaft zu behaupten. Nirgends trübt auch nur ein Schatten von Eigennutz oder Eigenliebe sein öffentliches Auftreten; nirgends bietet sein Charakter seinen aufmerksamen Feinden eine Blöße. Er verlor sein Ziel nie aus den Augen, aber er ließ sichs nicht verdrießen, auch durch Umwege ihm näher zu rücken. Wo er mit seiner scharfen Menschenkenntniß gewahr wurde, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, das Ganze zu erhalten, ließ er sich auch an Abschlagszahlungen genügen, wie denn die Reformation in St. Gallen nur auf Zieler gekauft wurde. Vadian glaubte der Wahrheit nichts zu vergeben, wenn er ihr Frist gab, sich selbst ihre Herrschaft zu gewinnen. Weil ihm die Reformation nicht blos Lehre, sondern Leben, nicht blos kirchliches, sondern eben so soziales und politisches Leben war, darum forderte er nicht Anerkennung eines fertigen Systems, sondern nur Raum für Entwicklung, Freiheit der Bewegung. Der St. Galler Stadtarzt betrachtete die Krankheit der römischen Kirche nicht, wie die Theologen so gern thaten, als eine akute, sondern als eine chronische, und erinnerte sich daran, daß Krankheiten schneller auftreten als weichen. Darum war er, so lang thunlich, nie für zwingende Mittel, sondern wollte die kranke Kirche in eine langsame, aber sichere Kur nehmen. Darum mochten ihn wohl manche ungeduldige Eiferer je und je zu mild und nachsichtig finden, weßwegen ihn auch der Volkswitz Schonlich nannte; aber dennoch ward er in der für sein Ansehen bedenklichsten Krisis des Jahres 1532 wiederum

so einmüthig zum Bürgermeister gewählt, daß kein anderer Kandidat neben ihm nur genannt wurde — ein Erfolg, welchen Vadian selber sehr hoch schätzte. Zwei goldene Regeln pflegte er sich und dem Rath immer wieder vorzuhalten: 1. daß die Obrigkeit in allen Geschäften nicht blos auf das Gegenwärtige, sondern auf das Zukünftige sehen und jederzeit wohl erwägen solle, was aus jeder Sache ins Künftige entstehen und dem gemeinen Wesen Schädliches erfolgen möchte; 2. daß wenn die Obrigkeit Fug und Zeit habe, etwas mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu erlangen, sie ohne Verzug dazuthun und nicht säumen solle, weil künftigen Zeiten nicht allzeit zu trauen sei. Je weniger es Vadian auf Ehre abgesehen hatte, desto drückender lastete oft auf seinem Gewissen die Verantwortung, wenn er sah, wie im Rath sein Urtheil stets das entscheidende war, wie so Viele ihm blindlings beizustimmen gewohnt waren. Darum erklärte er vor dem kleinen und großen Rath oft und feierlich: Er halte den für keinen Biedermann, der eine seines Bedünkens bessere Meinung wisse als er, und sie doch, ihm zu Gefallen, nicht frei herausſage.

Trotz seiner vielseitigen Amtsthätigkeit und seinem innern Drang nach Privatstudium erachtete Vadian es für Pflicht, sich den Mitbürgern auch im geselligen Verkehr zu widmen, und seine Gespräche hatten stets das Ziel der Belehrung. Gewöhnlich besuchte er nach dem Mittagessen bis drei Uhr bald diese, bald jene ehrbare Bürger, unterhielt sich mit ihnen über ihre Verhältnisse, um guten Rath zu geben, belebte ihre Liebe zur Religion und zum Vaterland und bemächtigte sich ihrer Herzen durch einnehmende Anmuth und wohlwollende Freundlichkeit. So entzog sich der gelehrte Mann auch nicht den geselligen Freuden, wie er z. B. im August 1526 von St. Gallen mit mehr als dreißig Schützen zu Roß und zu Fuß auf ein Freischießen nach Zürich zog und mit Zwingli sich zu dem Festessen setzte, das auf dem Lindenhof unter dem Klang von Trompeten, Pfeifen und Trommeln gegen achthundert Personen versammelte. Keßler hat uns in seiner Sabbatha eine Erzählung aus dem Jahr 1531 hinterlassen, welche uns den klarsten Einblick in die Liebenswürdigkeit, Anspruchlosigkeit und das belehrende Interesse des geselligen Umgangs Vadians gibt. Sie lautet:

„Wie man sagt, es würde ein Komet ersehen, desgleichen am Morgen ein grausamer feuriger Stern, ist unser Herr Dr. J. von Watt, zu der Zeit des Reichs Vogt, und wir Nachbenannten, sein Bruder David von Watt, Cunrad Eppenberger, Andreas Eck, Jakobus Riner, Johann Rütiner und ich mit ihm auf die Bärenegg zogen, um allda auf der Höhe durch die Nacht des Kometen zu Abend und des Sternen zu Morgen wahrzunehmen, ob das erst ein wahrhafter Komet oder sonst ein Planet, der einen Glanz von ihm würfe, oder ob der am Morgen ein besonderer Stern, oder ob der zu Abend sich nach seinem schnellen Lauf am Morgen wiederum erzeigte, zu erkunden. Wie wir uns in des Hochrutiners

Burgli, oben an der Bernegg gelegen, um den Herrn Doctor saßen, und er fleissig in dem Almanach der Planeten Stätt und Gelegenheit und die Zeichen ausspähet, befand sich, daß nicht ein Planet, sondern ein ungewöhnlicher Stern, die man Kometen nennt, seyn muß. Demselben nach um die eilfte Stunde sprach er, ob wir gar auf die Höhe, so man Wendelisbild nennt, hinaufsteigen wollten, deß wir guten Lust trugen. Nun war es sehr finster und gar ein sterniger Himmel und der Boden ganz feucht vom kühlen Thau. Spricht Andreas Eck: Herr Doctor, es ist nicht für euch, denn ihr seid schwer und wird euch das Steigen hart ankommen, so habt ihr lederne Hosen, die werdet ihr in dem Thau ganz verwüsten. Antwortet Herr Doctor: Ich will mit euch hinaufgehen, denn ich von guter Gesellen wegen nicht allein die Hosen, sondern auch einen Fuß wollte dahinten lassen. Als wir nun auf der Höhen, setzt er sich auf den Boden nieder in das feuchte Heu, und wir um ihn her. Fing er an nach seiner angeborenen Freundlichkeit gar mancherlei Materien betreffend, zu erzählen. Jetzt sagt er uns (wie er den schönen Himmel, mit so hellen Sternen wunderbarlich geziert, ob ihm sah) von der Schöpfung und auch der gewaltigen Ordnung der Gestirne, und besonders mit großer Verwunderung, wie Gott der Allmächtige dem Zodiako, d. i. dem Zirkel, darin die zwölf Zeichen verordnet und ausgetheilt sind, in seiner Schöpfung einen Druck geben habe, daß er zuwider dem Firmament einen besonderen Lauf vollbringe, aus welchem der Tage und Nächte, auch der Zeiten Ordnung entstehe; zeigt dabei an mit dem Finger vieler Gestirne Namen, und zum Letzten spricht er mit aufgehobenen Augen gegen den Himmel: O wie will ich diesen wunderbarlichen Schöpfer so gern sehen! Demnach kehrt er seine Augen hin und wieder durch die umliegenden Landschaften, erzählend, wie es vor Zeiten hierum gestanden sei, und wie er kürzlich Sebastianum Munsterum heraufgeführt, die Gegend und Landschaften zu besehen, anzeigend, bei was Summe Gelds (nemlich bei einer Tonne Golds) aus dieser reichen Landschaft an den Leinwatgewerb allein von dem Boden jährlichen zinsen möchte. Weiter offenbart er, wie weit sich vor Zeiten der Römer Regiment in dieses unser Land gestreckt habe, wie sie all hierum gekriegt und niedergelassen, hin und wieder Schütz und Werinen aufgerichtet haben ꝛc. Demnach gingen wir wieder herab in das Bürgli und zertheilten uns hin und her in die Gemach, legt sich der Doctor bei dem Fenster gegen Morgen auf den Bank, des vorgemeldeten Sterns wahrzunehmen. Ich aber und Johann Rütiner gingen in das oberste Gemach. Bald sahen wir am Horizonte gegen Morgen eine Röthe oder Haus brennen. Als wir fleißiger des Feuers wahrnahmen, erhub es sich von dem Boden; da erfund sich bald, daß es nicht ein Komet, sondern Venus der Morgenstern war, von dem die Mayer und Wächter sagten. Wie nun aber der lichte Morgen anfing herbrechen und die nahende Sonne ihre vorgehende Morgenröthe

vor ihm herum spreitet und die wackeren Vogeli mit lieblichem Gesang die Tagzeit verkündeten, fingen wir an herabsteigen, aber dieweil es noch früh und besonders lustig, setzten wir uns zu Mitterberenegg nieder gegen der Stadt und indem der Herr Doctor die Stadt ansah, fing er an zu reden: Wie und wann sie erbauet, wie sie von Alter her gestaltet, wie oftmal sie verbrannt, und was sie je zu Zeiten von den Aebten gelitten, wie und wann unser loblicher und nothwendiger Leinwattgewerb aufkommen, und wie grob er im Anfang gewesen sei. Desgleichen zeigt er an, was alte ehrsame Geschlechter allhier und an welchen Gassen sie gesessen wären, auch von wannen her etliche Gassen ihre Namen empfangen ꝛc."

Auch nach Außen wurde Vadian öfter als Gesandter und Bevollmächtigter des Raths verwendet. So wurde er im Herbstmonat 1530 auf den ersten Bericht, daß die Stadt Genf von Savoyen und Burgund bedroht sei, nach Bern abgeschickt; schon am sechsten Tag war er zu Pferd in Genf, wo er ein starkes Heer von Bernern, Freiburgern und Solothurnern und Gesandte von den meisten Eidgenossen antraf, denen es bald gelang, einen Vergleich zu schließen. Am 6. Januar 1531 kam Vadian nach sechswöchiger Abwesenheit wieder nach Haus. Den Sonntag darauf befand er sich schon wieder in Baden auf einer Tagsatzung und Ende dieses Monats in Appenzell, um mit ein paar anderen erwählten Schiedsrichtern in einer Sache zwischen Rheinthalern und Gottshausleuten zu sprechen. Keine Mühe und Anstrengung war ihm je zu groß, wo es das Vaterland galt. So war er selber in allen Stücken der gemeinnützige Bürger, dessen Bild er in folgenden Reimen gezeichnet hat:

Der ist ein Meister Wapensgnoß,
Den guter Thaten nie verdroß,
Nach Gottes Wort sein Leben richt,
Den Eigennutz laßt herrschen nicht,
Den Gmeinen setzt er allweg für,
Halt wahre Tugend werth und thür,
In Ehren hat den Handwerksmann,
Ein Solcher soll ein Wapen han.

2. Der Gelehrte.

Vadian der Patriot war zugleich ein Kosmopolit, der nichts Menschliches sich fremd achtete und in der Welt ebenso gut als in seinem engeren Vaterland heimisch zu sein begehrte. Daher vor Allem sein Interesse für geographische Studien, in denen er es für die damalige Zeit zu großer Meisterschaft gebracht hatte. Einen Beleg dafür gab er in seiner Ausgabe des spanischen Geographen Pomponius Mela. Wiederholt hatte er in Wien nach diesem Schriftsteller Geographie gelehrt und war von seinen Schülern aufgefordert worden, das gesammelte Material zu ordnen und herauszugeben. Vadian that dieses mitten hinein unter seine medicinische

Studien und widmete diese Arbeit seinem Vetter, dem Abt Franz, den er freilich bei seiner Rückkehr in die Heimath gar anders kennen lernte, als daß er Lust gehabt hätte, ihm die schon 1522 nöthig gewordene zweite Ausgabe gleichfalls zu widmen, und das um so weniger, als Vadian die schon in die erste Ausgabe eingestreuten Körnlein reformatorischer Liebe in der zweiten noch reichlicher auswarf, in der Absicht, die Humanisten, welche seine Schrift studirten, auf die evangelische Wahrheit hinzuweisen. Schon in der ersten Ausgabe hatte Vadian der Unwissenheit der Priester und Theologen in der Geographie gedacht, aber nur vorübergehend, denn, sagte er, ich fürchte, was ich nur aus Wahrheitsliebe sage, werde von ihnen übel ausgelegt. Viel zahlreicher sind in der zweiten Basler Ausgabe die Anmerkungen, welche von der Verderbniß der Kirche, der Würde Luthers und Zwinglis und der Rechtmäßigkeit und Wohlthätigkeit ihrer Unternehmungen zeugen. Um bei den evangelischen Theologen das Studium der Geographie zu fördern, schrieb Vadian in St. Gallen seine „heilige Geographie des Neuen Testaments", wozu er durch seine Vorlesungen über die Apostelgeschichte veranlaßt wurde, mit einem Vorwort an Bullinger, in dessen Eingang er sagt: „Unsere Zeit zählt nicht wenige fromme und eifrige Diener des Evangeliums, welche aus übermäßiger Verehrung der Schrift auf den Abweg gerathen, zu wähnen, es zieme den Geistlichen, welche die Heerden des Herrn weiden sollen, nicht, außer der h. Schrift irgend einen Abschnitt der Philosophie zu lesen oder zu behandeln; diese befasse sich ja mit Nichts, was zu unserem Heile diene, und es gebühre sich nicht, daß die Menschenfündlein bei jener himmlischen und von Gott geoffenbarten Philosophie angewendet werden; ein Geistlicher solle nicht spekuliren, sondern habe auf nichts sein Augenmerk zu richten als darauf, daß das Heil Vieler durch jene Lehre, welche der Apostel gesund nennt, befördert werde. Dieses Heil komme nicht von Menschengedanken noch aus der Natur, sondern allein aus jener einzigen unerschöpflichen Quelle ins ewige Leben fließenden Lebenswassers, welche als in einem weiten Behälter in den Schriften der Propheten und Apostel gefaßt sei. Diese Ansicht vertheidigten auch die von der Genügsamkeit der inneren Berufung überzeugten Wiedertäufer des Oefteren bei uns und schrieen gegen alle Sprachkenntniß und jedes Studium der Beredtsamkeit. Ihr Irrthum ist aber nicht minder verderblich, als der Jener war, welche sagten, die h. Bücher können ohne Beihülfe der Philosophie nie recht gelehrt oder verstanden werden. Ja, hätte ich zwischen beiden nur die Wahl, so möchte ich eher zu denen halten, welche den Mißbrauch menschlichen Wissens zulassen, als zu denen, welche die Wissenschaften gänzlich von der Kirche ferne halten wollen!" Gleichwohl wurde diese Epitome als ketzerisch verboten und verdammt durch ein kaiserliches Edikt, das Leonhard Beck von Augsburg am 19. December 1540 an Vadian mit den Worten übersandte: „Ich mußte sonderlich lachen, daß dem Kaiser Solches eingebildet

worden. Wollt' Gott, ich wär' auch solcher Kunst und Schicklichkeit, daß ich dergleichen Ketzer wie ihr möchte gescholten werden."

An Vadians geographische Studien schlossen sich seine historischen an. Die Verderbniß der katholischen Kirche erklärte er sich hauptsächlich aus Unkenntniß der Geschichte. Immer wieder empfiehlt er als bestes Mittel, vom guten Recht der Reformation sich zu überzeugen, das Studium der Geschichte. Gelehrte und Ungelehrte sollen die Geschichte der Lehren und Gebräuche der ältesten Kirche aus lateinischen und teutschen Historienbüchern und Chroniken mit Wahrheitsliebe erforschen. Daraus würde einleuchten, daß manche Lehren und Gebräuche jetzt gelten, die weder im Worte Gottes, noch in der Lehre und dem Beispiel der älteren Zeiten Grund oder Bestätigung finden. Auch der Reformationsgeist stamme daher, daß ein Theil Vieles für blos menschliche Meinung und Erfindung neuerer Zeiten erkläre, der andere Theil aber es für Gottes Wille und die alte Lehre und Gewohnheit ansehe. Der Streit könne also auch nur durch die Erforschung der Schrift einerseits und das Studium der Geschichte des Alterthums andererseits gründlich erörtert werden; wenn dieses Geschäft gelehrten Leuten übergeben würde, so würde viel Unheil von der Kirche abgewendet und das Beste derselben erzielt werden. Man würde auch aus der Geschichte lernen, daß kein gewaltthätiges Dämpfen des Geistes je von Dauer gewesen sei, daß man sich einzig nach Gottes Willen richte, ohne dabei dem Eigennutz oder der Ehrsucht Raum zu geben. So findet sich unter dem schriftlichen Nachlaß Vadians ein starker Foliobaud, überschrieben: „Was zur Reformation des Mönch-, Nonnen- und Pfaffenstandes in schierist künftigem National- oder General-christlichem Concilio von hohen Nöthen zu erörtern und von Erhaltung gemeines der gläubigen Kirchen Wohlstands willen zu bedenken sei." In dieser Arbeit wollte Vadian zeigen, was und wie der Mönchsstand von Anfang her gewesen und wie er nach und nach in Lehr und Wandel verdorben worden sei. Dabei hält er es für dringendes Bedürfniß, alle Möncherei mit stetter und gestracker Verordnung auf andere Bahnen zu bringen. Seine unvorgreiflichen Vorschläge wolle er gern dem Ausspruch eines allgemeinen christlichen Concils, das dem Inhalt des göttlichen Worts gemäß urtheile, unterstellen; nur das Urtheil der Mönche müsse er sich ganz verbitten. Voran stellt Vadian ein Motto, das weniger von seiner Kunst in deutschen Versen, als vom Geiste seiner ganzen Arbeit Zeugniß gibt:

Wo man doch auch ein Mittel wißt,
Daß Geiz und Gierd ein End möcht han,
Die Moench darvon je köndtend lan,
Daß dessе nit so gar vil waer,
Und lebtind wie von Alter haer
Ir erste Baetter habend thon,
Mit lieb würd mans wol bleyben lon,

Flüchind die Welt und ir begierd
Und ließind fallen luſt und zierd,
Hieltind der tügend ſchul und leer,
Und wer zu lernen lüſtig waer,
Allda ſein narung haben möcht,
Ihr Opfer würd dann auch noch recht;
Doch müßt man vom Pracht gar abſton
Und ziemlichs ſich vergnügen lon:
Ja von der Welt wol dannen gon,
Das geſchaech durch Reformation
Und nach der ſchnur der gſonden Leer,
Welcher die Kirch ein Richter waer,
Denn man ja von derſelben lyßt,
Wo man zu ſpan je khommen iſt,
Das ſi die Kirch entſchaeiden hab:
Der Kirchen wüſſen gath nit ab,
Die ſich vom Haupt nit ſöndern thut,
Irs Herren Wort behalt in hut,
Mit welchem man den Weg berayht,
Der dienſtlich iſt zur Saeligkhait. Amen.

Von dieſem geſchichtlichen Standpunkte aus hatte ſich Vadian ſchon in der letzten Zeit ſeines Wiener Aufenthalts zum Kampf gegen den Katholicismus gerichtet; noch liegt auf der St. Galler Stadtbibliothek ein von ſeiner Hand beſchriebener Band: „Gründe gegen den Primat des Papſtes und der römiſchen Kirche", für Luther gegen Eck und Gerſon, deren Trugſchlüſſe hauptſächlich aus Cyprian widerlegt werden. Ebenſo trug ſich Vadian mit dem Gedanken, Tertullians Vertheidigung der Chriſten gegen die heidniſchen Verfolgungen als Vehikel einer Schutzſchrift für die Proteſtanten gegen papiſtiſche Verfolgungen zu benützen. Hieher gehört auch eine in lateiniſcher Sprache gründlich und gelehrt geſchriebene Abhandlung Vadians *über die zweideutigen Namen in der chriſtlichen Religion*, worin der Philologe auf den verſchiedenen Sprachgebrauch der älteren und ſpäteren Kirche aufmerkſam macht und zeigt, wie viele Wörter und Namen in den Schriften der Alten einen ganz anderen Sinn und Verſtand gehabt haben, als den ſie im Verlauf der Zeiten und im Kopf der Scholaſtiker erhielten. Zudem weiſt Vadian nach, wie die Gegner der Reformation aus Unwiſſenheit oder Schlauheit ſich hinter den Wall des Alterthums zurückziehen, und weil ſie über die meiſten ſtreitigen Punkte eine der ihrigen gleiche Terminologie der alten Kirchenlehrer anführen könnten, meinen oder doch vorgeben, daß ſie auch die Lehre, Verfaſſung und Gebräuche der erſten Chriſten noch beſitzen und alſo nur für den alten Glauben eifern.

Mit beſonderer Vorliebe aber wandte ſich Vadian dem Studium der Geſchichte ſeines Vaterlandes, ſeiner Vaterſtadt und deren Kloſters zu. Trotz ſeiner zahlreichen Amtsgeſchäfte und ſeiner ausgebreiteten Korre-

spondenz arbeitete er doch noch auf der Kanzlei und in den Archiven, um aus alten Urkunden und Protokollen Stoff zu seinen historischen Werken über die Geschichte der Stadt, der Aebte des Klosters, des Thurgaues und Bodensees zu sammeln und daneben eine Chronik zu schreiben. Das Wichtigste ist seine Chronik der Aebte des Gotteshauses von St. Gallen vom Jahr 1200–1540; das Werk ist dem lieben Gesellen Keßler zu Ehren und Frommen der frommen Stadt St. Gallen feierlich vermacht. In diesem Werke zeigt sich nicht nur der gewissenhafteste Sammlerfleiß, sondern zugleich das Bestreben, aus der Geschichte alter Tage für die Neuzeit Lehren und Warnungen zu ziehen.

Wir haben schließlich unseren Reformator als theologischen Schriftsteller zu betrachten. Als solcher aufzutreten fand er erst nach Vollendung des Reformationswerkes in seiner Vaterstadt Zeit, und zwar wählte er sich hiezu die schwierigsten Materien der Dogmatik aus. In den Aphorismen behandelte er den Streit der Lutheraner und Zwinglianer über die Lehre vom Abendmahl. Der Schrift ist ein Brief an den Züricher Professor Pellikan vom 19. Mai 1536 vorangestellt, in welchem sich Vadian über die Veranlassung zum Schreiben dieses Buchs über die Eucharistie äußert. Es hätten einige freilich ungelehrte Priester die Behauptung aufgestellt, in St. Gallen werde das Sakrament des Altars mit solcher Leichtfertigkeit und Schändlichkeit behandelt, daß selbst die Lutheraner, die doch Ketzer und erklärte Feinde der Kirche seien, dieses nicht mehr dulden könnten. Dazu hätten sie von ihren Kanzeln herab geschrieen, der St. Galler Rath scheine ganz bethört, daß er so gottlosen Leuten Redefreiheit gönne, und nicht einsehe, mit welcher Gefahr der Seelen und der Frömmigkeit jene Pest neuer Glaubenssätze bisher zugelassen worden sei. Gegen diese Verleumdungen hätten zwar die St. Galler Prediger Dominik Zili, Sebastian Conſus, Joh. Val. Fortmüller und Matthäus Abderruti sich vertheidigt und oft bereit erklärt zur Verantwortung Jedermann, der Rechenschaft ihrer Lehre fordere, aber umsonst. Als nun die Feinde bei dem Baseler Konvent hätten sehen müssen, daß die St. Galler Kirche im Glaubensbekenntniß mit den berühmtesten Kirchen zusammenstimme, hätten sie mit der unverschämtesten Lüge ihre Freude darüber kundgegeben, daß die St. Galler widerrufen haben. Da bedürfe es einer schriftlichen Rechtfertigung, und da die St. Galler Geistlichen hiezu keine Muße hätten, habe er ohne ihr Wissen zu der Feder gegriffen, um die St. Galler Lehre vom Abendmahl zu rechtfertigen und insbesondere ihre Uebereinstimmung mit der Lehre der alten Kirche nachzuweisen. „Nun kann ja nicht neu sein, was die kanonische Schrift billigt, was jene alte und heilige katholische Kirche einhielt, was durch eine reiche Ueberlieferung heiliger Väter bestätigt wird. Denn als eine neue und von Menschen erdachte und eingeführte Lehre verwerfen wir eine solche, welche klar von der Schrift abweicht und den alten Kirchen und Vätern fremd war; und wäre die Lehre,

welche die Unsrigen bisher lehrten, also beschaffen, so würden wir offen gestehen, wir wollen dem Besseren weichen und die Lehre, die sich auf die Schrift gründet, annehmen. Denn wir scheuen uns nicht, alle unsere Lehrsätze vor unsern auf das Alter so pochenden Gegnern mit jener unfehlbaren Regel zusammenzuhalten, welche gewisser als gewiß von dem Alten das Neue, von dem Apostolischen das Scholastische, ja kurz vom Göttlichen das Menschliche also unterscheidet, daß es ganz klar sein muß, ob das neu oder alt ist, was die Unsrigen bisher lehrten." Im ersten Buch werden die alten und neuen Lehren über das Abendmahl historisch zusammengestellt, im zweiten die Lehre des alten und neuen Testaments über die Sakramente besprochen, im dritten das neue Dogma vom Essen des Leibs Christi, im vierten die Transsubstantiation bekämpft, im fünften endlich die symbolische Bedeutung der Einsetzungsworte nachgewiesen und im sechsten der Beweis geführt, daß die Schrift von einer fleischlichen und körperlichen Gegenwärtigkeit Christi im Brod nichts wisse. Vadian habe zwar zu dieser Arbeit wenig Zeit gehabt, sei oft während dem Schreiben unterbrochen worden und habe zu den Stunden der Nacht seine Zuflucht nehmen müssen; doch haben ihm seine früheren Sammlungen dabei Dienste geleistet: „Denn seit der Zeit, in welcher durch die Gabe und Gnade weniger Männer jenes Licht der christlichen Lehre aus den Schlupfwinkeln der Unwissenheit wie aus einem tiefen Keller heraufgeholt wurde, verwandte ich alle Zeit, welche ich von öffentlichen Privatgeschäften erübrigen konnte, mit Freuden auf diese Studien, welche mir bei einer so großen Verwirrung menschlicher Lehren eine bessere Kenntniß der göttlichen Dinge verschaffen, das Gewissen beruhigen und die Richtschnur meines Glaubens geben konnten." Mit einem reichen Material historischer Gelehrsamkeit entwickelte Vadian die Uebereinstimmung der Zwinglischen Lehre mit der Schrift und der alten Kirche, während er mit großer Milde und Schonung die unter den Protestanten selbst bestehenden Differenzen verdeckte. Bullinger schrieb über diese Schrift an Vadian (21. Mai 1536): „Ich habe in dem Sakramentsstreit noch nichts gelesen, das mir besser gefallen hätte, als deine Bücher vom hl. Abendmahl, insonderheit wegen trefflicher Ordnung, vielfältiger, gottseliger und unvergleichlicher Geschicklichkeit und endlich wegen heiliger Einfalt und alter apostolischer Reinigkeit." Leo Judä, dem Vadian die Aphorismen vor dem Druck zur Begutachtung vorgelegt hatte, schrieb an ihn zurück: Vadian habe unklug gehandelt, sich hiemit an ihn gewandt zu haben, denn es hieße: Schuster bleib beim Laisten! Judä hätte gewünscht, man wäre in der Kirche stets bei der apostolischen Einfachheit geblieben; nun danke er Gott, daß von ihm ein solcher Mann gegeben sei, der Alles aufs Klarste darlege.

Zu einer zweiten theologischen Schrift gab Vadian der schlesische Edelmann Caspar Schwenkfeld Veranlassung, dem erst Vadian und Bullinger den Unterschied seiner Lehre von der Person Christi von

der lutherischen und schweizerischen Grundanschauung aufdecken mußten. Schwenkfeld verwahrte sich zwar gegen den Vorwurf, daß er die Menschheit Christi aufhebe, meinte aber, man müsse auch Christi menschliche Natur in ihrem verklärten Zustand göttlich nennen. Darum war ihm auch „das Fleisch Christi nicht kreatürlich: denn es ist aus Gott, und zwar nicht nur so, wie Gott der Schöpfer alles Leiblichen ist, sondern in höherer Weise; denn andere Menschen schafft Gott außerhalb seiner, aber nicht so bei Christo." Bei der orthodoxen Lehre von zwei Naturen schien ihm die ungetheilte Einheit der Person Christi nicht hinlänglich gewahrt; was er aber Neues aufstellen wollte, war dem unklaren Mystiker selbst nicht klar; kein Wunder, wenn er sich bei seinen Gegnern fortwährend über Mißverständnisse zu beklagen hatte, da er sich selbst nicht klar war. Vadian stellte der schwärmerischen Lehre von der Vergottung der menschlichen Natur Christi eine doppelte Schrift, nemlich eine in Form eines sehr umfangreichen Briefes an den Konstanzer Pfarrer Zwick abgefaßte allgemeine Abhandlung und eine besondere Widerlegung aller von Schwenkfeld für sich angeführten Gründe entgegen. Vadian hatte erfahren, mit welch schlauer Betriebsamkeit Schwenkfeld seine Traktätlein weit und breit an Bekannte und Unbekannte versende; gleichwohl deckte er ihm mit der größten Milde seinen an die Ketzerei des Eutyches grenzenden Irrthum auf. Der Hauptpunkt ist ihm die Frage: ob Christus noch jetzt in seiner Herrlichkeit eine Kreatur sei oder nicht? Dieses läugne Schwenkfeld, weil er es für ungebührend halte, den Sohn Gottes in der höchsten Majestät, die er wieder angenommen habe, als immer noch mit einer menschlichen, himmelweit von seiner Gottheit verschiedenen Natur in persönlicher Vereinigung zu denken; vielmehr müsse die menschliche Natur bei ihrer Verklärung als ganz in das göttliche Wesen aufgenommen und vergottet gedacht werden. Dagegen weist Vadian nach, daß Christus in der erhabenen Herrlichkeit, welche die Schrift ihm beilege, nicht einmal als wahrer Mensch erkannt werden könne, wenn man ihn nicht als etwas Gewordenes, Geschaffenes, und also als Kreatur ansehe. Vadian zeigt auch in diesen Schriften großes historisches Wissen, viel Gewandtheit, die Blößen seines Gegners aufzudecken, aber kein spekulatives Denken. Schwenkfeld beschwerte sich in bitteren Worten über diesen Angriff. In einem Briefe vom 14. Januar 1542 schreibt ihm Vadian, daß er es herzlich bedauern würde, wenn er ihm durch die Herausgabe seiner Schrift Verfolgung verursacht hätte, wie Schwenkfeld sich dessen beklage. Vadian habe ganz unparteiisch und nur zur Beförderung der Wahrheit auf Bitten seiner Freunde gegen die neue Vergötterung der menschlichen Natur Christi geschrieben; und weil er bemerkt habe, daß geschickte Gesellen noch andere irrige Meinungen über die Menschwerdung Christi im Aermel tragen, habe er sich darüber in der zweiten Streitschrift, der Antilogie, noch weiter erklärt, sei aber dabei durch keine persönliche Abneigung geleitet worden.

Lateinisch habe er nur geschrieben, weil er keine Zwietracht unter dem Volk habe anrichten und den Gegenstand nur unter denen habe verhandeln wollen, die ihn verstehen und beurtheilen können; wenn man ihn überzeuge, daß es dienlicher wäre, den Streit vor gesammtem deutschem Publikum zu führen, so sei er bereit, das Buch in deutscher Uebersetzung herauszugeben. Er wolle auch dem prophetischen Geist, welchen sich Schwenkfeld in seinen Briefen beilege, nicht widerstreben, wenn derselbe dem Geist der Bibel nicht widerspreche und er ihm den Besitz solcher außerordentlichen Gabe beweisen werde. Dann entschuldigt sich Vadian, wenn ihm in einigen harten Ausdrücken etwas Menschliches begegnet sei; sein Gegner habe sich in den Antworten auch so hitzig und feindselig gegen ihn gezeigt, daß er alle Mühe gehabt, mehrere gelehrte Freunde von heftigen Angriffen gegen denjenigen abzuhalten, den er immer als einen gelehrten, berühmten, frommen und einer rücksichtsvollen Behandlung würdigen Mann geschildert habe. Er setzt hinzu: „Hab ich das in meiner Antilogie nicht gethan, so hab ich mich selbst zu strafen, denn ich zwar Solchem nachzukommen vorgehabt, wiewohl wir eben Menschen sind und die Art des Disputirens in allerlei Zwietracht nicht allweg das Freundlichste brauchen kann." Je weniger es Vadian gelang, den eigenliebigen und von sich selbst eingenommenen Schwenkfeld eines Besseren zu belehren, desto mehr Lob erndtete er für seine geschichtliche und klare Beweisführung von den evangelischen Theologen.

Vadian der Arzt war vom Aberglauben mit den Gelehrtesten seiner Zeit und der Reformatoren nicht frei. Wie seine astronomischen Kenntnisse je und je in Astrologie überschlugen, sahen wir schon oben. Eine Ursache der Pest fand er gleichfalls in der Constellation des Himmels, hieß den Brunnen des Kranken zum Arzt bringen und verschrieb für das Räuchern und die Arzeneien aus einer großen Mannigfaltigkeit von Dingen zusammengesetzte Recepte. Doch führt er daneben auch die natürlichen Ursachen der Pest richtig an, warnt vor den Betrügereien, welche Afterärzte und Quacksalber mit dem Wassergucken verüben, und hat die Menschenfreundlichkeit, für die Armen immer Surrogate inländischer wohlfeiler Materialien anzugeben. Frische Luft in den Zimmern und Reinigung derselben durch fleißiges Räuchern, Säuberlichkeit an Körper, Kleidern, Wasche und Bett, Mäßigkeit und Ordnung in der Lebensart, gesunde nahrhafte Speisen und gute Getränke, Ruhe der Seele, Heiterkeit des Gemüths und Ergötzung und Fröhlichkeit in guter Gesellschaft empfiehlt er besonders den jüngeren Personen, welche der Ansteckung weit mehr als die von vorgerückterem Alter ausgesetzt seien.

3. Der Familienvater und Freund.

Vadian war ein großer, starker, schöner, würdevoller Mann, aus dessen Antlitz eben so viel Geist, Muth und Kraft, als Güte, Milde und

Ruhe hervorleuchteten. Er hatte (so beschreibt sein Freund Keßler ihn) einen runden Kopf, gegen die Stirne einen kahlen Scheitel, kohlschwarze und krause Haare gegen den Schläfen, eine breite offene Stirn, im Angesicht war er bräunlicher Farbe und am ganzen Leib fett und stark, seine ganze Erscheinung verrieth männlichen Ernst. Das Haus, welches er in der Stadt St. Gallen bewohnte, führte den Namen Zum tiefen Keller, weil sein Keller wirklich der tiefste in der Stadt war, und stand in der Straße, jetzt Hinterlaube genannt. Im Gaiserwald, am Tonisberge gelegen, besaß Vadian einen mit einer herrlichen Fernsicht in das Appenzeller Hochgebirge geschmückten Landsitz Weihnachtshalden, wo er in stiller ländlicher Abgeschiedenheit seine Mußestunden zubrachte, soweit es ihm vergönnt war, auch außerhalb dem Schauplatz politischer und kirchlicher Stürme die Wohlfahrt seiner Vaterstadt zu bedenken und den Wissenschaften zu leben. Seine Ehe war nach allen gelegenheitlichen Bemerkungen, die wir darüber in seinen Briefen fanden, eine durchaus friedliche und glückliche. Martha war nicht nur die geschäftige, welche in der Küche und im tiefen Keller für die vielen Gäste, welche des Bürgermeisters Haus aufsuchten, Alles freundlich besorgte, sondern hatte auch Sinn für Wissenschaften, um mit ihrem Gatten auch auf der Studierstube fortzuleben und seine lateinische Korrespondenz lesen zu können. Die Ehe war nur mit einer Tochter gesegnet, für deren Bildung und Erziehung Vater- und Mutterauge treu wachten. Dorothea, so hieß sie, vermählte sich schon frühe (1544) mit Lorenz Zollikofer, genannt Schwarz, dem ältesten Bruder des Erbauers von Alt-Enklingen, der erst Hofrichter, dann Stadtammann war. Der Gatte war ein Mann von Verdiensten und bewährter Rechtschaffenheit; Dorothea war ihrem Verstand und Herzen nach werth, Vadians Tochter zu heißen; sie vereinigte alle Eigenschaften in sich, die sie zur liebenswürdigsten Gattin und zur trefflichen Mutter ihres zahlreichen Kinderkreises machten. Sie hatte große Freude an dem schönen Landgut am Buchberg, das sie von ihrem Vater bekommen hatte, wo sie nach Vadians Tod das schöne Schloß Greifenstein ganz nach ihrem Geschmack bauen ließ. Die Enkel machten dem Großvater viele Freude, freilich auch manche Sorge, wie er z. B. am 25. August 1549 „der tugendsamen Frau Marthen von Watt und ihrer Tochter Frau Dorotheen Zollikhoferin, jetz zu Baden, meinem lieben Gemachel und meiner lieben Tochter" Folgendes schreibt: „Mein freundlichen Gruß zuvor, sonders liebe Martha; wiß uns jetzmal alle frisch und gesund. Darum ich aber dir und Dorotheen so früh schreib, das geschieht dieser Ursach, daß wir, nachdem und du verritten bist, gar einen großen Schrecken und Kummer erlitten haben; aber Gott hat angesehen mein vielfältig Müh und Arbeit und hat uns schnell erlöst. Wie ihr am Morgen hinweggekommen seid, da ist uns Sabinly krank worden und hat sich um die Zwölfe Nachmittags niedergelegt mit so großer Hitzen, daß es nit zu glauben ist. Freitags in der Nacht und

gestern Samstags am Morgen ist sie so schwach worden, daß wir Angst hatten, sie würde fahren. Wie es aber um Mittag ward, da kam sie ein großer Schweiß an und überschoß ihr das Näsle und warf ein mal oder drei lang Zachen weißes Schleimes aus dem Mund, wahrlich gar Blut, und wie ihr Barbel Maulbeer kauft hat, und sie die Aeugle aufthut, da aß sie fünf Beer und entschlief darauf, und wie es nun Ein war, da erwachet sie und sprach zu mir: Großvater, lueg mich an, ich bin schon gsund, es ist mir nit mehr weh; da hat sie Barbel ankleidet und auf ein Kissen gesetzt, hat sie von Stund angefangen essen und trinken und hat von den Gnaden Gottes keines Wehs mehr empfunden, sondern ist Sonntags ganz fröhlich und muthig gsin." Als im Herbstmonat 1541 eine gefährliche Seuche in St. Gallen viele Opfer forderte, hielt es der Stadtarzt für gerathen, Frau und Tochter der gesunden Luft halber nach Marpach zu senden. Dorthin schrieb Vadian am 17. Herbstmonats an seine sonders liebe Hausfrau: „Mein Gruß und alles Guts zuvor. Sonders liebe Frau Martha! Ich bin frisch und gsund von Gnaden Gottes, hoff, es stand um euch alle wohl. Allein Barbel ist nächst verschienen Mittwochen, wie ich das kleine Fäßlein alten Weins hatt' anzapft, über ein Lagerling, der unter dem Boden lag und den sie nicht hat gsehen, die Hand aus einander gefallen und hat vier Tag viel Weh erlitten, jetzt aber ist es besser worden und mag die Hand wiederum brauchen. Der Ursachen halb han ich Stoffeln, Grethen Sohn, zu mir in das Haus genommen, damit er ihr zuspringen und Hilfe leisten möcht; sonst hätte ich keinen Dienst gehabt. Mein Schwager Hauptmann wird dir all Ding anzeigen. Es steht in der großen Stadt wohl und ist fast anhin kein Mensch krank. Aber viel Häuser sind zugeschlossen, die ausgestorben sind. Da muß man lugen, wie es sich will anlassen. Jetzt thut es gar hüpschlich und bin der Hoffnung zu Gott, es wird sich in Kurzem gar und ganz stillen. Gott weiß, was schwerer Zeit ich tragen muß und wie gern ich besser Ruh han wöllte. So muß ich doch meinem Amt walten und bin unerschrocken, trau Gott wohl, es wird Alles gut. Doch ist mir d'haimen weder Essens noch Trinkens, noch sonderer Freuden; wollt nirgends lieber sein dann bei dir und der Tochter. Bin Willens, nach dem Jahrmarkt, wann ich den Wein gelesen und unterbracht han, auf ein Tag oder acht bei euch zu verharren. Meine Herren werden das, wie ich hoffe, gern verwilligen. Gott woll euer Verwalter und Schirmer sein. Was ihr mangelt, laßt allweg wissen, will ich euch verschaffen." Wir sehen aus diesem Briefe, wie treu der Hausvater liebte und mit welcher Sorgfalt sich der Gelehrte um das ganze Hauswesen annahm. Zwar der Name von Watt ist längst ausgestorben; desto größer ist die Nachkommenschaft, die sich in St. Gallen rühmt, ihren Stammbaum auf die Tochter Vadians hinaufzuführen. Aus den Kirchenbüchern der Stadt zählte Antistes Scherer im Spätjahr 1818 nicht weniger als 110 Geschlechter und 2002 lebende Personen als Sprößlinge Vadians auf.

Im Hause Vadians herrschte große Wohlhabenheit, eben so fern von Luxus und Ueppigkeit als von ängstlichem Sparen und Zählen. Vadians Wohlthätigkeit war in St. Gallen fast sprichwörtlich: nicht nur ließ er den Armen seine ärztliche Pflege umsonst angedeihen, sondern unterstützte sie auch mit dem Seinigen, wo Hunger und Kummer oft die Hauptquellen der Krankheit waren. Daneben wußte der Bürgermeister ein offenes Haus zu machen, wo es galt, die Stadt zu repräsentiren. Freilich fehlten ihm auch hiezu die Mittel nicht, wie wir schon daraus abnehmen mögen, daß seine Tochter als Wittwe den vier Söhnen mit Einwilligung der drei Tochtermänner und der unverheiratheten Töchter an Häusern und Gütern um mehr als für zweihunderttausend Gulden unseres jetzigen Werthes übergeben, ihre Söhne aber mehr als hundertsiebenzigtausend Gulden, die Hälfte baar, die andere Hälfte in Jahresfrist bezahlen konnten!

Ein treuer Freundeskreis erheiterte die trüben, verherrlichte die heiteren Tage seines Lebens. Wie empfänglich und zugänglich für wahre Freundschaft Vadian war, haben wir bereits aus Veranlassung seiner Universitätsjahre in Wien gesehen. Freilich die damals in der Liebe für die klassischen Wissenschaften verbundenen strebsamen Jünglinge traten bald aus einander und schlugen, als die Sonne der Reformation höher stieg, gar verschiedene Bahnen ein, aber um so näher führte diese wenigstens mit einem alten Freunde Vadian wieder zusammen — mit Zwingli. Beide Freunde standen aufs Treuste zusammen, und wenn nur der Freund den Freund vollkommen verstehen mag, so hat der Nachfolger Zwingli's, Bullinger, und das ganze Kollegium der Züricher Geistlichen ein offenes Zeugniß für diese den Tod überdauernde Freundschaft unserem Vadian dadurch ausgestellt, daß sie ihn, der es am Besten könne, aufforderten, das Leben Zwingli's vor die Ausgabe von dessen sämmtlichen Werken zu schreiben. Bullinger bat Vadian, diesen Dienst nicht sowohl ihnen als dem frommen Zwingli nicht abzuschlagen, welcher nun im Himmel triumphire. Ebenso stand Vadian mit Oecolampad auf dem freundschaftlichsten Fuße. Außer seinem Keßler blieb er aber vom Tode dieser zwei Männer an mit Bullingern am meisten befreundet; sie wechselten zahlreiche Briefe, darin ihre geheimsten Gedanken und Gefühle. Bullinger schreibt an Vadian (22. Septbr. 1541): „Ich kann dir nicht leicht mit Worten sagen, wie schwer es mir wird, keinen Brief von dir zu bekommen. Glaube mir, daß mir keine Briefe willkommener sind als die deinigen, wie ich auch aus keinen anderen mehr Nutzen und Belehrung ziehe." Ebenso im Juni 1542: „Hättest du so viel Zeit zum Schreiben als ich Verlangen nach dem Lesen deiner Briefe, so würdest du sicher öfter schreiben." Das Namensverzeichniß derer, mit denen Vadian Briefe wechselte, ist ein überaus großes; nennen wir nur Zwingli, Oecolampad, Haller, Calvin, Luther, Melanchthon, Bullinger, R. Gualtherus, Josias Simler, Conrad Geßner, Leo Judä, Th. Bibliander, Conrad Pellicanus, U. Zasius, W. Buddäus,

Rudolph Agricola, Petrus Vergerius, J. Reuchlin, M. Bucer, Urbanus Regius, O. Myconius, W. Musculus, Eobanus Hessus, Hedio, Grynäus, H. Glareanus, P. Fagius, A. Karlstadt, Capito, Thomas und Ambrosius Blaurer, Frecht, J. Zwick, P. Aperbach, J. Bedrotus, M. Bersius, J. Comander, Andreas und Johannes Eck, J. Hessius, M. Humelberger, Som, Sulzer, Ulrich und Nicolaus Varnbüler, E. Ritter, Joh. Brenz, Joh. Oporinus u. A. Mit den meisten Reformatoren stand Vadian in Briefwechsel, sei es über die brennenden Fragen der Zeit, wo Rath gegen Rath, Mahnung gegen Mahnung getauscht ward, sei es, um durch seine ärztliche Kunst der Reformation in ihren Trägern Hilfe zu leisten. So hatte sich Leo Judä schon im Spätjahr 1523 an Vadian um ärztliche Berathung gewendet und ihn bei dem Herrn Jesu gebeten und beschworen, die Gabe, welche Gott ihm verliehen habe, für seinen kranken Freund anzuwenden, denn, setzt er hinzu, „die Gnadengabe der Gesundmachung ist, wie Paulus sagt, eine Gabe Gottes." Etliche Wochen später dankte Leo dem Vadian für die beiden Briefe, durch die er ihm über die Diät wie über die Heilmittel Anweisung gegeben und seine Dienste ihm so bereitwillig angeboten habe: „in beidem erkenne ich deine Vatersorge um mich, deinen ächten Freundessinn, ja jene Zärtlichkeit, welche Eltern gegen ihre Kinder hegen. Für immer fühle ich mich dir zur Dankbarkeit und zu jedem Dienste verpflichtet." Im Mai 1524 schreibt er ihm abermals: „Ich kann dir nicht genug danken. Meine Gesundheit verdanke ich ganz dir. Verwende ich sie ganz im Dienste des Herrn, so ist der Lohn, den du von mir nicht erhältst, vom himmlischen Vater bezahlt; wo nicht, so wäre es, denk' ich, besser, ich wäre immer krank." Ebenso wandte sich B. Haller an Vadian als an seinen Arzt; nachdem er ihm ausführlich seine Gebrechen geschildert, setzt er hinzu: „In Summa, ihr habet wohl gesehen, was ich für ein Kund bin. Helfet und rathet mir, als ich euch so trau." Auch Zwingli bedankt sich (März 1526), daß Vadians Verordnung von Rosenzucker ihm schon öfter seine Leberleiden gelindert habe. Sicher war es Vadian der erwünschteste Lohn seiner Arzneiwissenschaft, wenn sie solchen Männern zu Statten kam, welche mit ihm am Werke des Herrn arbeiteten. Auswärtigen Gottesgelehrten, die auf der Durchreise oder auf der Flucht St. Gallen berührten, suchte Vadian den Aufenthalt in seiner Vaterstadt so angenehm als möglich zu machen. Von allen Seiten ward er mit thätiger Hilfe oder auch mit Empfehlungsschreiben in Anspruch genommen. Haller von Bern mußte ihm deßwegen am 20. April 1528 folgende Mahnung zugehen lassen: „In Anbefehlung der Brüder und Anderer wollet ihr, lieber Herr von Watt, nach eurer Aufrichtigkeit und Fürsichtigkeit das Merkzeichen in Acht nehmen, welches Zwingli und Oecolampad mit uns auf- und angenommen haben; denn es überlaufen euch stets allerlei Leute und begehren von euch rekommandirt zu werden. Welches, weil ihr, als ein freundlicher Herr, ja, der die Freundlichkeit selbst ist, Niemandem leichtlich abschlagen könnet

noch wollet, so mißbrauchen solches alsbald ihrer viele und dürfen oft ganz unverschämt auf des Vadians Zeugniß hin begehren und fordern, was sie nur immer gelüstet. Dem vorzukommen, ist dieses unser geheimes Merkzeichen, daß wir zu End des Briefs unterschreiben: „Gott allein sei Ehre und Ruhm," wann es uns ein rechter Ernst ist und die Leute der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit uns würdig bedünken; welches wann ich fürder gegen euch oder ihr gegen mir gebrauchen werdet, so werden wir uns beiderseits zu verhalten wissen. Es sind wohl auf die 70 laufende, aber nicht gesandte Brüder zu uns kommen, aus welchen allen nur zwei oder drei dieses unseres Zeichens würdig gewesen wären." Vadian der Menschenfreund war der treueste und opferwilligste Freund der Freunde.

4. Der Sterbende.

Bis in sein sechsundsechzigstes Lebensjahr erfreute sich Vadian einer kräftigen Gesundheit, welche den vielen Arbeiten und aufreibenden Sorgen des unermüdlich thätigen Mannes Stand hielt. Schon waren die Reihen seiner Altersgenossen und evangelischen Mitkämpfer stark gelichtet; auch sein Stündlein nahte heran. Es befiel ihn ein schmerzhaftes Spannen der Nerven über die Achseln, sein schwerer Körper fiel nach und nach ab und im Gefühl des nahen Todes versammelte Vadian den 22. Januar 1551 die vornehmsten Herren des Raths und die würdigsten Pfarrer der Stadt um sein Lager, ihnen das Beste der Stadt und das Wohl der Kirche auf die Seele zu binden, sich über seinen letzten Willen zu erklären und dem Bürgermeister Schlumpf das Verzeichniß seiner aus 451 Bänden bestehenden Bibliothek mit den Worten zu überreichen: „Sehet da, liebste Herren, meinen Schatz, die fürtrefflichsten Bücher in allen Künsten und Wissenschaften, welche ich hiemit Testamentsweise dem gemeinen Wesen der Stadt St. Gallen vermacht haben will, doch mit diesem Beding und Begehren, daß ein ehrsamer Rath die Sorg und Mühe aufnehme, dieselbigen an einem auserlesenen Orte zum gemeinen Nutzen der Bürgerschaft fleißig aufzubehalten und zu bewahren." Sein Tochtermann hatte schon vorher seine Einwilligung dazu gegeben und sich aus dem ganzen Vorrath nur zwei Bücher, eine deutsche Chronik und eine deutsche Bibel vorbehalten, wogegen ihm und seinen Kindern und Erben das Recht zugesichert wurde, die der Stadt vergabten Bücher nach Gefallen brauchen zu dürfen. Vadian sprach die Hoffnung aus, daß man die Bibliothek auch nach seinen Absichten gebrauchen und besonders die Prädikanten und Schullehrer darüber gehen, sie lesen und darin studiren werden. Wie sehr dieses Geschenk dem Gelehrten von Herzen ging, zeigt sich auch darin, daß er den Wunsch äußerte, „daß die Bücher wohl versorgt in einem Gemach unzertrennt und unzertheilt bei einander liegen und des Jahrs meistens zweimal durchgangen und von dem Staub gesäubert und erluftet werden möchten".

Mit der Uebergabe seiner Bibliothek hatte Vadian seine letzte zeitliche Sorge abgelegt. Noch zwei Monate hatte der in Gott stille und ergebene Greis große Beschwerden und Schmerzen zu erdulden, wobei er reichen Trost fand in dem von ihm so herzlich geglaubten Evangelium und in den täglichen Zusprüchen seines treuen Freundes Keßler. Dieser äußert sich über das Schmerzens- und Vollendungslager Vadians in einem unter dem ersten Eindruck seines Todes an Bullinger geschriebenen Briefe also: „Nachdem Vadian alle seine weise Verordnungen bezüglich seines Todes getroffen hatte, wandte er sich ausschließlich zu frommer Betrachtung der hl. Schrift. Oft besuchte ich den theuren Vater, bald von ihm gerufen, bald aus freien Stücken, denn ich wußte, daß ihm meine Gegenwart nicht unlieb sei, nicht als ob er irgend meines Zuspruchs bedurft hätte, sondern weil er mit seinem frommen Sinn traulich mit mir verkehrte und damit ich seine gelehrten Reden vernehme und, so lange es mir vergönnt sei, aus seiner Gelehrsamkeit und Menschenfreundlichkeit Trost schöpfe. Fiel unser Gespräch auf irgend einen trostreichen Spruch der Schrift, so pflegte er sofort mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Blicken Gott, dem Vater Dank zu sagen für seine in Christo uns erwiesenen Wohlthaten, und er war mit sich unzufrieden, wenn er nicht alle solche Stellen der Schrift im Gedächtniß behalten hatte. Unter Anderem ließ er sich die Abschiedsreden Jesu und ebenso einige Kapitel des Briefs an die Hebräer vorlesen. Als wir dieses thaten, großer Gott, mit welchem Ernst und welcher Gelehrsamkeit sprach er über das ewiggiltige Opfer Christi! Du hättest einen Schwanengesang zu hören geglaubt, theuerster Bullinger; zuweilen überkam ihn auch der Aerger über den abscheulichen Greuel der Meßpriester, welche den Opfertod Christi so gotteslästerlich entweihen. So beharrte er bis zum Tod im Bekenntniß der wahren und in der Verabscheuung der falschen Religion und blieb sich selbst so ganz und gar gleich, daß man an seiner Beredtsamkeit, Gelehrsamkeit und Verstandsklarheit nichts vermißte, nur daß seine Stimme schwächer wurde. Mit einer eines Christen würdigen Gelassenheit ertrug er die Schmerzen, welche ihm namentlich die Nervenspannung zwischen den Schultern verursachte. Er begehrte für seinen brennenden Durst kaltes Wasser, was ihm von Kindheit an der liebste Trank war; da man es ihm nicht geben durfte, um nicht seine Schmerzen noch zu steigern, erquickte er die Lippen seiner dürstenden Seele in vollen Zügen aus jener Heilsquelle lebendigen Wassers, zu welcher Christus die Samariterin und lange zuvor alle Dürstenden durch den Propheten Jesaiam gewiesen hatte. Um die Wiederherstellung seiner Gesundheit machte er sich keine Sorgen, indem er gleich von Anfang seiner Krankheit an alles Irdische bei Seite legte, denn als erfahrener Arzt fühlte er wohl, daß diese Krankheit zum Tode führe; doch wies er Arzneien oder Mittel, die man ihm verordnet und gegeben hatte, nicht zurück. Und als er sich in seinen Kräften bereits ganz erschöpft fühlte, nahm er das Büchlein des Neuen

Testaments, das ihm stets als Handausgabe gedient hatte, und sprach: Nimm, mein Keßler, dieses Testament, das mir mein liebster Besitz auf Erden war, zum ewigen Gedächtniß unserer Freundschaft! Und als er gegen das Ende hin zu sprechen aufhörte, bezeugte er noch mit Geberden seinen Glauben, ergriff, während ich Christum, der für uns genug gethan, anrief, mit seiner rechten meine Hand, sei es, daß er mir beistimmen oder Abschied sagen wollte, und verschied sanft in dem Herrn den 6. April, welcher der Montag nach dem Sonntag Quasimodogeniti war, zwischen zwölf und ein Uhr Mittags im Jahr 1551, im Alter von 66 Jahren vier Monaten und 6 Tagen, nachdem er neun Mal das Amtsbürgermeisteramt verwaltet. Er wurde auf dem Begräbnißplatz seiner Väter und Vorältern bestattet unter großer Wehklage seiner Vaterstadt, die wohl erkannte, wie viel sie mit diesem Vater der Vaterstadt an Zierde und Nutzen verloren habe." In einem zweiten Brief an Bullinger vom 29. April sagt Keßler: „Was unser Vaterland, ja das gemeine christliche Wesen an diesem Manne für eine Zierde verloren habe, darf ich euch nicht erst weitläufig sagen. Es lag, um es kurz auszudrücken, auf dieses Mannes Schultern fast die ganze Wohlfahrt unseres Regiments; derhalben ich in Sorgen bin, es möchten nun Etliche, nachdem dieses Haupt die Augen zugethan hat, hervorbrechen, welche bisher sein großes Ansehen zurückgehalten hat, also daß sie sich vor ihm fürchten mußten." Am 28. Februar des gleichen Jahres war Bucer heimgegangen. Calvin schrieb an Viret (10. Mai 1551): „Die Trauer welche ich über Bucers Tod empfand, vermehrt meine Besorgniß und Angst. Nun hat mir auch Vadians Tod eine neue Wunde geschlagen; wenn sich auch des Letzteren Wirksamkeit nicht so weit auf alle Kirchen ausdehnte, war sie doch vom größten Segen für seine schwer ins Gewicht fallende Vaterstadt, ja für die Schweiz und Süddeutschland." Vadian war ein Mann der vielseitigsten Gelehrsamkeit, der umsichtigsten Pflichttreue, der unerschütterlichsten Biederkeit, der langmüthigsten Glaubenstreue. Christus war sein Leben, darum Sterben sein Gewinn.

5. Vadians Schriften.

1. Arbogasti Strub Glaronesii orationes duae, quas dum in humanis fuit habuit; deinde nonnulla mortuo ab doctis viris eulogia epitaphiaque pie posita. Carmen item de morte per Joach. Vadianum. Viennae, 1511. 4.

2. Strabi Galli, Poetae doctissimi ad Grymaldum hortulus, ed. Joach. Vadianus. Viennae. 4.

3. J. Vadiani de undecim Milibus Virginum Oratio. Viennae, 1510.

4. J. Vadiani Elegia, qua certamen suum cum morte describit et Ode in laudem Dominicae Resurrectionis. Viennae, 1510.

5. J. Vadiani Oratio de Jesu Christi die natali. V. Cal. Febr. a. 1511. Viennae.

6. C. Crispi Sallustii de conjuratione Catilinae et bello Jugurthino historiae ad Archetypon Aldi Manutii quam vigilantissime emendatae ac impressae. J. Vadianus. Viennae, 1511.

7. Ad divum Maximilianum Caes. A. F. P. bello in Venetos euntem Ulrici Hutteni Equitis Exhortatio. Ed. J. Vadianus. Viennae, 1512.

8. P. Ovidii Nasonis Artis amandi libri tres, Remedii amoris duo, castigate impressi. Ed. J. Vadianus. Viennae, 1512.

9. Donati Grammatici s. ut alii volunt Lactantii argumenta compendiaria in fabulas potiores Ovidianae Methamorphosis, ed J. Vadinus. Viennae, 1513. 4.

10. C. Plinii Secundi Praefatio in historiam mundi ad Vespasianum. Viennae, 1513.

11. J. Vadiani Helvetii Mythicum Syntagma, cui titulus Gallus Pugnans. Viennae, 1514. 4.

12. Dionisii Afri ambitus orbis Rufo Festo Avieno paraphraste castigatissime impressus. Perlegente et conferente proba exemplaria J. Vadiano Helvetio, qui partim aliorum judicio partim suo studio et diligentia pleraque loca, quae antehac viciosissime impressa erant, restituit. Viennae, 1515.

13. Oratio coram invictissimo Sigismundo rege Poloniae in conventu Caesaris et trium regum per J. Vadianum. Viennae, 1515. 4.

14. Divo Maximiliano Caes. Augusto, Principi magnanimo et invicto. Oratio nomine Gymnasii Viennensis per J. Vadianum Helvetium Oratorem et Poetam ab eodem laureatum XI. Cal. Aug. a. 1515 in celebri summae nobilitatis praesentia exhibita. Viennae. 4.

15. C. Plinii Secundi liber septimus naturalis historiae seorsim impressus et emendatus perquam diligenter. Viennae, 1515.

16. Laurentii Vallae dialogus de libero arbitrio, Apologia pro se et contra calumniatores, ad Candidum. Ed. Vadianus. Viennae. 4.

17. J. J. Pontani ad L. Franciscum filium Meteororum liber. Cum epistolio Vadiani, quo docetur, an pulchrum sit, bonis literis bonas artes conjungere. Viennae, 1517.

18. J. Vadiani Helvetii Aegloga, cui titulus Faustus. Eiusdem de Insignibus Familiae Vadianorum, ad Melchiorem fratrem Elegia exegetica. Viennae, 1517.

19. J. Vadiani Helvetii de Poetica et Carminis ratione liber ad Melchiorem Vadianum fratrem. Viennae, 1518. 4.

20. Pomponii Melae Hispani libri de situ orbis tres, adjectis J. Vadiani Helvetii in eosdem scholiis, addita quoque in Geographiam Catechesi et epistola Vadiani ad Agricolam digna lectu. Viennae, 1518. 4. 2. Ausg. Basilae 1522, 3. Ausg. Lutetiae Paris. 1530. 4.

21. Ein kurz und treuelich underricht wider die sorgklich Kranckayt der Pestilentz, nach aller notturfft und ordnung so in söllichem Fal betracht und gehalten werden mag: nemlich ussgangen zu nutz gemeyner Lantschafft der eydgrossschaft zusamenbracht im XV. hundert und XIX. Jar. Zusamenbracht uss dem Latin durch den hochgelerten Joachim Vadianum, der syben fryen Künsten und Ertzny Doctor. Gedruckt in Basel durch Adam Petri.

22. Epitome trium terrae partium, Asiae, Africa et Europae. Tiguri, 1534 u. 1548.

23. Mit was gründen fürnemlich Doctor Wendli Predicant im Closter zu St. Gallen die leer des Evangelions von den Predicanten der Pfarr zu Sant Laurentzen daselbst gethon anzefechten und vor dem volck zu verhetzen understanden hab. Daby welcher gstalt uff sölich sin fraevel reden von gedachten Predicanten nit uff ain mal geantwurtet ist. Durch samenhaften radtschlag gemelter Prädicanten, ouch durch hilff und züthün D. Joachimen von Watt ussgangen zü S. Gallen uff den IX. tag erst. Herbst im MDXXVI. Gedruckt zü Zürich by Christoffel Froschouer im 1526 jar am 3. tag Wynmonat. kl. 8.

24. J. Vadiani Cons. Sangallensis Aphorismorum libri sex de consideratione Eucharistiae, de sententiis videlicet super hac re controversis, de Sacramentis antiquis et novis deque verbo, symbolis et rebus, item de vero veri corporis Domini esu, de Transsubstantiationis dogmate et veritate corporis Christi humani, praeterea qualis fuerit ritus Coenae veteribus, rursus per quos, quomodo et quibus temporibus is ceremoniarum accessione auctus atque immutatus sit. Tiguri ap. Christ. Frosch. 1535. fol. u. 1585. 8.

25. Orthodoxa et erudita D. Joachimi Vadiani Epistola, qua hanc explicat quaestionem: An corpus Christi propter coniunctionem cum verbo inseparabilem alienas a corpore conditiones sibi sumat? nostro saeculo perquam utilis et necessaria. Accesserunt huic D. Vigilii, Martyris et Episcopi Tridentini, libri v. pii et elegantes, quos ille ante mille annos contra Eutychen et alios haereticos, parum pie de naturarum Christi proprietate et personae unitate sentientes, conscripsit. Tiguri ap. Chr. Froschoverum. 1539.

26. Pro veritate carnis triumphantis Christi, quod ea ipsa, quia facta est, et manet in gloria creatura, h. e. nostra caro esse non desierit ἀνακεφαλαιωσις s. recapitulatio. Ad. Dom. Jo. An. Zuiccium urbis Constantiensis Ecclesiasten. Autore Joachimo Vadiano. Accessit huic eodem authore Antilogia ad clarissimi viri Dom. Gasparis Schuenkfeldii Argumenta. Tiguri ap. Froschauer, 1540.

27. Dreizehn wahrhafter Irrthum Gaspar Schwenkfeld's, ausgezogen aus seinen Büchern, die er hat lassen ausgehen von dem Bekenntniss und Glori Christ, von J. V. W.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Buch. Die Zeiten vor der Reformation.

Seite

1. Die Vaterstadt 1
2. Das Elternhaus 7
3. Die Universitätsjahre 9
4. Der Docent 12
5. Abreise von Wien 17
6. Ansiedlung in St. Gallen 21

II. Buch. Reformation von St. Gallen.

1. Erste Anfänge 24
2. Johann Keßler 29
3. Laienprediger in der Kirche 36
4. Der Rath entscheidet sich 37
5. Wie J. v. Watt auf einem Tag zu Zug ist mißhandelt worden . . 41
6. Die Wiedertäufer 43
7. Religionsgespräch zu Baden und Folgen desselben 53
8. Religionsgespräch zu Bern und seine Folgen 66
9. Synode zu St. Gallen 72
10. Folgen der Schlacht bei Kappel. 76

III. Buch. Abriß der übrigen Lebensthätigkeit Vadians.

1. Der Mitbürger 81
2. Der Gelehrte 86
3. Der Familienvater und Freund 93
4. Der Sterbende 98
5. Vadians Schriften 100

Bertold Haller.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Carl Pestalozzi.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

1. Bertold Hallers Vorbildung. Berufung nach Bern. Bernische Zustände.

Als der bedeutendste unter den Reformatoren Berns erscheint ein Mann, welcher stets bereit war, sich für einen der Geringsten zu achten und Andern sich unterzuordnen, der aber durch seine ausharrende Geduld und standhafte Treue erreichte, was höher Begabten bei schrofferem Auftreten unter den eigenthümlichen Schwierigkeiten, die sich in diesem Freistaate der Reformation entgegen stellten, hätte mißlingen müssen. Daraus ergibt sich uns, wie es nicht anders möglich sein wird, sein still bescheidenes Wirken zu erfassen als in genauem Zusammenhange mit Anregungen, die von Andern ausgingen, und mit dem ganzen ihn umgebenden Staatsleben.

Werfen wir vorerst einige Blicke auf seinen früheren Lebensgang.

Bertold Haller ward geboren im Jahre 1492 in dem großen schwäbischen Dorfe Aldingen. Obwohl seine Eltern in beschränkten Vermögensumständen lebten und mehrere Söhne hatten, ließen sie ihn in der benachbarten Reichsstadt Rottweil die lateinische Schule besuchen. Diese, unter der Leitung des Michael Rubellus (Röttlin), der eben so wohl durch seine Kenntnisse als durch Lebensreinheit seinen Schülern Achtung und Liebe einflößte, genoß eines ehrenvollen Rufes, so daß auch aus der (seit 1463) mit Rottweil verbündeten Schweiz Jünglinge eintrafen, wie Heinrich Glarean aus Mollis, der nachherige Freund Zwingli's, und Oswald Myconius aus Luzern. Haller fand hier an dem Kaplan Augustin Bolster, einem Freunde seines Lehrers, einen väterlichen Führer, der sich treulich seiner annahm, ihn aufs trefflichste warnte und mahnte, wo es ihm heilsam war. An dem Neffen des Rubellus, Melchior Rot, genannt Volmar, der späterhin zu Bourges und Tübingen als Professor der Philologie sich auszeichnete, gewann er einen gar lieben, ihm innig vertrauten Mitschüler. Von körperlichen Beschwerden, die in der Folge sich mehrten, war er schon als Knabe nicht frei. Das reinere Latein, dessen Anfangsgründe in dieser Schule sich lernen ließen, bildete den Anfang und damals den unentbehrlichen Schlüssel zur Pforte der eben erst sich aufschließenden humanen Wissenschaften. Diese Pforte sollte sich alsbald für Haller noch weiter öffnen.

Von Rottweil kam er nämlich auf die Schule nach Pforzheim, welche unter Georg Simler aus Wimpfen, später Professor in Tübingen, in vor-

züglicher Blüthe stand. Simon Grynäus aus Vehringen in Hohenzollern, der später in Basel so segensreich wirkte, ward hier sein Mitschüler; ebenso traf er mit Philipp Melanchthon zusammen, der zwar etliche Jahre jünger war, aber überaus früh sich entwickelte, von seinem Oheim, dem berühmten Gelehrten Johann Reuchlin, dessen Vaterstadt Pforzheim war, gefördert und öfter besucht. Haller und Melanchthon schlossen sich enge an einander. „Gegen zwei Jahre (vom Spätherbst 1507 bis ebendahin 1509), schreibt jener späterhin (1535), waren wir unter Simler nicht nur Schulgefährten, sondern in innigster Freundschaft verbunden, was er mir auch durch fünf Schriften bezeugte, von denen er viere noch von Tübingen aus, eine hernach aus Wittenberg mir übersandte. Schon im Knabenalter war höchste Lauterkeit und Geradheit an ihm zu erkennen." So behielt ihn Haller zeitlebens in liebevollem Andenken und hegte zu ihm auch nach langen Jahren der Trennung ein besonders gutes Zutrauen. Auch Melanchthon erinnerte sich noch in späteren Jahren freundlich der in Pforzheim gepflogenen Freundschaft.

In seinem achtzehnten Jahre bezog Haller die Universität Cöln; er erlangte daselbst nach zweijährigem Studium die Würde eines Baccalaureus der Theologie. Freilich waren es die öden Steppen der erstarrten Schultheologie (Scholastik) und der päpstlichen Rechtssatzungen, zu denen Haller hier geführt wurde, so daß er in späteren Jahren wehklagend ausrufen mußte: „O, hätte ich meine Jugendjahre auf Besseres verwenden können!" An Neigung hiezu fehlte es ihm keineswegs. Von Cöln begab er sich nach Rottweil zurück; er versah hier das Amt eines Unterlehrers, doch mit dem Vorhaben, nach Verfluß eines Jahres sich wo möglich nach Freiburg im Breisgau zu begeben, um auf der dortigen Hochschule lehrend und lernend, wie es damals öfter vorkam, in den Wissenschaften sich weiter auszubilden. Schon nach etlichen Monaten bot sich ihm hiezu eine gute Gelegenheit, eine um so erwünschtere, da sie ihn davor sicherte, von den Karthäusern ein Stipendium annehmen zu müssen. Durch Vermittlung eines wohlhabenden Jugendfreundes, des Rechtsgelehrten Johann Wolfgang Egen, erhielt er nämlich eine Einladung nach Freiburg zu kommen, mit dem Anerbieten von Seiten des dortigen Magisters Cesareus, ihn für einige Zeit unentgeltlich ins Haus aufzunehmen, bis ihm eine weitere Versorgung zu Theil werde.

Wie gerne hätte er diesem Rufe gefolgt. So schön schien sein still genährter Wunsch nach Vervollständigung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse nunmehr in Erfüllung zu gehen. Allein er konnte nicht. Er hatte so eben unter aufmunternder Zustimmung seiner Rottweiler Freunde einen Ruf nach Bern angenommen, wo er für Pflege der Wissenschaft weder Zeit noch günstige Gelegenheit zu finden hoffen durfte. Er mußte aufgeben, was er ersehnt hatte, und in die Ferne ziehen, nicht wissend, welch eine hohe Bestimmung seiner dort wartete.

Auf Pfingsten des Jahres 1513 traf er in Bern ein. Seine Stellung daselbst war freilich vorerst eine sehr bescheidene. Die Berufung nach Bern war von Hallers ehemaligem Lehrer Michael Rubellus ausgegangen, der seit 1510 der lateinischen Schule daselbst vorstand, welche zuvor von Heinrich Lupulus (Wölflin), dem Lehrer Zwingli's, geleitet worden, sodann seit 1505 von Valerius Anshelm aus Rottweil, der als Arzt und Chronikschreiber Berns bedeutenden Ruf erlangte. Als Schulgehülfe trat Haller bei Rubellus ein, zunächst bloß mit einer Besoldung von dreißig Pfund, doch mit der Aussicht, bei steigendem Zutrauen mit der Zeit ein Mehreres zu bekommen. Aus einem sehr verbindlichen Briefe, den er im September 1515 an seinen Wohlthäter Augustin Bolster nach Rottweil schrieb, sehen wir, daß er zwar mit einer Menge von Geschäften überaus beladen war, sich aber dabei recht wohl befand. Seine Privatstudien z. B. in der klassischen Literatur mußte er freilich sehr einschränken, indeß trachtete er seine Kenntniß des damals viel gebrauchten Kirchenrechtes zu befestigen, als der Norm, die in kirchlichen Dingen Alles beherrschte. Wie sehr die Schule des Rubellus in Blüthe stand, läßt sich aus der großen Schülerzahl entnehmen. So berichtet Anshelm, der edle Schultheiß von Diesbach, ein mildthätiger Gönner der Künste und Wissenschaften, welcher 1517 im Alter von achtzig Jahren starb, habe für die armen Schüler, deren gemeiniglich über hundert da gewesen, wie für andere Hausarme viele Jahre lang einen wohlbereiteten „Mußhafen" gehalten.

Durch seine Thätigkeit, wie durch seine Beredsamkeit, durch ein angenehmes Aeußere und Liebenswürdigkeit im Umgange erwarb sich Haller bald Freunde und Gönner. Eine der Zünfte, in welche die Bürgerschaft eingetheilt war, die der Bäcker, erwählte sich ihn zu ihrem Kaplane. Zudem erscheint er seit 1517 als geistlicher (apostolischer) Notar. Besonders wichtig aber ward für Haller der Umgang mit Thomas Wittenbach aus Biel, jenem reformatorisch gesinnten Manne, der zuvor schon als Lehrer an der hohen Schule zu Basel Zwingli und Leo Judä so segensreich angeregt hatte und nun seit 1515 als Chorherr und Leutpriester am Münster in Bern wirkte. In der spätern Zeit seines Aufenthaltes zu Bern lebte Haller bei ihm als einer der beiden Diakone, die er in seinem Hause und an seinem Tische zu halten hatte. Wir können uns wohl denken, welch ein mannigfacher Austausch unter ihnen eintrat in diesen Zeiten, da die großen Geisteskämpfe hervor zu brechen begannen, die Wittenbach längst vorher gesehen und der ihm zuhörenden akademischen Jugend geweissagt hatte. Auch nachdem Wittenbach im März des Jahres 1520 seine Stelle in Bern niedergelegt hatte, nach seiner Vaterstadt, dem nahe gelegenen Biel, einem selbstständigen, mit der Schweiz verbündeten Freistaate, übergesiedelt war und dort das lautere Evangelium zu pflanzen suchte, dauerte sein freundschaftlicher Verkehr mit Haller fort auf mannigfache Weise.

Nachdem Haller schon im Mai des Jahres 1519 auf unbestimmte Zeit als Prediger mit fünfzig Pfund Jahrgehalt angestellt worden, erhielt er am 18. Mai 1520 eine Chorherrnstelle im Münster, und damit faßte er nun für bleibend festen Fuß auf dem Schauplatz seiner ganzen ferneren Wirksamkeit.

Von welcher Art war aber der Boden, den er bearbeiten sollte? Dies ist die Frage, die sich uns aufdrängt. Hier wird es daher am Platze sein, daß wir uns Berns religiöse und sittliche Zustände, so weit sie auf ihn und sein Auftreten Bezug hatten, zu vergegenwärtigen suchen. Unter allen den Freistaaten, welche die schweizerische Eidgenossenschaft bildeten, finden wir keinen, der bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts sich zu solcher Größe und Machtentfaltung emporgeschwungen hatte, wie Bern. Es beruhte dies nicht blos auf dem kriegerischen Muthe, welcher auch die übrigen beseelte, sondern auf einem Bern insbesondere inwohnenden Vorwärtsstreben, auf dem staatsmännischen Blicke, der die Lenker beseelte und sie befähigte, ein größeres Ganzes zu umfassen und im weiteren Kreise ihre Umgebung von sich abhängig oder mitwirkend zu machen. Hiezu aber trug der zahlreiche Adel bei, der in Bern sich eingebürgert hatte. Die glückliche Durchdringung des adeligen und des bürgerlichen Elementes führte hier zu einer besonderen Kräftigung des Staatslebens und verlieh der Obrigkeit ein bedeutendes Selbstgefühl. Den einzelnen Landestheilen gegenüber, welche keineswegs bloß unterthänig erscheinen, vielmehr ihrer besondern Rechte und Freiheiten sich erfreuten und deshalb in entscheidenden Zeitumständen jeweilen um ihre Ansicht und Willensmeinung befragt wurden und so zur Entscheidung mitwirkten, behauptete sie durchgängig mit festem Ernste ihre landesherrliche Hoheit. Von Wissenschaften war nicht viel die Rede. Außer dem schlichten Betriebe des Landbaues und der Alpenwirthschaft nahmen die fremden Kriegsdienste, die deshalb statt findenden Werbungen, das reichlich gespendete Geld, der Kriegsruhm und die Ehre, die dabei zu erlangen waren, seit Jahrzehnden die Berner gleich den übrigen Eidgenossen mächtig in Anspruch. Der hohe Heldenmuth, den die eigenen Befreiungskämpfe gestählt hatten, strebte auch solcher Maßen sich kund zu geben. Grade in Bern fand das benachbarte Frankreich selbst unter den Hochstehenden stets offene Ohren und Hände. Die Verderbnisse aber für das leibliche und sittliche Wohl des Volkes stellten sich auch hier in überreichem Maße ein. Einschränkende Verboie von Seiten der Obrigkeit blieben fruchtlos.

Nicht weniger war die innere Fäulniß, in welcher die entartete Kirche sich befand, in erschreckender Ruchlosigkeit gerade in Bern zu Tage getreten. Hieher hatten die Häupter des Dominikanerordens, eifersüchtig auf die Volksgunst ihrer Nebenbuhler, der Franziskaner, mit Vorbedacht und nach gemeinsamer Berathung der Ordensobern das Trugspiel ihrer vorgeblichen Wunder verlegt, durch welche sie sich glänzend emporzuschwingen

hofften; denn da, meinten sie, „sei das Volk einfältig, bäurisch und ungelehrt, wiewohl streitbar und mächtig; und werde, wofern ihre Sache Fortgang habe, ihnen mit Gewalt helfen dieselbe zu beschützen und wahr zu machen." Mit schamloser, fast unglaublicher Dreistigkeit erschienen sie dem von ihnen mißbrauchten Schneidergesellen Jetzer als Geister, dann in der Gestalt der heiligen Barbara, der Maria ꝛc., übergaben ihm einen Brief vom Himmel, worin die Lehre der Franziskaner von der unbefleckten Empfängniß Mariä verworfen war, drückten ihm die Wundenmale Christi auf, ließen das Marienbild ihrer Klosterkirche rothe Thränen weinen, wobei ungeachtet der handgreiflich aufgedeckten Täuschung auch der Chorherr Lupulus zu den beharrlich Gläubigen gehörte, suchten das vielgepeinigte Werkzeug ihrer Künste mit Gift aus der Welt zu schaffen, zwangen ihn durch grausame Marter, eidlich Verschwiegenheit zu geloben, und reisten sogar nach Rom, um vom Papste die Anerkennung ihrer Wunder zu erlangen. Doch erwirkte der Rath strenge Untersuchung durch einen päpstlichen Legaten; der Betrug ward in allen seinen Einzelheiten gerichtlich aufgedeckt, so daß die gräuelvolle Entweihung des Heiligsten vor aller Welt offen und unwidersprechlich an den Tag kam; die vier Uebelthäter, der Prior der Dominikaner zu Bern und seine Genossen, wurden im Mai 1509, — gerade vier Jahre vor Hallers Ankunft, — auf der Schwellenmatte jenseits der Aare verbrannt. Der Ruf davon durchhallte die Länder Europa's; die Erzählung des ganzen Hergangs, in mehrere Sprachen übersetzt, fand weite Verbreitung und trug nicht wenig dazu bei, über mancherlei kirchliche Dinge hie und da das Nachdenken zu wecken.

Ebenfalls hiefür geeignet war ein Vorgang, der vier Jahre nach Hallers Ankunft eintrat und in Bern großes Aufsehen erregte. Eine nicht geringe Zahl andächtiger Personen zu Bern vereinte sich nämlich, der heiligen Anna einen Altar zu bauen; zur Verherrlichung desselben sollte etwas von ihren irdischen Ueberresten herbei gebracht werden; Albrecht von Stein reiste deshalb nach Lyon, erwarb sich in einem dortigen Kloster gegen große Bezahlung ein Stück ihres Schädels, in wohlriechenden Seidenstoff eingewickelt; mit größter Verehrung wurde das Heiligthum in Bern empfangen und in feierlicher Prozession zum Altar geleitet, der nun aufs kostbarste geschmückt ward und großen Zulauf erhielt. Wie beschämt fand man sich aber, als bald darauf ein Schreiben vom Abte jenes Klosters anlangte, woraus sich ergab, der Mönch, welcher das Geld angenommen, habe nur einen gemeinen Knochen aus dem Beinhause entwendet. An Spott fehlte es den Betrogenen nicht.

Dessen ungeachtet gelang es dem Ablaßkrämer Samson, der an Dreistigkeit einem Tetzel nicht nachstand, gerade in Bern sein Geschäft außerordentlich schwunghaft zu treiben. Als er im October 1518 nach Ausbeutung der inneren Schweiz über den Brünig heran zog, wollte man in

Bern anfangs ihn nicht einlassen, da man schon hinlänglich mit Ablaß versehen sei. Er wußte sich aber von Burgdorf aus, wo er sich mehrere Tage aufhielt, durch seine Gönner bald den Zutritt zu verschaffen. Die Gegner mußten sich beugen; der ehrwürdige Bartholomäus Mai, ein Mann der ein halbes Jahrhundert auf Schlachtfeldern und im Rathe ruhmvoll seiner Vaterstadt diente, erlangte kaum knieend Gnade. Mit größtem Gepränge, von Chorherr Lupulus als Dolmetscher unterstützt, bot Samson im Münster zu verschiedenen Preisen seinen Ablaß feil, für begangene und selbst für künftige Sünden. Jakob von Stein kaufte um einen apfelgrauen Hengst, den Samson sich wünschte, vollen Ablaß für sich und seine fünfhundert Krieger, sowie für die Einwohner seiner Herrschaft Belp und für die Seelen aller seiner Vorfahren. Da Samsons Geschäft so trefflich von Statten ging, blieb er bis in den Anfang des Jahres 1519 und ließ am letzten Tage der nochmals im Münster versammelten Menge drei unerhörte Gnaden verkündigen: alle Seelen der Anwesenden, die jetzt zu kurzem Gebete niederknien würden, sollten so rein sein wie gleich nach der Taufe; wer noch an jenem Tage dreimal um die Kirche gehe, könne eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen, welche er wolle. Nachdem nun alles Volk knieend fünf Unservater und Ave Maria gebetet, schrie er: jetzt diesen Augenblick seien die Seelen aller Berner, wo und wie sie je aus diesem Leben geschieden, aus dem Fegfeuer errettet und in den Himmel versetzt. Als er dabei nochmals die päpstliche Gewalt lobpries, kraft deren er solche Gnaden spende, verließ der Venner Wyler unwillig die Kirche mit der Betheuerung: „Haben die Päpste solche Gewalt, so sind sie ja arge, unbarmherzige Bösewichter, da sie die armen Seelen so lange lassen leiden!“ Allein die Anhänglichkeit an das Hergebrachte und die Ehrfurcht vor Allem, was vom Papste kam, war in Bern noch viel zu groß, als daß ein solches Kraftwort hätte durchschlagen mögen. Als aber Samson im März des Jahres 1519 durch die in Zürich versammelte Tagsatzung auf Anregung des kürzlich dort angestellten Zwingli und unter Beihülfe des Bischofs von Constanz aus der Schweiz weggewiesen wurde, da ernteten die Berner von manchen Seiten Spott für ihre freigebige Gläubigkeit, derzufolge sie sich hatten ausbeuten lassen; — ein Vorzeichen des Umschwungs der Zeiten, der nach wenigen Jahren erlaubte, die gefürchteten Mächte dem öffentlichen Witzspiele Preis zu geben.

2. Erste Jahre von Hallers Predigtamt. Anbahnung der Reformation, 1516—1522.

Sehen wir nun auf die Gegenwirkungen. Kaum war es anders möglich, als daß Vorgänge wie die eben erwähnten, in ernsteren Gemüthern einen Stachel zurück ließen, der sie antrieb sich mit Abscheu von den einge-

rissenen Verderbnissen der Kirche abzuwenden. Ebenso hatte das sittenlose Leben des Klerus schon seit Jahrzehnden die Obrigkeit dazu genöthigt, von Zeit zu Zeit einzuschreiten, um wenigstens die ärgsten Unfugen zurück zu dämmen. Kräftig war auch der Karthäuser Franz Kolb gegen das Unheil des zuchtlosen Söldnerdienstes in seinen Predigten aufgetreten, hatte aber, der fruchtlosen Arbeit überdrüssig, (schon 1512) Bern wieder verlassen. Bibeln sollen schon seit längerer Zeit in Bern vorhanden gewesen sein. Auch hören wir, gerade als Samson Bern brandschatzte, von einem Buchhändler, der von Bernern nach Basel geschickt, viele Exemplare von Luthers Schriften daselbst aufkaufte und mit sich nahm. Selbst einer von Samsons Begleitern, „ein gelehrter Bruder," las in Bern mit Erstaunen Luthers Schrift vom Ablaß und kaufte sie heimlich.

So fehlte es an etwelcher Vorbereitung zu einer Besserung nicht, als Bertold Haller sein Predigtamt antrat. Sein Landsmann, der schon genannte Valerius Anshelm, damals als Arzt wirksam, war einer der Ersten, die dem aufleuchtenden Evangelium Eingang zu verschaffen, wenigstens einzelne vertraute Freunde und Gönner dafür zu gewinnen suchten. Er selbst bezeugt aber, wie große Behutsamkeit hier vonnöthen war. Jedes rasche oder kecke Auftreten hätte da nur zurück schrecken können. Es bedurfte einer milden, ganz allmäligen Einwirkung auf die Gemüther der einfältig Gottesfürchtigen, des schlichten, aber unerleuchteten Volkes, um aufs neue den ächten, evangelischen Glauben schrittweise in die Herzen zu pflanzen und sie dadurch innerlich loszumachen von den irrigen Menschensatzungen.

Hiefür war Haller ganz der Mann. Seine heitere Gemüthlichkeit, sein innerlich entschiedenes, zugleich aber höchst anspruchloses Wesen, wie seine ruhige Besonnenheit, befähigte ihn dazu gleich sehr. Er begann daher sein reformatorisches Wirken auf möglichst einfache Weise. In seinen Predigten fing er nicht wie Zwingli sofort mit der Auslegung eines ganzen biblischen Buches an; ein rasches Abgehen von alter Uebung wäre in Bern zu auffallend erschienen und hätte die Gemüther eher abgestoßen. Zwei Jahre lang hielt er sich vielmehr dem Herkommen gemäß an die gangbaren Abschnitte der Evangelien und Episteln. Dabei blieb er indeß nicht stehen, sondern predigte sonntäglich über die heiligen zehn Gebote und zwar nach Luther's Auslegung und hob solcher Maßen an, „sittiglich (sagt Anshelm) den Mißverstand und hinwieder den rechten Brauch in Hinsicht des Glaubens, der guten Werke und des Gottesdienstes aufzudecken." In ähnlicher Weise verfuhr sein rüstiger Mitarbeiter Doctor Sebastian Meier (geboren 1465), Prediger und „Lesemeister" (theologischer Lehrer) der Baarfüßer.

Doch mußte Hallern viel daran liegen, sich nach einem festeren Halt umzusehen für das weitere Vorgehen in dem weit aussehenden Werke und bei den drohenden Kämpfen; denn er fühlte wohl, wie Vieles in ihm selbst

erst angeregt, aber noch nicht zur Klarheit und Festigkeit durchgedrungen sei. Wie begreiflich, daß er seine Blicke auf Zürich wandte und auf das, was dort, wie sonst nirgends, in der Eidgenossenschaft und in ihrer Umgebung, durch Zwingli so muthvoll begonnen war. Er theilte seine Sehnsucht Zwingli zu sehen, ihn näher kennen zu lernen, seinem Jugendfreunde Myconius mit, der damals in seiner Heimat Luzern ein Lehramt bekleidete und längst mit Zwingli in vertrautem Verkehr stand. Myconius setzte Zwingli davon in Kenntniß gegen Ende des Jahres 1520, als der Bannstrahl Luther schon getroffen und bereits davon die Rede war, daß dieser „Ketzer" zur Verantwortung auf den Reichstag nach Worms solle beschieden werden. (Hedio an Zwingli, 21. Dezember 1520.)

Das folgende Jahr gewährte Hallern die Erfüllung seines Wunsches; es war ihm beschieden, Zwingli in Zürich zu besuchen. So traten die beiden Männer zusammen, welche in den beiden bedeutendsten Städten der Schweiz die einflußreichsten Predigtämter bekleideten; es knüpfte sich zwischen ihnen eine innige Freundschaft und ein Briefwechsel begann, der bis zu Zwingli's Tode immer lebhafter wurde. Haller sah, wie unermeßlich Vieles Zwingli leistete; er schloß sich mit herzlicher Zuneigung und hoher Verehrung an den geförderten und mannhaften Kämpfer an, den er so gerne seinen „Lehrer" nannte; er ordnete sich mehr ihm unter, als diesem, der auch an Andern Selbständigkeit liebte, erwünscht war. Zwingli erkannte in Haller eine so recht lautere Seele bei schönen Gaben und Kenntnissen; er war aufs willigste bereit, ihn seinem Wunsche gemäß in christlicher Erkenntniß zu fördern und ihm durch Rath und Ermunterung seine schwierige Stellung zu erleichtern.

An bittern Erfahrungen nämlich fehlte es Hallern nicht; er wurde alsbald ein Schüler Zwingli's gescholten; seine Verkündigung christlicher Wahrheit sah er schon nach den ersten, bescheidenen Anfängen mit Haß erwiedert; es graute ihm vor dem Ingrimm, den er von allen Seiten sich sammeln sah, um immer heftiger loszubrechen. Er hätte lieber Friede haben mögen und war daher auf dem Punkte, sammt seinem älteren Freunde Wittenbach, dem in Biel Aehnliches widerfuhr, sich in eine ruhigere, sorgenfreiere Stellung zurück zu ziehen. Er konnte nicht umhin, brieflich dies Zwingli anzudeuten, den er schon mehrmals vergeblich um seine Predigten über den Glauben angegangen. Da traf ihn ein Brief Zwingli's (29. Dezember 1521), der mit apostolischem Ernste ihn mahnte an die heilige Pflicht, standhaft auszuharren im Dienste des Evangeliums, auch unter unverdienten Schmähungen, Christo treulich zu dienen, sich seiner nicht zu schämen, ja selbst das Leben einzusetzen, und auf der andern Seite die süßen Verheißungen und die tröstlichen Versicherungen ihm vorhielt, die Christus seinen verfolgten Bekennern gegeben hat. Das Alles aber wußte Zwingli mit gewinnendster, herzlicher Freundlichkeit und Milde Hallern vorzulegen, nicht im Tone eines Lehrers oder Uebergeordneten, sondern durchaus im

Tone eines theilnehmenden Freundes, der die auf- und niedergehenden Bewegungen des eignen Innern mit dem Freunde austauscht, aber zugleich voll heiligen Muthes, durchdrungen und getragen von hoher innerer Entschiedenheit, ja beseelt von Todesfreudigkeit, die er, ahnungsvoll genug, hier schon klar und ernstlich ausspricht.

Dieses Schreiben that bei Haller die beste Wirkung; es half dem Friedliebenden über die schwierigste Klippe hinweg, die, wie wir an Luther sehen, selbst dem Stärkern zu übersteigen schwer ward, wenn er den schweren unabsehbaren Kampf der Zeit, in den er hinein treten sollte, und den drohenden Zwiespalt vor sich schaute, und dem gegenüber die eigene Unzulänglichkeit nur um so lebhafter empfand.

Jetzt erst gestand Haller seinem Zwingli, welchen Plan er in seiner zaghaften Stimmung sich entworfen habe; er erwiederte: „Deinen köstlichen Brief, mein wackerster Lehrer! habe ich mit offenen Armen empfangen und nicht ohne reichen Gewinn gelesen und wieder gelesen mit großer Erquickung; ich bin dadurch in christlicher Gesinnung mächtig bestärkt worden. Mein Herz, das wirklich durch dieses Wanken der Zustände und der Menschen darniedergebeugt und unfähig war, Unbill zu ertragen, ist nun durch dieses dein Schreiben so gestählt worden zur Erduldung jeglicher Drangsal, daß ich jetzt viel gelassener bleibe, wenn Leute mich als wüthende Feinde anfallen, die von mir nie auch nur im Geringsten beleidigt worden, es wäre denn, daß sie nach ihrer Gewohnheit das Wort des Herrn, das ich verkündige, als Beleidigung aufnähmen. Wahrhaftig, wenn du mich nicht so kräftig angespornt und meinen völlig gesunkenen Muth wieder erweckt hättest, so wäre ich nächstens vom Predigtamt abgetreten und mit Doctor Thomas Wittenbach nach Basel gegangen, um den schönen Wissenschaften und dem Studium des Griechischen und Hebräischen obzuliegen; denn du glaubst nicht, welche Drohungen gewisse bernische Machthaber ausgestoßen haben. Nun hat aber deine freundliche Zuschrift mir Trost gebracht, so daß ich nicht mehr zage, sondern alle meine Kraft zusammen gerafft und deiner wahrhaft christlichen Aufmunterung gemäß die feste Ueberzeugung gewonnen habe, es gebühre sich in diesen jämmerlichen Zeiten vielmehr, daß ich das Evangelium predige, als daß ich in irgend einem Winkel meine Studien treibe und das so lange, bis ich unter dem Beistand des Herrn, der seinem Worte viel Kraft verleihen kann, Christum, ihn, der durch Mönchsgeschwätz so weit von uns weggekommen, ja beinahe in die Verbannung geschickt worden, best meines Vermögens wiederum werde eingesetzt haben; dannzumal nämlich werd' ich um so sicherer dereinst frommen Studien mich widmen können. Jetzt bin ich dir unsäglichen Dank schuldig für deine Freundlichkeit, daß du unter so vielen und großen Geschäften, mit denen du überhäuft bist, meine Wenigkeit, einen Menschen ohne Begabung, durch deinen so zierlichen Brief aufzurichten gesucht hast." Haller erbittet sich zugleich von Zwingli möglichst baldige Mittheilung seiner Predigten

über den Glauben und über Heiligendienst und wünscht ihm sammt allen seinen Mitarbeitern „königliches Wohlsein, daß Christus in ihm und in ihnen gedeihe."

Man fühlt es dem Briefe Hallers ab: hier ist ein Entwicklungsknoten in seinem Leben, ein Uebergang aus der nur halbbewußten Vorarbeit zum entschieden reformatorischen Auftreten, zum Bruch mit den widerstehenden Gewalten, eine Entscheidung für immer oder doch auf lange Zeit hinaus für den Kampf und die Unruhe eines reformatorischen Mannes.

Indeß waren Zwingli's Zumuthungen an Bertold Haller keineswegs übermäßig; vielmehr hatte er ihm, als feiner Kenner der verschiedenen Völkerschaften des Schweizerlandes, mit eben so großer Besonnenheit als Sachkenntniß unter Benutzung des in Bern stets beliebten, unerschöpflichen Wortspieles (am 29. December 1521) geschrieben: „Was du von mir wünschest, nimm selbst kräftig an Hand, auf daß deine ziemlich wilden Bären durch das Hören der christlichen Lehre anfangen zahm zu werden; doch ist dies ein Geschäft, das, wie ich glaube, ganz sachte muß vorgenommen werden; denn es läßt sich bei euch durchaus nicht auf dieselbe Weise verfahren, wie bei den Unsrigen. Da nämlich die Euern noch gar zarte Ohren haben, so darf man sie nicht sofort mit einem so scharfen Eisen kratzen, wie denn auch Christus wohl dies gemeint hat, wo er verbietet, die Perlen vor die Säue zu werfen, da sie vielleicht gegen dich sich wendend in großer Wildheit dich möchten zerreißen und auf immer das Evangelium Christi verabscheuen. Diese rauhen Geschöpfe muß man also ziemlich sachte streicheln und je nach ihrem Tritt ein wenig weichen, bis sie, durch unsere Geduld und unerschütterliche Herzensfestigkeit überwunden, zahm werden. Auch Petrus nahm darauf Rücksicht, als er sprach: Nun aber, lieben Brüder, weiß ich, daß ihr aus Unwissenheit Solches gethan; ebenso Paulus, so lange er die Galater mit Milch, nicht mit starker Speise nährte... So, bitt' ich, suche Allen Alles zu werden, damit nicht Christus sammt dir verworfen werde! Diene ihm, auch uns zum Besten, bei den Deinigen!"

Der Unterschied zwischen Zürich und Bern, der verschiedene Volkscharacter, die ungleiche Stellung zu der Obrigkeit war allerdings sehr zu beachten und nicht leicht, das Geeignete durchzuführen. In letzterer Hinsicht war man in Bern viel mehr an gebieterischen Ton gewöhnt von oben her und an straffen Gehorsam der Untergebenen ohne weitere Erörterung. Dagegen durfte hier der Volkshumor sich Manches erlauben, was anderwärts auf derselben Stufe der Entwickelung kaum statthaft erschienen wäre, sondern eher Anstoß gegeben hätte. So geschah es gleich der Fastnacht des Jahres 1522 (am 2. und 9. Februar), daß in Bern zwei Fastnachtspiele aufgeführt wurden, welche unglaublich viel zur Förderung der Reformation beitrugen. Sie stellten dem Volke in lebendiger Gestalt die Gräuel des Verderbens der Kirche und das dringende Bedürfniß der Zeit klar vor Augen. Der hauptsächlichste Verfasser war der

begabte Maler Niklaus Manuel, der als Krieger seinem Vaterlande diente, dann als Landvogt und Rathsherr die Reformation mannigfach förderte. Mit dem Feuer tiefer Entrüstung und edlen Unmuthes wird aufs lebendigste in frischen, kräftigen Zügen das Unheil der Kirche, ihre bis ins innerste Mark durchgedrungene Fäulniß vorgeführt und gegeißelt, bald in derber Laune, bald wieder mit überraschendem Ernste und sinniger Gemüthlichkeit. Die große Bedeutung dieser Aufführungen für die bernische Reform nöthigt uns, wenigstens das eine dieser Stücke etwas näher anzusehen. Im ersten dieser Fastnachtspiele, dem „Todtenfresser", so benannt von der reichen Zehrung, die dem Klerus durch die Seelenmessen (Todtenmessen) zuströmte, findet sich der schroffe Widerspruch zwischen dem Evangelium und dem ganzen bestehenden Kirchenwesen, zumeist die durchgängige schnöde Geldgier, die Rohheit, die Ueppigkeit des Klerus, sowie sein Unglaube, vorerst in einer Reihe von Selbstzeugnissen dargestellt, ebenso der Blutdurst kriegslustiger Cardinäle und der völlige Zwiespalt des Papstes „Entcristilo" (Antichrist) mit der evangelischen Wahrheit. Dabei schimmert die Ahnung des nahenden Untergangs vielfarbig durch in lauten Klagen der Kleriker über die Thätigkeit der Druckerpressen, die überhand nehmende Verbreitung der Bibel, den daraus entspringenden Vorwitz der Laien in geistlichen Dingen, über ihre schlagenden Einwürfe gegen den Ablaß und gegen die übrigen gewinnbringenden Bräuche.

So fleht der Pfarrer Wetterleich den heiligen Vater an, „den Gott zu Rom an Christi Statt":

„Die Laien merken unsre List;
Wo du nit unser Helfer bist,
So geht's uns ab in allen Dingen;
Denn sie wend (wollen) selbst der Schrift zubringen;
Der Teufel nehm' die Druckerg'sellen,
Die alle Ding' in Deutsch nun stellen;
Das alt und neue Testament, —
Ach, wären sie doch halb verbrennt (verbrannt)!
Ein jeder Baur, der lesen kann,
Der g'winnt's eim (einem) schlechten Pfaffen an.

Höchst ergötzlich schildern etliche Bauern im Zwiegespräche Samsons Ablaßkram und machen aufs launigste ihrem Aerger Luft über ihre eigne Albernheit und über die Thorheit Aller, die sich durch den Ablaßhandel prellen ließen, während seither ihnen helles Licht darüber aufgegangen, da von verständigen Leuten jetzt ihnen klar gezeigt worden, wie all das eitel Spiel und arger Trug sei. Ein blutarmer Edelmann, der darben muß sammt seiner großen Kinderschaar, stößt seine lauten Wehklagen aus über die von habgierigen Pfaffen seinen Vorfahren entlockte Vergabung ihrer Güter an die Kirchen und Klöster. Des Papstes schweizerische Leibwächter dagegen preisen ihren Herrn als rechten „Kriegsmann, Pfaff und Gott auf Erden", und jubeln über die fetten

Pfründen, die er ihnen verliehen zum Verschlemmen. Plötzlich belebt sich die Scene; ein Johanniterritter sprengt mit verhängtem Zügel daher und bittet den Papst aufs dringendste um Hülfe für das von den Türken hart bedrängte Rhodus, da ja der Papst weitumher in der Christenheit unsäglich großes Gut zum Türkenkriege gesammelt habe. Vom Papste aber, dem vielmehr Kriege gegen die Christen zur Vergrößerung seines weltlichen Gebietes am Herzen liegen, wird er verspottet und erbarmungslos abgewiesen, so daß er voll edler, tiefer Entrüstung den Fluch ausstößt über das unwürdige Oberhaupt der Christenheit, als den rechten „Antichrist". Die schlichten Apostel Petrus und Paulus, die bisanhin im Hintergrunde Allem zugesehen, treten hervor; sie lassen sich mit einem Curtisanen (Günstling des Papstes) ins Gespräch ein; sie sprechen, nachdem sie vernommen, wer dieser hoffärtige Herrscher sei, ihr entschiedenes Verwerfungsurtheil über all dies unchristliche Wesen aus und sagen sich von einem solchen Statthalter Christi gänzlich los. Die päpstlichen Truppen aber, worunter auch eidgenössische Söldner, sammeln sich mit blutdürstigen Reden unter dem Oberbefehl eines Cardinals und empfangen zu nahendem Kriegszuge den Segen des Papstes.

Was uns aber am nächsten angeht in diesem Fastnachtspiele, ist die Person des Predigers Doctor Leupold Scheu-nicht, unter welcher ohne anders Bertold Haller selbst erscheint. Schon in der Mitte tritt er auf, namentlich aber ganz am Schlusse, hier mit einem kindlich treuherzigen und innigen Gebete an Christus, daß doch unter seinem Beistand das wahre Evangelium aufs neue gelehrt, willig angenommen werden und den Menschen seine Segnungen bringen möge. So fleht er, eingedenk der einfachen Lehre Christi selbst, den „süßen und tröstlichen Jesum Christ, den lieben Herrn" an:

Hilf, daß wir alle Menschenlehr' ganz verachten
Und fürhin allein dein göttlich Wort betrachten,
Gar nichts auf uns armen Menschen han (halten),
Allein uns fröhlich auf dich verlan (verlassen). — —
Denn wir sind und thun nichts Andres als Sünd',
Aber du, Herr, bist allein der Fründ (Freund),
Der Gnade uns um Gott erwarb,
Da dein Leib am Kreuz recht starb.
Du bist der Priester und das Opfer beede (beide),
Gott geb, was des Papstes Satzung dawider rede,
Das Opfer werth in Ewigkeit,
Wiewohl man dich noch all' Tag' feil treit (trägt). — —
Herr Jesu, verleih dein göttliche Gnad' dazu,
Daß man fürhin ganz recht evangelisch thu';
Denn ich glaub' deinen Worten gestracks;
Wollte Gott, ich könnt' mit einer Ax (Axt)
Die päpstlichen Recht' ein's Streichs zerscheiten!
Das hieß' recht wider den Türken streiten. — —

Hilf, daß sich fürhin jedermann hüte
Vor dem, den man so hoch her tragt (dem Papste);
Ich hab' ihm mein's Theils ganz abgesagt. — —
Herr, du bist doch allein die Thür,
Dadurch wir werden in Himmel gah'n;
Herr, erbarm dich über jedermann,
Alle Menschen, niemand ausgenommen;
Herr, laß uns All zu Gnaden kommen
Und verleihe uns deinen göttlichen Segen!
Amen! besiegelt mit dem Schweizerdegen.

Das zweite dieser Fastnachtspiele, kürzer und einfacher, besteht in einer kräftigen Gegenüberstellung des milden und recht demüthigen Christus und der Hoffart seines vorgeblichen Statthalters. Besonders ansprechend ist die reichliche und geläufige Schriftkenntniß, die sich in den beiden Stücken kund gibt.

Es läßt sich wohl begreifen, daß bei dem schlichten und derben Bernervolke solche „Spiele evangelischer Freiheit," wie Anshelm sie bezeichnet, nicht ohne großen Eindruck blieben; er sagt hievon: „Durch diese wunderlichen und zuvor für lästerlich geachteten Anschauungen ward ein groß Volk bewegt, christliche Freiheit und päpstliche Knechtschaft zu bedenken und zu unterscheiden." War dafür das Geistesauge geöffnet, so konnten auch die damals so oft in Italien befindlichen Schweizer-Truppen, deren eben in jenen Tagen eine ansehnliche Schaar sammt dem Dichter dieser Spiele von Bern auszog, so Vieles von dem Vorgeführten selbst dort aufs neue in Wirklichkeit mit Augen sehen. Der nämliche Geschichtschreiber fügt bei: „Es ist auch in dem evangelischen Handel kaum ein Büchlein so viel gedruckt und so weit gebracht worden als das dieser Spiele." Wenn auch beim Drucke Einiges hinzu kam, so stellt sich uns doch darin unstreitig aufs lebhafteste dar, wie und wie sehr die Geister damals in Bern erregt waren.

3. Förderungen und Gefahren. Das erste Reformations-Mandat, 1523.

Während Haller im Einklang mit Sebastian Meier fortfuhr in behutsamer Weise dem Evangelium den Weg zu den Herzen seiner Berner zu bahnen und dasselbe Schritt für Schritt immer mehr Boden gewann, kam eine hülfreiche Anregung von ganz unerwarteter Seite. Zu Anfang des Juli 1522 erschien in Bern ein langer, hagerer Mönch aus Frankreich, auf einer Eselin reitend. Es war der Baarfüßer Franz Lambert von Avignon, der schon seit etlichen Jahren in seiner Zelle das Evangelium lieb gewonnen hatte auch durch Schriften Luthers, die zu ihm gedrungen waren, und nun im Begriffe stand ganz Deutschland zu durchziehen, um bis zu den Quellen vorzudringen. In Bern trat er ein in die neue Welt, die schon so reichlich von dem erfüllt war, was ihn in der Stille bewegt hatte. Wie erquickte

sich Haller an seinem feurigen Geiste, seinen vielversprechenden Anlagen und schönen Kenntnissen. Wie der begeisterte Mann schon in Genf, in Lausanne, hier sogar vor dem Bischofe, und in Freiburg, predigend aufgetreten, so that er auch in Bern. Des Deutschen unkundig, bediente er sich der lateinischen Sprache. Mit großem Freimuth redete er von der Kirche, dem Priesterthum, der Messe, der römischen Tradition, von dem heuchlerischen Aberglauben der Orden und Ordensleute. Es machte einen mächtigen Eindruck auf viele Priester, sagt Haller, was sie bisher nur von Deutschen aussprechen gehört, nun auch aus dem Munde eines Franzosen, dazu eines Mönchs, ja eines Franziscaners zu vernehmen. Herzlich empfahl ihn Haller an Zwingli, bei welchem helleres Licht seiner sehnenden Seele aufgehen sollte, das später auch auf deutsche Gauen verklärend wirken mußte.

Indeß war Lambert schon in Lausanne von den Mönchen bei dem Bischofe, dem jungen, stolzen Sebastian von Montfaucon, der Ketzerei verdächtigt worden. Und bald darauf wurde auch Haller, ungeachtet seiner Behutsamkeit, von eben dorther bedroht. Als nämlich der Bischof von Lausanne im August in Bern, das zu seinem Sprengel gehörte, bei seinem Schwager Christoph von Diesbach auf Besuch war, verlangte er vom Rathe, daß Haller nach Lausanne ausgeliefert werde, um über mehrere Artikel seiner Predigten daselbst verhört zu werden. Der Rath forderte Haller vor sich; freimüthig legte dieser, zur Verantwortung aufgefordert, seine in der Bibel gegründete Lehre dar. Allein die Ansichten waren ganz getheilt; es entspann sich ein heftiger Wortwechsel für und wider die neue Lehre, sowohl im Rathe als unter der Bürgerschaft, die sich ums Rathhaus in Schaaren gesammelt hatte. Haller's Freunde, besorgt über den Ausgang, winkten ihm, sich nach Hause zu begeben; Vertraute begleiteten ihn dorthin und bewachten ihn stark, damit nicht etwa eine Entführung eintreten könne. Nach langer und stürmischer Berathung beschloß der Rath dem Begehren des Bischofs nicht zu entsprechen, sondern zu erwiedern, wenn er gegen die Prediger zu klagen habe, so möge er es zu Bern anbringen, hier werde man ihm gut Recht halten. Der Bischof wollte sodann die Priester eidlich verpflichten, sich der lutherischen Lehre zu enthalten. Allein der Rath hemmte seine Schritte.

Der eben erwähnte, den Predigern günstige Entscheid, durch welchen der Rath die bischöfliche Gerichtsbarkeit namhaft einschränkte, war von bleibender Bedeutung. Noch im nämlichen Monate ward Haller nebst Heinrich Lupulus und Thomas Wittenbach, den man von Biel kommen ließ, Beisitzer eines Ausschusses, der aus Auftrag des Rathes den Pfarrer einer ländlichen Gemeinde Georg Brunner öffentlich verhören mußte, welcher unter großem Zulauf des Volkes die evangelische Lehre predigte und deshalb von Seiten anderer Priester hart angegriffen wurde. Diese öffentliche Verhandlung gab dem Angeschuldigten willkommenen Anlaß,

über Messe, Papstthum, Priestergewalt mit der Bibel in der Hand die schriftgemäße Lehre kräftig zu verfechten; seine Freisprechung war ein neuer Sieg des Evangeliums und bewährte die feste Haltung des Rathes auch gegenüber dem Bischofe von Konstanz, in dessen Sprengel dieser Theil des bernischen Gebietes lag. Haller schrieb diese denkwürdige Verhandlung nieder, „ganz der Wahrheit gemäß, niemanden zu Lieb noch zu Leid;" bescheiden fügt er bei: die Leser möchten sich mit seinem schlechten Deutsch zufrieden geben. — Ein Hirtenbrief des Bischofs von Konstanz wider die, welche mit „schrecklichem, zänkischem Aufruhr" die Kirche bewegen und ihre alten Gewohnheiten antasten, wurde um diese Zeit vielfach verbreitet, fand aber durch eine Schrift Sebastian Meier's, die durch Haller's und Zwingli's Beihülfe zum Drucke befördert wurde, eine klare Beleuchtung und kräftige Widerlegung.

Immer freier und freudiger wurde inzwischen die evangelische Lehre gehört und gepredigt unter großem Zulaufe des Volkes. Nun machte auch Haller sich los von den bisherigen Beschränkungen in der Mittheilung des biblischen Textes. Er fing an über das ganze Evangelium St. Matthäi zu predigen. Er erbat sich dazu von Zwingli Erläuterungen über manche Stellen; dieser lehnte es indeß nothgedrungen ab wegen der ungeheuern Menge höchst dringender Geschäfte, gab zwar über Einiges Aufschluß, doch mit der ausdrücklichen Bitte, „man solle, was er da schreibe, ja nicht für Orakel nehmen, sondern nur als Anregung zu weiterem Nachdenken."

Zusehends wuchs in Bern durch die Macht des kräftig eindringenden Gotteswortes die Zahl der Gläubigen, so daß auf der Tagsatzung zu Baden im Dezember 1522, als die Mehrzahl der Eidgenossen den Antrag stellte, die lutherischen Predigten in der gesammten Eidgenossenschaft abzustellen, die Berner durch ihren Gesandten Sebastian von Stein die Erklärung abgaben, „sie ihres Theils wollten frei sein und ihre Prediger an der Verkündigung des Evangeliums und der heiligen Schrift nicht verhindern, vielmehr sie dabei schützen und schirmen."

Nicht wenig trug auch zum Gedeihen des Evangeliums in Bern die im März 1523 erfolgende Wahl bei, wodurch Nikolaus von Wattenwyl, einer der vornehmsten Berner, zu der mit manchen Privilegien ausgestatteten Würde eines Probstes am Münster erkoren und damit zum Haupte der bernischen Geistlichkeit erhoben wurde.

An zähem und erbittertem Widerstande gegen das Evangelium fehlte es indeß auch nicht; die Verkündiger des Gotteswortes sahen sich manchmal bedroht und mit Schmähungen überhäuft. Besonders der Prediger der Dominikaner, Hans Heim, den die Widersacher von Mainz hatten kommen lassen, zog wider sie los. Die Gegner nannten Haller spottweise den „ketzerischen Wanst," seinen noch schärfer auftretenden Mitarbeiter Sebastian Meier ein „Ungeheuer von einem Ketzer, Vater und Lehrer aller

Ketzereien, der alsbald mit dem Feuertode zu bestrafen sei." Von Haller meinten sie, „er sei noch etwas weniger in Bosheit und Irrthum verstrickt." Der Erfolg solcher Schmähungen war, wie der Stand der Dinge im Ganzen, ein verschiedener.

Wiewohl die Berner, gleich den übrigen eidgenössischen Orten, ungeachtet erhaltener Einladung niemand auf das erste Religionsgespräch sandten, das zu Ende Januar 1523 in Zürich gehalten wurde, hielt man Sebastian Meier nicht ab demselben beizuwohnen. Haller schreibt bald hernach (8. April) an Zwingli: „Du hast ihn etwas milder gemacht. Doch predigen wir beiderseits so, daß Einer den Andern schützt und stützt. Täglich vermehrt der Herr unsere Versammlung, obwohl der Adel uns entgegen ist, dem Zinse und Zehnten am Herzen liegen. Ich sollte Freunden und Gegnern darüber die Lehre Christi vorhalten, und erbitte mir deshalb Belehrung von dir." Schon war es dem aalglatten Generalvikar des Bischofs von Konstanz, Johann Faber, gelungen, namentlich den höchst einflußreichen Sebastian von Stein, der zuerst in Bern dem Evangelium günstig gewesen und es gefördert hatte, dawider einzunehmen, ja ihn zum entschiedenen Gegner umzuwandeln durch die Zuflüsterung: „Jetzt geht es über uns und hernach wird's über die Junker gehen! Laßt uns zusammen stehen wider diese aufrührischen Ketzer!" „Durch dieses Geschrei, sagt Anshelm, wurden viele Junker, Gewaltige und Reiche stumm und verstockt Gottes Wort zu hören, geschweige denn es anzunehmen; nannten teuflisch und evanhöllisch, was göttlich und evangelisch ist." Oeffentlich hieß der genannte Staatsmann die Lehrer des Evangeliums Verfälscher des göttlichen Wortes und Lügner, so daß sie nicht dazu schweigen konnten. Indeß wußte der Rath die Sache so beizulegen, daß, wie Haller schreibt, „jedermann zufrieden war und die evangelische Wahrheit frei in ihren Verkündigern triumphirte." Auch die Vorurtheile gegen die evangelische Lehre, welche die Gesandten etlicher Kantone in Bern zu verbreiten suchten, blieben damals ohne Erfolg. Im Mai kann Haller aufs neue an Zwingli schreiben: „Bei uns thut der Herr Jesus von Tage zu Tage zur Versammlung hinzu, so daß, wenn Gott uns nicht verläßt, es schwer halten wird, sein Wort zu unterdrücken, so sehr auch der Adel dagegen arbeitet. Der Bischof von Lausanne wollte zum Beweis, daß ihm die geistliche Gerichtsbarkeit über uns zustehe, eine Visitation halten; allein der Rath schickte sobald er durch den Probst Niklaus von Wattenwyl von der Zurüstung Kenntniß erhielt, einen Boten an ihn und untersagte ihm, sei's in der Stadt sei's auf der Landschaft Solches vorzunehmen."

Die Entzweiung nicht bloß unter den Geistlichen, sondern auch unter dem Volke nahm indeß fortwährend zu und führte zu mancherlei Reibungen und Scheltungen. Dies veranlaßte den Rath der Zweihundert dasselbe zu thun, was damals auch andere Städte thaten. Zur Erhaltung der Ruhe und Einigkeit erließ er am 15. Juni 1523 ein Mandat des Inhalts: „alle

Prediger sollen nichts Anderes als allein das heilige Evangelium und die Lehre Gottes frei, öffentlich und unverborgen, desgleichen, was sie sich getrauen durch die wahre heilige Schrift zu bewähren, verkünden und sich aller anderen Disputationen, die den heiligen Evangelien ungemäß sind, sie seien von dem Luther oder anderen Doctoren ausgegangen, gänzlich enthalten, da wir wollen, daß jeder Prediger dem gemeinen Volke die bloße, lautere Wahrheit der heiligen Schrift vortrage. Niemand soll fortan den Andern einen Ketzer, Buben oder Schelm schelten." Dieser Erlaß ist das erste der Reformation günstige Edikt, das in Bern erschien. Daran knüpfte sich in der Folge ihr ganzer Sieg daselbst; doch war dieser dadurch noch keineswegs gesichert. Denn einerseits sollte diese Verordnung nur „bis auf Weiteres" gelten, andrerseits barg sie in sich eine gewisse Unsicherheit. Auch die Gegner der Reformation hatten zugestimmt in der Meinung, daß die evangelischen Prediger „lutherische" Lehre vortrügen, diese aber hier verboten sei, und erkannten erst zu spät, welche Waffe sie der Gegenpartei in die Hand gegeben hatten durch die Bestimmung, daß einzig Gottes Wort gemäß der heiligen Schrift gepredigt werden dürfe. „Da gereute sie es," sagt der Chronist Anshelm. Zwingli dagegen sammt den Seinigen war über dieses Edikt hoch erfreut.

Hinwieder hören wir auf derjenigen Tagsatzung, die im Juli 1523 zu Bern gehalten wurde, aus dem Munde des bernischen Gesandten Kaspar von Müllinen die besonders Zwingli verunglimpfende Warnung an die übrigen Tagherren: „Liebe Eidgenossen, wehret bei Zeiten, daß die lutherische Sache und die, so damit umgehen, nicht die Oberhand gewinnen; denn ihre Prediger haben es in Zürich so weit gebracht, daß die Regenten daselbst, wofern sie es gern wenden wollen, es nicht vermöchten. Auch ist's dahin gekommen, daß Einer in seinem eigenen Hause nicht sicher ist, ihre Bauern weder Zinsen noch Zehnten mehr geben wollen, und ist eine solche Entzweiung in jener Stadt und auf dem Lande, dergleichen nie erhört worden ist!" Solche Reden entflammten die Gemüther der Tagherren, und man beschloß, „den Zwingli überall, wo man ihn auf eidgenössischem Gebiete betreffe, gefänglich einzuziehen."

Auch den bernischen Predigern lauerte man auf, um ihre Vertreibung bewirken zu können. Ein willkommener Anlaß schien sich hiefür zu bieten, als am St. Michaelstage (29. September), dem Hauptfeste des Klosters der Dominikanerinnen zu Bern, „Insel" genannt, Bertold Haller sammt Thomas Wittenbach von Biel und Sebastian Meier sich daselbst gesprächsweise über das Klosterleben dem Gottesworte gemäß äußerten. Namentlich stellte Haller im Gespräche mit der Nonne Barbara Mai, ein Tochter des Claudius Mai, welcher der Reformation sehr günstig war, in Gegenwart ihrer Großmutter den ehrbaren Ehestand als eben so berechtigt dar und verwarf das Vertrauen auf den höheren Werth des klösterlichen Lebens. Dieses Gespräch, durch Zusätze entstellt, wurde alsbald

herum geboten, und bei dem kleinen Rathe, der wie anderwärts ungleich mehr den Neuerungen abhold war als der große, die schwere Klage erhoben, Haller habe ausgesagt: die Nonnen seien in des Teufels Stand und also des Teufels. Die Kläger drangen dabei auf Anwendung eines alten, fast vergessenen Gesetzes: wer eine Nonne aus der Insel entführe, habe den Kopf verwirkt. Aus Gnaden wollten sie den Predigern, deren Verschuldung weit schwerer sei, da sie das ganze Kloster haben verführen wollen, das Leben schenken; doch sollten sie zur Stunde unverhört das Land verlassen und schwören, es nie mehr zu betreten. Der kleine Rath war Willens zu entsprechen. Als aber die Sache glücklicher Weise vor den großen Rath gebracht wurde, erhob sich ein junger beredter Mann, Hallers Freund, Bernhard Tillmann, und sprach: „Es ist doch eine schwere Sache diese Männer so hart zu strafen unverhört, da ihnen eben so wohl zu glauben ist, als den Frauen und Herr Bertold anders mir den Handel hat erzählt." Sofort wurden die Angeklagten berufen. Sie behaupteten, nichts Ungebührliches geredet zu haben; sie drangen auf Untersuchung; man wollte nun die Großmutter der Nonne auch noch verhören. Da machte der Venner Hans Weingart, ein rüstiger Freund des Evangeliums, durch den guten Einfall, „er wolle beiden Theilen glauben," der mißlichen Verhandlung ein Ende. Auf seinen Antrag beschloß man, den Predigern zu bedeuten, daß sie ihrer Kanzeln warten und des Klosters müssig gehen sollten. „Also gab Gott Gnade, bemerkt Anshelm, daß auf diesen Tag (23. October) die treuen Prediger zusammt dem Evangelium errettet und erhalten wurden; einer vom Adel klagte deshalb, „nun sei's gethan; der lutherische Handel habe seinen Fortgang." Man sieht daraus, wie viel Gewicht die Gegner diesem Vorgang glaubten beimessen zu sollen, und wie groß die Gefahr war, die hier über Hallers Haupte geschwebt und zugleich die eben erst keimenden Anfänge der evangelischen Wahrheit zu Bern bedroht hatte.

Wenige Wochen später (den 25. November) hatte jedoch Haller den Schmerz, seinen Freund und Landsmann den Stadtarzt Valerius Anshelm, der seit zwanzig Jahren in Bern gewesen und von Anfang zu den lebhaftesten Beförderern des Evangeliums gehört hatte, zu einer Geldbuße verurtheilt zu sehen, weil seine Gattin auf einer Badenfahrt sich gelegentlich dahin geäußert, die Jungfrau Maria sei der Gnade Jesu Christi bedürftig wie sie selbst und wie jede andere Frau; sie könne nicht selig machen. Den Spottnamen: „unsrer Frauen Schwester" ihr deshalb anzuhängen, genügte den Widersachern noch nicht. Abgesehen von der Buße, verkürzte man ihrem Mann überdies seine Besoldung um die Hälfte, was ihn bewog, Bern zu verlassen und in seiner Heimat eine Zuflucht zu suchen, bis er, dort bedrängt, nach Vollendung der Reformation Berns unter günstigeren Verhältnissen wieder zurück kehren durfte. Haller ward durch seine Vertreibung um einen energischen Gehülfen ärmer.

Zu mannigfachen Verhandlungen sah sich der Rath um eben diese Zeit veranlaßt, durch das Verlangen nach Austritt aus dem Kloster von Seiten der Nonnen zu Königsfelden, welche, großentheils vornehmen bernischen Geschlechtern angehörig, sich mit der Bibel, sowie mit Zwingli's und Luther's Schriften vertraut gemacht hatten. Hier zeigte der Rath eine im Vergleich mit der eben erwähnten Bedrohung der Prediger erstaunliche Willfährigkeit. Er erließ diesen Nonnen schrittweise Manches von ihren klösterlichen Pflichten. Dennoch flehten dieselben „um Gottes und ihres Seelenheiles willen als unschuldige arme Gefangene" um ihre Entlassung „Meine Gefangenen müssen sie nicht sein!" rief der sonst den Klöstern gewogene Venner Krauchthaler. Man gewährte ihnen (am 20. November 1523) freien Austritt. Die Aebtissin und manche andere schritten zur Ehe. Mit großer Verwunderung schaute das Volk im Münster zu Bern der öffentlichen Trauung mehrerer unter ihnen zu.

4. Schwankungen und rückgängige Bewegung, 1524 und 1525.

Wie hier in den zuletzt angeführten Beispielen, so finden wir fortgehend in Berns Haltung ein gewisses Schwanken, eine Unsicherheit in Hinsicht der kirchlichen Angelegenheiten, die theils aus dem Widerstreite der Parteien auf diesem Gebiete, theils aus den mancherlei anderweitigen politischen, zumal vaterländischen Rücksichten sich wohl begreifen läßt. Daher Anhelm bei Anlaß der Vertreibung des evangelischen Predigers in Aarau nicht mit Unrecht sagt: „Also verwirret war die weltweise Obrigkeit in diesen Händeln, daß sie weder ganz lauter („luter"), noch trüb sein konnt', sondern nach anfallender Anfechtung auf und ab handelt'."

Von Seiten der päpstlichen Kantone wurde auf etlichen Tagsatzungen zu Anfang des Jahres 1524 bittere Klage erhoben über den schändlichen ketzerischen Handel, der in der Eidgenossenschaft, besonders in Zürich, stets wachse, und darauf gedrungen, ernstlich dagegen einzuschreiten. Sämmtliche Kantone (außer Zürich) vereinigten sich deshalb auf neunzehn Artikel, welche verordneten, daß das Evangelium gepredigt werden solle, aber nach alter Gewohnheit und mit Beibehaltung aller bisher üblichen Gebräuche. Bern schien damit ganz einverstanden; seine Boten Sebastian und Albrecht von Stein eiferten aufs heftigste wider alle Neuerungen, doch oft mehr nach ihrem eigenen Sinne, als aus Auftrag; das Interesse für die fremden Kriegsdienste, welche Zwingli als das größte Unheil der Eidgenossenschaft verwarf, fiel eben bei manchen der mächtigsten Berner schwer ins Gewicht. In Gemeinschaft mit zehn Orten (Zürich und Schaffhausen ausgenommen) traf Bern sodann im April dieses Jhres nähere Bestimmungen über die Ausführung des obigen

Beschlusses, und erließ in Folge dessen am 28. April ein neues Mandat, wodurch zwar das frühere, der Reformation günstige (von 1523) scheinbar bestätigt wurde, jedoch die ihr ungünstigen Zusätze enthielt: Priester, die sich verehlichen, verlieren ihre Pfründe; wer die Mutter Gottes oder die Heiligen schmähe oder verachte, wer in der Fasten Fleisch esse oder sonst dergleichen unerhörte Sachen brauche oder von der Kanzel predige, habe Strafe zu erwarten. Diesem Mandate folgte hinwieder schon im Mai ein zweites: da die Priesterehe nicht gestattet worden, so erheische die Billigkeit, auch das Concubinat der Priester aufzuheben, und in vierzehn Tagen seien ihre unnützen Frauen und Mägde wegzuschicken bei Verlust der Pfründe. „Dieses Gebot, bemerkt Anshelm, erregte großen Unwillen, und viele Priester, die vorher gegen die Ehe der Geistlichen heftig geeifert hatten, wurden nun gar stille, da sie selbst Reinigkeit halten sollten; diese fanden denn auch Mitleid und Nachsicht, die fromme Ehe aber nicht." Drei und viermal mußte dieses Gebot wiederholt werden; so lässig war die Befolgung. Mehrere Chorherren, welche ihre Concubinen behielten, andere, die sich verehlicht hatten, wie Chorherr Lupulus, wurden entsetzt. Haller selbst wurde bei seiner Lebensweise hievon nicht betroffen. Immerhin mußte er die hemmenden Zusätze, die das frühere Mandat erhalten hatte, als einen theilweisen Rückschritt im Reformationswerke empfinden. Es gab sich darin eben das Streben nach einer beiden Parteien entsprechenden Art von Vermittlung, die aber auch für beide Theile gleich sehr unbefriedigend sein mußte, auf ungeschickte Weise kund.

Doch sollte es für Haller noch schlimmer kommen. In Betreff der Drohungen gegen Zürich, welche jenem Beschlusse der zehn Orte beigefügt waren, gab Bern freilich die beruhigende Versicherung, Bern suche Alles zu befördern, was zu Ruhe und Einigkeit diene, dagegen Zwietracht, Aufruhr und Widerwillen zu verhüten; etwas Gewaltthätiges gegen die Zürcher vorzunehmen oder ihnen einen andern Glauben aufzudringen, sei man nicht gemeint. Auf der andern Seite aber führte dasselbe Streben, der Ruhe zu pflegen, aller Unruhe aber sich zu entledigen, zur Vertreibung von Hallers treuestem Mitarbeiter.

Der Streit der Dominikaner und Franziskaner (Baarfüßer) setzte sich nämlich auch in dieser Zeit fort. Jener Prediger Heim, welchen die Dominikaner, die dem Evangelium eben so sehr wie den Baarfüßern feind waren, von Mainz hatten kommen lassen, gewann durch seine dreisten Streitpredigten großen Zulauf, doch gab es in seinen Predigten viel Gemurmel, so daß Manche entrüstet hinweg gingen und endlich an einem Sonntage (23. October 1524) zwei angesehene Bürger, Thomas von Hofen und Leonhard Tremp — ohne anders um den Rath zu entscheidenden Schritten zu drängen — ihn öffentlich während seiner Predigt einen Lügner nannten, vornämlich weil er gesagt hatte: Christus habe nicht genug gethan für unsere Sündenschuld, wie die neuen Evangelischen wäh-

nen, sondern wir müssen euch selbst dafür genug thun; dies sei die schriftgemäße Lehre. Heim verließ sofort die Kanzel. Die beiden Bürger wurden, wie zu erwarten war, alsbald verhaftet und sammt den Predigern vor den großen Rath beschieden. Die Beklagten drangen auf gründliche Untersuchung; sie erboten sich die Falschheit der Lehren des Predigermönchs zu beweisen auf ihre Kosten und die verdiente Strafe zu leiden, wofern sie Unrecht hätten; ebenso solle man auch gegen den Prediger handeln. Allein der Rath, dem „zänkischen Disputiren" abhold, und nicht geneigt, sich näher auf die Sache einzulassen und dadurch zu unbequemen Entscheidungen genöthigt zu werden, zog es vor, beiden Parteien nachzugeben. Er beschloß, Beide, sowohl der Prediger der Baarfüßer (Sebastian Meier), als der der Dominikaner sollen sofort das Land räumen, in beiden Klöstern die Predigten bis auf Weiteres aufhören; man solle sich mit denen im Münster begnügen. Bald darauf (am 22. November) ging abermal ein Erlaß aus, der das letzte Mandat bestätigend in seltsamen Schwankungen Altes und Neues zu verquicken und dadurch beiden Parteien gefällig zu werden strebt.

So verlor Bern einen seiner ersten und beredtesten Verkündiger des neu aufleuchtenden Evangeliums, Haller seinen standhaftesten Freund und Beistand in dem schweren Werke. Nun stand er ganz allein und hatte daher einen doppelt schweren Stand. „Es hatte dabei das Ansehen, bemerkt Anshelm überdies, daß Bertold, der Sache nicht gewachsen, zu schwach für dieses Werk, auch weggeschafft würde. Als sich aber zeigte, daß sein Ansehen täglich mehr zu- als abnahm, da trachtete man alsbald, ihn seinem Bischof gen Lausanne auszuliefern, so nämlich, daß die Obrigkeit nicht hätte darum wissen wollen. Dies wurde aber durch die Steinhauergesellen verhindert. Einmal bei Nacht, als er, in eines Kranken Namen berufen, sollte geknebelt und hinweg geführt werden, schrien ihm die Steinhauer, die in der Hütte, wo sie gezehrt, ein verdächtiges Geräusch gehört hatten, zu, er solle in seinem Hause bleiben." Zum andern Mal um Mittagszeit traten sie mit ihren Bickeln und Degen zu ihm, daß er unangefochten blieb und der Anschlag zu nichte ward. „Aber der wunderbare, gnädige Gott, fügt der genannte Chronist hinzu, kehrte die vielfachen Räthe und Anschläge des listigen, vor Gott aber blinden Weltwitzes unverhofft zum Guten, nämlich zu freier, einhelliger Predigt des Evangeliums, wozu es nimmer oder kaum gekommen wäre, falls die unvereinbaren Klöster ihr zwieträchtiges Geschrei hätten fortsetzen können. So aber wurden alle Gutwilligen und eine fromme Gemeinde durch solche gewaltsame Versuche und Anschläge um desto beherzter und stärker."

Zunächst sehen wir freilich die rückgängige Bewegung noch weiter fortgehen. Die Veranlassung dazu gaben die Miteidgenossen. Immer gereizter wurde die Stimmung. Während Zürich auf dem Wege der Reformation schrittweise vorwärts ging, trachteten die päpstlich gesinnten

Orte durch gemeinsame Maßnahmen immer ernstlicher dem Umsichgreifen der Reformation in ihren Gebieten und in den gemeinsamen Landschaften zu wehren. Indeß war nicht zu verkennen, daß die grellen Gebrechen der Kirche, insbesondere die Entsittlichung des Klerus, zu ernsten Klagen berechtigten. Neun Orte, worunter Bern (Zürich, Basel, Schaffhausen und Appenzell betheiligten sich dabei nicht) vereinigten sich daher im Februar 1525, in Luzern tagend, in Betracht, „daß der oberste Hirt und die geistlichen Obern schlafen", auf einen höchst merkwürdigen Entwurf einer „Reformation", der bis zu einem allgemeinen Concil gelten sollte. Das ganze bisherige Kirchenwesen wollte man dabei festhalten, nur jene Mißstände beseitigen. Acht Orte versagten indeß diesem Entwurfe ihre Genehmigung, in der Meinung, daß der geistlichen Gewalt dadurch zu viel Eintrag geschehe. Bern dagegen erließ im Sinne desselben, doch mit einigen Milderungen, am 7. April 1525 ein neues Mandat von 35 Artikeln, das nun an die Stelle des Ediktes von 1523, sowie der 1524 ihm beigefügten Zusätze trat, das aber ungeachtet etlicher anerkennenswerther Einzelheiten in mancher Hinsicht einen abermaligen Rückschritt der Reformationssache bezeichnet. Die sieben Sakramente nämlich nebst allen übrigen herkömmlichen Gebräuchen, wie Fasten, Beichte, Heiligenverehrung ꝛc. sind unverändert beibehalten; betreffend das Fegfeuer und die Seelenmessen soll niemand gezwungen sein daran zu glauben oder solche halten zu lassen; Ablaß darf nicht mehr um Geld verkauft werden; was sonst der Papst oder die Bischöfe um Geld erlauben, soll von jedem Pfarrer ohne Geld gewährt werden; die Priester sollen ehrbar wandeln und ihrem Amte obliegen; die Priester, die sich verehlichen, verlieren ihre Pfründe, nicht aber das Amt; die Bibel und was ihr gemäß ist, mag jedermann zu seinem Heile gebrauchen, die Bücher dagegen, welche der Schrift zuwider und ketzerisch sind, sollen verbrannt werden; der Rath behält sich vor, solche Priester, die er für geschickt hält das Wort Gottes zu verkündigen, als Prediger anzustellen; in weltlichen Dingen sollen die Priester sich an die weltlichen Gerichte halten; bei Ehesachen entscheidet die Obrigkeit, ob sie vor den Bischof kommen sollen; die Gotteshäuser bedürfen zum Kauf und Verkauf von Grundstücken die Erlaubniß der Obrigkeit; Zinse, Zehnten und dgl. soll jedermann wie bisher treulich entrichten.

Dieses Reformations-Edikt, welches dem Charakter Berns gemäß vornehmlich das Selbstgefühl einer Regierung ausdrückt, welche sich der geistlichen Gewalt gegenüber ihre selbstherrliche Stellung zu wahren weiß, übrigens aber das Gepräge der bisherigen Halbheit an sich trägt, mißfiel den entschieden päpstlich gesinnten Kantonen (Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg), denen schon der Entwurf zu weit ging, besonders auch um der Milderungen willen, welche dieser in einigen Punkten hier erfahren hatte. Sie sahen auf Bern bald mehr, bald weniger mit

einem gewissen Mißtrauen. Mannigfach waren die Gesandtschaften, durch welche bald diese auf Bern, bald Bern nebst andern Orten in vermittelnder Stellung auf Zürich zurückhaltend einzuwirken suchten.

Unendlich litt Bertold Haller unter diesen schwankenden Zuständen. Während Bern insgemein Anmaßungen der Bischöfe und selbst Eingriffen des Papstes kräftig widerstand, sah er im bernischen Oberlande einen der treuesten Verkündiger des Evangeliums, den Pfarrer von Amsoldingen, Johannes Haller*), in der Fasten 1525 durch den Einfluß des Bischofs von Lausanne vertrieben. Wie schwierig und mißlich während dieser lange dauernden Unsicherheit Bertold Hallers eigene Lage sein mußte, ist leicht zu ermessen. Er sah sich vereinzelt, vielfach gefährdet und gehemmt, sein Wirken überall durchkreuzt. Nur seine große Vorsicht und Gemüthsruhe konnte ihm durchhelfen. Selbst von eifrigen Freunden des Evangeliums fand er sich in politischen Dingen getrennt, da er, gleich Zwingli, fremden Bündnissen, somit auch dem französischen, nicht hold sein konnte. Hören wir, wie er sein bekümmertes und doch wieder gottvertrauendes Herz (5. October 1525) gegen seinen Freund Vadian ausschüttet. „Allenthalben gibt es zwar Viele, an denen man sieht, daß sie die Finsterniß mehr lieben als das Licht. Du kannst dir aber wohl denken, wie man hier gegen das Evangelium Christi gesinnt ist, da durch gedruckte Mandate schon mehr als Ein Mal befohlen worden, dasselbe rein und unverfälscht zu predigen, und doch wieder nach Willkür Alles so vereitelt wird, daß das Volk dem gepredigten Worte durchaus nicht folgen kann." Einzig das hielt Haller aufrecht, daß ihm doch wenigstens das Evangelium zu verkündigen vergönnt war und daß Einzelne, namentlich aus der Familie Mai ihm aufrichtig zugethan waren. Den letztern widmete Zwingli auf Hallers Rath im August 1525 seine „Nachhut vom Nachtmal".

Was aber Hallers Stellung in diesem Jahre noch besonders erschwerte, war das Auftauchen der stürmischen Wiedertäufer. Der Kampf mit ihnen erschien noch bedenklicher als der gegen die Beschützer des Althergebrachten. Durch ihre begeisterten Reden, durch die scheinbare Menge ihrer Schriftzeugnisse machten sie auch in Bern Eindruck gerade auf manche Freunde des Evangeliums und versetzten sie in Zweifel. Man verdächtigte sogar Haller und Thomas Wittenbach bei Zwingli, als ob sie den Wiedertäufern zugethan wären. Haller weist aber aufs entschiedenste jeden Verdacht ab. „Nie, schreibt er an Zwingli (am 29. November 1525), nie sind wir in diesen Unsinn verfallen, die Kindertaufe zu verweisen oder die Wiedertaufe zu billigen." Balthasar Hubmeier, Pfarrer in Waldshut, habe durch seine Schrift Manche verwirrt; ein junger, dreister und höchst

*) Er war kein Verwandter Bertold Hallers, sondern aus Wyl (Kanton St. Gallen) gebürtig, fiel in der Schlacht bei Kappel; von ihm stammt das jetzige Geschlecht Haller in Bern.

redseliger St. Galler, Lorenz Hochrütiner, habe sich in Bern aufs frechste über die Taufe ausgelassen, sei aber von Wittenbach trefflich zum Schweigen gebracht worden. Zwingli möge ja seinen Schwager Tremp warnen, ebenso Sebastian Hofmeister seinen in Bern weilenden Bruder. Oecolampad habe an Haller geschrieben, sowie Butzer, welche beide ganz mit Zwingli übereinstimmen, er solle ja dieses ansteckende Uebel nicht weiter sich einschleichen lassen. „Sei fest überzeugt, fährt Haller fort, so lange es Gott gefällt, daß ich der Berner Kirche vorstehe, so werde ich nichts blindlings antasten, sondern mich an Gelehrtere halten, die in der Schrift besser bewandert sind als ich. Mit Einem Worte, ich bin so gesinnt, daß ich mich lieber tödten ließe, als daß ich mich wiedertaufen lassen oder der Wiedertaufe zustimmen würde." Haller dankt seinem „Bruder und Lehrer" Zwingli herzlich für seine so eben, höchst gelegen erschienene Schrift gegen die Wiedertäufer. Schließlich bemerkt er, eine zürcherische Gesandtschaft könnte zur Förderung des Evangeliums in Bern erstaunlich viel beitragen, wofern auch nur Einer der Gesandten wohl beredt wäre.

Diese Gesandtschaft erschien; sie trat Dienstags, 21. Dezember 1525, vor den großen Rath zu Bern. Sie rechtfertigte Zürich darüber, daß man „die Messe, die der Einsetzung Christi nicht entspreche, abgethan und dagegen dem heitern Worte Gottes gemäß das heil. Abendmal eingeführt habe." Die Gesandten sprachen sich über Messe und Abendmal so deutlich und offen aus, wie man es in Bern bisanhin wohl noch nicht hatte thun dürfen. Dies begünstigte auch in Hallers Verhalten einen wesentlichen Fortschritt. Von da an (auf Weihnacht) hörte er auf, Messe zu lesen. Ueber ihn schreibt der Rathsherr Claudius Mai am nämlichen Tage an Zwingli: „Meine Herren Räthe und Bürger haben vergangenen Freitag unsern Herrn Bertold aufs neue bestätet zu predigen. Man sucht viele Ränke, ihn zu vertreiben; aber ich hoffe zu Gott, es werde nicht geschehen".

5. Die Disputation in Baden, 1526.

Der eben erwähnten zürcherischen Gesandtschaft gab Bern die freundliche Versicherung, sich nicht von Zürich lossagen, sondern bei den Bünden bleiben zu wollen; auch im Februar und noch im März 1526 erklärte Bern mündlich und schriftlich dasselbe ungeachtet aller der Botschaften von Seiten der päpstlich gesinnten Kantone, welche verlangten, daß die Berner, gleich ihnen, jetzt nicht mehr neben Zürich auf den eidgenössischen Tagen sitzen sollten.

Dennoch blieb ihr unausgesetztes Drängen nicht ohne Erfolg. Das Unheil des vorjährigen Bauernkrieges, der auch nach der Schweiz sich verzweigt hatte, die theilweise damit zusammen hängenden Regungen der

Wiedertäufer, ihre unseligen Ausschreitungen hatten viele schwankende Gemüther erschreckt, manche dem Evangelium Geneigte unsicher gemacht und so eine der Reformation ungünstige Stimmung erzeugt; und diese Zeitströmung, durch anderweitige politische Vorgänge noch begünstigt, wurde von den Verfechtern des Papstthums aufs emsigste benutzt. Die Veranstaltung des Religionsgespräches zu Baden (im Aargau) bildet einen Theil, gewisser Maßen den Höhepunkt dieser Gegenwirkung. Gegenüber den in Zürich gehaltenen Religionsgesprächen, deren bedeutende Wirkung zu Gunsten der Reformation nicht zu verkennen war, erschien die Anordnung einer Disputation in entgegen gesetzter Richtung als das beste Mittel, die in Zürich vorgenommene Reformation zurück zu drängen und das in allen Schichten des Volkes vielfach erschütterte Ansehen der bestehenden Kirche wieder zu heben. Je mehr die Veranstaltung eine gemein-eidgenössische ward, desto mehr ließ sich erwarten, daß der Schlag von allgemeiner Wirkung sein und in weitem Umkreise die da und dort hervorbrechenden Keime der Reform werde zu überwältigen vermögen. Daher gaben sich die der Reformation besonders feindseligen Kantone alle mögliche Mühe, die milder Gesinnten oder Unsichern zu diesem Schritte zu bewegen, insbesondere auch Bern dazu zu bringen, welches lange Zeit nicht einwilligen wollte, vielmehr einwandte, es sei dies ein schwerer Handel, es sollte nur mit Bewilligung des Papstes und Kaisers eine solche Disputation gehalten werden, jedenfalls aber wäre eher Basel, als Sitz des Bischofs und der hohen Schule, der angemessene Ort. Doch alle diese Einwendungen wurden beseitigt; am 19. März 1526 ward auf einer Tagsatzung in Luzern von sämmtlichen Ständen (mit Ausschluß Zürichs) der Beschluß gefaßt, die Disputation in Baden zu halten, und am 15. April in Einsiedeln bestätigt. Nicht um Erforschung der Wahrheit konnte es sich dabei handeln; vielmehr war zum voraus in dem Ausschreiben erklärt, es werde dieses Gespräch gehalten, „damit Zwingli und seinesgleichen in der Eidgenossenschaft mit ihren verführerischen Lehren zum Schweigen gebracht (geschweigt) und das gemeine Volk einiger Maßen von den Irrthümern abgewandt und zur Ruhe gebracht werde.“ Zwingli wußte wohl, welches Schicksal ihn treffen würde, falls er sich einfände. Sein Schwager Tremp schrieb ihm von Bern: „Hütet euch bei Leib und Leben, daß ihr nicht gen Baden kommt; denn es würde an euch kein Geleit gehalten werden!“

Indeß war man in Bern über die Verbindlichkeit dessen, was in Baden beschlossen würde, in Zwiespalt. Während die Einen behaupteten, jedermann werde sich darnach zu halten haben und der neue Glaube ausgerottet werden, schworen Andere, dessen ungeachtet werden sie am Worte Gottes festhalten. Um hierüber einen Entscheid zu erwirken und dem Einflusse der Letzteren vorzubeugen, wurden Ausschüsse vom Lande auf Pfingstmontag, 21. Mai, (eben den Tag, an welchem in Baden die

Disputation begann) nach Bern berufen; ungeladen erschien auch eine Gesandtschaft der sieben päpstlich gesinnten Orte vor den Räthen und den Abgeordneten der bernischen Landschaft und beschwor die Versammelten, bei dem alten Christenglauben zu verbleiben und sich nicht zu dem neuen, überall Aufruhr stiftenden, ketzerischen Glauben bewegen zu lassen. Die Mehrzahl der Einberufenen vom Lande erklärte sich damit einverstanden. So kam, obwohl nicht ohne Hader, der Beschluß zu Stande, bei dem alten Glauben zu beharren laut des letzt ausgegangenen der Reform ungünstigen Mandates (vom 7. April 1525), und zwar mit Weglassung des Punktes (das Fegfeuer und die Seelenmessen anlangend), der damals frei gegeben worden war. Dieser Beschluß wurde sofort sogar durch allgemeinen, feierlichen Eidschwur bekräftigt und den Abgesandten der sieben päpstlich gesinnten Kantone eine besiegelte Urkunde darüber ausgestellt, die ihnen nichts zu wünschen übrig ließ und bloß auch die Bitte enthielt, daß des Glaubens wegen keine Gewaltmaßregeln gegen Zürich ergriffen werden möchten. „Dieses besiegelten Abschiedes, bemerkt Anshelm, wurden die sieben Orte gar hoch erfreut; aber die Freude, die mit viel menschlichen Umtrieben erobert war, wurde bald wunderbarlich umgekehrt und verbittert durch den, der aller Menschen Räthe und Thaten mit Nichts zu Nichts machen und durch eigne Führungen zerstören kann, so daß die Gutwilligen, dadurch wieder wohl getröstet und fester gestärkt, die gnädige, wunderwirkende Hand Gottes erkannten und priesen."

Zunächst freilich war davon noch nichts wahrzunehmen. Vielmehr sahen sich die evangelisch Gesinnten und namentlich Haller in der tiefsten Erniedrigung. Die verehlichten Priester, welche nicht Kantonsangehörige waren, wurden verbannt; wer von den Kirchengebräuchen gewichen war, wurde hart gestraft, scharfe Aufsicht gehalten, besonders auf Fremde von evangelischer Gesinnung, zumal auf Buchführer, und eine Anzahl Bücher zur Schmach öffentlich verbrannt. Gesellige Zusammenkünfte wurden beschränkt, kurz Alles erdacht und vorgenommen, was irgend zur Vernichtung des evangelischen Glaubens dienlich schien. Der bisherige Prediger des Evangeliums, Bertold Haller, sollte sich, wie geschworen worden, nach dem alten Glauben richten, aber zu niemand und niemand zu ihm Gesellschaft haben. Alles ward ihm aufs äußerste verargt und verdächtigt. „Dennoch, tröstet sich Anshelm, war der Herr Gott Meister, also daß er die Weltwitzigen in ihren Anschlägen, Räthen und Thaten so verwirrt und kindisch gemacht, daß die Mittel, welche am stärksten ihrem Vornehmen dienen sollten, am stärksten dawider halfen."

Indeß beschloß der kleine Rath noch am Nachmittag des Pfingstmontags, Haller sollte sofort nach Baden auf die Disputation reisen, um über Alles, was er gepredigt, es betreffe das Sakrament oder andere Punkte, Erläuterung zu geben und anzunehmen. Dasselbe wurde über Peter Kunz, Pfarrer in Erlenbach, der bisanhin im Simmenthale das Evange-

lium gepflanzt hatte, verfügt. Freiwillig begleitete sie Claudius Mai, Thomas von Hofen und andere evangelisch Gesinnte. Der große Rath ernannte Bernhard Tillmann zu ihrem Geleitsmann.

Haller befand sich zu Baden in sehr mißlicher Lage, auf jede Weise eingeengt. Bei der Ungunst seiner Oberen erschien er da wie ein Beklagter, ja beinahe schon Verurtheilter. Schon die äußern Anordnungen drückten die Mißachtung gegen ihn wie gegen Oekolompad aus. Eine prächtig geschmückte, hohe Kanzel war für den päpstlich gesinnten Gesprächführer zugerüstet, eine armselige, niedrige für den evangelischen. Zudem war es für Haller, den ungelehrten Mann, eine schwere Aufgabe, vor einer größtentheils sehr ungünstigen Hörerschaft mit einem so geübten Streiter wie Doctor Eck zu disputiren, der schon im Jahre 1519 bei der Disputation zu Leipzig gegenüber Luther und Carlstadt unter den Seinen sich einen großen Namen gemacht hatte und völlig bereit war, von allen den Mitteln Gebrauch zu machen, die ihm in den Augen der anwesenden Rathsboten den Schein des Siegers verschaffen konnten. Zum voraus rühmte er, wie die Herren von Bern durch Gottes Gnade zur Einigkeit des wahren Glaubens gelangt seien, und setzte Haller, den er nur einen Bruder in der Kiste nannte, verächtlich herab. Haller war, wie er selbst gesteht, anfangs etwas erschrocken.

Ueber die erste der sieben von Eck aufgestellten Thesen: „der wahre Leib Christi und sein Blut ist gegenwärtig im Sakrament des Altars", begann das Gespräch zwischen Eck und Oekolompad (am Pfingstmontag, den 21. Mai), schon ehe Haller in Baden anlangte. (S. Band 2. Hagenbachs Oecolompad, S. 92.) Haller wagte, wie es scheint, aus berechtigter Vorsicht, um nicht als eidbrüchig behandelt zu werden, überhaupt nicht zu disputiren, bis er vom Rathe zu Bern durch eine besondere Zuschrift ausdrücklich behufs der Disputation des so eben eidlich beschworenen bernischen Mandates entledigt war. Nunmehr trat er auf und zwar gegen die zweite These, daß Christus aufgeopfert werde im Amt der Messe für die Lebendigen und die Todten, denn gerade dessen war Haller beschuldigt, namentlich von dem Provinzial der Augustiner Conrad Treger zu Freiburg, als einem Ohrenzeugen, daß er gegen die Messe gepredigt habe. Er erklärte, er wolle sich in Kürze auf die heil. Schrift berufen und ihr sich unterwerfen, führte namentlich aus der Epistel an die Hebräer (Kapitel 9 und 10) den Beweis, weil Christus ein vollkommenes Opfer gebracht habe, so möge dasselbe nicht von uns verbessert, sondern nur nachgebildet werden mit dankbarem Gedächtniß, wie denn der Herr selbst sage: Thut das zu meinem Gedächtniß. Wohl aber sei das Dankopfer, da wir uns selbst Gott darbringen zu einem lebendigen, heiligen, gottgefälligen Opfer, allen Christen anbefohlen (Röm. 12), als ein vernünftiger Gottesdienst. Da Eck spöttelte, er möchte wohl wissen, in welcher Schule Haller dies gelernt habe, und für seine Behauptung, die Messe sei ein Gedächtniß und dennoch

auch selbst ein Opfer, sich auf Daniel und andre alttestamentliche Stellen berief, so wies ihn Haller beharrlich auf Christus selbst, der zweierlei von seinen Jüngern fordere, den Genuß des Sakramentes und daß dasselbe zu seinem Gedächtniß geschehe; dafür habe er (Haller) klare Stellen des neuen Testaments angeführt; nirgends dagegen sei die Messe eingesetzt oder angeordnet, daß der Priester allein das Sakrament genieße. Mochte auch Eck die Anschuldigung beibringen, Alle, welche das Meßopfer bestreiten, seien Vorboten des Antichrists, Haller ließ sich nicht irre machen. Eben so wenig ließ er sich durch die List fangen, welche Eck anwandte, ihn auf die erste These zurück zu bringen und ihn zu einer Erklärung über dieselbe zu nöthigen, wodurch er ihn bei den Bernern in Mißkredit zu bringen, wohl gar vom Predigtamte zu vertreiben hoffte. Eck wandte sich zwar sofort an den anwesenden Gesandten Berns, Kaspar von Müllinen, er möge es der Obrigkeit in Bern anzeigen, daß Haller nicht habe Rechenschaft geben wollen, damit sie sich vor dem Zwiespalt im Glauben von Seiten der neuen Prediger hüte. Haller aber glaubte, dem Befehle seiner Obrigkeit den schuldigen Gehorsam geleistet und ihrem Auftrage hinreichend nachgekommen zu sein, und bekräftigte zum Schlusse, wie das stete Opfer des Kreuzes und Lobes von allen Christen gefordert werde, nämlich Glaube und Liebe, so Gott von Herzen geliebt, gefürchtet und ihm vertraut werde.

Haller reiste von Baden ab, ehe die Disputation, welche im Ganzen achtzehn Tage dauerte, zu Ende war; daher war er auch nicht genöthigt, für die eine oder andere Partei zu unterschreiben. Er hatte sich hier besonnen und muthig gezeigt unter den ungünstigsten Umständen, und durch seine schlichte Festigkeit die Erwartungen der Freunde und Gegner übertroffen. „Sei gegrüßt, theuerster Bertold, schreibt ihm Vadian aus St. Gallen schon am 13. Juni; jedermann rühmt den herrlichen Siegespreis und Ehrenkranz, den du bei dem Kampfe zu Baden errungen, und freut sich herzlich, daß wider Erwarten dem Sophisten Eck begegnet ist, von dem, welchen er mit solchem Selbstvertrauen wie einen Besiegten auf den Kampfplatz herbei zog, nach dem Ermessen Aller nicht nur besiegt, sondern auch zu Schanden gemacht zu werden. Wir hoffen, du werdest den Deinen nur noch lieber werden, wie zuvor. Deshalb bitt' ich dich um Christi willen, laß dich ja durch keinerlei Schmach, woher sie auch über dich komme, bewegen, den Platz zu räumen, wo du das Evangelium verkündest. Gott wird so mächtigen Stürmen einen glücklichen Ausgang geben! Harr' also tapfer aus und leide dich!" Haller antwortet (am 21. Juni) in seiner gewohnten Bescheidenheit ganz bezeichnend: „Ich war als einer von der kleinen Heerde ziemlich betroffen ob der Gegenwart so vieler, ohne anders ausgezeichneter Gelehrten; der Herr aber verlieh mir, mit Zuversicht heraus zu reden, was ihm gefiel. Man ging verfänglich mit mir um, wie ich schon daheim ganz wohl spürte. Doch wie die Kinder dieser Welt nach ihrer Klugheit, so handelten wir in unserer Einfalt. Alles aber wird zur

Ehre Gottes ausfallen! Bern ist Ein Mal gefallen, aber durch diesen schweren Fall ist's bereits dahin gekommen, daß es kräftiger sich wieder erheben und kräftiger dastehen wird als bisher je."

Auch in launigen Liedern auf dieses Badener Gespräch wird der große und wohlbeleibte Haller als der Bär von Bern gepriesen, der zu dem Riesen Eck in die Badewanne gesprungen sei und ihm so lange zugesetzt habe, bis die Reifen abgefallen seien:

„Da badet Eck auf trocknem Land,
Bis daß er in Daniele fand,
Z' fragen den Bär von Berne;
Er fraget das er selbst nit wußt';
Er gab sich nit so gerne."

Als Haller von Baden zurück kam, hatte er freilich zunächst wieder einen schweren Stand in wirrevoller Unsicherheit. Er wurde alsbald vor den kleinen Rath gestellt und aufgefordert wieder Messe zu halten, was er nun schon ein halbes Jahr lang (seit der letzten Weihnacht) unterlassen hatte. Im Weigerungsfalle drohte ihm Verabschiedung, da in Baden beschlossen ward, die lutherischen Prediger abzustellen, und es bei den Gegnern überall hieß, sie seien daselbst unterlegen. Haller aber begehrte vor dem großen Rathe seine Antwort abzugeben. Mit Mühe erlangte er es. Hier stießen jedoch die beiden Parteien so hart auf einander, daß sich das Gerücht verbreitete, die Rathsherren seien handgemein geworden und viel Volk zulief. Haller selbst bat dringend, man möge seinetwegen nicht in Streit gerathen; lieber wolle er das Land meiden; so jemand irgend eine Klage wider ihn habe wegen seiner Predigten oder wegen dessen, was er in Baden gesprochen, so sei er hier zur Verantwortung bereit; aus wichtigen Gründen könne er nicht mehr Messe halten; so man nicht ihm als Prediger die Pfründe lassen wolle, so gebe er sie frei und willig auf; denn es liege ihm an der Ehre Gottes und der Wahrheit des göttlichen Wortes mehr als am Bauche und am Brote. Mit ergreifender Herzlichkeit trug er Solches vor; seine Festigkeit und Hingebung machten tiefen Eindruck selbst auf manche seiner Gegner. Die Chorherrnpfründe verlor er zwar wegen der Weigerung Messe zu halten; doch sollte ihm das Einkommen wie einem Verstorbenen noch zwei Jahre zukommen. Dagegen wurde er zum Prediger angestellt, nun zum dritten Male, und ihm dafür eine anständige Besoldung ausgesetzt. Einige der heftigsten Gegner der Reformation wurden so sehr hierüber erbittert, daß sie lieber Bern verließen und ihre Stellen im Rathe aufgeben wollten.

6. Berns Wiedererhebung, 1526 und 1527.

Von nun an begann in Bern das Licht des Evangeliums wieder aufzudämmern, wenn gleich noch manche Wolke über den Himmel hin zog.

Mit neuer Kraft und mit neuer Freudigkeit fuhr Haller fort zu predigen. Wiewohl noch gebunden: altes und neues Testament zu predigen gemäß dem letzthin (21. Mai) erlassenen Mandate, fand er Spielraum genug zur lautern Verkündigung der christlichen Heilslehre. Bern erhob sich wieder von seinem Falle, wie er voraus geahnt; das Zutrauen, das er genoß, nahm zu, wie ihm Vadian es wünschte. Immer mehr fand das Evangelium Beifall und Eingang in die Herzen des Volkes.

Umsonst waren die harten Beschlüsse des Raths (29. Juni und 6. Juli) gegen Alle, die offen oder geheim dem letzten Mandat widerstreben würden, sowie die schweren Strafen, mit denen die bedroht wurden (30. Juni) welche Bücher, die demselben widerstreiten, verkaufen oder sofern sie solche besitzen, nicht heraus geben würden, ein Beschluß, der Hallern noch insbesondere mitgetheilt ward. Der Rath rügte es (19. Juli), daß er die Heiligenfeste und Prozessionen nicht mehr ankündige; doch dauerte es nicht lange, so wurden (24. Oct.) die Feiertage überhaupt sehr beschränkt.

Die Pest, welche im Spätherbst dieses Jahres um sich griff, erfaßte freilich auch manchen Freund des Evangeliums. Sehnlich wünschte sich Haller einen Gehülfen; er theilte sich auch darüber seinem steten Berather Zwingli mit. Sehr kam ihm zu Statten, daß der Rath gegen die Wiedertäufer entschieden mit Verweisung einschritt, da ihr heftiges Auftreten gegen die Prediger die Papisten ergötzte. Auch gegen Willkür des Klerus trat der Rath fortgehend fest auf.

Was aber zur Förderung des Evangeliums in Bern besonders beitrug, waren die Mißhelligkeiten, welche zwischen Bern und den inneren Kantonen der Schweiz in Folge der Badener Disputation eintraten. Gerade das ungemessene Triumphgeschrei der letztern wegen ihres anscheinend errungenen Sieges, dem sie für die gesammte Eidgenossenschaft verbindliche Kraft zu verleihen sich vermaßen, mußte zum Widerspruche reizen. Bald nach dem Schlusse der Disputation verlangte Bern die Akten, um sie einzusehen und darnach handeln zu können. Man erwiederte, sie seien eilends geschrieben und nicht wohl zu lesen; der Schreiber von Luzern sei indeß beauftragt, eine getreue Abschrift zu fertigen. Bern forderte aber eines der fünf Exemplare der Original-Akten, Basel ebenso. Der abermalige Abschlag erregte Verdacht und Unwillen. Bern erneuerte sein Ansuchen aufs ernstlichste, und da auch dies fruchtblos blieb, nahm es an der Abfassung der Vor- und Nachrede, die den Akten im Drucke beigefügt werden sollte, keinen Antheil. Im October trug Bern sein Anliegen aufs neue vor mit beigefügter Drohung sich von dieser Sache völlig zurück zu ziehen, und nachdem sein Bemühen auch im November umsonst geblieben, erfolgte dieser Schritt gegen Ende (21., 26., 29. Dezember) dieses Jahres (1526) und zu Anfang (9. Januar) des folgenden.

Der scharfblickende Zwingli erkannte, daß der günstige Augenblick nahe, und schrieb deshalb einen lieblichen Brief voller Ermunterung an

Bertold Haller (4. Januar 1527): „Lindere Lüfte wehen. Gott hat Dir und uns Allen bei Euch die Thür aufgethan, um die eine Zeit lang verscheuchte, aber stets auf ihre Rückkehr lauernde Taube wieder aufzunehmen." Jetzt sollte Haller allen Fleiß anwenden, „die günstige Gelegenheit ergreifen, mit aller Kraft das Netz auswerfen." Haller befliß sich, diesen Ermunterungen des Freundes treulich zu folgen, wiewohl zu Anfang des folgenden Monats von schwerer Krankheit befallen.

Noch vermehrt wurde Berns Entfremdung von den inneren Kantonen durch die Schmähungen, die besonders von Luzern her, namentlich von dem Baarfüßer Doctor Thomas Murner, gegen Bern ausgestoßen wurden. „Ihr faulen Berner habt einen faulen Glauben!" (5. Oktober 1526) hieß es, dann wieder, „sie seien wohl halb Ketzer und Diebe wie die Züricher" (25. Januar 1527); der bernische Gesandte Bernhard Tillmann fand sich insbesondere verletzt. Murners „Kirchendieb- und Ketzerkalender," der die Evangelischen aufs pöbelhafteste besudelte, (Februar 1527) erhöhte die Mißstimmung.

Um so mehr neigte sich Bern, gleich den Kantonen von ähnlicher Stellung, zu Zürich hin. Die Gesandten von Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Appenzell und Stadt St. Gallen fanden sich im Februar auf Zürichs Einladung in Zürich ein, um die Verantwortung der Züricher über ihr Verhalten und ihre Beschwerden über das Benehmen der inneren Kantone anzuhören. Bern lud die nämlichen Stände behufs einer abermaligen Versammlung zu sich ein. Inzwischen trafen die Boten der innern Kantone, hierüber unwillig, in Bern ein, machten Gegenvorstellungen und verlangten die Einberufung von Abgeordneten des ganzen Landes nach Bern, um vor ihnen und dem großen Rathe über die Glaubensangelegenheiten zu verhandeln. Sie erhielten aber eine kalte Antwort. Dessen ungeachtet erließen sie am 1. März 1527 ein Schreiben an Bern, worin sie dasselbe forderten und überdies Entlassung der evangelischen Prediger verlangten mit der Drohung, wofern dies nicht geschehe, so werden sie selbst an die bernischen Gemeinden Gesandte schicken, um sie über den Stand der Dinge aufzuklären. Dies war mehr als das auf seine Herrschaftsrechte eifersüchtige Bern ertragen mochte. Eine solche Einmischung in die inneren Angelegenheiten wurde als Eingriff in die Souverainetätsrechte derb und entschieden abgelehnt (7. März) mit dem Bemerken, Bern habe Gewalt genug seine Angehörigen selbst zu beschicken oder durch Boten zu ihnen zu reden; und nun erfolgten die Schritte, welche unausweichlich Berns Reformation herbei führten.

Gleich in den nächsten Tagen wurde Wilhelm Farel, der schon seit November (1526) auf Bertold Hallers Rath in der romanischen Schweiz, zunächst zu Aelen (Aigle) im untern Rhonethale die Reformation versucht hatte, vom bernischen Rathe, dem jene Herrschaft unterthan war, zur ungehinderten Verkündigung des göttlichen Wortes bevollmächtigt und förmlich

als Prediger und Schullehrer daselbst angestellt. (S. Schmidt, Farel. Suppl.-Band 9. S. 9.)

Gerade zur rechten Zeit wurde nun auch Hallers innigster Wunsch erfüllt, einen tüchtigen Gehülfen in Bern selbst zu erhalten. Der beredte und muthige Baarfüßer Franz Kolb, der schon von 1509 bis 1512 in Bern gegen die großen sittlichen Schäden eifrig gepredigt, aber halb gezwungen seinen Abschied genommen hatte, kam aus Deutschland zurück und wurde nun am 4. April aufs neue neben Haller zum Prediger am Münster bestellt. Bereitwillig hatte er sich Hallern schon im Juli 1526 von Nürnberg aus, wo für ihn nichts mehr zu wirken war, dazu angeboten. Anfangs ohne Besoldung lebte er bei Haller, aufs innigste mit ihm verbunden. Sie verkündeten an Sonn- und Festtagen zweimal und überdies an drei Wochentagen das Wort Gottes „gar gewaltig." Mit jugendlichem Eifer trug der schon betagte Kolb die Lehre vom Abendmale vor, während Haller dies nur mit Schonung that.

Immer fühlbarer wurde dadurch der Widerspruch zwischen der freien Predigt des göttlichen Wortes und den durch das letzte Mandat noch festgehaltenen schriftwidrigen Satzungen. Indeß wurde (13. März) beschlossen, niemand solle eigenmächtig eingreifen, eine Aenderung des Mandates dürfe nur mit Vorwissen und Zustimmung der Landgemeinden eintreten; Manchen erschien am rathsamsten, wieder auf das erste Mandat (vom 15. Juni 1523) zurück zu kommen und dieses zu erneuern. Der kleine Rath befand sich in völliger Entzweiung; von dem großen Rath aber wurde (am 13. April) beschlossen, Boten abzusenden, um den Landgemeinden vorzustellen, wie das letzte Mandat (vom 7. April 1525 und beschworen am 21. Mai 1526) mit sich selbst und dem Worte Gottes im Widerspruche und daher eine stete Quelle der Entzweiung und des Haders sei.

Inzwischen trat in der bürgerlichen Vertretung ein wichtiger Umschlag ein. Bei der gesetzlichen Erneuerung der Räthe am Osterdienstage (23. April) überwog im großen Rathe die reformatorische Partei so stark, daß derselbe das Recht, den kleinen Rath zu wählen, das ihm zwanzig Jahre lang von den Vennern und Sechszehnern entzogen worden, wieder an sich nahm und die bedeutendsten Gegner der Reformation aus demselben entfernte. Nachdem die große Mehrheit der Gemeinden sich sodann für das erste Mandat erklärt hatte, erfolgte am 25. Mai der entscheidende Beschluß des großen Rathes, welcher die späteren Mandate als Quellen der Zwietracht aufhob und allen Geistlichen befahl, das Wort Gottes frei zu predigen, mit dem ausdrücklichen Beisatze: „obgleich solch ihr Predigen den Satzungen, Ordnungen und Lehren der Menschen, wie dann die sein möchten, entgegen laute;" doch solle niemand eigenmächtig an den sieben Sakramenten, Bildern, kirchlichen Gebräuchen ꝛc. etwas ändern; auch wurde gegenseitiges Schmähen ernstlich verboten. Voll Jubels konnte Haller (26. Mai 1527) an seinen lieben Freund Valerius Anshelm nach

Rottweil schreiben: „Das ist die höchste Freude, die wir jetzt bei uns haben Und so sind wir in aller Hoffnung, das Wort Gottes solle einen Fortgang haben. Es ist viel und große Unruhe gestillt in Hoffnung einer rechten Besserung. Unsre Herren haben viele Anstöße, aber herrlich und tapfer sind sie, Gott sei Lob! Ich hoff' allweg, wir sollen noch wiederum zusammen kommen."

Doch gelangte man in Bern noch nicht zur Ruhe. Einerseits drängten sich sofort aufs neue die Wiedertäufer herzu, welche heimlich von Basel her kamen. Haller gab sich große Mühe, sie in einer dreistündigen Unterredung zu belehren, allein umsonst. Ohne Vorwissen der Prediger schritt indeß die Obrigkeit ein; sie hob ihre Versammlungen auf. Ganz bezeichnend ist aber für Hallers Gesinnung, daß er (25. April 1527) an Zwingli, den er um Rath bittet, schreibt: „Wir wissen freilich, daß der Rath ganz bereit ist, sie zu verbannen; uns aber kommt es zu, Alles mit dem Schwerte des Geistes sei's von der Kanzel, sei's im Gespräche zu widerlegen." Zwingli sowohl als Oecolampad leisteten Hallern in diesem Kampfe aufs neue trefflichen Beistand. Letzterer widmete ihm und Kolb im August 1527 eine Schrift hierüber. Bern verband sich im nämlichen Monat mit Zürich, Basel und St. Gallen zu gemeinsamen Maßnahmen.

Andrerseits dauerte der Zwiespalt fort zwischen den päpstlich und den evangelisch Gesinnten. Man stritt sich für und wider die Messe; man fing in einzelnen Gemeinden an sie abzuschaffen; sechs von den Zünften der Stadt stellten die von ihnen gestifteten Messen ꝛc. ab, die andern waren bereit ihnen zu folgen. Auch die Priesterehe wurde aufs neue verlangt und bestritten, auch theilweise gestattet. Die Klöster wurden bevogtet, vertriebene Priester, die vorher des Evangeliums wegen hatten weichen müssen, zurück gerufen.

Haller erbat sich daher (4. September) Zwingli's Rath; Kolb, bemerkte er, habe von der Kanzel schon zweimal die Messe ganz ungescheut für den ärgsten Götzendienst und Gotteslästerung erklärt. Er selbst hielt eine Reihe von zehn Predigten wider die Messe. Zwingli warnte zunächst (11. October) vor übereilter Abschaffung der Messe; vielmehr müsse für und für das Verlangen nach dem heiligen Abendmal in den Herzen der Frommen entzündet werden, daß sie immer stärker darauf dringen.

Auf die Dauer aber konnte dieser Zustand der Aufregung und des Zwiespaltes nicht bestehen; er verlangte gründliche Abhülfe. Diese glaubte man zu finden in der Anordnung einer neuen, einläßlichen, in Bern zu haltenden Disputation.

7. Die Disputation in Bern, Januar 1528.

Auch darüber ging Haller mit seinen Freunden Zwingli und Vadian zu Rathe. Schon im Juli 1527 trug man sich mit dem Gedanken, nach

dem Vorbilde Zürichs die bernische Geistlichkeit zu einem Gespräche über die ungleichen Lehren zusammen zu rufen. Indeß war zu besorgen, daß bei der Beschränkung auf die bernischen Geistlichen sich am ehsten üble Einflüsse von Seiten der „Oligarchen", wie Haller sich ausdrückt, möchten geltend machen. Einmüthig wurde daher am 17. November 1527 vom großen Rathe beschlossen, ein allgemeines Religionsgespräch auf den Anfang des folgenden Jahres nach Bern auszuschreiben. In diesem Ausschreiben wird als Beweggrund und Zweck angegeben das dringende Bedürfniß, der lange schon fortgehenden vielfältigen Zwietracht los zu werden, „den Grund göttlicher Wahrheit, christlichen Verstandes und Glaubens hervor zu bringen und dem nachzuleben, rechtschaffenen und in göttlicher Schrift gegründeten Gottesdienst zu pflanzen und zu üben, der Menschen Satzungen, womit man Gott vergebens ehret, auszureuten." Eingeladen werden zuvörderst die vier Bischöfe von Konstanz, Basel, Wallis und Lausanne, deren Bisthümer sich ins bernische Gebiet erstrecken, und zwar in eigener Person zu erscheinen, wegen ihres Amtes als oberste Seelsolger und Hirten, „wofür sie wollen geachtet werden", bei Verlust alles dessen, was sie ihres bischöflichen Amtes halber in Bern ansprechen. Sodann werden alle Eid- und Bundesgenossen, welcher Partei in Hinsicht des Glaubens sie seien, ersucht, ihre Gelehrten, geistliche und weltliche, zu senden, „ob mit Gottes Hülfe die gesammte Eidgenossenschaft auch in Einigkeit des Christenglaubens möge gefördert und erhalten werden", da durch die Badener Disputation dies nicht sei erreicht worden. Doch solle, was beschlossen werde, für die übrigen Eidgenossen durchaus nicht verbindlich sein, wohl aber für alle Angehörigen Berns. Berns sämmtliche Geistlichkeit ist beizuwohnen verpflichtet. Wer sonst Lust hat dabei zu disputiren, ist unter Zusicherung freien Geleites freundlich eingeladen. Dabei soll einzig die Bibel gelten, bloß das klare und lautere Wort Gottes gebraucht werden und zwar nicht so, daß man sie nach der Auslegung der Kirchenlehrer richte, sondern allein Schrift mit Schrift verglichen und erklärt, das Dunkle durch das Heitere erläutert werde und die Schrift allein, als die Richtschnur und Grundfeste, als einziger Richter in Glaubenssachen, über sich selbst zu urtheilen habe. Strenge Beobachtung der Zucht und Ordnung wird jedermann eingeschärft. „Und was dann, heißt es zum Schlusse, mit göttlicher biblischer Schrift auf dieser Disputation bewährt und angenommen wird, das soll (für Bern und sein Gebiet) Kraft und ewigen Bestand haben, dies für uns und unsere ewige Nachkommenschaft stet und fest, unverbrüchlich und getreulich zu halten."

Zugleich wurden die von Bertold Haller und Kolb mit vieler Umsicht verfaßten, von Zwingli durchgesehenen und in Druck gegebenen zehen Schlußreden (Thesen) deutsch, lateinisch und für Berns waadtländische Bezirke französisch verbreitet.

Dieses Ausschreiben erregte großes Aufsehen und steigerte noch die Aufregung der Gemüther. Haller selbst schwebte zwischen Hoffnung und Furcht; er wußte, wie viel auf die glückliche Ausführung der Sache ankomme, aber auch wie große Besonnenheit, Einsicht und Geschicklichkeit dazu erfordert werde und wie mancherlei Hindernisse sich zwischenein legen könnten. Noch schlich die Pest umher, die vom August an in Zeit von vier Monaten fünfhundert Personen in Bern wegraffte, meist jüngere Leute, doch auch den Unterschreiber Thomas von Hofen, einen trefflichen Freund des Evangeliums. Aufs tiefste in seinem Gemüthe bewegt, richtet Haller zwei Tage nach jenem Beschlusse (am 19. November) an Zwingli, seinen „allerliebsten Bruder und Helden im Handel Christi", einen aus Deutsch und Latein aufs bunteste gemischten Brief. Er bittet ihn innigst um Hülfe. „Alle Frommen, ruft er ihm zu, hoffen aufs zuverlässigste, du werdest nicht ausbleiben. Du weißt, was an Bern diesmal gelegen ist, und wie große Schande, Schmach und Spott, wofern wir der Sache nicht gewachsen wären, das Evangelium und uns treffen würde. Ich weiß gar wohl aus vielfacher Erfahrung, wie sehr dir die Ehre Gottes und seines Wortes, das Heil Berns, ja der ganzen Schweiz, so recht am Herzen liegt, und daß du zum Lobe des Herrn, zur Förderung der Sache Christi, den Gottesfeinden aber zur Beschämung deine Gegenwart uns gewiß nicht versagen wirst. Wollte Gott, lieber Bruder, daß du wüßtest unser Aller Eifer, damit dem Handel ein christlicher Austrag beschehe." Haller verlangt insbesondere noch vor Anfang des Gespräches einen zürcherischen Gelehrten, der die nöthigen Vorkehrungen treffe und sehe, woran es noch mangle, „damit nicht etwa, sagt er, um meiner Unwissenheit willen Gottes Wort gelästert werde."

Auch auf Seiten der Gegner war die Aufregung groß. In Bern selbst zeigten sich die zahlreichen Meßpriester sehr thätig; bei einigen Zünften gab sich Unzufriedenheit kund. Die eingeladenen Bischöfe verweigerten ihre Theilnahme. Die päpstlich gesinnten Kantone mahnten Bern mit Berufung auf die Badener Disputation von seinem Vorhaben ab. Murner erwiederte die an ihn besonders ergangene Einladung mit einer maßlos groben Schmähschrift; „er wolle nicht in diesen Winkel kriechen oder in diese Ketzerschule gehen"; Haller hielt er „nicht eines Hellers werth"; Eck schrieb in ähnlicher Weise, ebenfalls mit Scheltung gegen Haller; auch von den Dominikanern aus Rottweil kam eine solche Schrift, sowie etwas später von Cochläus aus Mainz. Selbst vom Kaiser Carl V. langte aus Speier (20. Dezember 1527) eine Abmahnung an mit Vertröstung auf ein allgemeines Concil. Er erhielt eine höfliche, aber feste Antwort.

In Zürich fand begreiflich Berns Entschluß den freudigsten Anklang; man beschloß, „Gott zu Lob und zur Freundschaft unserer Eidgenossen zu Bern" das Gespräch durch Rathsboten und Gelehrte ehrenvoll zu besuchen.

Zwingli erbat und erhielt die Erlaubniß selbst hinzugehen. Als Haller dies vernahm, schrieb er ihm (am 2. Dezember) inniglich getröstet: „Jetzt sehe ich, wie der Herr unerwartet durch dich und Oecolampad seine Ehre bei uns verherrlichen will, da ihr Beide so bestimmt zusaget. Ihr seid die Hülfstruppen, die der Herr mir, der ich solchem Kampfe weit nicht gewachsen wäre, gnädiglich zugeschickt! O möchten die Widersacher all ihre Gründe auf einmal ausschütten! Da wären Männer, die zu seinem großen Ruhme sie einzeln entkräfteten! Etliche unserer Machthaber sind voll geheimen Ingrimms. An Anschlägen ihrerseits wird's nicht fehlen, unserem Vorhaben Hindernisse in den Weg zu legen oder, können sie das nicht, Verwirrung zu stiften. Aber wir wollen aus allen Kräften Stand halten, daß der Satan durch sie nicht losbreche. Doch ist dir wohl bewußt, wie gering meine Kraft ist zu so schwierigen Dingen. Wofern ihr nicht allesammt uns die Hände reicht, so sind wir verloren." Ganz wie Haller gewünscht, fand Doctor Sebastian Hofmeister sich zum voraus in Bern ein, um bei den Vorbereitungen zu helfen.

In Zürich versammelten sich die Abgeordneten von St. Gallen, Konstanz, Lindau, Memmingen, Augsburg, Nürnberg, und traten am 2. Januar 1528, mehr als hundert an der Zahl, von dreihundert Bewaffneten geleitet, die Reise nach Bern an. Außer Zwingli erschien Pellican, Collin, Megander, der Commenthur Schmid, Bullinger ꝛc. von Zürich, Ambrosius Blaarer von Constanz, Som von Ulm, Althamer von Nürnberg ꝛc. In Bern trafen sie Oecolampad von Basel, Butzer und Capito von Straßburg ꝛc. nebst vielen Andern. Wiewohl die vornehmsten Verfechter des Papstthums ausgeblieben, hatte dasselbe ebenfalls seine Vertreter, wie Alexius Grat, Beichtvater des Nonnenklosters zur Insel in Bern, Johannes Buchstab, Schulmeister in Zofingen, Conrad Treger, Provinzial der Augustiner, früher in Augsburg und Straßburg, nunmehr in Freiburg. Jeder Partei war erlaubt, ihre Versammlungen zu halten, die geschicktesten Redner auszuwählen und sie nach Gutfinden zu unterstützen. Auf strenge Ordnung wurde pünktlich gehalten; vier Präsidenten und eben so viele Schriftführer waren bestellt und eidlich verpflichtet, unter ersteren namentlich der Bürgermeister Joachim von Watt (Vadian), als Theologe eben so kundig wie als Arzt und als Geschichtsforscher. Für die Disputirenden waren Bühnen angebracht.

So begann die Disputation Dienstag Morgens den 7. Januar 1528 in der Baarfüßerkirche und dauerte neunzehn Tage. Nach einigen Eingangsworten des Präsidenten danksagte Kolb zuerst für die große Gnade, daß Gott jetzt alle Welt bewege nach der Wahrheit zu fragen; darum gemäß der ohne anders durch Gottes Geist der bernischen Obrigkeit gewordenen Anregung stehe er und sein Bruder Bertold sammt allen, die das Evangelium bekennen, hier, um Rechenschaft zu geben von ihrem Glauben und ihrer Predigt. Hierauf eröffnete Haller das Gespräch mit Beleuch-

tung der ersten These: „Die heilige christliche Kirche, deren einzig Haupt Christus, ist aus dem Worte Gottes geboren, in demselben bleibt sie und hört nicht die Stimme eines Fremden." Die Kirche sei nicht die Versammlung der Cardinäle und Bischöfe, sondern die Gemeinschaft Aller, die Gott vertrauen und glauben durch Christum; sie sei geboren aus dem innerlichen Worte, dem Worte des Glaubens, das Gott lebendig und thätig mache und in unser Herz rede und das kein anderes sei, als das in der Schrift verfaßte; niemand möge daher ihr Haupt sein, als Christus, aus dessen Wort sie geboren sei. Der Beichtvater Grat wandte ein, das Wörtlein einzig finde sich nirgends in der Schrift; es gebe unter dem obersten Haupte Christus noch andere Häupter, nämlich die Apostel, besonders Petrus; er meinte, „Kephas" sei griechisch und heiße „Haupt". Haller zeigte, wie die Apostel sich nicht als Häupter, sondern als Diener der Kirche ansehen, sie zu weiden und die Sünden zu verzeihen oder zu behalten durch die Predigt des Evangeliums. Butzer unterstützte ihn, Zwingli erklärte, wie die Gewalt des Bannes jeder einzelnen Gemeinde zukomme. Hutter, Pfarrer von Appenzell, sowie Treger, Buchstab und Andere vertheidigten den Bann als die Schlüsselgewalt der sichtbaren Kirche, wogegen Haller und Butzer den evangelischen Begriff desselben darlegten und die Freiheit einer jeden Gemeinde in Schutz nahmen. Sechs Tage dauerte die Verhandlung über diesen ersten Punkt.

Jede These wurde abwechselnd von Haller oder Kolb zuerst begründet. Bei der zweiten derselben: „die Kirche Christi mache keine Gesetze ohne Gottes Wort, weshalb alle Menschensatzungen uns nicht weiter binden, als sie darin gegründet sind," fügte Haller nur Weniges dafür bei, „daß der heilige Geist in der Kirche nichts dem zuwider reden könne, was Christus gelehrt habe." Einläßlich befürwortete er dagegen die dritte These: „daß Christus allein uns Erlösung sei und Bezahlung für aller Welt Sünden; weshalb ein anderes Verdienst zur Seligkeit und eine andere Genugthuung für die Sünde bekennen, heiße, Christum verläugnen." So klar sei dies in der heil. Schrift gegründet; man müsse sich nur verwundern, daß es noch von Manchen bezweifelt werde; freilich ermahne uns das Wort Gottes zu den Werken und Früchten des Geistes, die unsern Glauben und unsere Liebe bezeugen; aber dies sei kein Mitverdienst zur Genugthuung. Gar lieblich und anschaulich zeigte Haller dies an dem Kinde, dem der Vater ein Röckchen verheißt zum Lohne, wofern es in der Schule fleißig lerne. Buchstab machte Einwendungen, die Butzer widerlegte; drei appenzellische Geistliche fochten Hutter an wegen seiner mangelhaften Lehre von Christi Genugthuung. Die vierte These, betreffend die Art der Gegenwart Christi im Abendmal, hatte besonders Zwingli so wie Oecolampad den anwesenden Lutheranern gegenüber zu verfechten. Ausführlich verbreitete sich hinwieder Haller über die fünfte These, „daß die jetzt gebräuchliche Messe als ein Opfer für

Lebendige und Todte der Schrift zuwider, eine Lästerung des Opfers Christi und um der Mißbräuche willen ein Gräuel vor Gott sei." Christus wolle keine Mitpriester, Mithelfer und Miterlöser; wenn er seine Jünger mahne: „Nehmet, esset, danksaget, gedenkt meiner, verkündigt meinen Tod," so heiße er sie nicht opfern; vielmehr sollen wir da unsern Glauben bezeugen und christliche Liebe anerbieten. Ueberdies soll der da opfert, würdiger sein als das Opfer; wollen nun die Priester Christum aufopfern, so müßten sie ja besser sein als Christus, ob sie schon die bösesten wären. Bei der sechsten These, die gegen die Anrufung der Heiligen gerichtet war, bemerkte Haller: „an die lebendigen Heiligen, welche Armuth und Gebrechen leiden, weise uns Christus, daß wir mit ihnen unsere zeitliche Habe theilen sollen, und sie werden dereinst Zeugniß geben unserm Glauben, den wir durch die Werke der Liebe an ihnen geübt haben." Die siebente These wider das Fegfeuer und allen Todtendienst erhärtete er durch viele Schriftgründe. Der Glaube und das Vertrauen auf Christus, der Werth seines Leidens und Sterbens dulde kein Fegfeuer, weil nichts Verdammliches ist an denen, die in Christo Jesu sind. Auch widerstreite es der christlichen Liebe, da die Armen ein Hinderniß hätten ins Reich Gottes zu kommen durch solche Todtendienste um ihrer Armuth willen. Für die achte These gegen die Bilderverehrung brachte Zwingli schlagende Beweisgründe vor. Das Verbot der Priesterehe, welches die neunte These angriff, wurde von Haller überzeugend als schriftwidrig dargethan; es wurde nur von Buchstab darum vertheidigt, weil man Gelübde zu halten schuldig sei. Die letzte These, „daß Unkeuschheit keinem Stande schädlicher sei, als dem geistlichen," wurde von niemandem bestritten.

So viel in kurzen Umrissen über Hallers Betheiligung an diesem Religionsgespräche. Jedenfalls zeigte sich da, wie tief und fest er in der Schrift gegründet und wie sehr er trotz seiner stets von ihm selbst bekannten „Unwissenheit" hinsichtlich aller damaligen Streit- und Lebensfragen in theologischen Dingen geübt und bewandert war.

Endlich wurde von ihm noch die Schlußrede gehalten am 26. Januar. Er spricht vorerst die Hoffnung aus, alle christlichen Herzen, die mit gelassenem Gemüthe wahrheitbegierig sind, werden nun erkennen, daß sie (die Prediger) nicht in Fürwitz oder gelehrtem Dünkel noch aus Eigennutz etwas Neues, dem göttlichen Worte Zuwiderlaufendes vorgebracht haben, sondern allein was diene zur Ehre Gottes und zum Heile aller Gläubigen, insbesondere Berns. Gemäß ihrem heiligen Amte seien sie gedrungen durch die Wahrheit Gottes sanft und rauh das Evangelium Christi zu verkündigen, „da wir aus großer Erbarmung und Gnade Gottes gefunden haben, christliche Religion, Zucht, Glaube und Leben sei nach dem Worte Gottes viel anders gestaltet, als bisher von römischer Kirche und unter päpstlicher Gewalt gelehrt und gepredigt worden" zum großen

Unheil der Gemeinden. „Da aber Gott das Licht in unsere Blindheit, die Wahrheit mitten in unsern Irrthum, die Gnade mitten in unsere Bosheit und unsern Abfall als ein getreuer, langmüthiger, barmherziger Gott und Vater gesendet hat, so gebührt uns, solche Gnade nicht undankbar auszuschlagen, sondern mit großem Ernste anzunehmen, nicht allein mit Reformation des Gottesdienstes, welches euch, den Regenten, nach der Schrift allerdings zukommt, sondern mit Besserung und Erneuerung des Lebens, damit dasselbe rechtschaffen und mit Gott von uns vollbracht werde, wie dem Volke Gottes und wahren Christen geziemt; denn das wird vor Gott niemand entschuldigen, wenn man nicht nach erkannter Wahrheit lebt und handelt." Sodann wandte er sich an alle seine bernischen Amtsbrüder, mit rührender Herzlichkeit sie aufs dringendste bittend, „ihren heiligen Beruf zu bedenken, Acht zu haben auf sich selbst und auf die ganze Herde, in welcher der heilige Geist sie zu Bischöfen d. i. zu treuen Wächtern und Dienern am Worte Gottes gesetzt habe, zu weiden die Gemeinde des Herrn, die er erworben durch sein eigen Blut, sie treulich zu lehren und zu führen den Weg Gottes und dem Herrn ein gerüstetes Volk zu bereiten in der Furcht Gottes, wie Christus seinen Jüngern befohlen hat, ihm als unserm einigen Haupte und Heiland Zeugniß zu geben..... Und daran sollen wir als Jünger Christi erkannt werden, so wir einander lieb haben, wie er uns geliebet hat; denn darin besteht Gesetz und Propheten, der wahre, rechte Gottesdienst! Wollet auch das Volk Gottes weiter nicht beladen mit eigennützigen Bürden menschlicher Satzung, sondern nach Gottes Wort treulich voran gehen und mit unsträflichem Leben ein Vorbild der Herde sein, nach 1. Petri 5. Ezech. 3. Luc. 12. Hier höret, ihr lieben Brüder und Seelsorger: ihr seid es, die der Herr gesetzt hat über sein Gesinde, ihm die wahre Speise, das göttliche Wort, den Schatz des Neuen und Alten hervor zu tragen zu rechter Zeit... Das fasset zu Herzen: Suchet die Ehre Gottes und das Heil unserer Schäflein und thut das aus Liebe, die da hervor geht aus reinem Herzen, gutem Gewissen und ungefärbtem Glauben, so werdet ihr einen gnädigen Gott erfahren!" Schließlich bat er Alle, gegen die er gesprochen, in keiner Weise zu zürnen, falls auch rauhe Worte geflossen; denn vor Gott könne er bezeugen, ohne alle Bitterkeit zu sein. Zwingli bot sich noch zu weiterer Rechenschaft an mit dem Bemerken, obschon Eck, Faber ꝛc. nicht persönlich beiwohnten, seien doch alle ihre Beweisgründe zugegen gewesen. Vadian übergab die genau geprüften Akten der Regierung. Haller schloß aus Auftrag des Rathes mit herzlicher Danksagung an alle Anwesenden, die geholfen, dies göttliche Vornehmen christlich zu vollführen; man werde ihnen dies nie vergessen, sondern allezeit gerne vergelten.

Im Anschluß an diese Disputation fanden noch zwei kürzere Gespräche statt, ein lateinisches mit den französischen Priestern, welches sich bald in wildes Geschrei auflöste, trotz Farels Bemühen, und eines mit den Wieder-

täufern; diese wurden ihrer gefahrdrohenden Irrthümer überführt und alsdann des Landes verwiesen.

8. Durchführung der Reformation Berns.

Umfassend waren die Folgen dieser Disputation. Unmittelbar schloß sich daran die Reformation Berns. „Allein auch außerhalb Berns trug sie ihre Früchte; so in Biel, Basel, Schaffhausen, den oberdeutschen Städten. An sie knüpften sich ferner die Disputationen von Genf (1535) und Lausanne (1536), die Befestigung der Reformation am ersteren Orte, ihr Vordringen und ihre Verbreitung von da aus nach dem westlichen Europa, Frankreich, Schottland, England, den Niederlanden; die Berner Disputation hatte somit nicht bloß eine lokale Bedeutung, sondern sie bildete zugleich ein sehr wesentliches Verbindungsglied in der Kette großer Ereignisse, durch welche der Protestantismus eine Weltmacht geworden ist." (Trechsel.)

In Bern machte sich schon *während* des Gespräches seine Einwirkung fühlbar. An dem sonst hochgefeierten St. Vincenzfeste (22. Januar) gab sich mit geringen Ausnahmen die allgemeine Abneigung gegen die Messe kund. Nach Beendigung des Gespräches wurden die zehen Sätze von sämmtlichen Chorherren, den meisten Dominikanern und zwei und fünfzig Pfarrern unterzeichnet; die Uebrigen warteten auf die Verfügungen der Regierung. Diese zog die Präsidenten der Disputation zu Rathe; sie erklärten: „die Wahrheit sei heiter an den Tag gekommen und nunmehr die Reformation tapfer an Hand zu nehmen;" nur Dekan Briefer von Basel wünschte Aufschub. Hierauf beschloß der große Rath am 27. Januar die Abschaffung der Messe und Bilder in der Hauptstadt. Einzelne Bürger erlaubten sich wohl derbe Aeußerungen des Spottes und Unwillens; selbst im Unmuthe konnte der bernische Humor sich nicht verläugnen. Indeß beschwor die ganze Gemeinde, in der Kirche versammelt, Alles was der große Rath in Religionssachen vornahm, treulich zu handhaben. Sodann wurde am 7. Februar das von Haller entworfene *allgemeine Reformationsedikt* erlassen für den ganzen Kanton, darauf gestützt, „daß der Obrigkeit gebühre, nicht nur in weltlichen Sachen die Ihrigen zur Billigkeit zu weisen, sondern auch, so weit Gott Gnade verleihe, ihr zu rechtem christlichem Glauben Anweisung zu geben." Jedermann soll den zehen Sätzen der Disputation stracks nachleben und alle Pfarrer denselben gemäß predigen, treu dem Worte Gottes; Messe und Bilder sind abzuthun, doch um der Schwachen zu schonen, nach dem freien Willen einer jeden Gemeinde, wie sich ihre Mehrheit entscheide. Ueber das heil. Abendmal, Taufe, Trauung, Bann wird später das Nähere bestimmt werden. Von der Gewalt der Bischöfe ist jedermann entbunden; Mönche und Nonnen dürfen in den Klöstern bleiben oder austreten; den Geistlichen

ist die Ehe erlaubt, Unkeuschheit aber bei Verlust der Pfründe verboten; die Fasttage sind aufgehoben, die Unmäßigkeit aber wird bestraft. An jedem Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag sollen die Pfarrer Gottes Wort verkünden. Von dem Volke wird die Obrigkeit nichts verlangen, als was es nach billigem Gehorsam wohl ertragen mag und gemäß dem Worte Gottes schuldig ist. Bei schwerer Strafe soll keine Partei die andre des Glaubens halber schmähen oder kränken, sondern Alle einander christlich dulden. Gegen die Miteidgenossen wird Bern in weltlichen Dingen alle Bundespflichten treu erfüllen und, fern von allem Zwingen, jedem von ihnen anheim stellen zu glauben, was ihm anmuthig ist. Vorbehalten wird, wofern mit Gottes Wort etwas an dieser Reformation als Irrthum erwiesen würde, dies willig anzunehmen.

Vom 23. Februar an wurden nun die einzelnen Gemeinden durch Abgesandte um ihren Beitritt zur Reformation befragt; beinahe alle erklärten sich für dieselbe, nur einige wenige weigerten sich noch. Bedeutende Verstärkung wurde der Reformation sodann zu Ostern (am 13. April) 1528 bei der gesetzlichen Erneuerung des Rathes zu Theil; vier Mitglieder des kleinen und zwanzig des großen Rathes, die zu den heftigen Gegnern der Reformation gehörten, verloren, zum Theil wegen Ehebruchs, ihre Stellen. Das verderbliche Pensionswesen wurde bald (im August) unter Zustimmung der Gemeinden durch ein strenges Verbot zurück gedämmt. Mit Zürich und Konstanz hatte sich Bern schon am 6. Januar 1528 durch das „christliche Bürgerrecht" aufs engste verbündet.

Nunmehr war für Haller ein ausgedehntes, aber auch überaus beschwerliches Arbeitsfeld eröffnet. So unendlich Vieles war jetzt zu thun theils zur Durchführung der kirchlichen Umgestaltnng, theils behufs der den evangelischen Grundsätzen entsprechenden, höchst nothwendigen Umwandlung der öffentlichen Sittlichkeit. Eine Reihe von Verordnungen wurde deshalb erlassen und mannigfaltige Verfügungen waren zu treffen, wobei Haller, als der im Gotteswort bewanderte Berather der Obrigkeit, fortgehend Räthe, Gutachten, Entwürfe zu geben im Fall war. Ein Chorgericht wurde in jeder Gemeinde bestellt zur Handhabung der Kirchen- und Sittenzucht, so wie zur Behandlung der Ehesachen. Für die Kranken, die Armen, für Nothleidende jeder Art war christliche Fürsorge anzuordnen, insbesondere aber auch für die religiöse Belehrung des Volkes und die Heranbildung einer tüchtigen, des Evangeliums kundigen Geistlichkeit anstatt der größtentheils untauglichen Priesterschaft. In einem Briefe an Zwingli vom 12. Februar ist schon dies Alles berührt; aufs dringendste bittet Haller, Zwingli möge sich verwenden, daß Megander (Großmann), Sebastian Hofmeister und ein Schulmeister in Chur, die er dem Rathe auf dessen Anfrage als Gelehrte zur Berufung vorgeschlagen, den Ruf annehmen; ebenso dringend wünscht er eine Anleitung für die Pfarrer des bernischen Gebietes; gegen das Pensionswesen arbeite er aufs kräf-

tigste; den Kranken solle das Predigerkloster eingeräumt werden; Gehülfen zur Predigt sollte er durchaus bekommen, da er selbst genöthigt sei, den Nonnen der Insel zu predigen. Dabei war Hallers Gesundheit sehr angegriffen, zwar schon lange, insbesondere aber seit den Anstrengungen bei der letzten Disputation, so daß er nun eines Bruchbandes bedurfte. An Vadian, den er als ausgezeichneten Arzt gerne consultirte, schreibt er gleich am 15. Februar unter andern: „Hinsichtlich der meiner Gesundheit zuträglichen Lebensweise, so wie der Abhülfe für meine so leicht aufschwellenden Füße und meine ganze Schwerleibigkeit erwarte ich deine Rathschläge; gewiß, wenn du Zeit findest, versagst du mir's nicht. Noch dies. Meine bisanhin kräftige Stimme hast du gehört, unsere umfangreiche Kirche gesehen, in der ich, schon von Knabenzeit her auf der einen Seite gebrochen, mir nun auch noch auf der andern dieses Leiden zugezogen habe. Ich fürchte noch Schwereres, rathe mir also, wie zuvor zu kommen."

Zu Hallers großer Freude langten die in den Ursprachen der Bibel bewanderten Gelehrten, Hofmeister, Megander und als Dritter Rhellican alsbald an, und gingen rüstig ans Werk, emsig sowohl im Predigen, als in Vorträgen zur Ergründung der göttlichen Wahrheit durch wissenschaftliche Schriftauslegung nach den Grundsprachen, während bisanhin in Bern fast niemand des Hebräischen oder Griechischen kundig war, und jüngere Leute aus angesehenen Geschlechtern in den letzten Jahren, von Haller herzlich empfohlen, insgemein zu ihrer Ausbildung nach Zürich gegangen waren. Haller nahm die drei Gelehrten allesammt in sein Haus auf und beherbergte sie etliche Wochen. Das Volk schien ihnen nicht so verdorben, wie in Zürich. Haller freute sich ihres Umgangs, schreibt aber ganz seiner aufrichtigen Demuth gemäß, obwohl selbst nicht verheirathet, am 31. März an Zwingli: „Herzlich bitt' ich dich, theuerster Ulrich, richte an uns insgesammt, so du Zeit findest, eine gemeinsame Ermunterung; mahne uns zum Frieden und zu gegenseitiger Liebe unter einander, zu einer dem Diener des Wortes würdigen Lebensführung, ebenso dazu, daß auch unsere Gattinnen nicht nach eitlem Putze trachten, sondern bescheiden und mäßig seien, fern von aller Schwatzhaftigkeit. So wirst du dem vorbeugen, was uns unschicklich wäre und der Kirche zum Aergerniß würde. Und da jeder von uns seine Mängel hat und es nichts durchaus Vollkommenes und Preiswürdiges gibt, so bitte ich dich dringend, schildere mich, den du nun persönlich kennen gelernt hast, meinem Character und meiner Befähigung nach, mir selbst, und erinnere auch die übrigen Mitdiener, wofern etwas ist, wovor sie sich hüten müssen, in deinen Briefen an mich, daß ich dazu mithelfen kann. Ich bin zu Allem bereit, wodurch ich die Ehre des Herrn, den Bau der Kirche, das Wohlsein ihrer Diener zu fördern vermag!"

Das Wort Gottes hatte herrlichen Fortgang. Zu Ostern (April) wurde nun in Bern das heil. Abendmal zum ersten Male gefeiert. Haller schreibt am 20. April an Vadian: „Aufs neue von Krankheit befallen

bin ich so übel daran und über alle Maßen mit Geschäften überschüttet, daß dabei kaum ein Gesunder aufathmen könnte. Eine solche Menge von Predigern läuft von allen Seiten herbei; Manche drängen sich auf und will man sie nicht gleich himmelhoch erheben, so übergießen sie mich mit einer Fluth von Schmähungen. Von siebzig solchen „fahrenden Brüdern," die sich hier einfanden, hatten bloß zwei bis drei in ihren Attestaten das von Zwingli und Oecolampad mit mir verabredete geheime Kennzeichen, welches ich hier auch dir mittheile, nämlich am Fuße des Schreibens die Worte: Gott allein sei Preis und Ehre. Unser Rath ist überaus beschäftigt, so daß kaum erst die Grundlagen zur Erneuerung der Kirche geordnet sind. Genf, von Savoyen bedrängt, ruft unsre Stadt, als Bundesgenossin um Hülfe an; inmitten dieser Wirren ist nichts Anderes abzusehen, als daß in Kurzem der Krieg losbricht. Das Aergste ist, daß, nachdem Messe und Mönchsthum abgeschafft worden, die Bauern auch die Güter zurückzufordern suchen ... Indessen geht das Wort Gottes seinen Weg. Das heilige Abendmal haben wir in der unserer Kirche entsprechenden Weise gefeiert. Der ganze Rath und das Volk, Wenige ausgenommen, traten zum Tische des Herrn. Der Schultheiß empfing das Brod des Herrn aus *meiner* Hand, will's Gott mit aufrichtigem Herzen!"

An feindseligen Regungen und Gegenwirkungen konnte es indeß nicht fehlen. Je mehr sich die Reformation in Bern befestigte, von da aus auch auf andere Gegenden befruchtend einwirkte, und namentlich in den gemeinsamen Herrschaften Anklang fand, desto mehr stieg die Erbitterung bei den innern Kantonen. Von hier aus, namentlich von Unterwalden her genährt, gestaltete sich schon während des Sommers der Unwille der Altgläubigen im bernischen Oberlande zur Empörung, zumeist in dem lieblichen Gelände von Interlaken und im Haslithal. Zu Frutigen, Aeschi, Gsteig, Grindelwald ꝛc. wurden die Prediger des Evangeliums vertrieben, die Evangelischen arg bedroht, die Messe hergestellt. Die Regierung zögerte; sie trat öfter durch Boten mit den Aufständischen in Unterhandlungen; sie schien unsicher und in sich selbst getheilt. Haller sah mit tiefem Bedauern auf diese bedenklichen Rückschritte; sie erfüllten sein Herz mit viel Kummer und Sorge. Er schreibt an Zwingli (7. October): „Unser Rath ist zerstreut, angeblich der Weinlese wegen, ganz stumpf, auf evangelischer Seite durchaus rath- und hoffnungslos, während die Gottlosen flüstern, hohnlachen, voll Hoffnung, *jetzt, jetzt* sei ihr Messias gekommen. Die Bürger murren, bedauern, klagen, aber ohne rechten Eifer, ohne Rath, ohne Einsicht. So matt ist hier das Christenthum. Wir Diener des Wortes erheben unsre Stimmen, wir drängen, mahnen, flehen, schildern unwidersprechlich die Gefahren und was redlichen Männern gezieme, kurz Alles; allein wir predigen tauben Ohren! Ja sogar schreien die Gottlosen *uns* als Unruhstifter aus, weil wir nicht ablassen den Rath und das Volk gegen sie anzutreiben. Sieh, theuerster Freund, das sind Trübsale, die meine Seele

bis ins tiefste Innerste verwunden!" Ganz geeignet, Hallers Stimmung auszudrücken, sind Manuels Klagen aus dieser Zeit:

„Sie hassen uns, daß wir uns din (dein)
Und deiner Lehr' steif halten wend (wollen),
Daß wir hend (haben) d' Götzen g'worfen hin,
Daß wir ein (einen) Greuel ab Kriegen hend
Und mit das Brot
Für unsern Gott,
Ihn nimmer wend anbeten hie; —
Hast du, mein Herr!
Uns solche Lehr'
Durch deinen Sohn verkündet ie (je)?"

Abermal schreibt Haller an Zwingli (22. October), es seien zwar etwelche Vorkehrungen getroffen. „Indeß ist unser Rath fortwährend lässig und langsam; wenn nicht der Herr mit starker Hand uns erlöst, so ist's, fürcht' ich, um uns geschehen. Denn es ist die Weisheit von den Weisen gewichen, der Rath von den Rathgebern, die Großherzigkeit und Festigkeit von den Führern und dem Volke. Freilich würde das Volk in der Stadt lieber sterben, als die Herstellung der Messe und die Gewaltthat der Bauern dulden. Doch was ist das inmitten so viel gewaltiger Dränger!" Bewaffnet zogen die Unterwaldner eben in jenen Tagen den Empörern zu Hülfe, verließen aber beim Herannahen des bernischen Heeres das Land wieder. Die Regierung verfuhr mit ruhigem Ernste und großer Mäßigung. Es erfolgte am 11. November allgemeine Unterwerfung und erneute Rückkehr zum Evangelium. Der Ausgang war diesmal günstiger, als Haller besorgt hatte. Doch knüpften sich an den hier geschehenen Friedensbruch der Unterwaldner in den folgenden Jahren (1529 und 1531) die beiden Kappeler Kriege.

9. Haller während der Kriegsjahre, 1529—31.

Nunmehr schien Haller ungestörter, sowohl seiner eigenen Fortbildung, die ihm sehr am Herzen lag, als auch dem Auf- und Ausbau der erneuten Kirche leben zu können. Er erquickte sich an Butzers Commentarien, schrieb oft an Oecolampad, berieth die vom Rathe ihm vorgelegte Frage über Ehescheidung mit dem Letztern und mit Zwingli. Doch sah er sich alsbald von neuen Stürmen umringt. Schon zu Anfang des Jahres 1529 machten ihn Genfs Gefahren um das Evangelium daselbst besorgt. Von Eck und Murner ward er der Disputation wegen aufs neue mit Schmähungen begossen. Immer drohender aber ward im Laufe des Frühjahrs und Sommers die Spannung zwischen Zürich und den innern Kantonen. Bern wünschte gleich Zürich die Ausbreitung des Evangeliums, doch nur mit Vermeidung des Kriegs. Zwingli aber hielt den rechtzeitigen Krieg für

besser als steten Hader und Scheinfrieden, der doch noch zum Kriege führen müsse. In diesem Sinne wirkte Zwingli auf Haller und die bernischen Freunde. Zürichs wohlgerüstetes Heer lagerte sich bei Kappel. In welche Stellung aber Haller und seine Gefährten geriethen, zeigt uns ein Wort von Haller an Vadian (14. Juli 1529), aus jener Zeit: „Ihr schreitet mächtig vorwärts; ihr seid aber auch dem Herrn zugethan; wir aber sehen uns bald von Wölfen, bald von Bären, bald von Füchsen angefallen, so daß man, wenn nicht der Herr seine Sache führen würde, nichts mehr für uns hoffen dürfte." Plötzlich kam die Vermittlung und (am 25. Juni) der Abschluß des „ersten Landfriedens," welcher der Reformation günstig schien, von Zwingli aber so sehr bedauert wurde und auch Haller nicht befriedigte.

Was Hallern diese sturmbewegte Zeit erleichterte, war der Umgang mit gleichgestimmten Freunden. Insbesondere hatte er die Freude, seinen Landsmann Valerius Anshelm, in diesem Jahre aus Rottweil vertrieben, wieder zurück kehren zu sehen, und zwar ehrenvoll zum Chronikschreiber Berns berufen. Zudem fällt in diese Zeit Hallers Verehelichung. „Eine Jungfrau von ungefähr dreißig Jahren, schreibt er (11. August) an Butzer, habe ich zum Weibe genommen, unbemittelt, aber in geistiger und leiblicher Hinsicht ganz für mich passend. Bete zum Herrn für uns, daß er nach seinem Wohlgefallen unseren Ehebund segnen möge!" — Mit lebhaftester Theilnahme erkundigte sich Haller über den Gang des zu Marburg (im October 1529) zwischen Zwingli und Luther gehaltenen Gespräches, zumal die päpstlich Gesinnten wie die Wiedertäufer sich bemühten, ungünstige Gerüchte auszustreuen; Oecolampad ertheilte ihm mit Freuden den gewünschten Bericht.

Das folgende Jahr begann für Haller mit mancherlei schweren Sorgen, da eine Gesandtschaft der innern Kantone Bern aufs einschmeichelndste gegen Zürichs kühnes Vorschreiten einzunehmen und den alten Einfluß auf Berns Staatsmänner wieder zu gewinnen suchte, und zudem französisches Geld und List nicht gespart wurde, um die Mächtigen zu Bern wieder in den verderblichen Söldnerdienst hinein zu reißen. Ihm selbst erwuchs eine neue Aufgabe aus den Zwistigkeiten der beiden Glaubensparteien in dem benachbarten mit Bern eng verbündeten Solothurn. Schon im vorigen Jahre war es hier zu Tumulten gekommen, wobei die katholische Partei, welcher die Mehrheit der Räthe angehörte, die Thore schloß und Geschütze aufstellte; Bern und Basel vermittelten; den Evangelischen wurde die Baarfüßerkirche überlassen und die Bilder aus derselben entfernt. Auf ihr dringendes Ansuchen bewilligte Bern am 16. Januar 1530, daß Haller einige Zeit als Prediger daselbst auftrete. Er kam und hielt bei dreißig Predigten; allein die Zwietracht ließ nicht nach. Im Gegentheil erscholl eines Morgens der Ruf durch die Stadt, St. Urs, der Schutzheilige, vergieße Schweißtropfen; die Weiber schrieen, der dicke Pfarrer von Bern

habe ihm den Angstschweiß ausgetrieben; die Verwandte eines Rathsherrn wünschte ihr Messer in dem großen Bauche des verhaßten Predigers umzuwälzen. Er gerieth in nicht geringe Gefahr; ein Haufe lief gegen das Baarfüßerkloster heran, wo er sammt andern Predigern sich aufhielt. Achtzig Getreue wachten die ganze Nacht zu ihrem Schutze. Die herbeieilenden Gesandten von Bern, Basel und Biel, worunter auch Manuel, bemühten sich acht Tage lang, einen Vergleich zu bewirken. Die Berner riefen Haller ab, doch durfte er auf Bitte der Solothurner noch etliche Tage bleiben; er kehrte Mitte Februars zurück. Voll Schonung übergeht er bei der Erzählung des Auflaufes, die er Zwingli mittheilt, die gegen ihn gerichteten feindseligen Worte und Schritte. Wohl erkannte er aber, daß der stürmische, wiedertäuferische Geist, wovon selbst Vornehme sammt ihren Frauen angesteckt waren, in Solothurn, wie überall, wo er sich regte, am meisten verdarb und die schön aufblühende Saat des Evangeliums aufs höchste gefährde. Der auf den November (1530) angesetzten Disputation, zu der die evangelischen Solothurner ihn besonders wünschten, war er entschlossen unter billigen Bedingungen beizuwohnen. Doch ließ die in der Stadt überwiegende katholische Parthei dieselbe nicht zu Stande kommen, obschon von den achtundvierzig Landgemeinden vierunddreißig die Messe und Bilder abgeschafft hatten.

Sehr erfreulich war ihm dagegen der durch den feurigen Eifer seines lieben Farel geförderte Durchbruch des Evangeliums in Neuenburg, wozu auch der bernische Venner Weingarten viel beitrug. Um so mehr schmerzte ihn der plötzliche Tod des letztern, welcher im August an der Pest dahin starb. Aufs tiefste aber ergriff ihn das wenige Tage später ebenfalls durch die Pest erfolgende Hinscheiden seines treuen Diakons Michael, der früher sein Kaplan gewesen war. „Welch eine liebe Seele, seufzte er (an Zwingli, 15. August); mehr als ein leiblicher Bruder war er mir; er allein hat unter allen meinen Anfechtungen als treuester Freund bei mir ausgeharrt (auch 1526, als Begleiter auf der Badener Disputation.) Täglich schwinden wir dahin durch die Pest." Er bittet Zwingli dringend um einen Gehülfen, da Kolb vom Alter gebeugt, Megander angegriffen, er selbst bekanntlich mit Leibesschwachheit behaftet sei; sowohl für die Predigt als für die Geschäfte der Kirchenleitung wäre ein Mitarbeiter vonnöthen.

In letzterer Beziehung war eben noch gar Vieles zu ordnen. An manchen Orten blieben die Reformations-Mandate unvollzogen; gegnerische Amtleute legten ihrer Durchführung die größten Hindernisse in den Weg, so daß Haller sammt seinen Amtsbrüdern sich genöthigt sah, bei der Regierung Klage zu erheben. Manche auffallende Abweichungen in kirchlichen Gebräuchen und Einrichtungen schienen Ausgleichung zu fordern. Was aber zu einläßlichen Verhandlungen Anlaß gab, war die Kirchenzucht, deren Mangel oder ungehörige Einrichtung besonders von Seiten

der Wiedertäufer stets aufs neue ernstlichen, zum Theil nicht ungegründeten Tadel hervor rief. Am meisten staatlich ward dieselbe in Bern gehandhabt. „Du weißt, schreibt Haller hierüber an Zwingli (5. October 1530), daß nach der Uebung und den Gesetzen unsers Chorgerichts (Consistoriums) die Fehlbaren gewarnt und zuletzt gestraft werden nicht blos mit Gefängniß, sondern auch mit Ausschließung (Bann, Excommunication), nicht bloß mit kirchlicher, sondern sie werden auch von den bürgerlichen Rechten (den Zünften) ausgeschlossen. In unserm Chorgerichte sitzen zwei Prediger, zwei Mitglieder des kleinen und vier des großen Rathes; diese repräsentiren die ganze Kirche. Damit aber ihre Warnungen und ihr Bann bei dem rauhen und in Lastern verhärteten Volke nicht zum Gespötte werde, hat die Obrigkeit diesen acht Männern auch ihre Verrichtung und Gewalt ertheilt, so daß dem Chorgerichte Beides zukömmt, sowohl zu strafen im Namen der Obrigkeit, als zu warnen und zu excommuniciren im Namen der Kirche." Daran stieß sich besonders Oecolampad in Basel, dem es Ueberzeugungs- und Gewissenssache war, kirchliches und staatliches Einwirken grundsätzlich mit Bestimmtheit zu unterscheiden und sorgfältig aus einander zu halten. Er legte seine Gedanken und sein ernstes Verlangen nach Uebereinstimmung hierin unter den evangelischen Orten dem Rathe zu Basel vor, sodann im September 1530, einem Tage der evangelischen Rathsboten in Aarau; ebenso seinen Freunden Vadian und Zwingli, an deren letzteren er im September 1530 die goldenen, jetzt noch beachtenswerthen Worte schrieb: „Unerträglicher als der Antichrist selbst ist eine Obrigkeit, welche die Autorität der Kirche sich anmaßt. Die Obrigkeit führt das Schwert, und das mit Recht. Christus aber hat uns Arzneien und Heilmittel gegeben, wodurch wir den gefallenen Brüdern helfen sollen. Zudem bessern wir sie nicht, indem wir sie der Obrigkeit verzeigen, sondern wir geben sie Preis. Christus hat nicht gesagt (Matth. 18, 17): „Hört er dich nicht, so sage es der Obrigkeit," sondern „der Kirche (Gemeinde)". In demselben Sinne und sehr ausführlich schrieb Oecolampad an Bertold Haller: „Sieh, mein Lieber, die Kraft des Wortes wirkt mehr als die Strafe; sie vermag besser, steinerne Herzen zu erweichen. Nicht genug läßt sich's sagen, wie viel wir an Wirksamkeit verlieren und wie verächtlich wir werden, wenn wir mit einem andern Schwerte als mit dem des Geistes uns bewaffnen, und wie sehr der Haß des Volkes uns trifft, das uns alsdann neue Tyrannen, Verräther, Hierarchen schilt, welche die weltliche Herrschaft an sich ziehen wollen." Haller war zweifelhaft über die Richtigkeit der in Bern bestehenden Einrichtung und wandte sich deshalb an Zwingli um Rath (wie er schon im Sommer den jungen Bullinger, damaligen Pfarrer in Bremgarten, nicht umsonst darum angegangen hatte.) Haller erklärt sich auch bereit, zu einer Conferenz in Aarau oder Solothurn sich einzufinden, sobald er vom Rathe die Erlaubniß dazu erhalte, was nach Beendigung des eben

obschwebenden Krieges zwischen Genf und Savoien, in welchen Bern verwickelt war, gewiß geschehen würde. Auf einem Tage in Aarau (1. August 1531) näherten sich Oecolampad und Haller, so daß jener das bernische Verfahren nicht mehr so ganz verwerflich fand; er beharrte aber darauf, das seine sei der Schrift und Vernunft entsprechender, während bei jenem die Autorität der Kirche leide und die Diener des Wortes sich sammt ihrer Sache durch diese richterliche Funktion verhaßt machen.

Inzwischen nahten für Haller wiederum gar schwere Zeiten. Mit bangem Herzen sah er die Zerwürfnisse zwischen den evangelischen und den päpstlich gesinnten Kantonen sich steigern, die Erbitterung wachsen, die furchtbare Gefahr eines blutigen Ausganges aufs neue immer näher rücken. Während Zwingli schon im Frühjahr 1531, als Zürich kriegsbereit war, einen raschen Entscheid durch die Waffen wünschte, um dieses faulen Friedens los zu werden, war Haller dagegen ganz einverstanden mit Berns beharrlichem Streben, einen solchen Krieg beinah um jeden Preis zu vermeiden. Noch im Sommer, als von verschiedenen Seiten Vermittlungsversuche gemacht wurden, entsprach er dem Ansuchen eines bernischen Staatsmannes, Zwingli anzufragen, ob er es wohl für ersprießlich hielte, wenn von dem französischen Gesandten ehrenhafte Friedensartikel vorgelegt würden und zwar im Sinne freier Verkündigung des Evangeliums. Doch umsonst. Haller hatte vielmehr den Schmerz, sich von mancherlei Verläumdung umsponnen zu sehen, und grade mit seinen Amtsbrüdern Kolb und Megander nicht mehr einig gehen zu können. Der Letztere namentlich führte zur Zeit der unglückseligen Sperre (Mai bis October 1531) von der Kanzel eine so ungebührliche Sprache, selbst dem Rathe gegenüber, und wiegelte das Volk so heftig zum Kriege auf, daß selbst die treuesten Freunde des Evangeliums es kaum ertragen mochten. Es kam so weit (wie Haller später erzählt), daß jeder Prediger, der nicht mit Spott- und Schmähreden bald gegen die Regierung, bald gegen die fünf Orte und die Päpstler loszog, von den Eifrigen für nichts geachtet oder ein falscher Prophet gescholten ward. Gerade Haller sah sich am meisten von solchen unbilligen Vorwürfen betroffen.

Der furchtbare Schlag aber, den die Sache des Evangeliums durch die Schlacht bei Kappel (11. October 1531) und noch mehr durch die unglücklichen Friedensschlüsse nach derselben erfuhr, ging ihm darum nicht weniger tief zu Herzen. Zwingli's rascher Tod erfüllte ihn mit inniger Betrübniß. Er hatte dem Hingeschiedenen seit Jahren so nahe gestanden, ihm Alles so unbefangen vorlegen, sich ihm so ganz vertrauen dürfen! weshalb er auch bitten mußte, daß nunmehr seine Briefe in keine andere als in Freundeshände kommen und durch solche an ihn zurück gelangen möchten. „Denn so Vieles, bemerkt er, hab' ich ihm geschrieben, was von einem unbilligen Leser aufs ärgste mißdeutet werden könnte." Ohne anders ein auch jetzt noch zu beachtender Wink! — Nicht besser wußte

Haller das Andenken des Gefallenen zu ehren, als daß er sofort versprach, dem frühe verwaisten Sohne desselben, Wilhelm, der in Bern bei seinem Oheim Tremp erzogen werden sollte, ein Vater zu sein.

Ueberdies rief der Umschlag der öffentlichen Stimmung unter dem Landvolke Berns wie Zürichs bedenkliche Regungen hervor, bei denen verborgener Widerwille gegen die ernsten Prediger des Evangeliums, wie gegen die Handhabung größerer Sittenstrenge zu Tage trat und den noch unvollendeten und eben jetzt stark erschütterten Bau der erneuerten Kirche sehr zu gefährden drohte. So erschienen in Bern zu Anfang Dezember 1531 hundert und zwanzig Abgeordnete vom Lande und legten dem Rathe ihre Begehren vor. Die Sittenzucht sei ihnen beschwerlich; das Chorgericht solle abgeschafft oder doch die Prediger daraus entfernt werden; die Prediger sollen nicht schelten, das Wort „gottlos" nicht mehr gebrauchen; Fremde solle man nicht zu Predigern anstellen. Die Regierung ging mit Vorsicht und Freundlichkeit auf diese und andere das Bürgerliche betreffende Begehren ein, im Kleinen nachgiebig, im Wesentlichen fest, und so kam es dazu, daß statt der gefürchteten Störung Stadt und Land sich vielmehr aufs neue vereinigten: so lange der Berner Boden stehe, bei Gottes Wort zu bleiben und die Reformation und Mandate aufrecht zu erhalten. Alles was die Prediger betreffend vorgebracht worden, wurde ans Chorgericht oder an eine demnächst einzuberufende allgemeine Synode gewiesen. Die Prediger blieben im Chorgericht, auch Haller. Die Obrigkeit bezeugte ihnen überdies ihren guten Willen auch durch die Aufforderung: die Prediger möchten ihre allfälligen Anliegen jederzeit dem Rathe brüderlich eröffnen; dasselbe wolle der Rath gegen sie thun.

Dessen ungeachtet erschien die Lage der bernischen Kirche als eine traurige und höchst unsichere. Den Rath sah Haller in sich getheilt und fürchtete den innern Zwiespalt mehr noch als äußere Feinde; den meisten der Herren schienen ganz andere Dinge, Macht und Glanz, Genuß und Ehre weit näher zu liegen, als die ernste Sorge um das Gedeihen des Evangeliums. Wie kümmerlich aber stand es um die Diener der Kirche gerade in der Hauptstadt! Haller selbst war so krank, von Podagra, Bruchleiden und von der Bürde seines schweren Körpers überaus belästigt; Kolb, der im Felde sich von leidenschaftlichem Ungestüm hatte hinreißen lassen, bereits altersschwach; Megander war schon zu Anfang des Krieges um seiner verletzenden Kanzelreden willen in Anklagezustand versetzt, seine Verantwortung aber auf seine Rückkehr aus dem Felde und auf die bevorstehende Synode verschoben worden. Als er zurück kam, brachte die Erbitterung über den unglücklichen Ausgang des Krieges es dahin, daß das Predigen ihm untersagt und er im Amte still gestellt wurde, bis daß Alles vor der großen Synode verhandelt und geschlichtet wäre. Man konnte gar nicht wissen, was bei der Ungunst des Rathes und bei dem

allgemeinen Unwillen über ihn verhängt würde. Es war zu besorgen, daß er verabschiedet werde. Aufs sehnlichste wünschte daher Haller einen wissenschaftlich gebildeten, rüstigen und dabei maßhaltenden Diener des göttlichen Wortes zu seinem Mitarbeiter in der Pflege der bernischen Kirche zu erhalten. Da es im bernischen Gebiete gänzlich an solchen Männern fehlte, richtete er seine Blicke auf den eben aus Bremgarten vertriebenen, ihm seit der Berner Disputation wohl befreundeten Bullinger, der sich durch weise Mäßigung während der Vermittlungsversuche allseitig großes Zutrauen, auch bei den Bernern, erworben hatte. An ihn ließ der Rath (im Dezember) einen Ruf ergehen durch Hallers Vermittlung. Aufs freundlichste bittet Haller ihn, den Ruf nach Bern anzunehmen; er bietet sich ihm zu jedem Dienste, ja zum treuen Freund und Bruder an. „Ist man gleich gegen Megander erbittert, schreibt er, so darfst du unbesorgt sein; durch meine Mäßigung hat der Herr mehr gewirkt, als durch seine Bitterkeit. Solltest du nicht entsprechen, so möchte ich lieber in Kurzem sterben, als so verlassen sein." Doch Bullinger konnte nicht, da Zürich ihn fest hielt. (S. Pestalozzi, Bullinger, S. 72.) Hallern blieb nichts übrig, als durch fortgehenden brieflichen Verkehr seine Beihülfe zu suchen und seine Freundschaft zu pflegen.

10. Berner Synodus, Januar 1532.

So nahete das Ende dieses Unglücksjahres. Mit schwerem Herzen sah Haller der bevorstehenden ersten allgemeinen Synode entgegen, die vom Rathe auf den 9. Januar 1532 zur Beurtheilung der Prediger hinsichtlich der Lehre und des Lebenswandels, zur Aufstellung einer bleibenden Ordnung (Vorschrift) hierüber und zur Beseitigung aller wahrgenommenen Uebelstände einberufen war. Namentlich machte ihm Meganders Angelegenheit bange. Grade der ungestüme Eifer derjenigen Prediger, die für ihn Partei nahmen, und um seinen Fehler zu vertuschen, sogar Haller der Nachlässigkeit und Untreue beschuldigten, weil er nicht eben so wie jener gepredigt habe, konnte beim Rathe Alles verderben. Für seine Person fürchtete Haller nichts, wohl aber besorgte er Verlust oder Hemmung der freien und freimüthig eingreifenden Predigt des göttlichen Wortes und Entlassung des kräftigen Megander, den er trotz seines unzeitigen Eifers hoch schätzte und von dem er eben in jenen Tagen bezeugte, „er sei ein gelehrter, frommer und in seinem Wandel untadelhafter Mann."

Da kam ihm plötzlich eine Hülfe. Wie ein rettender Engel erschien bei ihm Wolfgang Capito aus Straßburg, der, um die eigene Schwermuth zu stillen, eben eine Rundreise durch die evangelischen Städte begonnen hatte. So unerwartet trat er am 29. Dezember 1531 bei Haller ein, daß dieser den fremden Reitersmann im Augenblicke, als er ihn um eine Herberge ansprach, nicht einmal erkannte. „Einen Augenblick nachher,

erzählt Haller, lag ich mit Thränen der Freude in seinen Armen." Haller machte den mit den bernischen Wirren nur wenig Bekannten mit der Lage der Dinge vertraut, und führte ihn am folgenden Tage zu den angesehensten Häuptern des Staates. Auf Hallers Betrieb baten diese den willkommenen Gast, nachdem sie ihn predigen gehört, bis zur Synode zu bleiben. Der anberaumte Tag (9. Januar) erschien; zweihundert und zwanzig Prediger versammelten sich; der gesammte Rath wohnte bei; Capito setzte auseinander, wie die Synode abzuhalten, was zu verhandeln sei und wie es mit der Angelegenheit Meganders stehe. Als sofort dessen Partei sich erheben wollte, sprach er so eindringlich, daß ein jeder in sich selbst blickte und beschämt erkannte, worin er es in der Zeit des Kriegssturmes versehen. Am folgenden Tage legte Capito zuerst der Gemeinde von der Kanzel, sodann in längerer Rede der Synode sammt dem Rathe dar, welches der Kern und Stern der ganzen evangelischen Predigt sei, wie Christus und Christus allein müsse verkündigt werden, wie er selbst und die in ihm erschienene Gnade Gottes der rechte Inhalt der ganzen christlichen Lehre sei. Dies Alles trug er mit so hinreißender Kraft der Rede, mit solcher bezaubernden Milde und Innigkeit vor, daß er Aller Herzen gewann. Des Nachmittags kamen Ausschüsse aus den acht Kapiteln zu weiterer Berathung mit ihm zusammen, während anderswo die Censur (Zeugnißablegung und Beurtheilung) über Lehre und Wandel jedes einzelnen Geistlichen gehalten wurde. Am eilften Januar redete Capito eben so ergreifend von christlicher Zucht und davon, wie die Vertreter der Kirche und des Staates sich gegenseitig zu unterstützen haben, damit das Wort Gottes die Fülle seiner segensreichen Kraft frei entfalte. Kurz, erzählt Haller weiter (an Butzer, 16. Januar), als er am 13. Januar die Synode schloß und mit beweglichen Worten der Liebe und des Friedens, der Zucht und Vermahnung Abschied nahm von den Kirchen und sämmtlichen Brüdern, da brachen die dreihundert versammelten Männer in Thränen aus, so daß niemand der Rede mächtig war. Denn als man mich aufforderte, im Namen der Brüder ihm den Dank auszusprechen, so versagte mir die Stimme..... Seinen Bitten verdanken wir die Versöhnung Meganders mit den Herren: ein Handel, den kein Fürst mit all seinem Ansehen hätte beilegen können; so verbittert war derselbe. Er hat Alles erlangt, was er nur gewollt und hat sich die ganze Stadt und alle Brüder dermaßen in Dankbarkeit und Liebe verbunden, daß selbst die Rohesten und Gottlosesten unwillkürlich ausriefen: Gott hat den Mann her geschickt!"

In der That waren Hallers Freudenthränen, seine tiefe innere Bewegung bei dieser ersten Berner Synode, der einzigen, die er erlebte, nicht grundlos. Er hatte damit etwas Großes erlebt, einen wesentlichen Fortschritt zum rechten Ausbau der erneuten Kirche Berns, an deren Reform er sein Leben und all seine Kräfte gesetzt hatte. Nicht ein blos persönliches Friedenswerk war demjenigen mit Gottes wunderbarer Hülfe gelungen,

vor dessen höherer Begabung er selbst in seiner Anspruchlosigkeit ohne einen Hauch von Unmuth gern völlig zurück trat, dessen tiefer Ernst, dessen christliche Milde und Liebesfülle so ganz seinem eigenen Sinne entsprach. Weit Größeres war zu Stande gebracht, ein bleibendes Denkmal zum Segen auf Jahrhunderte. Durch diese Synode, deren Akten sich nicht in dürrer Gesetzesform, sondern mit ansprechender Herzlichkeit im Tone freundlicher Ermahnung über das ganze Amt und Leben des Geistlichen verbreiten, erhielt Bern nach sofort erfolgter Genehmigung des Raths eine feste kirchliche Gestaltung, eine Kirchenordnung von unvergleichlicher Art, „auch für unsere Zeit (nach Hundeshagen) ein wahres Meisterwerk." Sie ist durchweht vom christlich warmen Hauche freiesten Geisteslebens, das aber in die nothwendigen Schranken der Zeitlichkeit willig eingeht. Bemerkenswerth ist die eindringliche Klarheit, mit der die Obrigkeit gemahnt wird, als Gottes Dienerin des Evangeliums Lehre und Leben, sofern es äußerlich ist und bleibt, bei ihren Unterthanen zu bewahren, zugleich aber davor gewarnt wird, sich in den inwendigen Gang der Gnade und die Gewissen einzulassen oder von außen etwas zu gebieten oder zu verbieten, wodurch die guten Gewissen beschwert oder dem heiligen Geiste ein Ziel gesetzt würde. Diese Kirchenordnung, „Berner Synodus" genannt, blieb nebst den Akten der Berner Disputation das besondere Symbol der bernischen Kirche.

11. Hallers weitere Bemühungen für die evangelische Kirche im In- und Auslande, 1532—1535.

Auf Grundlage dieser Kirchenordnung konnte sich nun Hallers ferneres mannigfaches Wirken zum Besten der bernischen Kirche, zu ihrer Weiterleitung und zur Herstellung besserer Zustände gedeihlich entfalten, obwohl die Drangsale der Zeit vielerlei Störung und Unsicherheit mit sich brachten. Schon in diesem Jahre (1532) hatte er im März und im October in den verschiedenen Landestheilen Kirchenvisitationen zu halten. Die Prediger ermahnte er aus allen Kräften, das überall wieder mächtig sich erhebende Papstthum fest und gemäßigt mit klaren Gründen der heil. Schrift zu bekämpfen; das Volk wies er auf die Zeichen der Zeit und das Unheil der Abtrünnigen; die Amtleute, unter denen manche in Erfüllung ihrer Pflicht sich schlaff oder feindselig zeigten, zu ernsterer Bestrafung der Laster. Dem Rathe erstattete er genauen Bericht; daraufhin schärfte derselbe allen Amtleuten treuere Handhabung der erlassenen Mandate ein. Für die Jugend, deren Unterricht in jener Zeit meist den Eltern überlassen blieb, wünschte Haller schon damals einen angemessenen Katechismus. Auch in den folgenden Jahren hatte Haller jährlich zweimal die sämmtlichen acht Kapitel zu visitiren und sich dabei über Alles persönlich Rechenschaft geben lassen, zur größten Förderung der Pfarrer und Gemeinden, wie er selbst

gesteht. Freilich gab es Pfarrer, die, wo er auch auf äußern Anstand hielt (1533), darin schon „ein neues Papstthum" finden wollten. Außer der täglichen „Prophezei", bei der, ähnlich wie in Zürich, die Bibel den Grundsprachen gemäß von den Gelehrten, zum Theil auch von Haller, ausgelegt wurde, hielt man unter Hallers Vorsitz zur Belehrung der großentheils ungebildeten Prediger wöchentlich an den Markttagen Colloquien (Besprechungen) über schwierigere Schriftstellen; manchen erwuchs daraus großer Segen, indem sie gegen Papstthum und Wiedertäufer besser gewaffnet wurden. Mit großer Freude begrüßte Haller zu seiner eigenen und anderer Belehrung Bullingers ziemlich kurzgefaßte Commentare (Schriftauslegungen). Von sich selbst sagt er dabei mit gewohnter Bescheidenheit, „er habe viele Lehrer gehabt, aber nie einen geordneten Studiengang; er sei eben was Eck einst dem Zwingli mit Unrecht vorwarf, ein „„selbstgewachsener Theolog"'"; deshalb lerne er, sowie andere fromme Amtsbrüder, so gerne aus Bullingers Schriften, weil sie klar, offen und einfach seien und so die Finsterniß der Unwissenden gründlich heben." Wiederholt bittet er ihn sehr dringend, in der Ausarbeitung der Commentare fortzufahren, besonders um derjenigen willen, die ungefähr so eine ähnliche Bildung haben, wie er selbst. Allem Lobe aber fügt der grundehrliche Haller sogleich die Warnung bei, „Bullinger solle doch ja demüthig bleiben, nicht etwa selbstgefällig, ehrsüchtig, hochmüthig werden; nicht daß Bullinger ihm zu Besorgnissen Anlaß gegeben hätte, aber vor den Schlingen des Satans könne man sich nicht genug hüten; er habe auch Zwingli seiner Zeit gerade so gewarnt und dieser es niemals übel genommen." Als Bullinger (1533) die Auslegung des Römerbriefes, „ein Compendium christlicher Philosophie", wie der Titel sagt, ihm widmete, antwortete er, „von Ehrsucht und Ruhmsucht wisse er sich frei; es sei ihm nur leid, daß sein Name je gedruckt worden, es wäre denn, daß er noch einst der Welt eine Spur desselben aufdrücken könnte; Bullingers Dedication dieses Buches irgendwann zu erwiedern, sei er ja nicht im Stande." Seine eigenen Abrisse (Rapsodien) wollte er nicht einmal dem befreundeten Bullinger senden, da er sie nicht für werth achtete, von einem so gelehrten Manne gelesen zu werden. Von Bullinger erbat er sich einen umfassenden Plan für die Einrichtung seiner Studien (April 1532); diesen theilte er auch andern strebsamen Geistlichen seiner Umgebung mit; gerne wollte er diesem Plane folgen, doch drückte ihn der Mangel an Zeit.

Außer den Schulanstalten in Bern zur Heranbildung von Predigern wurden in mehreren Landstädten lateinische Schulen errichtet zu ihrer Vorbildung. Um so mehr mußte man auf Erleuchtung der Prediger und innere Stärkung der evangelischen Kirche bedacht sein, da diese von den siegreichen Gegnern nicht nur in den gemeinsamen Herrschaften sich zurück gedrängt, sondern überall bedrängt und gefährdet sah. Das Gerücht, Zürich wolle die Messe wieder zulassen (März 1532), erschreckte auch

Haller. Wie über Alles theilte er sich auch darüber seinem Bullinger mit, dem er so innig sich verbunden fühlte, daß er „gerne mit ihm auch das Schwerste auszustehen bereit war.“ „Allenthalben thun sie groß, meldet ihm Haller, ehe ein Jahr um sei, müsse zu Zürich und Bern wiederum die Messe sein.“ Haller wußte wohl, wodurch es zu Bern am ehsten dahin kommen könnte, daß nämlich das verführerische Pensionswesen für dessen Machthaber am verlockendsten werden möchte. Die Franzosen suchten so eben eine Werbung und wandten dafür insgeheim ihre alten Künste an; daher er scherzend an Bullinger schrieb, „er fürchte die französische Messe noch mehr als die päpstliche.“ Das Drängen der katholischen Orte, ihre Zumuthungen an Zürich, ihr Druck auf die gemeinsamen Herrschaften wurde so arg, daß Bullinger vorschlug, lieber gütlich die Bundesbriefe heraus zu geben und dann einander ungekränkt zu lassen. Haller besprach den Vorschlag (im Oct. 1532) mit den ihm befreundeten Staatsmännern Berns; diese aber besorgten, wie Haller seinem Freunde zurück berichtet, die katholischen Demokratien würden bei einem solchen Anlasse „das bernische Oberland und Aargau zur Abtrünnigkeit verleiten können und aus ihnen, wie auch schon verlautete, zwei neue selbstständige Kantone machen.“

Beide Männer bedauerten, zumal gegenüber der festen Geschlossenheit der katholischen Orte, aufs tiefste die Kälte, die seit dem unglücklichen Kriege zwischen Bern und Zürich eingetreten war und thaten ihr Möglichstes zur Wiedervereinigung. Allein, sie stießen auf mancherlei Hindernisse; es wollte Jahre lang nicht gelingen, wiewohl sie ihre Freunde in Basel, Schaffhausen und St. Gallen um Vermittlung angingen. „Es ist um uns geschehen, schreibt Haller an Vadian nach St. Gallen, im Februar 1532, wenn die zwei Städte nicht wieder eins werden, die einander ganz entfremdet sind. Keine mag der andern ein gutes Wort geben;“ dann wieder 1533 an Bullinger: „Gott ist erzürnt über uns, daß die zwei Städte einander nicht mehr verstehen und hören wollen.“ Als der Schultheiß Jakob von Wattenwyl, „das christliche Herz“, wie Haller ihn nannte, mit wohlwollenden Aufträgen zur Tagsatzung abging, hoffte dieser das Beste; allein umsonst waren so viele Versuche, „die alte Freundschaft wollte nicht erwachen.“ Noch im Februar 1534 klagt Haller (an Bullinger): „Die christlichen (evangelischen) Städte gehen mit einander um, wie die Katze um den Brei. Es traut und sagt Niemand dem andern, wie's ihm im Herzen ist.“ Endlich gelang es im März 1534, durch den Hallern besonders eng befreundeten Sulpitius Haller, seinen Gevatter, damals Vogt in Lenzburg, einen Besuch bernischer Amtleute in Zürich und Kyburg zu bewirken, wobei diese aufs glänzendste bewirthet und ihnen Vorschläge zu weiterer Vollführung der Wiedervereinigung überreicht wurden. Eine Folge davon war die Ausgleichung allzu auffallender Verschiedenheiten in kirchlichen Gebräuchen, die bei Tagsatzungen den Gegnern Anlaß zu Spott gegeben hatten, während man sonst „der christlichen Freiheit

gemäß" Ungleichförmigkeit in äußeren kirchlichen Dingen bestehen ließ. Namentlich aber kam es unter den fünf evangelischen Orten zu einer Vereinbarung in Betreff der Ehesatzungen. Oft war Haller durch seine Stellung im Chorgericht veranlaßt, über letzteren Punkt bei seinen Freunden Zwingli, Bullinger, Vadian, Butzer, Capito, Blaarer sich Rath und Auskunft zu erbitten.

Vielfältige Sorge machten Hallern in diesen Jahren überdies die fortgehenden Umtriebe der Wiedertäufer, die immer wieder sich zeigten, obgleich schon im Juli 1529 etliche derselben in der Aare ertränkt worden, nicht der Lehre halben, sondern wegen ihres Ungehorsams, wegen trotziger „Verachtung der Obrigkeit", da sie, obgleich öfters verwiesen, doch wieder zurück gekommen waren. Im April 1531 hatte Haller nebst zwei andern Predigern zu Bern mit einem der bedeutendsten Wiedertäufer Hans Pfistermeier ein Gespräch zu halten; es geschah das mit großer Freundlichkeit und Sanftmuth, und es gelang ihn zu gewinnen. Schon zu Anfang des folgenden Jahres (1532) muß aber Haller aufs neue Bullingern klagen, die Gemeinden auf dem Lande werden von den Wiedertäufern arg beunruhigt; die bisherigen Maßnahmen, wie Belehrung und Ausweisung der Hartnäckigen erweisen sich als fruchtlos; nun komme in Frage, ob man zum Schwerte greifen dürfe; der Rath sei dazu sehr geneigt; er selbst noch nicht mit sich im Reinen, da Hinrichtungen ihre Zahl nur mehren; „und dürfen wir, die wir auf Seiten des Evangeliums stehen und von Allen Verfolgung um Christi willen erwarten sollten, auch wieder Solche haben, die wir verfolgen, während wir des Kreuzes und der Bedrängniß vielmehr uns rühmen sollten?" Haller befand sich deshalb in höchster Gewissensqual, entschied sich aber gegen das Recht der Todesstrafe und beharrte dabei unerschütterlich. Ein neues Gespräch wurde vom Rathe angeordnet; zwanzig Prediger im Juli 1532 dazu nach Zofingen berufen; drei und zwanzig Wiedertäufer erschienen; neun Tage lang wurde disputirt. Umsonst; die letztern rühmten sich sogar des Sieges und wurden nur kühner. Als im August 1534 die Wiedertäufer sich abermals mehrten und der Rath ihm aufs neue ein Gutachten abnöthigte, in der Hoffnung, nun werde er zur Todesstrafe einwilligen, erklärte er unumwunden, die Entstehung und Verbreitung dieser Sekte sei hauptsächlich der Bequemlichkeit mancher Pfarrer, der Ueppigkeit vieler Rathsherrn und Vögte, ihrer Versäumniß des Gotteswortes, lauer Bestrafung der Laster, schlechter Erziehung der Jugend, der als unmündig Getauften beizumessen. Die Gefängnisse vermochten sie nicht zu fassen; dennoch widerstand Haller schärferer Bestrafung, treu der Ueberzeugung, „der Glaube sei eine Gabe Gottes."

Es schien ihm ein Widerspruch zu sein, daß man die Wiedertäufer so hart, die halsstarrigen Anhänger des Papstthums dagegen gar gelinde behandle. Entschiedene Schritte schienen ihm den Letztern gegenüber vonnöthen. Im November 1534 kam es dazu, daß der große Rath im Beisein

von fünf und dreißig Amtleuten vom Landz nach einem zweistündigen Vortrage Hallers das Reformationsedikt sammt den Mandaten aufs neue zu halten beschwor und den Beschluß faßte, dasselbe zu Stadt und Land von jedermann beschwören zu lassen; wer sich weigere, den Eid zu leisten, habe freien Abzug.

Besonders schwere Sorgen machten Hallern auch jetzt wieder die Zerwürfnisse Solothurns, woselbst das Evangelium von zwei Seiten her, von papistischer wie von wiedertäuferischer, hart angefochten und endlich verdrängt wurde. Schon im April 1532 wurde den Evangelischen in der Stadt ihr Prediger entrissen. Immer heftiger bedroht machten sie im Oktober 1533 einen Anschlag auf das Zeughaus; nur der hingebende Heldenmuth des Schultheißen Wenge verhütete Blutvergießen. Doch wurden die Evangelischen aus der Stadt vertrieben. Bern hatte Ursache genug, sich ihrer kräftig anzunehmen. Allein ein Krieg schien dafür unvermeidlich. Haller aber schreibt klaren Geistes hierüber (22. November an Bullinger): „Von Gottes Wort wegen Krieg führen ist nie wohl erschossen. Für Gottes Wort Krieg führen trifft den Teufel an; der wird bestritten durch geistliche Waffen, durch unschuldiges Leben, durch reinen Glauben und durch dessen freie Verkündigung."

Indeß erwartete er nichts Anderes, als daß Bern, „nunmehr von Papisten umringt alsbald angegriffen und wo möglich mit Gewalt vom Evangelischen weggedrängt werde." Er rüstete sich daher aufs Schwerste: „Uns ist das Kreuz Christi verheißen, die Verfolgung, und daß die Gottlosen über uns siegen werden. Uns, die wir fromm und christlich leben wollen, trifft immerwährende Anfechtung. Die ganze Welt mag uns drücken; aber der ewige Sieg wird uns zu Theil. Zehn Verfolgungen hat die alte Kirche erduldet. Sind diese ein Vorbild unserer Kirche, so leben wir in der Zeit der ersten Verfolgung, damit auch unser Glaube bewährt und die Gedanken Vieler offenbar werden." Fest entschlossen, der Gefahr nicht zu entfliehen, erbat er sich bei seinen Straßburger Freunden eine Stätte der Zuflucht, wofern er vertrieben würde. Fünf und zwanzig evangelische Landgeistliche wurden von ihren Pfarrstellen im Solothurnischen vertrieben; viele Bürger wanderten aus, unter ihnen solche, denen Haller christliche Liebe und Freundlichkeit gern erzeigte.

Eine Reihe von Verhandlungen anderer Art veranlaßten Butzer's fortgehende Versuche zur Vereinigung der schweizerischen und oberdeutschen Protestanten mit den lutherischen. Bern zeigte sich dabei sehr zurückhaltend. Als Butzer im Mai 1533 auf seiner Rundreise durch die Schweiz mit seinem Begleiter Bartolomeo Fontio in Bern eintraf, hatte er zwar den freundlichen und ehrenvollen Empfang, der ihm zu Theil ward, sehr zu loben. Eine Zahl von hundert und zwanzig Geistlichen wurde versammelt, die in Butzers Gegenwart und unter seiner Beihülfe manche kirchliche Verbesserung beriethen; mit ihnen trat Butzer vor den Rath, um diesen

zur standhaften Behauptung der evangelischen Wahrheit zu ermuntern, was auch Farel sammt den anwesenden französischen Predigern that. Oefterer gegenseitiger Besuch der Synoden lag längst in Hallers Wünschen. Haller war zudem Butzern seit Jahren mit aufrichtiger Achtung und Freundschaft zugethan und bewahrte ihm trotz aller Vorkommenheiten stets diese Gesinnung. Auch er wünschte von Herzen Frieden mit Luther und den Seinigen. Allein nichts vermochte ihn und seine Amtsbrüder, dies auf Kosten der Wahrheit und Klarheit zu thun, von hellen auf dunkle, zweideutige Ausdrucksweisen überzugehen, wie Butzer sie wünschte. Ihm schien daraus mehr Verwirrung und Zwietracht als Heil zu erwachsen (wie ihm auch sonst subtile Erörterungen über die Prädestination ꝛc. zuwider waren.) Was man ihm (im November 1534) aus Bourges und Paris über Blaarers Stellung in Württemberg schrieb, bestärkte ihn darin. Selbst was die Zürcher unter Zustimmung Basels, Schaffhausens und St. Gallens im Dezember 1534 zur Erleichterung einer Annäherung in Betreff der Abendmalslehre glaubten vorschlagen zu können unbeschadet der zwinglischen Lehrweise, schien ihm und den übrigen Bernern nicht einfach genug. Seinen guten Willen gab Haller zwar aufs klarste kund, da er sich zu einer von Bern angeregten Besprechung mit den Zürichern trotz seines beschwerlichen Leibes auf den 30. März 1535 in Zofingen einfand, voll Sehnsucht, Bullinger oder Leo Judä noch einmal, wie er ahnte, zum letzten Mal in seinem Leben zu sehen. Leider wurden sie abgehalten ohne ihre Schuld durch das böswillig ausgestreute Gerücht, Zug stehe in den Waffen, es drohe ein feindlicher Ueberfall. So gern hätte er eben jetzt wieder Bullinger nach Bern gezogen, da er in ihm das Werkzeug des Herrn erkannte, um nicht nur die Zürcher, sondern Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener ꝛc. zur Erkenntniß des Heils zu führen (Mai 1535). Da die Zürcher im August dieses Jahres eine Vertheidigungsschrift zur Verwahrung ihrer Kirche gegen all die Befeindungen herauszugeben beabsichtigten, mahnte er zu bescheidener Haltung. Indeß war es sein Wunsch, daß die schweizerischen Kirchen eine Darstellung ihrer Lehren und Gebräuche in Bereitschaft halten möchten, um sie je nach den Umständen einem allgemeinen Concil oder den Lutheranern vorzulegen. Er selbst hatte früher schon die Abfassung versucht. Höchlich lobte er es (3. Oktober 1535), als Bullinger sich an den friedliebenden Melanchthon wandte und erinnerte aufs freundlichste an die vorzüglichen Eigenschaften dieses seines Jugendfreundes. Eine im Dezember 1535 von Zürcher und Basler Geistlichen in Aarau entworfene, den Bernern zu lieb vereinfachte Formel in Betreff des Abendmals befriedigte abermals die Berner noch nicht. Indeß wünschten sie nun selbst eine neue allgemein schweizerische evangelische Conferenz.*) Sie begann im Januar 1536 in Basel. Ihr

*) Den ersten Gedanken daran finden wir schon zehn Jahre früher in einem Briefe Haller's an Vadian vom 5. October 1525.

Ergebniß war die erste schweizerische Confession. Hallers letzte Lebenstage erheiterte diese Einigkeit der schweizerischen Kirchen.

Eben so lebendig war Hallers Theilnahme für die Regungen des Evangeliums unter den Christen französischer Zunge, an deren Grenzscheide er sich befand, insbesondere für den Protestantismus in der jetzigen französischen Schweiz, die damals mit Bern aufs mannigfachste verknüpft war. Mit Farel, der hier zu Hallers Zeit als der Hauptkämpfer wirkte, war er innig befreundet. Wie er diesen ermuntert hatte, 1526 in Aelen sein Werk zu beginnen, so finden wir Haller in stetem Verkehr mit ihm, auch während seines Wirkens in Murten, Neuenburg ꝛc. Da Farel stets in Bern seinen Ausgangs- und Stützpunkt suchen mußte, wurde sein Verkehr mit Berns Machthabern öfters durch Haller vermittelt. Häufig waren seine Besuche bei Haller; bei ihm herbergte er bei der Berner Synode 1532. In seinem Hause sah er im Mai desselben Jahres das merkwürdige, ums Jahr 840 verfaßte Schriftchen des Ratramnus (Bertram) über das Abendmal, das Haller sofort ins Deutsche übersetzt zu sehen wünschte; es gefiel Farel so wohl, daß er's mit sich nahm. Auch im folgenden Jahre treffen wir ihn öfter unter Hallers Dach, woselbst er immer wieder besonnenen Rath, Trost und Hülfe fand. Im August war er von seinem Bruder begleitet, der von dem starken Absatze reformatorischer Schriften in Paris berichtete, was Haller veranlaßte, gegen seine zürcherischen Freunde jetzt schon das dringende Verlangen nach Herausgabe von Zwingli's Schriften auszusprechen, einen Wunsch, der erst zwölf Jahre später auf besondere Veranlassung sollte in Erfüllung gehen. (S. Pestalozzi, Bullinger, S. 222.) Mit seinem Jugendfreunde Melchior Volmar in Bourges, zu dessen Füßen Calvin und Beza saßen, stand Haller ebenfalls in Verbindung; durch ihn gingen (1533) die Geldsendungen für die zürcherischen Studirenden Fries in Paris und Conrad Geßner in Bourges. Aufs herzlichste freute er sich über den Besuch seines Volmar bei dessen Rückkehr aus Frankreich (Mai 1535), als die Reaktion gegen den Protestantismus mächtig und blutig vordrang. Wie einen Bruder empfahl ihn Haller seinen Freunden. — Mit einem Franzosen oder Savoiarden, Namens Claudius, der im März 1534 in Bern anlangte, mußte Haller sich in eine Disputation einlassen über die Person Christi, deren Göttlichkeit wie auch die Dreieinigkeit von diesem bestritten und hartnäckig geläugnet wurde ungeachtet aller Schriftzeugnisse, durch die Haller ihn überführte. Haller fühlte die Größe der Schwierigkeiten, die sich hier vor ihm aufthürmten; doch schien es ihm, Claudius sei nicht bei Sinnen. Derselbe wurde sodann, damaliger Uebung gemäß, aus dem Lande verwiesen. Auch in Betreff Farels besorgte Haller zur nämlichen Zeit, er sei von solcherlei Irrthum etwas angesteckt.

Im Mai desselben Jahres erschien bei Haller der Straßburger Arzt Ulrich Chelius, als Agent des französischen Gesandten in der Schweiz, Wilhelm de Cange, Bruders des Erzbischofs von Paris, um eine Ver-

einigung zwischen der evangelischen und päpstlichen Kirche einzuleiten. Er legte Hallern die Vorschläge, die hiefür von Melanchthon und von Butzer und Hedio verfaßt worden, vor, erlangte aber Hallers Zustimmung nicht, da dieser, nicht mit Unrecht, fand, durch die gemachten Zugeständnisse sei die Grenze des Erlaubten, die Linie der Wahrheit überschritten (s. Pestalozzi, Bullinger, S. 251, 272. Baum, Butzer S. 496.) Eben so vergeblich waren bei Haller dieselben Bemühungen im folgenden Jahre, mochte auch die französische Gesandtschaft mißvergnügt aussprengen, „nur die bernischen Dummköpfe und Krebsgänger bleiben hartnäckig auf ihrer Meinung." Als bald darauf der König von Frankreich Melanchthon und Butzer zu sich begehrte, warnte Haller aus innerster Ueberzeugung vor dieser Reise. „Was hast du, schreibt er (im Juni 1535) an Butzer, mit den Franzosen zu schaffen? Sie geben gute Worte, Geld und weiter nichts, wenn nicht etwa gar noch Gift!" Er erinnert an Farels und Virets Lebensgefahr in Genf; er beruft sich auf Solche, die, wie der Schultheiß von Wattenwyl, der Franzosen List und Art genau kennen. „Will man Butzern allerdings lassen ausbutzen, meint er, so schick' man ihn nach Frankreich; nichts als Trug sei von König Franz I. zu erwarten."

Ueberdies nahmen Berns vielversprechende Verhältnisse zu Genf, auf dessen Bedeutsamkeit schon Zwingli hingewiesen hatte, Hallers Aufmerksamkeit öfters und besonders in der letzten Zeit seines Lebens in Anspruch. Nachdem Genf seit 1534 einzig mit Bern verbündet, sich im August 1535 für die Reformation erklärt hatte, sah es sich vom Herzog von Savoien aufs furchtbarste bedrängt und bat daher Bern dringend um Hülfe. Es schien aber nichts Andres übrig zu bleiben, als entweder die Bundesgenossen und Glaubensbrüder im Stiche zu lassen, oder in mißlicher Lage einen höchst bedrohlichen Krieg zu führen. Bern setzte Alles daran den Krieg zu vermeiden; Monate lang mühte man sich umsonst ab. Welche schwierige Lage für Haller als Prediger, dem die Glaubensbrüder in Genf sehr am Herzen lagen und von dem man in der Predigt auch über politische Dinge gemessene Worte erwartete! Nachdrücklich mahnte er in dieser aufgeregten Zeit, bei der immer steigenden Gefahr, daß Alles mit Sorgfalt und Umsicht geschehe, nichts unbedacht und hitzig, daß man gegen jedermann Frieden halte und keinen Krieg unternehme, doch unbeschadet der Ehre Gottes. Während die Spuren innerer Entzweiung ihn ängsteten, erfreute ihn die kirchliche Festigkeit, welche die Boten Berns dem Herzoge und selbst den bei ihm befindlichen Gesandten des Kaisers gegenüber an den Tag legten, getreu ihrem Auftrage, in ihren Forderungen auf der Freiheit des Glaubens für Genf zu beharren.

12. Haller's Lebensende, 1536.

Mitten unter allen diesen Mühen und Gefahren nahete Haller's Lebensziel, dem er freilich nicht unvorbereitet entgegen ging. Schon im Bis-

herigen haben wir seine aufrichtige Bescheidenheit erkannt, nach der er so gerne an höher Begabte sich anschloß und ihnen sich unterordnete, seine kindliche Lauterkeit und offene Herzlichkeit im Verkehr mit seinen Freunden und die gewissenhafte, hingebende Treue, womit er das ihm anvertraute Pfund verwandte, indem er die Pflichten seines Amtes nach allen Seiten hin redlich zu erfüllen strebte. Dennoch genügte er sich nie. Im Gegentheil machte er sich in seinem Innern manche schwere Bedenken über seine Unzulänglichkeit für die hohe Stellung, die er einnahm. Allerdings war er ganz in der Lage, sich als Vorsteher (Antistes) der gesammten bernischen Kirche betrachten zu müssen, wenn auch ohne besondern Titel oder äußere Auszeichnung. Insbesondere drückte ihn seine mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung und er suchte sie, wie auch die übrigen Mängel, mit denen er sich behaftet glaubte, zumal in diesen seinen letzten Lebensjahren aufs emsigste zu ergänzen. So schreibt er an Butzer, nachdem dieser im Mai 1533 Bern besucht hatte (ähnlich wie früher an Zwingli): „Du hast nun, lieber Martin, unsere Kirche gesehen, einige unserer Prediger gehört; mich hast du ganz gesehen, wie viel oder wie wenig an mir sein mag. Nichts kannst du thun, was mir willkommener wäre, als wenn du mir ganz offen schreibst, was du daran, zumeist aber an mir, vermisset." Sodann: „Ich weiß, daß die Frömmigkeit allein nicht ausreicht zur Führung eines so wichtigen Amtes. Es wird Klugheit, Treue, Gelehrsamkeit erfordert, um die Geheimnisse Gottes auszuspenden. Du kennst mich; befiehl, dringe, zeige mir, wie ich dasjenige möge verbessern, was leicht nicht bloß mir, sondern der Kirche schaden kann!" Dann wieder an denselben: „Ich weiß genug dessen, das Gott gern hätte und fürchte, es gebreche an mir. Hätte ich doch diese Furcht schon vor zehn Jahren gehabt!" Ebenso schreibt er an Bullinger, nachdem er diesem von der Menge seiner Geschäfte Kunde gegeben und von seinen kärglichen Studien, für die er nur die stillen Stunden der Nacht verwenden könne: „So steht meine Sache, mein frommer Heinrich! so drückt mich mein Gewissen erst am allermeisten, daß ich Ungeschickter an solchem Orte der Sache Gottes soll vorstehen. Ich fürchte Gott übel, ich versäume etwas in seiner Sache."

Noch im März des Jahres 1535 seufzt er (ebenfalls an Bullinger): „Hätte ich vor zehn Jahren schon so eifrig studirt, wie viel reicher an Kenntnissen und der Kirche nützlicher hätte ich werden können! O meine jungen Tage, wie habe ich sie so übel (er meint die Scholastik), ja gar nicht angelegt. So gern ich jetzt wollte, so kann ich vor Größe, Alter und Geschäften nicht mehr. Nichts desto weniger stehe ich im Karren. Wer wird mich erlösen von der Last, der ich nicht gewachsen bin!"

Auch dies sollte kommen. Der hochbetagte Franz Kolb, der bisanhin immer noch als Prediger gewirkt hatte, war es nicht mehr im Stande. Da es nicht leicht war ihn zu ersetzen, übernahm Haller ungeachtet seiner eignen großen Beschwerden nebst Meganber einstweilen seine Geschäfte. Daneben

arbeitete Haller so eifrig, daß er Bullingers Auslegung der Evangelien, die er handschriftlich erhielt, theils auszog, theils abschrieb; so sehr erfreute ihn „dieser Schatz und Schrein himmlischer Weisheit." Dies überstieg aber die Kräfte seines Leibes, dessen Umfang so zugenommen hatte, daß man den Eingang zur Kanzel erweitern mußte. Er verfiel in schwere Krankheit; seine Leibschmerzen wurden so furchtbar, daß er völlig des Todes gewärtig war. „Die Rathsherren erschraken darüber sehr, berichtet er Bullingern (24. Juni 1535), so daß sie bereitwillig waren mir mein Amt zu erleichtern. Denn Gott weiß wohl meine Mühe und Arbeit, so ich über meines Leibes Vermögen getragen und mich lassen ausnutzen bis aufs Aeußerste. Nicht mehr als zwei Predigten muthet man mir zu. Ich besorge aber, ich möge nirgends hin mehr reiten noch gehen; also werde ich meinen Bullinger nicht mehr sehen. Drum laß dich's nicht dauern, mich mit deinen freundlichen Zeilen zu trösten. Wofern etwas von dir unter der Presse ist, so melde mir's. Mit Thränen muß ich schließen." Er predigte wieder und wollte gerne nach Bullingers Rath auch bei zunehmender Krankheit dies nicht unterlassen; doch hinderten ihn bisweilen die Leiden, bisweilen die Freunde wiewohl zu spät. Er fühlte, daß er früherhin aus falscher Scheu zu lange sein Uebel verhehlt und sich Jahre lang dadurch hatte täuschen lassen, daß es wenig zunahm und damals kein Schmerz damit verbunden war. Noch im Sommer (1535) indeß finden wir Haller, mit Kirchenleitung beschäftigt, vorübergehend in Büren.

Todesgedanken verließen ihn freilich nicht mehr. Beim Hinschiede seines treuen Amtsbruders, des siebzigjährigen Kolb, schreibt er: „Sein Andenken wird nicht so leicht erlöschen. Dies christliche Herz hat mich oft getröstet. Wie sein Uebel nach seiner öftern Aussage ihn immer an den Tod erinnerte, so erinnert mich meine fast unerträgliche Bürde täglich an mein Ende." Aus der Stadt gehen konnte Haller nicht mehr und ohne Beschwerde nicht einmal in die nahe Kirche oder aufs Rathhaus sich begeben. Sein sonst volles Antlitz nahm ab. Er bedauerte des trauten Gespräches mit so vielen gar lieben Freunden entbehren zu müssen, erkannte aber auch darin „den guten Willen des Herrn;" es kam ihm vermöge der Angewöhnung vor, als habe er an der auferlegten Bürde einen Gefährten, den er nicht mehr entbehren könne. Wiewohl Anshelm als Arzt ihn aufs emsigste besorgte, zog er auf Bitten seiner Freunde, wiewohl ohne Hoffnung, auch noch den ihm längst vertrauten Vadian zu Rathe. Wiederholt schreibt er an ihn und Bullinger: „Daß ich lebe, lebe ich nur durch die wunderbare Güte Gottes. Mein Zustand läßt mich nichts weniger als ein langes Leben hoffen; nichts erwarte ich gewisser als den Tod." Seine Bitte war: „Möge der Herr für meine übrigen wenigen Lebenstage mir Geduld schenken und daß ich nicht ein unnützer Knecht werde. Lieber will ich sterben, als auf dem Krankenlager langsam dahin siechen." Dabei war sein Entschluß: „So lange ich lebe und Gott mir Kräfte schenkt, will ich meines

Amtes treulich warten. Uebrigens hab' ich mich dem Herrn ergeben. Möge ich ihm allein leben und sterben!" Gerne schüttete er noch häufiger als sonst seine Hoffnungen und Befürchtungen für die Kirche und das Vaterland in die Herzen seiner Freunde aus. Er freute sich seines neuen Amtsgefährten Peter Kunz, der an Kolbs Stelle trat, sowie des durch ihn selbst den Studien erhaltenen und vielfach geförderten hoffnungsvollen Simon Sulzer; er berieth sich auch auf dem Krankenbette mit Megander über die kirchlichen Dinge. Mit Befriedigung sah er auf den gedeihlichen Zustand der bernischen Kirche, ahnte jedoch die im Innern bevorstehenden Conflikte. An Bullinger richtete er neben ernstlichen Bitten, sich zu schonen und der Kirche zu erhalten, und Worten freundlichster Theilnahme in der gefahrvollen Zeit, als die Pest in dessen Haus einkehrte (September 1535), fortgehend neue Ansuchen um das, was zur Förderung seiner Studien dienen konnte. Da er angefangen hatte über das erste Buch Moses zu predigen, ersucht er ihn (im Nov.) um den Ankauf der Vorlesungen Biblianders, welche ein zürcherischer Pfarrer nachgeschrieben und hinterlassen hatte. Doch bittet er ihn, falls die Wittwe arm sei, ihr von dem Preise nichts abzubandeln, obwohl er selbst arm war, da seine Kränklichkeit und der tägliche Verbrauch, zumal auch für Zufluchtsuchende, seine Einnahmen aufzehrte. Das Letzte von der Art, was Haller noch auf seinem Krankenbette sich erbat, war Bullingers Auslegung der Briefe an die Thessalonicher, Timotheus ꝛc., welche dieser, im Januar 1536, drei Brüdern des edlen Geschlechts von Wattenwyl widmete.

Wie jammervoll indeß dieses Jahr für Haller begann hinsichtlich seines leiblichen Zustands, so sollte er doch noch zwei große Ereignisse erleben, eine Friedens- und eine Kriegsthat, beide gleich sehr bedeutend für die fernere Entwicklung der evangelischen Kirche. Jenes friedliche Ereigniß war die erwähnte Versammlung der geistlichen und weltlichen Abgeordneten in Basel zur Abfassung *des ersten helvetischen Glaubensbekenntnisses*. Sehnlich hätte Haller gewünscht, beiwohnen zu können. Dort kamen ja seiner lieben Freunde so manche zusammen, sein Bullinger und Leo, Myconius und Grynäus, auch Butzer und Capito ꝛc. „Aber von der Hand des Herrn gebeugt, schreibt er bei ihrem Zusammentreten (28. Januar) an Vadian, bin ich zu Hause festgehalten. Daher weih' ich mich dem *Herrn* und erwarte seinen gnädigen Willen, was auch der Ausgang sein mag." Im Geiste war der friedliche Haller anwesend, und hinwieder erhellte die Einigkeit der schweizerischen Kirchen wie mit freundlichem Abendschimmer die bangen Stunden seines schweren Scheidens.

Die Kriegesthat aber, welche Hallers letzte Tage bewegte, war der kühne Zug nach der *Waadt*, den die Berner hoch begeistert für das hart bedrängte Genf auf dessen dringendes und anhaltendes Flehen endlich unternahmen und rasch vollführten. Immer noch, selbst im Augenblicke der

Kriegserklärung (16. Januar) ängstigte Hallern die Sorge, Bern sei nicht hinlänglich gerüstet. Drei Tage vor dem Aufbruche des bernischen Heeres, Mittwoch den 19. Januar, bestieg er, obwohl zum Tode krank, die Kanzel, ermahnte Obrigkeit und Volk „zur Standhaftigkeit und Tapferkeit, beim göttlichen Worte zu bleiben, recht und wohl zu handeln, jetzt besonders bei ihrem Vornehmen die armen verlassenen christlichen Mitbrüder in Genf zu entsetzen, die schon so lange um des Gotteswortes und gemeiner Gerechtigkeit willen harten Drang erlitten und sonst nirgends auf der Welt Hülfe finden könnten." „Weil aber der Sieg nicht in eines Menschen Macht stehet", ward ein tägliches Gebet im Münster angeordnet, um nach Hallers Wunsche zu flehen, „daß Gott selbst der Führer sei und Allen treue Herzen verleihe." Schon in eilf Tagen war der größte Theil des Waadtlandes erobert, am 2. Februar hielt das Heer seinen Einzug in das befreite Genf. In Hallers ersterbendes Ohr drang noch die Kunde des Sieges, durch welchen die Waadt mit Bern vereinigt, dem Evangelium geöffnet und auf Jahrhunderte hinaus die bleibende Verbindung mit Genf errungen ward, dem alsbald ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn und eine so reiche Zukunft beschieden war.

Mit Haller aber wurde es indessen so schlimm, daß er nicht mehr selbst zu schreiben vermochte. Kaum zu ertragende Schmerzen quälten ihn; die Theilnahme liebender Freunde nah und fern erquickte den gottergebenen Dulder. Vierzehn Tage dauerte sein letzter Kampf. „Am fünfundzwanzigsten Hornung, Nachts um die eilfte Stunde entschlief der gute, treue Hirt, der wohlgelehrte Herr Bertold Haller, den am folgenden Tage, nachdem Klein- und Groß-Räthe aufstanden, sie mit der ganzen Gemeinde, Weib und Mann, ehrlich zu den Predigern bestatteten." So meldet ein ihm befreundeter Zeitgenosse (Werner Steiner). Haller starb kinderlos, vierundvierzig Jahre alt.

Sein Werk jedoch ist geblieben. Die Kirche Berns, der er zwanzig Jahre diente, ist sein Ehrentempel. Er selbst aber in all seiner Anspruchlosigkeit steht vor uns als eine köstliche Frucht des neu erwachten Evangeliums, als ein lebendiger Zeuge von der reichen Gnade Gottes, die wohl vermag, auch durch den weniger Begabten, welcher nicht glänzt, sondern nur milde leuchtet und erwärmt, der aber in wahrhafter Treue und hingebender Geduld ausharrt, Großes zu wirken und den Bau der Kirche fest zu gründen. Haller kann daher nicht anders als, beim Rückblick auf seine heiße Kampfeszeit in den letzten Jahren seines Daseins (1533) bekennen: „Gott, dem ich es, wie auch meine Gemeinde bezeugt, allein verdanke, hat mir die Gnade verliehen, vier Jahre lang, ohne Gehülfen, unter steter Gefahr des Todes oder der Verbannung das Wort des Herrn zu verkündigen. Dem Herrn sei Preis und Ehre in Ewigkeit!"

Nachwort.

In Betreff der Quellen mag hier noch bemerkt werden: Als hauptsächlichste Quelle für Hallers Biographie sind seine Briefe und die seiner Freunde zu betrachten, von denen eine Anzahl in Zwingli's Werken und in Füßli's epistolae reform. (Zürich 1742) gedruckt ist, die übrigen handschriftlich in der Simmler'schen Sammlung der zürcherischen Stadtbibliothek mir zu Gebote standen. Für das Einzelne Nachweisungen beizufügen, schien hier nicht nothwendig, da dies von Kirchhofer in seiner verdienstvollen Schrift: B. Haller oder die Reformation von Bern (Zürich 1828) mit großer Genauigkeit geschehen ist. Bei sorgfältiger Vergleichung wird man indeß die Selbstständigkeit gegenwärtiger Arbeit erkennen, da ich es nicht unterlassen habe, die Quellen durchgehends selbst nachzusehen. Findet mitunter Uebereinstimmung bis auf die einzelnen Sätze und Worte Statt, so ist zu beachten, daß Kirchhofer, wie er in seinem Vorworte bemerkt, gar Manches wörtlich aus den Quellen anführt, ohne diese ausdrücklich zu bezeichnen. Dasselbe ist begreiflich auch hier geschehen. Absichtlich habe ich den Briefstellen öfter die Zeitangaben beigefügt, um das Auffinden zu erleichtern. Seit dem Erscheinen von Kirchhofers Arbeit sind im Druck erschienen die Chroniken Anshelm's und Bullinger's, sowie namentlich von Stürler's „Quellen zur Kirchenreform in Bern" (bis jetzt 384 S.) im Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, ferner Fischer, Geschichte der Disputation und Reformation in Bern (1828), Kuhn, die Reformatoren Berns, nach dem bernerschen Mausoleum umgearbeitet (1828), Grüneisen, Manuel (1837), Hundeshagen, Conflikte ꝛc. (1842), Trechsel's Artikel über Haller in Herzog's theol. Encyklopädie B. 5. und in Piper's evang. Kalender 1853, Fetscherin, Geschichte des bernischen Schulwesens und Blösch, Thomas Wyttenbach in Lauterburg's Berner Taschenbuch 1853 ꝛc. Ein Sonnet auf B. Haller von J. R. Wyß, dem ältern, findet sich in den Alpenrosen von 1829, S. 192.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
1.	Bertold Haller's Vorbildung. Berufung nach Bern. Bernische Zustände	3
2.	Erste Jahre von Haller's Predigtamt. Anbahnung der Reformation. 1519—1522	8
3.	Förderungen und Gefahren. Das erste Reformations-Mandat, 1523.	15
4.	Schwankungen und rückgängige Bewegung, 1524 und 1525	21
5.	Die Disputation in Baden, 1526	26
6.	Berns Wiedererhebung, 1526 und 1527	31
7.	Die Disputation in Bern, Januar 1528	35
8.	Durchführung der Reformation Berns	42
9.	Haller während der Kriegsjahre, 1529—1531	46
10.	Berner Synodus, Januar 1532	52
11.	Haller's weitere Bemühungen für die evangelische Kirche im In- und Auslande 1532—1535	54
12.	Haller's Lebensende, 1536	62
	Nachwort.	

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Ambrosius Blaurer.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Dr. Theodor Pressel,
Archidiaconus in Tübingen.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Vorwort.

Als mir der ehrenvolle Antrag gestellt wurde, in den Heldensaal der Väter und Begründer der reformirten Kirche das Lebensbild Blaurers zu zeichnen, war eben meine seither bei S. G. Liesching in Stuttgart (1861) erschienene ausführliche Biographie dieses schwäbischen Reformators im Druck. Da sie die erste Lebensbeschreibung dieses hochverdienten und liebenswürdigsten Reformators war, konnte es nicht umgangen werden, das reiche, in den verschiedenen Bibliotheken und Archiven Schwabens und der Schweiz zerstreut liegende Material hiezu ausführlicher mitzutheilen, so daß die Arbeit zu einem starken Bande anschwoll, der sich einen größeren Leserkreis nicht wohl versprechen darf. Um so willkommener hieß ich die mir gewordene Aufforderung, das Leben dieses Reformators, der es wenn irgend Einer verdient, vom evangelischen Volk in gutem Gedächtniß bewahrt zu werden, nochmals in einer dem Zweck dieser Sammlung entsprechenden kürzeren Weise zu bearbeiten. Mit Beziehung auf das größere Quellenwerk war mir die Mitführung eines Beiwagens von Anmerkungen und Citaten erspart; diejenigen, welche sie vermissen, finden sie in der genannten größeren Schrift. Die Zeit, welche zwischen dem Erscheinen jener und dieser verlief, war zu kurz, um viel neues Material zu bieten. Nur verdient eine dankende Erwähnung die unterdessen veröffentlichte Schrift von Prof. Dr. Th. Keim: Ambrosius Blarer, Stuttgart 1860. Nach dieser übersichtlichen Darstellung des Lebens Blaurers habe ich meine auf eine kurze handschriftliche Notiz gegründete Angabe über das spätere Leben und Wirken des Sohnes, welchen Ambrosius hinterließ, leider umändern müssen, wie ich dankbar bekenne, auch manches Andere durch die genannte Arbeit für die meinige gewonnen zu haben. Was die Schreibart des Namens des Reformators betrifft, so glaubte ich bei derjenigen bleiben zu sollen, welche Ambrosius selbst in seinen Briefen und Schriften angenommen hat; die Lesung des Namens bleibt sich jedenfalls gleich; wie mir auch Herr Rector C. F. Vierordt schreibt: „Das **u** in der Schreibart Blaurer wurde niemals ausgesprochen und bezeichnete blos die Länge des vorstehenden **a**, wie in Grauf (comes), Aucht (proscriptio). Die Konstanzer Chronisten lassen es oft weg; viele Zeitgenossen, z. B. Melanchthon, haben es nie."

Tübingen, 1. December 1860.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Jugend- und Lehrjahre. 1492—1525.

1. Das Elternhaus.

Die Familie Blaurer, auch Blaarer, Blarer geschrieben, während unser Reformator in seinen Briefen und Schriften stets die Form Blaurer aufrecht erhält, zählte zu den ältesten und angesehensten Patriciergeschlechtern der Reichsstadt Konstanz und bekleidete in ihr seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, in welchem ein Ulrich Blaurer das reiche Konstanzer Hospital gegründet hatte, die hervorragendsten Stellen. Sie theilte sich in zwei Linien: die Blaurer von Gyrspag, einem Edelsitze in der Nähe von Emmishofen, und die Blaurer von Wartensee. Zu ersterer Linie gehörte das Geschlecht unseres Ambrosius, das einen Hahn in seinem Wappenschild führte. Der frühzeitig verstorbene Vater des Reformators war der Konstanzer Rathsherr Augustin Blaurer, seine Mutter Katharina, eine geborene Mäßlin. Augustins Brüder waren Gerwik, der später als Abt von Weingarten und kaiserlicher Rath seiner Familie Schmach und Herzeleid, seiner Vaterstadt großen Schaden bringen sollte, und der schon im Jahre 1532 als Reichskammermeister gestorbene Christoph, der gleichfalls zweideutigen Charakters gewesen war. Um so ehrenhafter hielten die fünf verwaisten Kinder Augustins zusammen, unter ihnen insbesondere das seltene Geschwisterkleeblatt, zu welchem außer dem erstgeborenen Ambrosius der spätere Rathsherr und Bürgermeister Thomas und die Archidiakonissin Margaretha gehörten. Aus der Reformationszeit werden noch zwei andere Blaurer erwähnt: Diether ein Vetter Augustins, Abt zu St. Gallen, und Ludwig, Abt zu Einsiedeln.

Ambrosius wurde den vierten April im Jahre 1492 zu Konstanz geboren. Seine Eltern ließen ihm eine sorgfältige christliche Erziehung angedeihen, während die reichen Anlagen des Geistes und des Herzens ihres Sohnes sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Der Vater sollte die Erfüllung derselben nicht mehr erleben. Um so schwerer mußte es der verwittweten Mutter fallen, als sie in ihrem Erstgeborenen, der des Hauses Stütze werden sollte, einen entschiedenen Hang zum Klosterleben erwachen

sah. Der gleichzeitige Biograph Mangolt berichtet hierüber Folgendes: „Als Ambrosius nachmals fast jung war, thät man ihn zur Schule, wo er überkam einen wunderbarlichen Verstand und übertraf im Studiren alle seine Schulgesellen. Daneben war er eines abgezogenen und eingethanen Wesens, derhalben ihn die Mutter in ein Kloster zu thun gesinnt ward. Da solches ein ehrsamer Rath vernahm, waren sie übel zufrieden, vermeinten, es würde besser sein, er würde zum Regiment der Stadt aufgezogen, und schickten deshalb eine Rathsbotschaft zur Mutter, sie wolle von ihrem Fürnehmen abstehen. Weil sie aber vermeint, ihr Rathschlag sei aus Gott, schlug sie dem ganzen Rath seine Bitte ab und that ihn ins Kloster Alpirsbach im Land Würtemberg." Nach einer andern Nachricht wäre auch die Mutter mit dem Verlangen ihres Sohnes nicht einverstanden gewesen und hätte nur mit Widerstreben ihre Zustimmung ertheilt. Sicher ist, daß Ambrosius nur dem inneren Zuge seines Herzens folgte, als er mit Verzichtleistung auf die Aussichten zu einer glänzenden Laufbahn im Dienste seiner Vaterstadt das stille einförmige Klosterleben erwählte, um ungestört Gotte und den Wissenschaften leben zu können.

2. Der Klosterbruder.

Das Benedictinerkloster Alpirsbach in einem tiefen Thale des wildesten Schwarzwalds am Anfang der Kinzig gelegen, war im Jahr 1095 von Rottmann von Hannsach und den Grafen Adelbert von Zollern und Alwick von Sulz gestiftet, auch sogleich mit vielen Gütern in Dornhan, Hohen-Mößingen, Ezfenburg und Hausen begabt worden. Schirmvögte des Klosters waren zuerst die Grafen von Zollern, dann die Herzoge von Teck gewesen, von denen Friedrich von Teck die Schirmvogtei an den Grafen Eberhard von Württemberg abtrat. Schon im Jahre 1101 hatte das Kloster päpstliche Schutz- und Privilegienbriefe und später von verschiedenen Edelleuten reiche Schenkungen erhalten. Graf Eberhard im Bart hatte unter die verwilderten Mönche Ordnung zu bringen versucht, und da dies nicht gutwillig ging, mußten im Jahre 1451 alle Mönche auf fünf Jahre das Kloster verlassen. Erst im Jahr 1481 wurde nach dreißigjährigem Kampfe die Ordnung wieder hergestellt, und durch Anschluß an die Bursfelder Congregation die verfallene Klosterzucht gehoben. Ein merkwürdiges Privilegium des Klosters war das s. g. Hagestolzenrecht, dem zufolge dasselbe alle Leibeigenen beerbte, welche über fünfzig Jahre alt und unverheirathet starben.

Dieses Kloster Alpirsbach, das von Konstanz nicht allzu entfernt lag und in welchem mehere Freunde der Blaurer'schen Familie bereits ein Unterkommen gefunden hatten, nahm den jungen Ambrosius gegen das Jahr 1510 auf. Das Mönchsleben sagte der beschaulichen Natur des von Herzen frommen Jünglings vollkommen zu, wenn er auch in der Wirklichkeit Manches gar anders finden mochte, als es ihm zuvor seine altgläubige

Phantasie vorgespiegelt hatte. Seiner Schwester Margaretha schreibt der Novize, um sie gleichfalls zum Eintritt in ein Kloster zu bestimmen, u. A. Folgendes: „Du sollst nicht ansehen, daß etwa viel Unordentlichkeit in den Klöstern ist, denn es ist so von Anfang der Welt gewesen, daß die Bösen bei den Guten gewohnt haben; denn Gott verlanget Solches seinen Auserwählten zu Nutz und Mehrung ihres Lohnes. Auch sollst du dich nicht hindern lassen die Liebe zur Mutter, daß du vielleicht wolltest denken, du wolleſt ihr nützlich sein im Hause, daß sie auch Ergötzlichkeit und Trost von dir haben möchte; denn du kannst ihr nirgends nützlicher sein als in einem Kloster, in dem du fleißig für sie und die anderen Schwestern beten kannst, daß Gott sie stärke, und ihr ohne Zweifel nützer sein, denn so du alle menschliche Geschicklichkeit und Fleiß braucheſt. Aber hiemit ist meine Meinung nicht, daß ich dich nöthigen wolle, oder daß du sonst nicht selig mögest werden als in einem Kloster, sondern ich will dich als ein treuer Bruder ermahnt und dir solches gerathen haben: Denn du weißt wohl, daß es mir viele Leute widerrathen haben und schier niemand gerathen hat, aber ich habe es dennoch gewagt; es hat mich auch von Gotts Gnaden nie gereut, ich hoffe auch, es soll mich nimmer gereuen; und hätte ich es nicht gethan, so wollte ich es noch thun."

In Anerkennung seines Wissensdrangs und seiner vielversprechenden Anlagen wurde Bruder Ambrosius von seinem Orden auf die Universität Tübingen gesandt, um hier eine wissenschaftliche Ausbildung zu erlangen. Dieser Aufenthalt auf der Hochschule übte auf Blaurers Entwicklung und Geistesrichtung den nachhaltigsten Einfluß. Zwar entsprach damals noch die hohe Schule zu Tübingen, obwohl eine spätgeborene (1477) Tochter der Scholastik, ganz ihrem Ursprung: Realisten und Nominalisten übten sich in eitlem Wortgezänk, die Lehrstühle waren größeren Theils mit höchst mittelmäßigen Persönlichkeiten besetzt, die theologische Facultät ganz in die Fesseln des alten Papstthums geschlagen; aber Ambrosius hatte hier zu Commilitonen strebsame Jünglinge, welche unter Melanchthons Vortritt mit glühender Begeisterung dem Studium der klassischen Literatur oblagen, in Vereine für lateinische und griechische Sprache zusammentraten und auf dem Boden der Wahrheit frischen Muthes neue Entdeckungsreisen wagten. Als solche Studienfreunde Blaurers werden uns außer seinem herzlieben Philipp noch Oecolampad, Matthäus Alber, Johannes Knoder, der nachmalige Kanzler des Herzogs Ulrich, Caspar Kurrer und Bernhard Maurer genannt. Im Jahr 1513 erwarb sich Ambrosius den Magistergrad in der philosophischen Facultät. Von der größten Bedeutung für den Entwicklungsgang des äußeren und inneren Lebens des späteren Reformators war der innige Freundschaftsbund, welchen er auf der Universität mit dem frühreifen Melanchthon geschlossen hatte. Als Jener in sein Schwarzwaldkloster Alpirsbach zurückgekehrt war, entspann sich ein fleißiger Briefwechsel zwischen beiden Jünglingen, aus welchem uns noch mehrere,

die zarteste Liebe duftende Briefchen Melanchthons aufbewahrt sind. In anspruchslosester Bescheidenheit sieht der jüngere Melanchthon an Blaurers Gelehrsamkeit und gediegenem Charakter hinauf und ermuntert ihn, im Kloster den Musen nicht ungetreu zu werden.

Nach Erlangung der Magisterwürde kehrte Ambrosius in sein Kloster zurück voll reiner Begeisterung für alles Wahre und Edle, ohne Ahnung, daß es ihm bald in seiner Zelle zu enge werden sollte. Das Amt eines Priors ward ihm trotz seines Widerstrebens des Oeftern übertragen. Nur dem Erforschen der Wahrheit zu leben, war sein Ehrgeiz. Aber bald sollten Luthers Schriften auch in die Klostermauern dringen. Thomas, der Bruder unseres Ambrosius, welcher während seines Studiums der Rechtswissenschaft in Freiburg unter der Leitung eines Zasius in anhaltendem Briefwechsel mit Alpirsbach gestanden hatte, war zur Vollendung seiner Studien nach Wittenberg übergesiedelt und hatte von dort aus seinem Klosterbruder nicht nur Briefe, welche die tiefste Verehrung für den Wittenberger Doctor der Theologie athmeten, sondern auch die verbotene Waare von Luthers Schriften zugesandt. Diese äußerten auf Ambrosius einen überwältigenden Einfluß. Schnell legte er seine „herzlustigen" classischen Studien bei Seite und vertiefte sich ganz in die neue Anschauung, welche die lutherischen Schriften an der Hand des Gotteswort vor seinen Augen öffneten. Hören wir, wie sich Ambrosius selbst über seine Umwandlung in der Schrift ausspricht, in welcher er seine Flucht aus dem Kloster vertheidigt und rechtfertigt:

„Als in nächst verruckten Jahren die Schriften und Bücher Martin Luthers ausgegangen und erschollen, sind sie auch mir, vor und ehe sie von geistlicher oder weltlicher Obrigkeit verboten und verdammt, zu Handen worden, welche ich dann wie auch andere und ausgedruckte Geschriften besehen und gelesen; habe mich also gebraucht der Freiheit, so uns der heil. Paulus (1 Thessal. 5.) gegeben und gegönnt hat, daß wir alle Dinge probiren und ersuchen und aber uns nachmal des Guten, so wir daran finden, halten und demselbigen anhängig sein sollen. Als mich aber anfänglich solche Lehre etwas fremd und seltsam, auch mißhellig und entgegen bedacht langzeit hergehaltener Theologia und kluger Schullehre, auch etlichen Satzungen und Ordnungen des päpstlichen geistlichen Rechts, desgleichen langen und, als mich bedünkt, löblichen und von unsern Voreltern auf uns erwachsenen Herkommen und Bräuchen, und ich aber nichts desto minder dabei scheinbarlich merkte, daß dieser Mann allenthalben in seiner Lehre anziehe helle klare Sprüche der hl. Schrift, nach welcher denn alle andern menschlichen Lehren gerichtet, geurtheilt, auch angenommen oder verworfen werden sollen, ward ich durch große Verwunderung veranlaßt, solche Lehre nicht ein oder zwei sondern zum öftern Mal fleißig und mit ernstlicher Aufmerksamkeit zu lesen, zu erwägen und gegen evangelischer und apostolischer Geschrift (auf welche sie sich mehrmals referirt und bezieht) zu halten, ob

sie derselbigen zulauten und im Grund gleichförmig sein wollte. Aber je mehr, länger und fleißiger ich Solches that, je mehr ich verstand, wie dieser hochgelehrte erleuchtete Mann so mit großer Würdigkeit die hl. Geschrift behandelte und tractirte, so ganz rein und säuberlich mit umging, sie so klug und zierlich allenthalben anzog, so hübsch und künstlich zusammen verglich und mit einander vergattete, die finstern schweren Texte mit Einziehung anderer klarer verständlicher Sprüche erleuchtet und merklich gemacht hat, das dann in Handlung der Geschrift die größte Meisterschaft und zu einem recht gründlichen Verstand der allerzuträglichste Behelf ist, also daß auch ein jeder ziemlich verständige Laie, der seine Bücher recht besieht und fleißig liest, merklich greifen möchte, daß diese Lehre eine wahre, starke, ganz christliche Grundveste hat. Deßhalb sie auch mir ganz anmuthig worden und tief zu Herzen gegangen, ist mir auch nach und nach der Nebel viel anderen Mißverständnisses von dem Gesicht und die Schuppen wie dem hl. Paulo von den Augen gefallen, habe zuletzt mit großer Dankbarkeit erkannt, daß Gott unser Herr aus besonderer Gnade und väterlicher Barmherzigkeit zu uns gesehen und sich erbarmt hat unseres Elendes als derer, die er sah in Hunger und Durst des göttlichen Worts hin und her irre gehen, als die Schäflein ohne Hirten, in menschlicher, selbst fürgenommener Weise und Lehre, als in den blutten Bergen Gelboe, weder von Thau noch Regen gründlicher recht evangelischer Lehre befruchtet, und uns wiederum durch diesen geschrift- und gnaderleuchteten Mann aufgethan die Brunnen des lebendigen Wassers göttlicher hl. Lehre. Darum auch ich solche väterliche Gnadenbeweisung Gottes und vergebens aufgethanen Schatz und Seelenreichthum nicht versäumen, sondern mit durstigen, ganz hitzigen Begierden empfahen und annehmen habe wollen, auch schöpfen, wie der Prophet (Jes. 55, 12.) sagt, aus dem Brunnen des Behalters, damit ich als der selige Mann, von David beschrieben, sein möchte ein Holz gepflanzt neben dem Wasser und meine Frucht geben zu seiner Zeit. Denn mir diese Lehre keineswegs verdächtig oder argwöhnisch sein möchte als viel anderer Schullehrer, so ich vormals gelesen hatte, vonwegen daß sie weder auf Gewalt, Ruhm oder zeitlichen Genieß zielt, sondern bildet uns allein für den armen, verschmachteten, gekreuzigten Christum und lehrt uns ein rein, gedruckt, ganz gelassen und der Lehre Christi in allweg gleichförmig Leben; darum sie auch den geschwollenen, zerblasenen Doctoribus, die mehr ihre eigene Ehr und Ruhm denn den Geist Gottes in der Geschrift suchen, auch den gewaltsüchtigen, vielpfründigen Pfaffen unleidlich und zu schwer ist. Denn viel hundert Jahr her nie Keiner so viel schädlichen Irrthum und Geldstrick der Geistlichen entdeckt und ihre Finanzen und Heimlichkeit so scheinbarlich an das Licht gebracht, auch uns alle so fleißig, ernstlich und eindringlich zu einem recht unbetrogenen, kernhaften christlichen Leben und evangelischer Vollkommenheit gewiesen und vermahnt hat, als dieser treffliche Luther, daß auch die billig unsinnig und all ihrer Vernunft

beraubt geachtet sollen werden, die da mit ihren unverschämten Lügenmäulern mit Lästerung Gottes und seines heiligen Wortes aus ganz freveler Durstigkeit sagen, er lehre Ungehorsam der Obrigkeit, fleischliche Wollust und Freiheit, Meisterlosigkeit, Verachtung Gottes und seiner Heiligen, Zerrüttung aller christlichen Ordnung u. dgl. Darum haben sie brüderliche Liebe so gar vergessen, daß sie ihm Solches aufrechnen und doch seine Geschriften selbst nicht haben gelesen oder hören lesen, sondern geben der leichtfertigen Menschen Gassengeschrei (das dann der Teufel ohn Unterlaß zu dieser christlichen Lehre Verhinderung anrichtet) hierin Glauben, wird ihre große Vermessenheit und Frevelurtheil billig unbrüderlich und sträflich geachtet. Haben sie aber seiner Lehre Wissen und Erfahrung und gießen doch nichts desto minder ihren unverdaulichen Magen dermaßen aus; ist ein gewiß Anzeigen, daß sie Gott der Herr geblendet hat. Zu dem Allem hat mich dieses Mannes Schreiben und Lehren mehr gefördert und gewiesen zu Verstand heiliger biblischer Geschrift, denn vormals all andere Lehrer, derer ich doch von Jugend auf viel und manchen gelesen habe; welches Lob ich ihm allweg ohn alles Entsetzen verleihe, will solche sonderliche Gnade Gottes in ihm erkennen, preisen und rühmen, so lange mir gegönnt wird Brauch meiner Zunge; werde auch bei solcher Lehre, wo sie sich (wie denn mehrmals) gründet in das göttliche Wort, allweg bleiben, eher Leib und Leben und all mein zeitlich leiblich Vermögen verlieren, denn mich davon dringen lassen, nicht von des Luthers wegen, dessen Person mir außerhalb seines Schreibens fremd und unbekannt, ist auch ein Mensch und mag derhalb wie andere Menschen, die David alle Lügner schilt, irren und fehlen, aber von des göttlichen Worts wegen, das er so hell und klar vor ihm hat, so mit großem Sieg und Triumph, mit freimüthigem unerschrockenem Geist redet und erhellt vor den Feinden des Kreuzes Christi, daß wir doch greifen müssen göttliche Gewalt und Beistand, so wir sehen, daß sich viel Fürsten der Erden, Geistlich und Weltlich, an ihm abgerennt, auch Etliche, so sich weise und gelehrt dünken und deßwegen sich angemaßt, dem Geiste Gottes, der sich in dieser Lehre hören läßt, mit Gegenschreiben Widerstand zu leisten, sich selbst zu Gespött und Gelächter gemacht und ihre Unwissenheit in hl. Geschrift aller Welt verrathen und entdeckt haben, denn wider göttlichen Rathschlag keine menschliche Gewalt oder Weisheit Fürgang haben und bestehen mag. Darum ich mich keineswegs dieses Schulmeisters äußern oder verziehen würde, so lange ich das Wort Gottes und dessen Verstand bei ihm finde, wie auch Paulus Timotheum vermahnt, daß er sich sein nicht schämen wolle. Denn wiewohl ich hl. biblischer Geschrift auch von Jugend auf etwas obgelegen bin und mich in derselbigen geübt, habe ich sie doch nicht mit vollem Gesicht, hell und in ihrem Glanz, sondern allein durch das Gewölke menschlicher Gebote, Lehre und Auslegung gesehen, wie denn noch heut bei Tag viel subtile hirnspitzige Doctores den lebendigen Geist Gottes in seiner hl. Geschrift nicht finden

können, stoßen sich bei heller Sonne, denn ihnen, wie Paulus sagt, der Vorhang Mosis, d. i. der Rauchbuchstab, der sie tödtet, gespannt ist über die Augen ihres Herzens. Deßhalb sie uns unter anderem Irrsal viel strenge und grausame Gebote und Verbote gemacht haben in unnöthigen Dingen, die uns von Christo und den Aposteln freigelassen, und wiederum aufgelöst und willkürlich gemacht die rechten kernhaften Hauptstücke eines evangelischen Lebens, die uns von Christo zu halten ernstlich befohlen und geboten sind, haben gute Räthe daraus gemacht, die wir ohne Verlust unseres seligen Heils halten oder lassen mögen, das dann wahrlich das verfluchteste, schädlichste Gift ist, das der Teufel hat können oder mögen gießen in die Herzen der Christgläubigen, wie auch der treffliche Chrysostomus anzeigt, daß diese falsche Achtung die ganze Welt verführe, daß man dafür will halten, ein recht steif, streng evangelisches Leben gehöre allein den Mönchen zu, den Andern sei erlaubt, lau, liederlich und fahrlässig zu leben. Darum wir denn billig hochfleißigen Dank sagen sollen göttlicher Erleuchtung, uns durch diesen hochverständigen Mann bewiesen, der uns aus solchem Mißverstand geführt und wiederum verursacht hat zu trinken aus dem rechten Ursprung evangelischer Lehre. Wiewohl Etliche hierum ein groß Geschrei anrichten und laut berichten, man habe uns auch zuvor allweg das Evangelium gepredigt und aus diesem Brunnen getränkt, weiß man doch wohl und hat in frischem Gedächtniß, ob es ihnen vergessen ist, wie sie uns dieses reine Wasser oft mit den Füßen eigener Anmuthigkeit getrübt und ihre Träume und Fabeln oder, wie der Prophet (Ezech. 34.) sagt, ihre eigenen Herzengesichte darunter geschüttet, haben uns das Evangelium und andere hl. Schrift vorgewendet und hören lassen, aber dermaßen mit eigensinnigen, untauglichen Auslegungen vergloset und verglaset, daß wir unter ihrem Verschlag den Kern der Geschrift oft verloren haben, gleich als so uns ein Gaukler einen Apfel zeigt und läßt uns gähnen; wenn wir aber den Mund zuthun, empfinden wir, daß es Roßparten sind; also haben bisher viel Prediger uns oft mit ihrem Gaukeln schändlich betrogen, das sie denn jetzt nicht mehr so frei thun dürfen, dieweil der Verstand im gemeinen Mann dermaßen und also aufgewachsen ist, daß er selbst oft urtheilen und den Waizen von den Spreuen erkennen, auch auskutten kann, was ihm die Prediger Haar unter die Wolle schlagen. Das alles wir Gott zuvor und nachmals dem christlichen Luther zu danken haben, der sonst auch manchem gelehrten schriftverständigen Mann, der evangelische Lehre im Kopf gehabt, aber vor Entsetzen und Furcht der Gewalt (als denn unser Viele schwachmüthig sind) mit freiem Hals nicht heraus hat dürfen reden, Muth und Herz hat gemacht, also daß jetzt allenthalben wiederum erschallt und sich hören läßt das apostolische Getön und herfürglastet die Sonne geschriftlicher Wahrheit des göttlichen Wortes, von welcher ungezweifelt verzehrt wird aller Nebel, alles Gewölke zeitlicher Gewalt und weltlicher Weisheit, das sich denn jetzmals untersteht zu unterfahren

und aufzuheben ihren gnadenreichen Schein und ewigen göttlichen Glanz, und aller Welt kündlich werden, daß Gott allein Herr ist. Und also will ich mich so viel Gutthat Gottes, uns durch diesen Mann bewiesen, versprochen haben, warum ich seiner Lehr hold und günstig, auch anhängig gewesen sei und allweg sein will, ich werde denn durch hl. Geschrift eines Andern und Bessern unterwiesen."

Es war für Blaurer Gewissensdrang und Herzensbedürfniß, das neu angezündete Licht der Wahrheit nicht unter den Scheffel, sondern auf den Altar des Gotteshauses zu Alpirsbach zu stellen, damit es Allen im Hause leuchte. Außer gemeiner Schuld brüderlicher Liebe erachtete er sich hiezu durch die Forderung seines Amtes verpflichtet. Nicht bloß als Prior im Kloster, sondern auch als Pfarrverweser zu Alpirsbach, wozu er eine Zeit lang gleichfalls verordnet war, hatte er die Aufgabe, das Gotteswort zu lesen und zu lehren. Da wollte er die ihm vertraute Gnade und Pfründe nicht in das Erdreich vergraben, sondern als fleißiger getreuer Knecht damit werben zum Wucher, indem er die Wahrheit allen Conventbrüdern und Laien, die seiner Unterweisung befohlen waren, mittheilte. Auch ließ er sich in der Erfüllung seines Amtes dadurch nicht beirren, daß diese von ihm vorgetragene Lehre alten Kirchengebräuchen und Satzungen zuwider war, denn, sagt er, „Christus sich nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit genannt hat, auch befohlen war von dem Vater, daß er unser Schulmeister sein sollte, wie denn die Stimme vom Himmel herab auch uns geheißen, diesen seinen geliebten Sohn zu hören und folglich alle andere Lehre und Satzung, die seines Sohnes Lehre nicht zustimmen, fahren zu lassen."

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Verkündigung der neuen Lehre unter den Klosterleuten vielfachen Anstoß und großes Aergerniß erregte. Wiederholt erbot sich Ambrosius, die von ihm gepredigte Lehre vor Jedermann zu verantworten, namentlich vor einer Universität zu Tübingen oder vor dem Vater der Karthaus zu Freiburg, denn, erklärte er, Gottes Wort wäre stärker denn Himmel und Erdreich und müsse ewig bleiben; wo er aber auf Grund heiliger Schrift eines Anderen berichtet würde, wolle er seinen Irrthum demüthiglich erkennen und widerrufen. Aber das Anerbieten wurde nicht angenommen. Die Gelehrtesten unter den Klosterbrüdern theilten Blaurers Ansichten; die übrigen erklärten sich zwar für untüchtig aus der Schrift zu handeln, redeten aber desto mehr von Anwendung der Gewalt und drohten mit Kerker. Ambrosius war nicht der Mann, sich durch solche Drohungen einschüchtern zu lassen. Muthig beharrte er auf der betretenen Bahn, da er eher in den Zorn und die Gewalt der Menschen, denn in die Hände des starken lebendigen Gottes fallen wollte und sich an dem Sprüchlein Davids aufrichtete: „Herr, sie werden fluchen und bannen, aber du wirst deinen Segen geben!" Je freimüthiger aber Blaurer Gottes Wort predigte, desto heftiger entbrannte der Unwille seines Herrn von Alpirsbach, auch Etlicher seines Convents wider ihn.

Zuletzt ward ihm aufs Höchste geboten, von seinem Vornehmen abzustehen, auch mit den übrigen Klosterbrüdern nichts mehr von der neuen Lehre zu reden, sondern in allweg zu sein wie ein anderer Conventsbruder. Dieses Schweigen konnte er sich nicht auferlegen lassen, denn es galt von ihm: ich glaube, darum rede ich! Die Uneinigkeit im Kloster aber nahm mittlerweile immer zu. Der Eine sagte, er wollte in dieser Ketzerschule nicht länger bleiben; der Andere, die Lutherischen müßten aus dem Kloster oder er wollte hinaus; der Dritte wandte vor, das Gotteshaus müßte eine üble Nachrede hören und zeitlichen Nachtheil leiden, da man sage, es seien Alle der neuen Meinung; der Vierte sagte von Schlägen, der Fünfte sonst etwas, so daß Blaurer nicht länger in solcher Zwietracht verharren wollte und alles Ernstes auf Mittel eines Ausweges sann. Er suchte darum die Gewährung eines Urlaubs auf ein oder zwei Jahre nach, während deren er sich ohne Kosten des Klosters auf einer Schule oder anderswo aufhalten wollte, in der Hoffnung, daß sich in der Zwischenzeit der Zwiespalt zu einem friedlichen Ende schicken würde. Er erklärte offen, daß er ohne Verletzung göttlicher Ehre und seines Gewissens länger nicht mehr bleiben könnte. Die Bitte ward ihm rund abgeschlagen, dagegen wurde er jetzt seines Amtes als Prior und Pfarrverweser entsetzt. Jetzt erst dachte er an Flucht, obschon ihn namentlich sein Bruder Thomas von Wittenberg aus zum Bleiben ermahnt und ihm zugerufen hatte: „Harre aus in deiner Lage; du weißt ja, daß wir des Herrn sind, und in ihm uns nichts schwer und unerträglich ist.“ Ambrosius läßt sich in der bereits genannten Vertheidigungsschrift also vernehmen:

„Als mir die Bitte um Urlaub auch von ihnen abgeschlagen, die ich doch allein um beider Theile mehr Glimpfes wegen gestellt, habe ich nichts desto weniger mein Herz und Gewissen keineswegs bei Frieden und zu Ruhe stellen mögen, sondern christlich gedacht, daß sich in allweg gebühre, Gott mehr denn den Menschen gehorsam zu sein, daß auch seinem Gebot alle andern Satzungen, Gelübde und selbst vorgenommene Weisen stattgeben und weichen sollen. Bin also wohlbedachten Muths, mit weiser, hochverständiger und gottesfürchtiger Herren und Freunde gehaltenem Vorrath ganz guter christlicher Meinung, größeren Irrthum und Uneinigkeit zu verhüten, selbst gewichen, habe nach dem Geheiß Pauli dem Zorn Raum und Statt gegeben, und wie Christus seine Jünger heißt, weichen wollen von dem Orte, das sein Wort, von mir gelehrt, nicht annehmen wollte, des Willens und Fürnehmens, mich eine Zeit lang, nachdem dann endlicher Austrag jetzt schwebender Zweiung, so sich von christlicher Lehre wegen allenthalben erregt, geschaffen sein würde, außerhalb des Klosters zu enthalten, von meines Herrn von Alpirsbach, auch Etlicher seines Convents und meiner mehr Ruhe und Friedens wegen, der Hoffnung ungezweifelt, kein Verständiger werde mir solche meine Handlung verargen, insonderheit eure fürnehme Weisheit (des Konstanzer Rathes) so bisher

evangelischer Lehre und derselbigen Verkündigern allweg geneigt und günstig gewesen ist, werde mich dieser Sache halben in christlichen und bürgerlichen Schirm befohlen haben und nach Gelegenheit meiner Handlung und Forderung brüderlicher Liebe und Billigkeit ob mir halten, das ich dann auch mit höchstem Fleiß und Ernst ganz unterthäniglich von euch bitte und begehre, auch in Ansehung eures christlichen Gemüths zu erlangen ungezweifelt verhoffe. Nicht daß mir leibliche Furcht so hart angelegen und schwer sei, sondern daß ich zeitlichen Schirm, so ich jetzt ohne Verletzung göttlicher Ehre eher an der Hand mag haben, nicht ausschlagen, ja fleißig suchen und mit Dankbarkeit annehmen will, wie auch unser hl. Paulus, der doch allezeit begehrt zu sterben und zu sein bei Christo, auf eine Zeit Gefährlichkeit seines Leibs geflohen und in einem Korb über die Stadtmauer ausgelassen ist worden, auch sich ein anderes Mal zu seiner mehreren Sicherung auf Befehl des Amtmanns beinahe mit fünfzehnhundert Mann begleiten ließ gen Cäsaream. Denn wo es die Ehre des göttlichen Namens oder brüderlicher Liebe erforderte, würde ich nicht allein erbietig sein gefangen, sondern im Vertrauen göttlichen Beistands gar gemartert und erwürgt zu werden bei dem Wort Christi meines Herrn."

In den ersten Tagen Julis des Jahres 1522 bewerkstelligte Ambrosius seine Flucht aus dem Kloster. Sie war eine Glaubensthat, bei welcher sich der glaubensstarke Mönch nicht mit Fleisch und Blut besprach, sondern zufuhr, nachdem ihm nur die Wahl noch offen stand, entweder Menschensatzungen oder Gottes Wort zu gehorsamen. Unterstützt von gleichgesinnten Freunden gelang es ihm, den Klostermauern, die ihm zu Kerkermauern geworden waren, zu entkommen. Nur für die Flucht hatte er Kutte und Kappe abgelegt; noch hatte er die Hoffnung einer Rückkehr in das Kloster nicht ganz aufgegeben.

3. Die Morgenröthe der Reformation in Konstanz.

Ambrosius, dem Kloster glücklich entkommen, suchte eine Zufluchtsstätte in Konstanz. Aber lief er damit nicht seinen Verfolgern geraden Weges in die Hände?

Konstanz, seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts Bischofssitz, war seit geraumer Zeit die Metropole des größten deutschen Bisthums, das sich über einen großen Theil von Württemberg, Baden und der Schweiz erstreckte und nicht weniger als 350 Klöster, 1760 Pfarreien und 17,000 Priester und Mönche zählte. Die Stadt Konstanz selbst gehörte nicht zum weltlichen Dominium des Bischofs, sondern war eine, übrigens gleichfalls mit Klöstern überreich gesegnete Reichsstadt. Bald nach Gründung des Dominicanerordens wurde in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein Kloster dieses Ordens zu Konstanz erbaut; zu derselben Zeit auch eines für die Franciscaner; in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts ein gleiches für die Augustiner. Die zwei Nonnenklöster St. Peter und

Zofingen wurden um die gleiche Zeit, nemlich 1252 und 1253, das Stift St. Johann aber 1275 gegründet. Aus viel früherer Zeit datirt sich der Ursprung des Domstifts und des Stifts St. Stephan, sowie des Gotteshauses der Schotten und des Benedictinerklosters in der Vorstadt Petershausen. Seit dem Jahr 1275 hatte sich die Zahl der genannten geistlichen Stiftungen nicht mehr vermehrt, da die Stadt, trotz ihres mäßigen Umfangs, bereits 5 Mannsklöster, 2 Frauenklöster und 3 Stifter enthielt. In Konstanz war von 1414 bis 1418 das berühmte Concil gehalten worden, über welches der gleichzeitige Konstanzer Gebhard Dacher das Urtheil fällte: Alles, was der König von Deutschland auf diesem Concil von der Geistlichkeit habe erhalten können, sei ein Bekenntniß ihrer vielen Fehler gewesen; weiter habe man, außer der Verbrennung des Hus und Hieronymus, nichts gesehen, als Messen, Segenaustheilen, Ablaß, Processionen, Weihwasser, geweihte Kerzen u. s. w.; das Concil sei vergangen und trotz dem Begehren der deutschen Nation keine Reformation gemacht worden. Der edle Dacher ahnte nicht, welch eine Aussaat das Blut des Märtyrers Hus in der Stadt Konstanz bestellt hatte.

Zwar der Klerus beharrte nach wie vor in seiner Prachtliebe und Ueppigkeit, aber immer mehr entfremdete er sich dadurch auch das Volk der Stadt und Diöcese. Die geistlichen Stellen wurden mehr und mehr eine käufliche Waare, ja ein Kapital, das ihre Besitzer zu möglichst hohen Wucherzinsen umzutreiben bemüht waren. Urbanus Regius, der eben erst seine Stelle als Vicar des Bischofs in Spiritualibus zu Konstanz aufgegeben hatte, klagte im Jahr 1522: „Es ist ein Volk auf Erden, die heißen Curtison; ist geschwind, wo Geld stehet, unnütz, wo man predigen soll; dieselben fallen die großen Pfarren an, und so eine ledig wird, so schmecken sie's über viele Meilen Wegs. Wenn er schon ein Eseltreiber zu Rom ist gewesen, das Deutschland muß ihn doch vor einen Herrn haben und sein Vicari muß Finanz treiben mit den Bauern." Wie den Geistlichen alle Kenntnisse und jeder sittliche Ernst in Führung ihres Wandels und Amts abgingen, mag ein ganz unverdächtiger Zeuge nachweisen, nemlich der seit 1496 erwählte Bischof Hugo von Konstanz. Dieser sah sich in der Einleitung zu der im Jahr 1499 von ihm veranstalteten neuen Ausgabe des Breviers veranlaßt, seinen Clerikern zu verbieten, während des Gebets sich mit Hunden, Vögeln oder anderen Thieren zu beschäftigen oder zu schwatzen, zu lachen und Possen zu treiben. Ebenso klagt er in einem Hirtenbriefe vom 3. März 1517 über das schamlose Gebahren der Cleriker in Städten und auf dem Lande, zumeist daß sie nicht nur ungescheut Beischläferinnen und andere verdächtige Personen in ihren Häusern beherbergten, sondern auch dem Würfel- und Kartenspiel zum Aergerniß für die Welt ergeben wären, in den Schenkstuben sich mit sittenlosen Gesellen herumtrieben, Raufereien anfingen, Gott und die lieben Heiligen mit Flüchen lästerten, Andere hingegen sich täglich berauschten, Waffen und

unziemliche Kleider trügen und die Frauenklöster besuchten. Da nun wiederholte Mahnschreiben nichts gefruchtet hätten, so sehe er sich veranlaßt, eine bischöfliche Visitation anzuordnen, um den entarteten Zustand des Clerus genau untersuchen zu lassen. Hienach möge sich Jeder achten und sein Leben bei Zeiten bessern; denn er werde die Schuldigen ohne Schonung mit Suspension, Excommunication, Absetzung und Pfründentziehung bestrafen.

Bei dieser Sachlage mußte die Kunde von Luthers beherztem Auftreten wider die Mißbräuche der Kirche auch in der Stadt Konstanz ein freudiges Echo finden. Die Schriften, welche von Wittenberg ausgingen, fanden auch am alten Bischofssitze Eingang und begierige Leser. Der Erste, der auf der Kanzel zum Wort Gottes zurückkehrte, war der Helfer der St. Stephanskirche, Jakob Windner von Rütlingen; derselbe wurde sogar, als 1519 die Pfarrei an der St. Johanniskirche erledigt war, auf dieselbe befördert und auf ihr durch Einschreiten des Magistrats erhalten; obschon die Pfründe bereits von Rom aus einem Züricher, Namens Göldli zugesagt war. An Windners bisherige Stelle trat ein ihm ganz gleichgesinnter Helfer, Bartholomäus Metzler aus Wasserburg in Baiern. Die Bürger, viele Geistliche und selbst der Bischof hatten Wohlgefallen an beiden Predigern; selbst der alte Dompfarrer Macarius Leopardi „trug an beiden kein Mißfallen außer daß er vermeinet, es gezieme dem Luther als einem Mönch nicht, sich wieder so hohe Gewalt und Herren wie der Papst zu setzen." An seine Stelle ward von dem Kapitel Johannes Wanner von Kaufbeuren angenommen, und sobald dieser ins Amt eingesetzt war, schloß er sich den beiden Vorgenannten in der Führung des Amtes an. Diese drei Prediger, Windner, Metzler und Wanner, waren die Vorläufer und später die Gehilfen unseres Reformators Ambrosius.

Ihnen gegenüber stand eine festgeschlossene Schaar von Anhängern des Alten, welche in der neuen Lehre nichts als eine verdammenswerthe Ketzerei erkannten, durch welche ihrem Einkommen und ihrer Herrlichkeit großer Abbruch erfolgen müßte. Von ihnen ließ sich bald auch der Bischof selbst mit seinen geistlichen Räthen ins Schlepptau nehmen. Bischof Hugo, aus dem altadeligen Hause von Hohen-Landenberg im Kanton Zürich, zeichnete sich vor allen damaligen Reichsfürsten durch seine herkulische Leibesgröße aus; er selbst war ungelehrt, aber ein Freund der Wissenschaften und Gelehrten, daneben ein Mann von mildem Character und friedlichem Sinn. Er hatte sich dem päpstlichen Legaten Samson offen widersetzt, als dieser die Schweiz bereiste, um in Ablaßzetteln Geschäfte zu machen, ja der Bischof hatte allen seinen Geistlichen, sowohl in der Schweiz als in Schwaben, verboten, diesen Ablaß zu verkündigen, und dagegen angeordnet, man solle dem Ablaßkrämer die Kirchen der ganzen Diöcese verschließen, was in Rom sehr übel vermerkt worden war. An Luthers erstem Auftreten hatte Bischof Hugo im Stillen sein Gefallen, und Alles

hing davon ab, in welchem Lichte ihm seine nächsten Rathgeber die reformatorische Bewegung vorführten. Das kam zunächst seinem Generalvicar zu, und diese wichtige Stelle bekleidete damals Dr. Johann Faber oder Fabri. Dieser Mann, der bald als der gewandteste und gefährlichste Gegner der Reformation in Konstanz auftritt, war 1478 in der schwäbischen Reichsstadt Leutkirch als Sohn eines Schmieds Namens Heigerlin geboren und frühe in den Dominicaner-Orden eingetreten. Nachdem er Theologie zu Freiburg im Breisgau studirt und darin den Doctorgrad sich erworben hatte, ward er erst Vicar in Lindau und Leutkirch, dann bischöflicher Official in Basel und Canonicus an der dortigen Hauptkirche, und 1518 ernannte ihn Bischof Hugo zu seinem Generalvicar in Konstanz und Papst Leo X. verlieh ihm den Titel eines päpstlichen Protonotars. Faber war ein Mann von nicht gewöhnlichen Anlagen, von seltener Gewandtheit des Umganges, aber ohne Character und durch üppiges Leben in Schulden verstrickt, darum entschlossen, an diejenige Partei sich zu verkaufen, welche ihm den höchsten Preis böte. Der humanistischen Richtung zugethan, näherte er sich anfänglich den Männern der kirchlichen Reformpartei. Mit Zwingli wechselte er die freundschaftlichsten Briefe, versicherte ihn seiner Hochachtung und Liebe (1519), forderte ihn sogar zum Auftreten gegen das Ablaßwesen auf, übersandte ihm 1520 seine Homilien über das Elend des menschlichen Lebens und erbat sich Zwinglische Schriften als Gegengeschenk; ja noch 1521 sprach er gegen Vadian in St. Gallen seine Mißbilligung Dr. Ecks und sein Wohlgefallen an Luthers Schriften aus, wiewohl er daran Anstoß nahm, daß der Wittenberger Mönch die Wahrheit zu offen heraussage, als daß der rohe Magen des Volks sie zu verdauen vermöchte. „Besser, äußert er sich, hätte Luther geschwiegen oder die kranke Welt auf eine andere Weise zu heilen gesucht!“ Einen völligen Umschwung in den Gesinnungen des Generalvicars bewirkte jedoch in demselben Jahr 1521 eine Reise nach Rom, welche derselbe nach dem Urtheil seiner bisherigen Freunde unternahm, um drückenden Schulden zu entgehen, die päpstliche Freigebigkeit zu kosten und dem Papst eine Schrift gegen Luther zu widmen, welche im darauffolgenden Jahre wirklich erschien. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Rom kehrte er nach Deutschland zurück, um von nun an unermüdet mit Wort und Schrift in Predigten, Colloquien und öffentlichen Verhandlungen der evangelischen Lehre entgegenzutreten. In Betreff dieser schnellen Umwandlung rief ein Erasmus aus: Der arme Luther macht doch Manche reich! Wanner schrieb an Thomas Blaurer: „Faber kam als vollendeter Römling aus Rom zurück. Er verspricht, die lutherische Ketzerei in Kurzem ganz ausgerottet zu haben. Gegenwärtig veranstaltet er eine Sammlung der Irrlehren aus Luthers Schriften und will mehr als tausend Stellen gefunden haben, in denen Luther sich selbst widerspreche.“

Während Faber um schnöden Lohns und Gewinns willen aus einem Freund der erbittertste Feind der reformatorischen Bewegung geworden war, tritt uns in dem Konstanzer Domkapitular Johann von Botzheim ein Mann von ernstem Streben und strenger Sittlichkeit entgegen, der gleichfalls die Morgenröthe des Reformationstages mit freudiger Hoffnung begrüßt hatte, aber später, als die Sonne höher und stechender stieg, ängstlich und scheu ihr den Rücken kehrte. Gebürtig aus Sasbach in der Ortenau, ein Schüler Wimphelings, hatte er nach Vollendung seiner Rechtsstudien in Bologna im Jahr 1512 zu Konstanz eine Domherrnpfründe erlangt und lebte von nun an hier in stiller Zurückgezogenheit im Umgang mit den Musen und in brieflichem Verkehr mit seinen auswärtigen gelehrten Freunden. Er zeichnete sich nicht bloß durch wissenschaftliche Kenntnisse vor den andern Domherren rühmlich aus, sondern auch durch Sittenreinheit und enthaltsame Lebensweise; weil er keinen Wein trank, nicht jagte, nicht spielte, hatte man ihm den Namen Abstemius gegeben. Gleichwohl stand sein Haus und Tisch Allen offen, die ihn besuchten, und ein Erasmus, der gegen Herbst 1522 in seinem gastlichen Hause weilte, weiß die geschmackvoll und sinnig eingerichteten Räume des Hauses und den liebenswürdigen Wirth nicht hoch genug zu loben. Botzheim bewunderte Luthers Auftreten aufrichtig und schrieb ihm im Jahr 1520 einen Brief voll Lobeserhebungen: „Nachdem du dir die Freundschaft der Welt oder wenigstens des besseren Theiles derselben, d. h. aller frommen und rechtschaffenen Christen erworben, so mußt du auch mein Freund sein, du magst wollen oder nicht. Deine Schriften gefallen mir so überaus wohl, daß mich nichts in gleich hohem Grade erfreut, und ich segne mein Geschick, das mich zu dieser Zeit leben läßt, in welcher nebst den übrigen Wissenschaften auch der mit dichter Finsterniß umhüllten Theologie ihr lichter Tag aufgeht.“ Daß aber Botzheim nicht blos mit Worten, sondern auch mit kräftiger That die Sache der Reformation anfänglich förderte, werden wir sofort hören.

Auch bei einigen Klosterbewohnern der Reichsstadt fand die Reformation lebhaften Anklang, besonders bei dem Benedictiner im Kloster Petershausen, Johannes Jung, der bis 1548 evangelischer Pfarrer in Konstanz war, und bei dem Franciscaner Sebastian Hofmeister, der damals Lehrmeister im Kloster seines Ordens zu Konstanz war, und später der Reformator seiner Vaterstadt Schaffhausen wurde. Letzterer schrieb am 17. September 1520 an Zwingli von Konstanz aus: „Hier lieben dich viele Unterrichtete und ermahnen dich, im begonnenen Werk fortzufahren.“

So zählte die evangelische Lehre in den oberen Schichten der Bevölkerung einflußreiche Gönner; aber auch das Volk hatte für dieselbe offene Augen, Ohren und Herzen. Zahlreich strömte es zu den Vorträgen der drei genannten Prediger und stand denselben kräftig zur Seite, wo ihre

Person bedroht war oder ihr Wort gedämpft werden sollte, ohne der päpstlichen Bulle zu achten, welche im Jahr 1520 den Bann über Luther und seine Anhänger aussprach. Als im folgenden Jahr das kaiserliche Edict von Worms die Reichsacht über Jene ausgesprochen hatte und zugleich die Verbrennung der lutherischen Schriften befohlen ward, erschien am Bodensee zur Vollziehung des Edictes als kaiserlicher Commissär der Propst von Waldkirch bei Freiburg, Balthasar Merklin. Aber kaum war die Kunde seines Eintreffens in Konstanz verbreitet, als sich die Bürgerschaft auf dem Marktplatze zusammenrottete und laut drohte: der Propst solle nur zusehen, was er für einen Lohn empfange, wenn er einen solchen Befehl dem Magistrat überreiche. Merklin achtete es unter diesen Umständen für gerathen, die Stadt unverrichteter Dinge wieder zu verlassen, und das Wormser Edict ward in Konstanz nie verkündigt. Der Bischof gab seinen Unmuth über diesen Widerstand der Reichsstadt in einem um diese Zeit erlassenen Hirtenbrief Ausdruck. In demselben beschwerte er sich bitter, daß die Fastengebote und andere Haltungen und Gewohnheiten der Kirche an vielen Orten wenig Gehorsam mehr finden, wie daß längst verworfene Meinungen jetzt wieder hervorgeholt werden durch vorwitzige „Neider des Friedens und Ausspreiter alles Unraths, die mit erschröcklichem zänkischem Aufruhr die christliche Kirche bewegen, so daß allenthalben Gelehrte und Ungelehrte von den geheiligten und erschröcklichen Heimlichkeiten unter einander streiten". Gleichwohl mehrten sich allenthalben die Zeichen des Abfalls. Unzweideutig beurkundete sich die Umstimmung der öffentlichen Meinung an dem geringen Zulauf am Gründonnerstage, an welchem der Bischof vor dem Jahr 1522 einer zahlreich herbeiströmenden Menge die Absolution für die seinem Stuhl vorbehaltenen Fälle zu spenden pflegte. Im genannten Jahre hatten mehrere Priester in der Schweiz in einer lateinischen Eingabe den Bischof angegangen, der Verkündigung des Evangeliums nichts in den Weg zu legen und den Priestern zur Beseitigung des Aergernisses die Ehe zu erlauben oder doch nachzusehen. In einer eigenen Vertheidigungsschrift verwahrte sich dann Zwingli gegen den Tadel, welchen der Bischof in einem Schreiben an den Rath von Zürich über die Grundsätze dieses Reformators ausgesprochen hatte. Schon mußte der schwache Bischof Hugo eine Bitte, worin Einwohner von Freiburg im Breisgau die Erlaubniß zur Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt nachsuchten, mit Unwillen von der Hand weisen; schon wurden einzelne Pfarrer der Schweiz, welche wider den Priestercölibat eiferten, auf bischöflichen Befehl nach Konstanz abgeführt, aber auf Einsprache des Züricher Raths wieder in Freiheit gesetzt. Am Münster zu Freiburg im Breisgau fand man unten an den bischöflichen Hirtenbrief ein heftiges Pasquill angeheftet und ebenfalls gegen diesen Hirtenbrief ward nach allen Richtungen der Diöcese eine im bittersten Ton abgefaßte Flugschrift verbreitet. Ihr Verfasser war der 57jährige Dr. Sebastian Meyer, gebürtig aus

Neuenburg im Breisgau, damals Prediger in Bern. Er sagte darin u. A.: Während der Bischof so drohend die Beobachtung der Fastenmandate verlange, finde er sich für jedes uneheliche Kind seiner Diöcesangeistlichen mit vier Gulden ab und ziehe daraus eine jährliche Einnahme von sechs- bis achttausend Gulden. Das fleißige Lesen der hl. Schrift und die Bekämpfung der geistlichen Prachtliebe und Habsucht nenne der Bischof Fürwitz und Aufruhr gegen die Kirche; aber wenn jemals Kriege daraus entständen, so trügen diejenigen daran Schuld, welche ihre Menschensatzungen mit dem Schwert behaupten wollen. Selbst tausend Jahre Unrecht seien noch keine einzige Stunde Recht; sonst hätten die Heiden wohlgethan, bei ihrem uralten Glauben zu verharren. Und wenn doch bloß das Alte gelten solle, so müsse man hoffentlich fünfzehn Jahrhunderte für länger halten als fünf, das Evangelium Jesu für viel älter als alle Decrete römischer Hierarchie. Veraltete Stadtordnungen, ruft er schließlich aus, werden in unserer Zeit gebessert, aber in der Kirche sollen wir ewige Narren bleiben, nie etwas ändern dürfen? Nein, all unser Fleiß und Ernst gehe darauf, daß wir mit Hilfe göttlicher Gnade nach dem Evangelio leben. Herr, wir bitten dich, du wollest deine evangelische Kirche gnädiglich erhören und den römischen Tyrannen mit einer gewaltigen Hand überwinden, auf daß wir dir in evangelischer Freiheit dienen können.

So tief und weit hatte bereits die reformatorische Bewegung allenthalben im Bisthum Konstanz Platz gegriffen — ein Zeugniß mehr, daß sie nichts Gemachtes, sondern etwas Gewordenes war. Ueberall dämmerte es; aber noch fehlte der Mann, welcher nach Geist und Herz befähigt und berechtigt war, die gährenden Elemente abzuklären und dem tiefen des Ziels noch unbewußten Drang nach Neuem das rechte Wort, die entsprechende That zu leihen. Da klopfte der geflüchtete Alpirsbacher Mönch an die Thore seiner Vaterstadt, und er fand freundlichen Einlaß und willigen Eingang und ward erst von seiner Heimathgemeinde in Schutz genommen, um sofort diese zu schützen mit den Mauern des Gotteswort und ihr Vorfechter zu werden mit dem Schilde des Glaubens.

4. Die Prüfung.

Als Ambrosius aus dem Kloster flüchtete, hatte er sich keine Plane für die Zukunft gemacht. Im Glaubensmuth hatte er die kühne That gewagt, in Glaubenszuversicht seine Wege dem befohlen, der ihm sein Wort zu seines Fußes Leuchte und zu einem Licht auf dem Weg seiner Pilgerfahrt gesandt hatte. Dem Zug seines Herzens und einer inneren Stimme folgend, hatte er sich zunächst zur alten Heimath, zum verödeten Vaterhause gewandt, in welchem noch eine heißgeliebte verwittwete Mutter und eine in frommer Treue ergebene Schwester lebten. Liebe zu Gott, zur Familie und zur Vaterstadt waren die Grundzüge im Character unseres Ambrosius. Diese dreifältige Liebe führte ihn der Heimath zu. Auch die

Rücksicht der Klugheit hieß ihn seine Schritte vom Kloster aus gen Konstanz lenken. Sie deutet er im Eingang seiner Vertheidigungsschrift an: „Anfänglich, damit ich hinnehmen und aufheben möge falsche Achtung und folglich auch Aergerniß, so vielleicht in Etlichen meines Abschieds halb erwachsen ist, rufe ich Gott und mein eigen Gewissen zu Zeugen in meiner Seele an, daß mich kein Unwille oder unbegründete Ursache ausgetrieben und zu weichen gereizt hat, wie denn jetzt ein Gassengeschrei ist, Mönche und Nonnen laufen aus ihren Orden, und das aus Verdruß klösterlicher Ruhe und Stille, damit sie leben mögen in fleischlicher Freiheit und nachhängen ihrem Muthwillen und weltlichen Begierden; sondern ehrhaftig große Beschwerde und dringlich Geheiß meines Gewissens aus Grund und Anweisung des göttlichen Worts, wie ich denn hoffe, daß alle Gelegenheit und Umstände meines Abweichens keine Leichtfertigkeit, Frevel oder irgend welches unziemliches Fürnehmen anzeigen. Denn ich weder Kutte noch Kappe von mir gelegt, außer etliche Tage meines Abschieds zu meiner größeren Sicherheit, bis ich mein Gewahrsam erreicht habe; bin auch weder in Krieg noch mit einer hübschen Frauen hingezogen, sondern habe mich unverzüglich, so immer erst mir möglich gewesen, gethan zu meiner vielieben Mutter und Verwandten, welche ungezweifelt eines christlichen Gemüths und in einer Stadt Konstanz solcher Achtung der Ehrbarkeit sind, daß sie mir zu keinem unbilligen Fürnehmen berathen oder beholfen wären." Durch die Rückkehr in das im Ruf frommer Rechtschaffenheit stehende Elternhaus, unter die unmittelbare Aufsicht des Bischofs hatte sich der Flüchtling gegen böswillige Unterschiebung eines unehrenhaften Motivs gewahrt, das ihn zu seiner Flucht verleitet hätte. Wurde aber auch diese Klugheitsrücksicht mit entsprechendem Erfolge gekrönt, so wurde dagegen die Liebe zu den Seinigen auf eine desto härtere Probe gestellt, um in heißer Prüfung obzusiegen.

Mutter und Schwester waren über den unerwarteten Besuch des Sohnes und Bruders mehr bestürzt als erfreut. Die in den Satzungen der alten Kirche ergraute bedächtliche Mutter konnte sich in den kühnen Entschluß ihres Sohnes nicht alsbald finden; nur schwer konnte sie es verwinden, daß der Sohn, welcher bisher ihr gerechter Stolz gewesen war, nun ein Aergerniß für viele Altgläubige werden und sie selbst ihren alten Hausfreunden entfremden sollte. Die Ehre des alten Patriciergeschlechts schien ihr gefährdet, der Anstand verletzt, selbst der Ruf der Frömmigkeit in Frage gestellt. Auch Margaretha, die tugendsame Jungfrau, empfing den Bruder nicht, wie dieser gehofft hatte, mit freudiger Zustimmung zu seinem gelungenen Wagniß. War es zuvor der Mutter und Schwester schwer gefallen, ihren Liebling Ambrosius zu missen, so wurde es ihnen jetzt noch schwerer, ihn als Flüchtling und Abtrünnigen im eigenen Hause zu beherbergen. „Ein entlaufener Mönch" — das stand vor ihren Augen als ein Brand- und Schandflecken, den nichts von ihrem Gewissen und

der Ehre ihres Hauses abwischen könnte. Beide waren wohl schon geraume Zeit mit dem neuen Pfingstgeiste, der durch die Kirche zu wehen begann, vertraut und befreundet: aber sie wurden an ihm irre, als sie sehen mußten, wie derselbe das ganze Haus Gottes erschüttere, wie der neue Most die alten Schläuche zerreiße. Der Kummer, den seine Flucht der Mutter und Schwester bereitete, ging dem zärtlich liebenden Sohn und Bruder tief zu Herzen. Verfolgt von den Klosterbrüdern, mißverstanden von den eigenen Hausgenossen — wohin anders konnte sich Ambrosius wenden, um sein volles Herz auszuschütten und Beruhigung zu suchen, als an die Stadt, von der aus sein Herz verwundet worden war, und die es nun auch heilen sollte, nach Wittenberg? Dort schlagen ihm zwei mitfühlende Herzen entgegen, die ihn verstehen und denen er darum auch sein gepreßtes Herz frei öffnen darf. Am 25. Juli 1522 schreibt Ambrosius an Thomas, seinen „vielliebenden Bruder in Wittenberg" folgenden Brief: „Vor allen Dingen sei dir kund gethan, daß ich unlängst (nemlich am 8. Juli) aus unserem Alpirsbach, wo ich nur allzulang gleich einem Kinde unter den Elementen der Welt diente, zu einer gemeinsamen und zugleich freieren christlichen Lebensweise unter dem Schutz Christi zurückgekehrt bin. Wohl eine kühne That, um welche mich Viele ins Angesicht schelten werden, aber die mir gleichwohl kein Gutgesinnter (wenn er nur die näheren Umstände genau kennt) übel auslegen mag. Denn was sollte ich thun? Der Abt war sehr böse auf mich, deßgleichen auch einige Conventsbrüder. Dann, um die übrigen Plackereien, denen ich fortwährend bloßgestellt war, mit Stillschweigen zu übergehen — in Betreff ihrer konnte ich ja hoffen, daß sie bald ihr Ende erreichen werden, oder sie mit ungebeugtem Muthe ertragen —: verboten war mir die fromme Beschäftigung mit jenen Schriften, welche mein in römischen Verordnungen ausgehungertes und vertrocknetes Herz allein tränken und stärken konnten, verboten war mir die Predigt vor dem armen Volke, durch welche ich dasselbe aus dem Rachen der gierigen Wölfe mit aller Macht zu entreißen versuchte; verboten war mir die Vorlesung, durch welche ich die Brüder unter den Mönchen von Menschensatzungen abzubringen und für die wahrhaft christliche Freiheit zu gewinnen gewohnt war; verboten war, um es kurz zu sagen, Christus selbst, der nirgends heller wiederstrahlt, nirgends gnädiger uns anblickt, als in jenem von ihm uns aus dem Himmel hernieder gebrachten Gotteswort: solche mehr als gottlästernde Gotteslästerungen konnte, ja durfte mein Herz nicht länger ertragen. Der Abt bewies sich mir bereits um Luthers willen überaus feindlich. Schon war der Name Luthers von ihnen allen mit öffentlichem Fluch belastet. Das hätte ich immerhin standhaft ertragen, wenn sie nur der Schrift die gebührende Ehre gezollt hätten. Aber so weit erstreckte sich bereits ihr Vorurtheil, daß sie Alles, was ich aus dem Evangelium oder aus Paulus mit Fleiß entlehnt hatte, verschrieen, als stamme es von Luther und sei darum ketzerisch und gottlos, wie sie denn auch gar

keine Verantwortung meines Glaubens annehmen wollten. Eine Zeit lang übte ich mich wohl in christlicher Bescheidenheit und Geduld, so lange ich noch hoffen konnte, sie damit für Christum zu gewinnen. Darum beugte ich, obschon ich selbst zur christlichen Freiheit hindurch gedrungen war, meinen Nacken um ihretwillen gern unter das Joch des Gesetzes, ward den Juden ein Jude und wünschte mit Paulo ein Fluch für meine Brüder zu werden. Als ich aber gewahr werden mußte, daß ich damit gar nichts ausrichtete und daß sie meine Hoffnung Tag um Tag mit ihrer Hartnäckigkeit vereitelten (wie denn diese Art Leute überaus zäh an ihrem Aberglauben festhält), so erachtete ich es an der Zeit, an mich selbst zu denken, ehe ich durch längeren Verzug mich selbst mit ihnen ins Verderben stürzte. Diese Gefahr lag aber nahe. So ging ich denn gemäß dem Befehl Christi, der seine Jünger hieß, aus der Stadt zu ziehen, welche sein Wort nicht annehme. Im Vertrauen auf welchen Beistand und unter welchen Bedingungen ich aber schied, zu erzählen, das würde mich zu weit führen. Aber, höre ich dich entgegnen, du hättest das Aergerniß vermeiden sollen! Diesen Einwand habe ich mir oft und viel vorgehalten; da ich aber auch unter Jenen (wenn ich Christum nicht verläugnen wollte) ohne Anstoß nicht leben konnte, und die unwissenden Leute, die mir Tag um Tag vorwarfen, daß ich ihnen zum größten Aergerniß gereiche, mich fortwährend Ketzer schalten, bat ich sie wiederholt bei allen Heiligen um die Erlaubniß meines Abschieds. Da ich diesen nicht erhielt, ging ich auf das Dringen meines Gewissens, auf den Rath der Besten, mit der Hilfe Christi (denn daran darf ich nicht zweifeln) gegen ihr Wissen und Wollen, um vielleicht nie mehr zurückzukehren, wenn nicht zuvor dieser böse Geist aus den Mönchen durch den Geist Gottes ausgetrieben worden. Ob dieses jemals geschehen wird, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß der Aberglaube und die Werkgerechtigkeit sich bei ihnen bis zuletzt halten wird. Schreibe mir, welchen Lebensweg du mir einzuschlagen ratheſt. Mein höchster Wunsch wäre, bei dir zu leben. Könntest du unsere Mutter überreden, daß sie hiezu die Einwilligung gäbe, so würdest du mir hiemit den willkommensten Beweis deiner Bruderliebe ablegen. Lebe wohl. Bestelle tausend Grüße an unsern Philippus und ebenso viele an den großmächtigen Luther." Wenige Tage darauf (6. August) schrieb Ambrosius an Melanchthon selbst: „Wenn jemals, so verlangt es mich jetzt, mein hochgelehrter Philippus, an dich zu schreiben, denn schweres Geschick und unselige Lage bedrängen mein Gemüth. Kaum habe ich das Kloster verlassen, so komme ich in übles Gerede, daß ich dem Aergerniß nicht vorgebeugt habe; ja Einige meinen, ich solle dahin zurückkehren. Aber eher wollte ich sterben, als länger an diesem Heerd der Gottlosigkeit gefangen gehalten werden, da ich es zu keinem Frommen der Mönche und zu meinem eigenen größten Schaden thun würde. Ueber den Stand aller meiner Angelegenheiten und insbesondere in Betreff dieses Punktes wird dich übrigens mein Bruder ausführlicher

berichten. Dich bitte ich im Namen des allein guten und mächtigen Gottes und bei Allem, was dich rühren kann, daß du mir deine Ansicht mittheilest und mich genau wissen lassest, was du mir zu thun anratheſt. Dein Rath soll mir die Stelle eines Orakels vertreten, denn ich weiß, daß du den Geist Christi hast und nichts rathen kannst, was gegen sein Gebot wäre." Zum Schluß bestellt Ambrosius Grüße an Luther, „unsern höchsten Vater, der uns wiedergebiert, bis er Christo in uns eine Gestalt gebe." Melanchthon ließ auch seinen Freund nicht lange auf Antwort warten; schon am 14. September schrieb er ihm einen zur Ausdauer auf dem eingeschlagenen Weg ermunternden Brief. Er ruft ihm das pauliniſche Wort zu: Halte an deinem Bekenntniß! und fährt fort: „Laß dich nicht bestimmen, zu jenen Schwarzröcken zurückzukehren, denn du kannst ohne öffentliche Schande und Schaden des Evangeliums deinen Fuß nicht mehr zurücksetzen. Die Feinde Christi würden es deuten, als ob du, vom Gewissen gedrungen, unter der Verdammung des Evangeliums der Freiheit deiner That dich gereuen ließest. Im Uebrigen bitte ich dich, falls deine Umstände nicht ein Anderes erheischen, du mögest dein Ordensgewand nicht ablegen, damit du wenigstens in diesem Punkt dem Unverstand der Menge Rechnung tragest, bis die Zeit ein Anderes gebietet. Denn hierin, dünkt mich, sollen die Besten so wenig als möglich von ihrem Rechte Gebrauch machen wollen, vielmehr den Anderen nachgeben und Aergerniß verhüten, so weit es immer angeht. Also hat Christus, also haben die Apostel gethan. Selbst Martin wollte Alles eher als sein Auguſtinerkleid ablegen oder in irgend einer, wenn auch noch so unwesentlichen Ceremonie, wenn sie nur dem Evangelium nicht zuwiderlaufe, einem Bruder Aergerniß geben. Du weißt, daß es bei euch einige fanatiſche Christen gibt, welche das Bekenntniß Christi nur ins Fleiſcheſſen und sonstigen heidniſchen Wahn setzen. Sie nennen sich bald Lutheraner bald Evangeliſche, und doch belasten sie den Namen des Evangeliums mit solcher Schande, daß ich fast wünschen möchte, die Papiſten sollen in ihrer Verfolgungswuth gegen die Bekenner des Evangeliums fortfahren, damit dadurch jener Bodensatz unseres Lagers abgeschreckt werde, sich fälschlich diesen heiligen Namen anzumaßen. Bedenke, daß du Christum bekennſt, also das Kreuz tragen und dich auf das Aeußerste gefaßt halten mußt, nachdem du jenen Dickbäuchen den Rücken zugekehrt hast. Ich achte dich nicht für einen solchen Neuling im Chriſtenthum, daß du meines Rathes bedürfteſt oder nicht wüßteſt, in welcher Gestalt sich Chriſtus uns zu erkennen gebe, nemlich in jenem verachteten und von der Welt verdammten Zeichen des Kreuzes."

Eines solchen Freundeszuſpruchs bedurfte Ambrosius gar sehr in der schwierigen Lage, in welche er sich versetzt sah. Mußte er doch neben allem Schweren, das im eigenen Hauſe auf ihm lag, auch der Schritte gewärtig sein, welche von seinen Kloſteroberen gegen ihn erfolgen würden. Wenn auch das Kloſter sich im Stillen Glück wünschen mochte, den geiſtig

überlegenen und glaubensstarken Bruder zu missen, welcher ihm je länger je mehr Verlegenheit zu bereiten drohte; so bedurfte es doch keines großen Scharfblicks, um zu erkennen, wie gefährlich die Anwesenheit Blaurers in einer Stadt und zu einer Zeit werden mußte, in und zu welcher eben das mit dem alten Papstthum zerfallene Volk sich nach einem Führer umsah, welcher ihren Ahnungen das bestimmte Wort, ihren Wünschen den beredten Ausdruck, ihren Forderungen den rechten Nachdruck gäbe. Darum scheint denn auch von Konstanz aus der Abt von Alpirsbach die Weisung erhalten zu haben, das Geschehene nicht unvermerkt hingehen zu lassen. Am Neujahrstage 1523 erschien der Licentiat Johann Kingsbach vor dem Rath in Konstanz, um Namens König Ferdinands und der Württembergischen Regierung die Rücksendung Blaurers ins Kloster zu fordern: das begehre der Abt, welchem Ambrosius Treue geschworen habe; das fordere der König; so zieme es dem Entflohenen mit Rücksicht auf sich und seine Familie. Doch der Rath war keineswegs gemeint, diesem Antrag ohne Weiteres nachzukommen und sich an Blaurer zu vergewaltigen; er entließ Kingsbach mit dem Versprechen, den Flüchtling zu einer schriftlichen Vertheidigung anzuhalten. Dieß war die Veranlassung zu der Abfassung der uns bereits bekannten „wahrhaften Verantwortung" Blaurers, welche an den Rath gerichtet und vor vollem Rath verlesen, einfach der Stuttgarter Regierung übersandt wurde, indem sich der Rath der Hoffnung hingab, „es sollte mit dem die Sach in Ruhen stehen und der Blaurer zu Konstanz bleiben, wie dann beschehen ist." In dieser Schutzschrift erklärte sich Ambrosius schließlich unter folgenden Bedingungen zur Rückkehr in die Klostermauern bereit:

„Am Ersten würde ich mir keineswegs wehren oder verbieten lassen meine vorbehaltene, auch alle andere Lehren, so aus hl. biblischer Schrift Grund haben, würde auch inhalts christlicher Schuld dieselben in brüderlicher Treue und Liebe allen Anderen, deren begierig und nothdürftig, fleißig ohne alles Entsetzen mittheilen. — Zum Andern insgemein zu reden, würde ich mir fürderhin keine Klostersatzung hinderlich lassen sein an göttlichem Befehl und Geboten, sondern wo und wann göttliche und menschliche Satzung auf einander stoßen, als denn jetzt in den Klöstern aus Schuld ungelehrter Prälaten oft geschieht, würde ich greifen nach dem göttlichen und das menschliche fahren lassen, wie denn wohl zu vermuthen, daß ich und ein Jeder, so sich guter Meinung in einem Orden begibt, des Willens und Fürnehmens sind, daß wir durch klösterliches Leben in dem Weg göttlicher Gebote geführt und nicht durch ungegründete menschliche Satzung davon gewiesen wollen werden. — Zum Dritten würde ich aus christlicher Pflicht allweg widerfechten die unleidlichen Beschwerden der Seelen in casibus reservatis abbati, d. i. in den vorbehaltenen Fällen etlicher Stücke, von deren wegen der Abt selbst um Absolution angesucht muß werden, so doch die begangene That mehrmals an ihr selbst und vor

Gott gar nicht Sünde ist, als das Schweigen brechen nach completer Zeit, auch mit guten nutzen Worten aus Forderung christlicher Liebe einen Apfel oder sonst etwas essen zwischen den Mahlzeiten ohne besonderen Urlaub, einen Brief empfahn oder hinschicken u. dgl., wie denn jeglicher Abt nach eigenem Wohlgefallen seiner Absolution vorbehält, welche und wie viele solcher Fälle er will. Doch mag ich wohl gedulden, zu Unterhaltung klösterlicher Ruhe und Ordnung, daß man leibliche Strafen darauf setze denen, so hieran säumig sein wollen; aber sonst würde ich alle Anderen dahin weisen, daß sie ihre Seele und Gewissen dieser Dinge halb frei behalten und allein Gott den Herrn daselbst durch sein Gebot und Verbot regieren lassen. — Zum Vierten würde ich der unerfahrenen Jugend, so des Ordens begehrt, wann sich die Zeit ihrer Profession verlauft, in allweg räthlich und beholfen sein, daß sie solche Seelenstricke nicht annehmen, will sonst gerne darob und daran sein, daß man sie da erziehe und behalte, so lange sie aus freiem, unangebundenem Geiste in klösterlichem Leben beharren wollen. Denn ich wohl erlernet habe, mehr an Andern denn eigener Person, was sorgliche Gefährlichkeit und Seelenmord aus solchem unbedachten Gelübde und ewigem Verbündniß erwachsen. — Zum Letzten, weil sich die geistlichen Ordensleute vor anderen Christen schelten lassen Anhänger und Vollzieher evangelischer christlicher Vollkommenheit, würde ich höchsten Vermögens daran sein, auch alle Anderen mit möglichem Fleiß dazu vermahnen, daß wir dieses Lob und Namen mit der Wahrheit behalten mögen, das Rechten und Fechten, so wir bisher um das Zeitliche mehr denn andere Leute getrieben haben, nach dem Geheiß Christi abstellen, weltliche Pracht und Herrlichkeit, auch eigene Leute sammt den ungöttlichen Beschwerden und Fällen fahren lassen, dieweil doch solches Alles so ganz hinderlich und entgegen ist klösterlichem und evangelischem Leben; deßgleichen daß wir die armen Leute, des Gotteshauses Unterthanen, allenthalben mit tapferen, gelehrten, gottesfürchtigen Seelsorgern versehen, ob wir gleich von deßwegen die Incorporationes und Einlebungen der Pfründen übergeben und von der Hand lassen müssen, damit den Unterthanen durch kernhafte besserliche Hirten desto förderlicher gerathen werde; dann mehr an denselbigen gelegen und Gott löblicher ist, denn daß wir zeitlichen Ueberfluß und sie ihrer Seelennothdurft Mangel haben; auch der billig den Nutzen und Genieß hat, der die Bürde und Arbeit tragen muß. — Wo diese jetzt angezeigten Artikel von mir erlitten mögen werden, will ich nicht allein geneigt und erbietig sein wiederum zu kehren, sondern auch meine Herren, Väter und Mitbrüder höchsten Fleißes unterthänig bitten, daß sie mich wiederum in ihre Gemeine und geistliche Gesellschaft aufnehmen. Denn wahrlich klösterliches Leben wäre ein gut gottgefälliges Leben, wo etwas an der Reformation und Ordnung nach Gelegenheit unserer Zeit vorgenommen, die zeitliche Pracht und weltliche Herrlichkeit abgestellt, viel ungegründete Klostersatzung, durch welche die Ordensleute mit einer Un-

masse beschwert und überladen sind, gemildert und hingenommen, aber zuvor der grausame Seelstrick der Gelübde, in welchem die unverständige Jugend oft verdammlich, als zu besorgen, verderben muß, aufgehoben würde, und die Klöster, wie vor Zeiten, Zuchthäuser und Kinderschulen wären, in denen die geile, muthwillige Jugend, die in der Welt (als wir vor Augen sehen) in aller Ueppigkeit und Büberei aufwächst, etwas gezähmt und zu geschriftlicher Kunst und Gottesfurcht erzogen würde; deßgleichen die Prediger und Andere, so der Lehre und göttlichem Worte mit freiem Gemüthe obliegen wollten, daselbst ihre Ruhe und Gemach, von Männiglichem ungeirrt, in aller Stille haben möchten; denn also möchten Land und Leute sammt gemeiner Christenheit solcher geschickter Leute, daselbst erzogen, genießen und erfreut werden, so man doch jetzt nicht spüren oder wissen mag, wozu so viele Nonnen und Mönche nutz sind, denn allein daß sie sich mästen und ihnen selbst leben, auch mit anderer Leute großer Beschwerde Gut und Geld sammeln, wie fast sie sich immer rühmen evangelischer Armuth und Vollkommenheit. Wo mir aber obgemeldeter Vorbehalt jetzt verzeichneter Artikel abgeschlagen, würde ich mich weiter keineswegs meines Gewissens halber in das Kloster begeben mögen, denn ich weder in Fried noch Einigkeit leben, möchte auch fürbaß weder mir noch Anderen nutz sein, sondern würde vorige Uneinigkeit wiederum erneuert und je mehr und mehr zunehmen; darum ich dann vorhin ausbleiben und einer anderen Zeit göttliches Einsehens erwarten, will nichts desto minder einem Gotteshaus Alpirsbach und dessen Verwandten in christlicher Liebe, wo ich Ursache haben mag, Gutes thun und freundliches Wohlgefallen beweisen, mich auch hin als her mit Hilfe des Herrn wohl und frömmlich, ich sei wo ich wolle, halten; denn mich das göttliche Wort allenthalben in Ruh und Stille gefangen und in die rechten Klostermauern seiner Gebote verschlossen hat, und auch der frömmste Mönch vor den Augen Gottes nicht mehr sein kann, denn ein frommer Christ, der ich von Gott allezeit ernstlich begehre im Leben und Tod erfunden zu werden."

Die Vertheidigungsschrift blieb von Alpirsbach und Stuttgart aus zunächst unbeantwortet, und Blaurer übersandte sie auf den Wunsch vieler Freunde Anfangs März 1523 zum Druck nach Basel. Oecolampad, den der alte Universitätsgenosse um Besorgung des Druckes gebeten hatte, rieth zwar von der Veröffentlichung derselben ab; „das Volk," schrieb er, „ist der vielen Vertheidigungen überdrüssig; deine Ehre ist vollkommen gewahrt, wenn der Rath deiner Vaterstadt dich frei spricht. Wir müssen es uns schon gefallen lassen, daß es Leute gibt, die uns Böses nachreden, uns verabscheuen und verdammen; wir müssen es uns gefallen lassen aus Liebe zu dem, der selbst unter die Uebelthäter gezählt ward. Wir müssen durch Sanftmuth und Geduld überwinden." Oecolampad besorgte auch, Blaurer möchte sich durch den Druck dieser Schrift neue Ungelegenheiten bereiten, und rieth daher jedenfalls zu einer Ueberarbeitung derselben, etwa unter

dem Titel: Wann ist es erlaubt in das Kloster ein- oder auszutreten? Gleichwohl erschien die Schrift in unveränderter Gestalt 1523 in Basel und erndtete insbesondere Capito's hohes Lob.

Gleichwohl hatte das Kloster Alpirsbach die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, den abtrünnigen Bruder wieder einzufangen. Der alte mißgünstige Abt war im Februar 1523 gestorben und an seine Stelle Ulrich Hamma, ein Freund der Blaurer'schen Familie, insbesondere mit Ambrosius eng verbunden, gewählt worden. Er sollte mit einschmeichelnden Freundesworten erreichen, wozu der Arm der Gewalt nicht ausgereicht hatte. Er traf Ende Augusts in Konstanz ein und ließ sich arglos zum Werkzeug bischöflicher List benutzen. Nicht bloß hielt er Blaurern die persönlichen Gefahren vor, gegen welche ihn allein das Kloster schützen könne, sondern auch das Aergerniß, welches er seiner Familie und Vaterstadt gebe; andererseits versprach er ihm volle Freiheit, ungefährdet im Kloster den früheren Studien obzuliegen, und die Erlaubniß, Alles, was ihm gutdünke, lesen und auch Anderen vertraulich mittheilen zu dürfen. Es gelang dem Abt, auch Blaurers Mutter und Schwester zu Verbündeten zu bekommen: aber Ambrosius durchschaute die List und weigerte sich, ins Kloster zurückzukehren, so lange der alte Ceremoniendienst bestehe: das Kloster sei kein Leben, es sei das Grab eines Menschen. Auch Bürgermeister Bartholomäus Blaurer und Reichsvogt Johann Schultheiß bestärkten ihn in seiner Weigerung, und als der Abt nach einigen Tagen noch einmal mit Versprechungen und Drohungen abwechselnd ihn bestürmte, auch Margaretha das Herz des Sohnes mit Hinweisung auf die arme Mutter, welche unter den Schmähreden gegen den abtrünnigen Sohn mit Kummer in die Grube fahren müßte, erweichte, so verstand sich schließlich Ambrosius zu dem Ausweg, sich für den Winter in die vier Wände des oberen Stockwerkes des elterlichen Hauses einzuschließen, so daß seine Anwesenheit in Konstanz außer den Familiengliedern nur den zuverlässigen Mägden bekannt sein sollte, während der Abt überall aussagen wollte, er sei von ihm als Gesandter irgend wohin verwendet. Der Plan war ernstlich gemeint, aber auf die Länge nicht ausführbar. Bald sehen wir Blaurer aus der stillen Wartburg des oberen Gemaches, in welchem mütterliche Vorsicht ihn geborgen hatte, herabtreten auf den Kampfplatz seiner Vaterstadt mit dem Losungswort: Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth!

5. Die Sammlung.

Ambrosius hatte es nöthig, erst sich selbst und seine künftigen Glaubensmitstreiter im Gebetskämmerlein und in der Rüstkammer des Gotteswortes zu sammeln, ehe er als der beherzte und entschlossene Vorkämpfer der Reformation in seiner geliebten Vaterstadt auftrat. Seine Glaubensthat war seiner Glaubenseinsicht vorangeeilt: treulich benutzte er nun die ihm vergönnte unfreiwillige Muße und Zurückgezogenheit, um seine theo-

logische Studien fortzusetzen und die neu gewonnenen Ueberzeugungen zu befestigen und zu begründen. Dieses geschah neben dem Lesen der Schrift durch die Bekanntschaft mit den Schriften und Personen der Reformatoren. Dem Rath Melanchthons Folge leistend, hatte er, um zu zeigen, daß er vom Klosterleben aufrichtig geredet, das Ordenskleid noch lange Zeit beibehalten, bis Oecolampad ihn auf Etlicher Ansinnen durch ein dringliches Schreiben aufmunterte, dasselbe abzulegen, da mit den Papisten an keine Aussöhnung mehr zu denken sei. Noch nahm Ambrosius eine Mittelstellung zwischen den Wittenbergern und Schweizern ein. Er selbst hatte vom Kloster aus nur auf Luther gesehen, auch in Konstanz ward die ganze reformatorische Bewegung von bischöflicher Seite als eine lutherische Ketzerei betrachtet; doch schrieb schon im Jahr 1523 der Generalvicar Faber an einen Bekannten: „Neues weiß ich dir nichts zu schreiben, als daß bei den Zürichern ein neuer Luther aufsteht, der um so gewaltiger ist, mit einem um so rauheren Volk er es zu thun hat. Ihm mich entgegenzustellen, werde ich, ich mag wollen oder nicht, gezwungen, wie du bald sehen wirst." Ambrosius verdankte nicht nur seine ganze neue Erkenntniß dem Lesen der lutherischen Schriften, sondern war auch durch seinen Jugendfreund Melanchthon an die Wittenberger gewiesen. Diese Verbindung ward verstärkt durch den Aufenthalt seines Bruders Thomas in Wittenberg. Beide Brüder standen unter der Einwirkung Melanchthons und hegten für Luther unbedingte und unbegrenzte Hochachtung und Verehrung. Zwar gibt Ambrosius in seiner Vertheidigungsschrift zu, daß es auch ihm oft mißfallen habe, daß Luther „so ganz kutzlich, sporraß, anfällig und bissig ist, seine Widersacher und namentlich auch die großen Fürsten, geistlich und weltlich, so mit frevler Durstigkeit antastet, schilt und lästert", aber, setzt er hinzu, er habe darum seine gut christliche Lehr nicht verworfen, auch seine Person in dem Stück nicht urtheilen wollen, „nemlich dieweil ich seinen Geist und das heimliche Urtheil Gottes (das vielleicht durch diesen einigen Mangel viel Leute von seiner Lehre abziehen will) nicht erkennen kann, und er nicht seine eigene Sache, sondern das göttliche Wort verfechten will; deßwegen ihm viel nachgegeben und Alles zu einem gotteifernden Zorn ausgelegt mag werden. Denn auch Christus, der Brunn und Bildner aller Sanftmüthigkeit, die verstockten, steinherzigen Pharisäer oft vor allen Anderen rauh angefahren, ihnen geflucht und sie falsche Gleißner, gemalte Todtengräber, Hurenkinder, blind und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt hat, wie denn evangelische Historie anzeigt; deßgleichen seiner Gegenschreiber halber gedenkt er vielleicht des Spruchs Salomonis: Gib dem Thoren eine thörichte Antwort, damit er sich selbst nicht für witzig halte! Auch legte er vielleicht Manchem gern großen Titel zu, wenn es mit Wahrheit Fug möchte haben, vermeint aber, es schicke sich nicht, daß er die Befinsterten durchleuchtig, die reißenden Wölfe gute Hirten, die Ungnädigen gnädig

nennen soll, denn ungezweifelt, wo ihm bisher Gott nicht gnädiger denn sie gewesen, wäre seines Gebeines nicht mehr auf Erden." Ambrosius zweifelte nicht entfernt daran, daß er ein guter Lutheraner sei und bleiben werde, obschon er sich alsbald nach seiner Heimkehr aus dem Kloster an Baron Theobald Geroldseck, Administrator zu Einsiedeln, gewandt hatte, um durch dessen Vermittlung auch in Zwinglis Freundschaft einzutreten. Dieser Wunsch ward zwar nicht sogleich erreicht, mochte aber durch Dr. Wanner und später durch Johann Zwick, die beide auch in der Lehre vom Nachtmahl Anhänger Zwinglis waren, noch bestärkt werden. Am 27. Juli 1523 hatte Ambrosius auf Antrieb des Arztes Manlishofer an Zwingli einen Brief geschrieben, in welchem er ihm Fabers Plane enthüllte und schüchtern um eine Antwort bat, welche denn auch wirklich am 9. October in ziemlich kühler Form erfolgte. Mit Oecolampad, der die alten Beziehungen auf der Universität zwar vergessen hatte, ward seit dem März 1523 die Verbindung hergestellt; mit Capito und den Straßburgern wurden seit April 1524 Briefe gewechselt. Noch hatte der seit 1524 entbrannte Abendmahlsstreit Blaurern weder den Wittenbergern noch den Schweizern entfremdet: mit beiden fühlte er sich eins in Glauben, Liebe und Hoffnung.

Im Herbst 1524 kam auch Thomas aus Wittenberg zurück, und mit ihm erhielt Ambrosius den entschlossensten Kampfgenossen. Ohnedem wurden die Beziehungen unseres Ambrosius zu den drei evangelischen Predigern in Konstanz immer inniger und herzlicher, so daß Jener schon am 14. September 1523 in einem Brief schrieb: „Faber und der von Faber geleitete Bischof sind noch immer bemüht, mich zur Rückkehr nach Alpirsbach zu bewegen, da sie wähnen, Alles, was in Konstanz zur Förderung des Evangeliums gesprochen und gethan wird, gehe von mir aus; auch der Schutz, den es von Seiten des Raths genießt, sei mein Werk." Aeußerlich vertrat die Sache des Evangeliums zumeist der schon erwähnte Domprediger Dr. Wanner, dem selbst ein Erasmus das Zeugniß „eines Mannes von evangelischer Redlichkeit" gab. Wanner hatte sich, namentlich in Folge einer Gesandtschaft nach Zürich im Frühjahr 1522 dem Evangelium zugewandt und war seither, unterstützt von Botzheim und Blaurer, in immer offneren Conflict mit der bischöflichen Curie getreten. Nachdem der Bischof seine Entfernung umsonst gefordert hatte, erschien er selbst am 11. Februar 1523 in Begleitung seines Generalvicars und mehrerer Chorherren und weltlichen Ritter vor dem Stadtmagistrat, diesen aufzufordern, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen: sein väterliches Gemüth und Meinung sei, allenthalben bei den Prädicanten darauf und daran zu sein, daß sie auf den Kanzeln nichts Neues vorbringen, sondern wie von Alters her lehren und das Volk von der lutherischen Lehre auf den alten Glauben ziehen, wozu dienlich sein werde, wenn der Rath den Gemeinen gebiete, von den Dingen, die sie nicht begreifen, nichts zu reden,

den Glauben ihrer Ahnen zu behalten und den Oberen zu überlassen, davon zu handeln, damit Friede, Ruhe und Einigkeit erhalten werde und ein Jeder bei dem Seinigen wie von Alters her bleiben möge, dessen er sich in Gnaden gegen den Rath versehen wolle. Als der Magistrat unter Berufung auf den bevorstehenden Reichstag zu Nürnberg eine ausweichende Antwort gegeben hatte, stellte der Bischof an ihn das Gesuch, er möge in allen Gemeinden befehlen, daß man sich aller unziemenden Reden enthalte und der verdammten lutherischen Secte nicht weiter anhange. Als auch dieses Ansinnen abschläglich beantwortet worden war, verschärfte der Generalvicar seinerseits die von angehenden Priestern geforderte Eidesformel; dieselben sollten sich insbesondere verpflichten, daß sie allen neuen Ketzereien und verkehrten Lehren, am Meisten aber der lutherischen Erzketzerei nicht beistimmen wollten, vielmehr denselbigen allen und einem Jeden besonders Böses wünschten. Hiermit glaubte man wenigstens einer Vermehrung der evangelischen Prediger in der Stadt vorgebeugt zu haben; aber man wollte auch die bestehende Zahl verringern. Der Bischof vermochte den erst seit dem Jahr 1526 entschieden auf die Seite des Evangeliums tretenden Pfarrer Johann Spreter an der St. Stephanskirche seinem Helfer Bartholomäus Metzler den Abschied zu geben und dessen Stelle einem Gegner der Reformation, Johann Modler, zu übertragen. Sobald aber dieser die Kanzel betrat, liefen Viele aus der Kirche, sagend, sie hätten vormals einen guten getreuen Hirten an Metzler gehabt, Modler aber sei ein reißender Wolf. Schon drohten Einige, der Pfaffen Häuser zu plündern, wenn sie nicht die Obrigkeit fürchteten. Hiedurch sah sich der Rath veranlaßt, die Sache mit Ernst in die Hand zu nehmen, und setzte es nicht nur am 8. Juni 1523 durch, daß der neue Helfer entfernt und Metzler wieder angenommen wurde, sondern empfahl auch dem Letztern ausdrücklich, das Evangelium Christi klar und lauter zu predigen, indem er ihm in Allem, was aus heiliger Schrift zu erweisen sei, kräftigen Schutz zusagte. Ebenso nahm sich der Rath des Pfarrers Windner an, als dieser von dem bischöflichen Fiscalate zur Rechenschaft gezogen wurde, weil er in der St. Johanniskirche gepredigt habe: Ein Sünder möge auch ohne Ablaß getröstet werden, das Bannen wegen Geldschuld sei ungerecht, und die Taufe auch in deutscher Sprache erlaubt.

Doch der Konstanzer Rath beabsichtigte nicht bloß, die Zahl seiner evangelischen Prediger zu erhalten, sondern wollte sie auch vermehren. Als im September 1523 die Gemeinde Grund zu haben glaubte, sich über einen Prediger im Augustinerkloster zu beschweren, und an den Rath das Ansinnen stellte, daß man Ambrosius Blaurer zum Prediger daselbst bestelle, ward wirklich von den Augustinern begehrt, sie sollten, da ihr Prädicant eine undeutliche Aussprache habe, dem Blaurer ihre Kanzel einräumen. Das Ansinnen ward, wie sich erwarten ließ, rundweg abgelehnt. Die Mönche beriefen sich darauf, daß ihr Gotteshaus allein der

geistlichen Obrigkeit unterworfen sei, daß es ihnen zur Schande gereichen müßte, wenn sie einen Fremden, der weder ihres Convents noch Ordens sei, auf ihrem Predigtstuhl das Wort Gottes verkündigen ließen, endlich, daß Blaurer der lutherischen Ketzerei verdächtigt sei. Als der Rath ihnen entgegenhielt, daß sie schon oft andere Laien- und Ordenspriester ohne vorgängige Erlaubniß ihres Provinzials hätten predigen lassen, und sie seines Schutzes gegen Diesen und Jedermann vertröstete, wandte sich das Kloster an seinen Provinzial zu Straßburg, welcher den Rath vor dem falschen Propheten alles Ernstes warnte. Der Rath aber beharrte gleichwohl auf seiner Forderung, und ein Conflict ward nur dadurch vermieden, daß Ambrosius selber sich weigerte, im Kloster zu predigen. Er wollte seinem Alpirsbacher Abt nicht neue Verlegenheiten bereiten, hielt auch seine Kräfte diesem Auftrage nicht gewachsen. Er setzte sich hiedurch den Vorwürfen Oecolampads, der ihn der Möncherei beschuldigte, und Zwinglis aus, welcher ihn zu thatkräftigem Auftreten in der Vaterstadt ermunterte.

Immer offener trat der Streit zwischen Bischof und Rath der Stadt zu Tage. Ersterer befahl seinem Fiscal Ludwig Köllen, daß er den Helfer Metzler wegen seiner Predigten vor Gericht laden sollte. Es wurden 34 Klageartikel aufgesetzt und Metzler auf den 20. October zu Anhörung der Klage vor den bischöflichen Vicar in den Kreuzgang vorgefordert. Die Gemeinde gerieth bei dieser Nachricht in große Erregung, obwohl der Helfer sie mit der Versicherung zu beruhigen versuchte, daß er sich wohl getraue, für seine Predigten einzustehen. Der Rath verordnete darum Etliche aus seiner Mitte, mit dem Helfer vor dem Consistorio zu erscheinen mit der Weisung, eine Abschrift der Klage und einen Aufschub zu begehren, da der Rath als die rechte Obrigkeit zu Konstanz sich mit dem Bischof verständigen werde, wo, wann und wie in dieser Sache vorzuschreiten sei. Zu der anberaumten Gerichtsstunde erschien Metzler mit Ambrosius Blaurer, Johann Wanner und Jakob Windner in Begleitung einer großen Volksmenge, des Vogtes und der Rathsfreunde vor Gericht. Nach Verlesung der Klageartikel richtete Bartholomäus Blaurer, der Bürgermeister, des Raths Botschaft aus. Demgemäß ward ein neuer Gerichtstag anberaumt; es knüpfte sich aber daran ein langer Competenzstreit zwischen Bischof und Rath, der so wenig als die wider den Helfer erhobene Klage zum Austrage kam.

Die Zwietracht ward eine offenkundige: von der Gerichtsstätte ward sie jetzt auf die Kanzeln übertragen, und zwar nicht nur in der Stadt, sondern auch in der Umgebung derselben In der Vorstadt Petershausen predigte der Benedictiner Jakob Ruff: Wer die Heiligen nicht anrufe, sei des Teufels. In dem benachbarten Almannsdorf nannte der dortige Pfarrer Johann Brack alle diejenigen Leute Ketzer, welche Luthers Bücher lesen, und versicherte, lieber wolle er mit dem Henker als mit derlei Gesellen an einem Tisch sitzen. Insbesondere tobte der Ueberbringer

Pfarrer Johann Schlupf auf seiner Kanzel gegen die Neuerer. Er hatte gegen sie eine solche Erbitterung in seiner Gemeinde angeschürt, daß der Domherr von Botzheim und Ambrosius Blaurer, als sie einmal über den See in jene benachbarte Reichsstadt fuhren, dort nur mit Mühe der Gefangennehmung entgehen konnten!

Um das Zerwürfniß aufzuheben, erschien am 22. Januar 1524 eine eigene Gesandtschaft Erzherzog Ferdinands und überreichte ein Schreiben des Inhalts, ein Rath solle sich der Lutherei abthun und nicht gestatten, daß das Evangelium nach Luthers Auslegung gepredigt werde. Der Rath nahm seine Prediger in Schutz und versicherte, ihre Lehre stimme nach Vorschrift des Reichstages mit dem Evangelium überein, wie denn dieselbigen auch bereit wären, dieses in einem Religionsgespräche zu beweisen. Sofort berief der Rath die acht Stadtprediger am 9. Februar vor sich und eröffnete ihnen, er habe einen Begriff gestellt, welcher Gestalt in Konstanz das Evangelium solle gepredigt werden. Eine Abschrift desselben ward auch der Gesandtschaft zugestellt, daß sie sie dem Herzog Ferdinand übergebe, welcher sich darüber zufrieden äußerte. Der Begriff lautete so: „Es wurde bei unseren Zeiten viel Zwiespältigkeit dem christgläubigen Volk, doch Alles unter dem Namen des Worts Gottes verkündet und aus dem groß Aergerniß der Einfältigen, viel Verwirrung der Gewissen, merkliche Zerrüttung brüderlicher Liebe und darnach allerlei Zank, Neid und Unwille verursacht. Zu welcher Fürkommung ist eines ehrsamen Raths dieser Stadt Konstanz ernstliche Bitte und Meinung, daß die Prädicanten allhier nun fürohin an den Kanzeln gar nichts predigen und dem Volk verkünden, denn nur das heilige Evangelium hell, klar und nach wahrem christlichem Verstand, ohne Einmischung menschlichen Zusatzes, der auf h. biblische Schriften nicht gegründet ist, sondern nur nach Auslegung des Evangelii selbst und h. biblischer Schrift, und was sie mit biblischen Schriften erhalten mögen und beweisen; doch dabei alle Fabeln, unnützen Tand, auch disputirliche Sachen, daran den Christgläubigen nicht viel gelegen oder ihnen zu wissen ohne Noth ist, auch was in Irrung sie führen möchte oder wider die Obrigkeit bewegen, unterlassen und allein ihr sagen, was zu wahrer Ehre Gottes und zu Beruhigung der Gewissen dient, dazu was in Gottes Liebe und des Nächsten leitet." Sämmtliche Prädicanten gaben zu, daß dieser Begriff christlich und gut sei, und versprachen, ihm nachzukommen. Doch war hiemit der Zweck der österreichischen Gesandtschaft nicht erreicht, und selbst als nun der Bischof dem D. Wanner die Pfarrstelle im Münster nahm und sie dem Dominicaner Pirata übertrug, ertheilte der Rath auf Begehren der Bürger Wannern die Erlaubniß, in St. Stephan zu predigen, und als der Secretair Sutter den Wanner beim Rath verklagte und seine Entfernung beantragte, ward ihm durch Ambrosius Blaurer geantwortet: Wanner habe ganz evangelisch gepredigt; wenn ihr aber, fuhr Blaurer fort, nur auf Gassenmährchen

horcht und hin und her tragt und sonst nichts Anderes zu schaffen wisset, so wäret Ihr besser zu Haus geblieben. Spart eure Lehre und euren Rath für euch, wir bedürfen derselben nicht und haben regiert, bevor wir euch kennen lernten. Sollten wir aber einmal eures Rathes bedürfen, so wollen wir euch in eurer Herberge zum Hecht oder an Sr. Durchlaucht Hof oder wo ihr sonst Berufs wegen sein möget, wohl finden." Als aber Sutter fortfuhr zu verläumden und Unruhe zu stiften, ward ihm endlich die Weisung gegeben, die Stadt zu verlassen.

Der so eben genannte Münsterprediger Pirata trat von nun an als Vorkämpfer der bischöflichen Partei in Konstanz auf. Vögeli führt ihn in seiner Reformationschronik mit folgenden Worten ein: „Dieser Mönch oder Prädikant war ein geschwinder Mensch oder Weltweiser, auch Predigerordens-Provinzialats-Vicarius; zwar war er zum Provinzial erwählt, er wollte aber nicht selbst Provinzial sein, sondern wohl ein Vicarius; Bruder Antonius Guldenmünster, sonst Pirata hieß er, aus Hermannstadt in Siebenbürgen geboren, sonst gemeiniglich Bruder Fridfälz genannt, allein darum, daß er sich je und allweg in Strafe der Laster so streng hat gehalten und die päpstlichen Mißbräuche und abergläubischen Arten in viel Wegen widerfochten, auch dermaßen rauh sich dawider bewiesen und das Evangelium Christi etwa treulich genug verkündet, daß er von deßwegen mehrmals in großer Gefahrlichkeit ist gestanden. Da aber das Licht des h. Wortes Gottes gen Konstanz ist gekommen, und er es jetzt ohne Sorgen hat mögen predigen, wendet er sich ab von selbigem, prediget es wohl mit Worten, die Sünden hartlich strafend, hängt aber an allweg etwas päpstlichen Gesuchs, mit welchem die wahre Lehre bedunklet ward, verargwohnt, doch dergestalt höflich, daß nicht Jedermann das vermerken konnte. Täglich prediget er jetzt im Münster, derhalben anfing Johannes Wanner auch alle Tage zu St. Stephan zu predigen, der vorher nicht mehr denn am Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag zu predigen gewohnt war." Diesem Pirata sollte jetzt Gelegenheit geboten werden, seine scholastisch-rhetorischen Künste an den Tag zu legen, denn die evangelischen Prediger drangen jetzt aus der defensiven zur offensiven Stellung und beabsichtigten nicht blos in der Lehre, sondern auch im Cultus mit der Reformation Ernst zu machen. Am 11. Juni 1524 baten sie den Rath, ein Religionsgespräch zwischen ihnen und den andern Predigern der Stadt anzuordnen. Dieses ward drei Tage nachher gehalten. Nach dem Sinn des Raths sollte die h. Schrift der Obmann sein, der über den Streit entscheide. Deß weigerte sich Bruder Feindselig, da nur das neue Testament in der deutschen Uebersetzung an zweihundert Orten gefälscht sei; dagegen wolle er vor den hohen Schulen, da man das Latein versteht, gern disputiren. Nachdem die Parteien sich persönliche Vorwürfe gemacht hatten, wie daß Pirata in seinen Predigten die Evangelischen Ketzer nenne und sie Eselisten statt Evangelisten schimpfe, hieß der Rath die streitenden

Parteien ihre Klagepunkte schriftlich überreichen und beraumte den 19. August zu einer Disputation, bei welcher der konstanzische Reichsvogt Hans Schultheiß und der Rathsherr Thomas Blaurer präsidiren sollten. Schon hatten die drei Prädicanten dreizehn Sätze aufgezeichnet, da überbrachte am 7. August ein kaiserlicher Hofbote zwei Mandate, eines den drei Prädicanten, das andere dem Pirata, beide des Inhalts, daß die Prediger nicht disputiren sollten bis auf den Reichstag, der auf Martini des Jahres zu Speier gehalten werden soll.

Diese Sachlage gestattete unserem Ambrosius nicht länger die Rolle des müßigen oder doch nur im Geheimen thätigen Zuschauers. Es galt, den gutgesinnten, aber ängstlich vorsichtigen Rath der Stadt zu energischem Vorschreiten auf der betretenen Bahn, zu muthigem Bekenntniß evangelischer Wahrheit zu mahnen. Blaurer ließ seine zweite Druckschrift ausgehen: Ermahnung an einen ersamen Rat der Stat Constantz, Evangelische Warhayt handt zu haben (1524), mit dem Motto: Ihr Gwalt ist veracht't, Ihr Kunst wird verlacht, Ihrs Lügens nit gacht't, Gschwächt ist ihr Pracht, Recht ists, wie's Gott macht! Die Schrift schärft dem Rath in eindringlichster Weise das Gewissen und mahnt ihn an die Pflicht, als von Gott eingesetzte Obrigkeit Gottes Wort zu handhaben. Er solle dieses Wort allen anderen zeitlichen Dingen vorziehen und sich davon durch keine menschliche oder teuflische Gewalt abtreiben lassen, desgleichen auch den Dienern und Hausknechten Gottes, die dieses Wort rein und lauter ohne Menschentand und Zusatz lehren, alle Zucht und Ehre beweisen. Weil nun Gottes sondere Gnade und Barmherzigkeit der Stadt Konstanz etliche gar kernhaft christliche Prediger gegönnt und zugeschickt habe, so sei es Aufgabe des Raths, dieselben durch keine falsch vermeinte geistlich genannte Jurisdiction vergewaltigen und ihnen den Mund zustopfen zu lassen, sondern darob und daran zu sein, damit das Wort Gottes unangebunden und in allweg seinen freien Gang und Fortzug haben möge. Die weltliche Obrigkeit solle sich nicht erschrecken lassen durch das große Ansehen der römischen Kirche, noch durch den stumpfen Strahl ihres ungegründeten Bannes, solle auch nicht achten, daß jene geistlich, sie aber weltlich und Laien genannt werden: denn wenn Christus sage: Meine Schäflein hören meine Stimme und laufen keinem Fremden nach, so gebe er damit unzweideutig den Schafen das Recht, die Lehre und Predigt der Hirten nach der Schrift zu urtheilen. „Die Gerichte Gottes (spricht der Prophet) sind Wahrheit, gerechtfertigt durch sich selbst. Auch sagt Christus, wie er weder Kundschaft noch Wahrheit nehme von den Menschen, ungezweifelt von deßwegen, daß sie alle (wie David spricht) falsch und lügenhaft sind. Deshalb das Wort Gottes durch sich selbst und Geschrift mit Geschrift geurtheilt und verständlich gemacht muß werden, und wird kein menschlich irdisches Urtheil leiden, sondern wiederum sollen und müssen alle andere Geschriften, Lehren, Satzungen und Ordnungen der Menschen, es seien

Väter, Päpste oder Concilia, von diesem göttlichen Wort und h. Geschrift gerichtet und geurtheilt werden. Darum, o christliche Männer, lasset diese Sache nicht hinter dem Ofen verdampfen, thut der Wahrheit getreuen christmäßigen Beistand. Die Bischöfe und Geistlichgenannten sind (ja sollten sein) nicht mehr denn Knechte und Diener gemeiner Christenheit, denen befohlen ist, Andere zu weisen und zu lehren nach Nutz und Wohlfahrt der Seelen und Ausweisung biblischer Geschrift. Deßhalb ihr sie auch aus eurer ordentlichen und von Gott befohlenen Gewalt dazu halten sollet und möget, daß sie ihren Dienst und Amt, wie sich ziemt und gebührt, vollstrecken. Ja, darum tragt ihr auch das Schwert (als Paulus sagt), daß ihr das Uebel verhüten und die bösen schädlichen Menschen strafen sollt, und ist Niemand aus göttlichen Rechten vor eurer Obrigkeit und Gewalt gefreit, er heiße Bischof oder Bader, denn auch Christus selber, dessen Statthalter sie sich vorgeben, weltlicher Gewalt gehörig und unterthänig gewesen ist. Aber unserer Kirchen Junkherren haben sich selber ohne allen Grund aus eigener Gewalt gefreiet von eurer Gewalt und ein eigen Reich aufgerichtet, damit sie allein ungestraft sündigen möchten, so doch ihr Amt (laut der Geschrift) nichts Anderes ist, denn eine Dienstbarkeit der Verkündigung des göttlichen Worts. Dieweil aber diese ihre selbst getrost ersteifte Freiheit zu unwiderbringlichem verderblichen Schaden der Seelen und Nachtheil christlicher evangelischer Lehre gereichet, will sich keineswegs ziemen, daß ihr an dem Ort länger zusehet und ihrem schädlichen Regiment Raum gebet, sondern sollt ihr bei eurer Seelen Seligkeit, bei Verlierung göttlicher Huld dem Uebel Widerstand thun und nicht gestatten, daß ihr und die Euren dermaßen und also von ihnen verwiesen werden." Blaurer weist nun nach, wie sie nur deßwegen eine Verantwortung ihrer Lehre verweigern, weil sie sich selbst bewußt seien, daß sie ihrer Sache keinen Grund und ihr Haus auf einen sumpfigen sandigen Boden gebaut haben. Darum solle der Rath ein ernstlich tapfer und ganz trutzenlich Einsehen haben und verschaffen, daß alle Dinge öffentlich an der Sonne gehandelt werden, damit Allermänniglich Herz und Gewissen entschieden und getröstet werden. „Dieß, sagt er schließlich, vermahne ich euch, weise Herren, nicht als ob ihr an dem Ort hinlässig oder säumig seiet, denn ihr diese Sache nach bester Form ganz geschickt und christlich zu Handen genommen und angefangen habt, sondern daß ich weiß die Argistigkeit und tausendsündigen Wüterey der alten Schlangen, der sich ungezweifelt auf das Allerhöchste gegen euch aufbäumen und all sein Heil versuchen, all seinen Fleiß ankehren wird, damit euer göttlich Fürnehmen gehindert und niedergedrückt werde, und so ihm alle Geschwindigkeit fehlte, würde er eine Beschwerde auf die andere einziehen, einen Unrath über den anderen anrichten und einwerfen, damit ihr doch auf das Wenigste matt und verdutzig werdet und zuletzt saget: Hat uns das Unglück mit den Pfaffen behenkt, wir wollen zufrieden sein und sie das Ihre schaffen lassen!

Denn dies ist ein letzter Griff und Behelf in dergleichen nothwendigen christlichen Sachen. Aber, o lieben Herren und Brüder, nehmet die Sachen recht zu Herzen, bedenket und erwäget bei euch selbst, wie viel daran gelegen sei, wie abbrüchlich göttlicher Ehre, wie schädlich und nachtheilig es euch und den Euren sein würde, wo ihr in dieser Handlung, das Gott gnädiglich verhüten wolle, erliegen solltet. Wollte euch der Bischof ein einig Hofstatt mit Gewalt entwören oder weiter denn ihm ziemt überbauen, ihr würdet ihm Solches ungezweifelt keineswegs gestatten, das ihr doch ohne Verletzung göttlicher Majestät wohl zulassen und nachgeben möchtet; wie viel mehr solltet ihr darob und daran sein und verhüten, daß sein geistlich genannt Regiment Niemandem an der Seele und Seligkeit hinderlich sei. Haltet an, haltet an, beharret bis zu Ende, thut männlich und euer Herz werde gestärkt, erlieget nicht an dem Werk Gottes, denn euch hundertfältig Widerlegung bereit ist. Achtet nicht keiner äußerlichen zeitlichen Fahr. Und ob ihr auch Leib und Gut sammt den Stadtmauern darum geben müßtet: die Sache ist höher und größer denn Alles, so Zeitliches und Leibliches erdacht mag werden, ja auch denn Himmel und Erdreich; denn so dieß Alles zergehet, wird doch das Wort Gottes ewig und unverrückt bleiben, und müßet auch ihr und wir alle in demselben ewiglich selig und behalten werden."

Das Wort sie sollen lassen stehn — das war das Feldgeschrei, mit welchem Ambrosius aus der stillen Zurückgezogenheit, in welcher er sich auf die Stunde des Herrn rüstete und sammelte, auf den Kampfplatz trat. Der strebsame Jüngling ist zum thatkräftigen Mann gereift; der entflohene Klosterbruder kennt keinen höheren Ehrgeiz als den, die theure Vaterstadt mit den Klostermauern des Gotteswort zu umfrieden!

Zweites Kapitel.

Der Reformator seiner Vaterstadt Konstanz. 1525—1531.

1. Das Predigtamt.

Auf den Wunsch der drei evangelischen Prediger und gemeiner Bürgerschaft der Stadt Konstanz bat der Rath am 25. Februar 1525 A. Blaurern und gleichzeitig den jüngst um seiner evangelischen Predigt von seiner Pfarrei Riedlingen (an der Donau) vertriebenen und in seiner Vaterstadt nun wohnenden Doctor Johannes Zwick, daß sie das Volk den Weg Gottes unterweisen und öffentlich das Evangelium und h. Schrift predigen wollten. Der Letztere, ein Verwandter Blaurers und gleich diesem aus einer Patricierfamilie stammend, hatte sich zuerst in Basel und Freiburg, dann in Avignon und Padua den Wissenschaften, insbesondere der Rechtskenntniß gewidmet, und zwar mit solchem Erfolg, daß er nicht nur an der Universität Freiburg als Lehrer auftreten konnte, sondern auch in den Briefen seines berühmten Freundes und Landsmannes Zasius an Amerbach ein Jurist, wie es wenige gebe, und eine aufgehende Sonne genannt wird. Aber in den Frühstunden des Reformationstages sprach er (1522) gegen Zwingli sein Bedauern aus, die schönsten Jahre seines Lebens nicht auf Erforschung biblischer Wahrheit verwendet zu haben; rasch trat er zum Studium der Theologie über und wurde evangelischer Pfarrer zu Riedlingen. Kaum im Amte wurde er mit langen Verzeichnissen seiner Ketzereien und mit offenen Nachstellungen verfolgt. Als er ein Brautpaar, welches nach dem kanonischen Recht in einem etwas zu nahen Grade verwandt, aber nicht reich genug war, die päpstliche Dispens mit 20 Ducaten zu bezahlen, gleichwohl eingesegnet hatte, ward er im Jahr 1525 seiner Stelle entsetzt und zog in seine Vaterstadt Konstanz zurück. Zwar lehnte Zwick vorerst den hier an ihn ergangenen Ruf ab, da er noch nicht besinnet wäre, bleibhaft zu Konstanz zu wohnen; als aber gegen Ende dieses Jahres der Prediger Wanner auf einige Zeit der Reichsstadt Memmingen zur Einführung der Reformation geliehen wurde, übernahm Zwick die Stellvertretung und trat, nachdem er in Folge der Rückkehr Wanners

einige Zeit ausgesetzt, seit Ende Januar 1527 bleibend in den Konstanzer Kirchendienst. An ihm gewann Ambrosius den treuesten Mitarbeiter und ergebensten Freund.

Ambrosius glaubte den an ihn ergangenen Ruf nicht abermals ablehnen zu dürfen, und das um so weniger, als der Konstanzer Rath um diese Zeit die unzweideutigsten Proben ablegte, daß es ihm voller Ernst sei, der Sache der Reformation zum Sieg zu verhelfen. Trotz der Einrede des Bischofs ordnete der Rath schon im Februar 1525 an, daß die Prediger das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilten, und entband sie der Verpflichtung des Cölibats. Am 7. März verehelichte sich zuerst Dr. Johann Wanner, und zwar mit einer Nonne aus dem Kloster Feldbach namens Agatha Mangold, am 4. Mai Jakob Windner, nachdem er sich selbst öffentlich von der Kanzel herab aufgeboten hatte, mit Margaretha Vischerin, und etliche Tage darauf auch Holfer Metzler mit Walpurga Brunothin; endlich folgte diesem Vorgang Alexius Bertsch, welcher vergangenes Jahr des Evangeliums wegen von seiner Pfarrei Ermatingen im Thurgau vertrieben worden war und auf Bitten der Pfarrgemeinde St. Paul zu Konstanz vom Rath die Erlaubniß erhalten hatte, in der Kirche St. Paul zu predigen.

Blaurer hatte sich zunächst nur verpflichtet, jeden Samstag Abend nach der Vesper eine Predigt zu halten. Am 11. März hielt er seine erste Predigt voll Entschiedenheit und Mäßigung zugleich. Hatte ihn schon 1523 Oecolampad geschrieben: „Wer hat deine Gnade der Rede? Diese Macht des Ueberzeugens? Diesen makellosen Ruf? Diese Schärfe des Urtheils?“ so schrieb jetzt Wanner über ihn an Vadian: „Er ist stark im Wort, er wird rasch viele Antichristen überwinden.“ Er gehörte unbedingt zu den begabtesten Predigern der Reformationszeit. Seine Stimme war zwar schwach und darum in größeren Kirchen schwer durchschlagend, aber überaus wohlklingend; sein Wort vom Herzen kommend, drang zum Herzen. Je leichter ihm das Predigen wurde, desto ernster nahm er es mit der Vorbereitung auf dasselbe durch Gebet und Meditation. Er war ein Meister im Predigen aus dem Stegreif, aber machte davon ohne Noth nicht Gebrauch, denn er wußte, daß nur dem, der hat (und man hat nur so viel, als man schafft) auch gegeben wird, daß er die Fülle habe. Seine Predigten zeichnet ein Gedankenreichthum aus, welcher gleichwohl das Bett logischer Ordnung nie überströmt; sie fließen aus dem Gotteswort hervor und strömen in dasselbe zurück. Schlichte Einfachheit, klare Durchsichtigkeit und Maß haltende Kürze zeichnen die Form seiner Kanzelvorträge aus. Viele derselben wurden durch zahlreiche Nach- und Abschriften, welche davon gemacht wurden, handschriftlich erhalten. In den Predigten der früheren Zeit spielt die allegorische Deutung des Schrifttextes eine große Rolle, in den späteren aus dem täglichen Leben entlehnte Gleichnisse. Die Sprache ist überaus nervig und markig und reicht nicht selten an die Kraft der lutherischen hin. Controverspredigten liebte Blaurer nicht; die

nackte Wahrheit sollte sich Bahn brechen; das Gotteswort selbst die Gewissen richten und schärfen.

Blaurers Predigten fanden schnell einen großen Zulauf von Einheimischen und Fremden; bald willigte er ein, nicht nur am Samstag, sondern auch am Sonntag nach der Complet zu predigen. Am 6. November 1525 mußte den Chorherren zu St. Stephan befohlen werden, um der vielen Fremden willen, die kaum mehr zum Thor hinausziehen könnten, ihr Singen so einzurichten, daß Blaurer um drei Uhr predigen könne. Um so eifersüchtiger und verbissener wurde die bischöfliche Partei gegen die Evangelischen, und der Zusammenstoß konnte nicht ausbleiben. Von der Kanzel herab, wo Ambrosius das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes schwang, trat er vor die Schranken des Raths, erst als Angeklagter, dann als Kläger, ein Anwalt evangelischer Freiheit, ein unerschütterlicher Kämpe der Wahrheit.

2. Blaurer und Pirata.

Schon am 18. Mai 1525 hatte sich der Konstanzer Rath veranlaßt gesehen, sämmtlichen Prädicanten einzuschärfen, sie sollten die Spitzworte, deren sie sich in den Predigten befleißen, unterlassen. Bald darauf, am Himmelfahrtstage, hatte der Helfer Metzler wider dieses Verbot gehandelt. Als die Domherren und Pfaffen im Münster mit einer Procession gegen St. Stephan kreuzten, predigte Metzler eben in letzterer Kirche und ward durch jenen Gesang unterbrochen. Aergerlich rief er auf der Kanzel aus: Sie verhinderten ihn mit ihrem Katzengeschrei an Verkündigung des Wortes Gottes; darum, so sie es mehr thäten, so würde er die Kirche vor ihnen beschließen! Sehr übel vermerkte es der Rath namentlich, daß der Helfer mit einer Maßregel gedroht hätte, welche nicht den Geistlichen, sondern der weltlichen Obrigkeit zu treffen zustehe. Doch hatte der Rath mit Rücksicht auf das nahe Pfingstfest dem Kapitel im Münster sagen lassen: Wenn sie noch mehr gen St. Stephan kreuzen wollten, sollten sie sich schicken, daß sie vor oder nach der Predigt kämen.

Am 14. Oktober erschien eine reichliche Gesandtschaft des Bischofs vor dem Rath, mit der Klage, daß Blaurer am 8. stark gegen den Dominicaner Anton Pirata gepredigt habe, und mit der Forderung, ihm zu wehren. Blaurer hatte offen auf der Kanzel erklärt, Pirata lehre verführerisch, ziehe die Gemeinde ab von dem Weg der h. Schrift und predige dem göttlichen Wort und dem Begriff des Raths zuwider. Der Angeklagte erklärte, er sei allezeit bereit, aller seiner Predigten Rechnung und Antwort zu geben, und auf seinen Antrag wurde er mit seinem Gegner auf den 21. vor Rath beschieden. Ambrosius erklärte im Eingang seiner Rede sein Bedauren, daß durch die beharrliche Weigerung einer amtsbrüderlichen Besprechung von Seiten seines Gegners es dahin gekommen sei, daß dieser Handel vor dem Rath geschlichtet werden müsse, auch betheuerte er, daß ihn der Eifer

der Ehre Gottes und brüderlicher Liebe, auch des Seelenheils dringe und zwinge, nicht wider die Person, sondern wider die Lehre Pirata's sich zu setzen, selbst wenn dieser sein Vater wäre. Der Streitpunkt war zunächst der: Pirata habe gelehrt, daß man Maria die Mutter Gottes als das Mütterlein anrufen solle, denn wie Christus der Mittler sei zwischen Gott und den Menschen, so sei das Mütterlein die Mittlerin zwischen den Menschen und Christo. Das, sagte Blaurer, hieße die Ehre Christi schmälern; denn ob auch Maria aller Ehren werth sei, so könne sie doch keine Hilfe thun noch einige Gnade mittheilen. „Es sind viel und seltsame Historien und Fabeln umgetragen und in die Bücher geschrieben worden, als ob etwa Einer sein Leben lang nie nichts Gutes gethan, denn nur daß er täglich ein Ave Maria gebetet habe, und sei dennoch selig geworden. Ebenso dieser sei sein Leben lang ein Mörder gewesen, habe aber am Samstag zu Ehre der Mutter Gottes gefastet und sei vor seinem letzten End begnadet worden, u. dgl. mehr." Aus diesem Irrsal sei auch der Gesang Salve Regina entstanden, welchen Pirata vertheidigt und gesagt habe: Dieses Mütterlein ist unser Leben, unsere Hoffnung, unsere Fürsprecherin und unsere Mittlerin, hat der Schlange den Kopf zertreten. Als Pirata unter Berufung auf die h. Kirche und die kaiserlichen Mandate sich weigerte, seines Glaubens Rechenschaft zu geben, entgegnete ihm Blaurer: „Nicht genug ist, daß Ihr saget: dieser Artikel ist ketzerisch, oder: die h. christliche Kirche hat ihn verdammt; sagen müsset ihr, warum und aus was Grund h. Schrift. Saget ihr aber, ihr wollet diesen Artikel predigen, so lang euch euer Maul gehe, so wisset, daß ich stark dawider predigen werde, so lange ich lebe, dessen gewiß, daß Christus bei mir ist, der der Wahrheit wird Beistand thun, weiß auch, daß er mich an euch nicht wird lassen zu Schanden werden, denn ich sein Evangelium gelehrt habe, dabei ich meinen Leib und Leben verlieren will; ja ich bin willig und schon jetzt bereit, den Tod um meines Herrn Christi Jesu willen zu leiden, und wollte Gott, daß jetzt die Stunde wäre, daß er mich würdig machte, um seinet und seiner göttlichen Wahrheit zu sterben, nur daß seine Ehre Fürgang hätte und das Heil der armen Seelen nicht so elend niedergelegt würde. Ich äußere mich nicht, aller meiner Predigten, die ich von Anfang bis jetzt gethan habe, sofort Rechnung zu geben, und wo die Inschrift ihre Grundveste habe, anzuzeigen einem Sauhirten, geschweige einem ehrsamen Rath der Stadt Konstanz." Der Rath hieß nun Beide abtreten und befahl ihnen, sie sollten mit diesem Handel gegen einander still stehen und auf den Kanzeln nicht „stumpffiren und schänzeln", bis daß er weiter handle. Blaurer aber erklärte sich zwar bereit, die Person Pirata's nicht anzutasten, wo aber dieser nicht schriftgemäß predige, könne und werde er nicht schweigen.

Der Rath beschloß am 24. die Sache beruhen zu lassen, den nächsten Reichs- und Städtetag abzuwarten und die Zünfte zur Ruhe zu ermahnen. Diesen Beschluß theilte der Rath am folgenden Tag den beiden Prädicanten

besonders mit. In der Ansprache an Blaurer verrieth sich die große Verlegenheit der Behörde, welche den gefeierten Prediger mit Worten der Anerkennung begütigen wollte. Es sei des Rathes Bitt, Begehr und Meinung, daß er nun fürohin das h. göttlich Wort bescheidenlich, einfältig und klar verkündige, wie er bisher wahrhaft gethan, also daß der Rath kein Fehl, Mangel noch Klag deßhalb an ihn habe. Dem Pirata solle schriftgemäßes Predigen eingeschärft werden: „denn wir wollen uns keinen Kosten, Müh und Arbeit bedauren lassen noch sparen, was zu göttlicher Ehre und Förderung seines h. Worts mag dienstlich sein". Ambrosius war über dieses unentschiedene Zuwarten der Obrigkeit seiner Stadt sehr ungehalten und erklärte u. A.: „Ich hätte gemeint, die Wahrheit wäre euch lieber gewesen denn die leeren eitlen Worte Bruder Antonis. Dieweil aber die Sachen dermaßen stehn, so bin ich Willens, des Predigens abzustehn, werde auch abstehen und nicht mehr predigen. Denn wo ich weiter predigte, würde ich ihn und seine Lehren wie vor, ja mit größerem Ernst denn je vor antasten. Ich würde auch alle Handlung, wie sich die vor euch verlaufen hat, dem Volk verkünden, woraus vielleicht Empörung entstünde, und daß man euch, weil ihr einen solchen Mann in eurer Stadt habet, übel zureden würde. Mich bedauert aber, daß das göttlich Wort so wenig noch bei euch verfangen und verschafft hat. Da Bruder Antonius vor einiger Zeit nur ein wenig euch, meine Herren, der Ehre angetastet, habt ihrs nicht liegen noch hingehen lassen, sondern habt, wie ihr euch schuldig waret, deshalb gehandelt; und jetzt, so es Gott und seine Ehre, auch das Heil euer und eurer Bürger Seelen antrifft, so wollt ihrs liegen und ein gut Sach sein lassen." Mit diesen Worten trat Blaurer vor dem Rathe ab. Nachdem er wieder eingetreten, dankte ihm der Bürgermeister für seine Warnung, sagte, der Rath sei ob seiner Drohung erschreckt, und bat ihn, sein Vaterland, in welchem seine Vordern bei den Aeltesten und nicht vom geringsten Herkommen seien, die Mitbürger, die Ehre Gottes zu betrachten; der Rath wolle nicht stille stehen, mit andern Ständen handeln, er solle frei predigen, auch den Feind widerfechten, das Volk ziemlich belehren. „Wir sind aber noch Menschen; menschliche Furcht will uns noch nicht gar verlassen. Da muß man etwas zugeben und hängen. Etliche Mandate sind uns bisher im Weg gelegen; wir verhoffen aber, es wird auf jetzigem Reichstag erfunden, daß wir mit besserem Fug denn bisher gebührlich mögen handeln." Ambrosius antwortete: Ich bitte Gott, daß er eure Herzen erleuchte, daß euer Glaube und Hoffnung allein in Gott steh', und daß ihr weder auf Kais. Majestät noch auf Menschen eure Zuversicht habet.

Am 17. März 1526 kam Blaurer aufs Neue vor den Rath. Er war dieses Mal von Dr. Johannes Zwick begleitet. Er beschwerte sich darüber, daß Pirata fortfahre das Volk zu verführen und nicht nur lehre, was der Schrift unähnlich und zuwider sei, sondern auch etliche erdichtete Fabeln

und Mährlein verloffener Wunderzeichen in der Absicht erzähle, das arme christliche Volk mit grausamen Wunderwerken zu erschrecken. Wiewohl ihm nun der Rath das letzte Mal zugestanden habe, die Lehren Pirata's anzutasten und offen zu widerfechten, so wolle doch des Widerfechtens so gar viel werden, daß er besorge, es möchte mehr Unwillen als Nutzen daraus erwachsen. „Darum sollet ihr, das bitten wir beide um Gottes und euer und der Euren Seelenheils willen mit Bruder Antoni verschaffen, daß er fürohin dermaßen verkehrlicher und arger Lehren abstehe, sich des wahren Gottesworts vergleiche und eurem Befehl gelebe, damit nicht, wie sichs ansehen läßt, Zwiespältigkeit nicht nur in christlicher Zucht, sondern auch in bürgerlicher Einigkeit gepflanzt werde, und das fürderlich, denn jetzt die Zeit herzukommt, darin man das Nachtmahl des Herrn begehen wird." Eine noch stärkere Sprache führte dieses Mal Zwick, der namentlich für die Frauen zu Zofingen, welche mit dem Worte Gottes gar nicht gespeist würden, Fürsprache einlegte, damit man ihnen zu Hörung des Gottesworts die Straßen offen mache. Beherzt erklärte Dr. Zwick: „Das ist wahr, wir werden keine Mühe sparen, keiner Arbeit uns bedauern lassen, sondern uns entweder zu todt an Anderen reden, oder Andere müssen sich zu todt an uns schweigen." Auch dieses Mal drückte der Rath den beiden Prädicanten seinen Dank für ihre treuen Ermahnungen aus und sandte Abgeordnete an das Domkapitel im Münster, dasselbe zu bitten, daß es mit Pirata rede, damit er des Raths Concept gelebe, seine Predigten auf Fried und Einigkeit richte und nichts denn die h. biblischen Schriften lehre, dazu die spitzigen und aufrührerischen Worte unterlasse. Das Domkapitel antwortete ausweichend, der Zwiespalt ward immer größer.

3. Religionsgespräch zu Baden im Aargau.

Um diese Zeit hatte die Regierung des Kantons Zürich ein neues Religionsgespräch beantragt. Ihrem Gesuch wurde zwar Statt gegeben, aber in hinterlistiger, blutdürstiger Absicht die Stadt Baden zum Kampfplatze gewählt. Die auf den März 1526 anberaumte Eröffnung des Gesprächs verzog sich bis in den Monat Mai. Außer den Boten der übrigen zwölf eidgenössischen Orte wurden auch aus Deutschland katholische Abgeordnete dazu eingeladen. Erzherzog Ferdinand bestimmte dazu außer zwei weltlichen Gesandten den Dr. Johann Faber, welcher damals Bewerber um das Bisthum Basel war; die Herzoge von Bayern sandten den immer schlagfertigen Klopffechter Dr. Johann Eck; der Bischof von Konstanz seinen Suffragan Dr. Melchior Fattlin nebst Anton Pirata und den Pfarrern von Meersburg, Fürstenberg und anderen Orten. Es war auf eine glänzende Niederlage der evangelischen Partei abgesehen; deßwegen ward auch Zwingli am Erscheinen dadurch verhindert, daß ihm nur ein bedingtes freies Geleit zugesichert ward. Die deutschen Abgeordneten wünschten in Konstanz eine Vorberathung über die zu stellenden Thesen zu halten. Hiezu

bedurften sie die Erlaubniß des Rathes der Stadt, welcher vor einigen Jahren aus Veranlassung des Bauernaufruhrs ein Edict hatte ausgehen lassen, daß ohne des Raths Erlaubniß Niemand zu Konstanz fremde Leute über Nacht beherbergen solle. Die Erlaubniß ward ohne Anstand gegeben, doch mit dem Anfügen: Weil die Stadt gar vielfältig verunglimpft sei und sie beschuldigt werde, Prädicanten zu halten, die unchristlich lehren, so bitte der Rath die durchreisenden Gelehrten, mit jenen Prädicanten Rede zu halten und dieselben, falls sie irreten, eines Bessern zu belehren, damit Rath und Gemeinde aus solchen Irrungen erlöst würden. Auch die evangelischen Prediger selbst brachten eine gleiche Bitte vor den Rath, indem Ambrosius Blaurer an ihrer Spitze am 5. Mai folgende Rede vor dem Rath hielt: „Es ist euch, meine Herren, wohl bekannt, wie ungleich das h. göttliche Wort in eurer Stadt etliche Jahre her gepredigt worden ist; aus welcher Zwiespältigkeit viel Unrath, große Zertrennung und ärgerliche Rottirungen entstanden sind, und muß besorgt werden, daß es nicht abnehme, sondern je länger je mehr zunehme, man verhandle denn, daß es in einem einhelligen Verstand, nicht wie es die Leute gern hören, sondern wie es sich selbst an Tag gibt, verkündet werde. Wie euch bekannt, haben wir uns allweg erboten, unserer Lehren Rechnung zu geben und wo wir irrten, dasselbige zu widerrufen. Aber die Schuld lag an Prediger Pirata, der immer neue Ausreden und Ausflüchte fand und namentlich vorgab: er wolle in keinem Winkel seine Sache verantworten; an den Orten, wo es sich gebühre, vor gelehrten Leuten wolle er seine Sachen ausrichten. Da sich nun aus Veranlassung der Disputation zu Baden hier etliche gelehrte und hochverständige Männer versammeln, sind wir verursacht, dieser Ausflucht des Prädicanten im Münster auch einen Riegel zu stoßen und euch mit höchstem Fleiß zu bitten, daß ihr jenen Prädicanten dahin vermögen wollet, daß er vor diesen gelehrten Leuten über die Artikel, die vor Jahr und Tagen ihm zugeschickt sind, Antwort gebe, und wir mögen leiden, daß er sie zu Beistand und Gehilfen nehme und habe, dergestalt, wo ers nicht kann, daß dann sie es an seiner Statt thun, desgleichen daß er und sie unsere Predigten widerlegen, doch mit nichts, als mit dem göttlichen Wort der heiligen biblischen Schriften. Dazu begehren wir, daß Solches öffentlich vor euch, als der Obrigkeit, auch vor dem Bischof und Allermänniglich oder vor Wem ihr für gut ansehet, geschehe. Wir bitten um göttlicher Ehre willen, ihr wollet die Bequemlichkeit und das kommliche Mittel, das der allmächtige Gott euch an die Hand gegeben hat, nicht leer vorübergehen lassen; mit keinen Ehren mag er sich ausreden, denn dies die gelehrtesten Leute sind, die jetzo den Scepter in der ganzen römischen Kirche tragen. Lasset euch keinen Kosten, noch Arbeit bedauren; es ist nicht ein schimpflicher Handel, es betrifft nicht nur zeitlich Gut, sondern die Ehre Gottes und das Heil eurer Seelen. Wahrlich, meine Herren, wir meinen es wohl und gut, gerecht ist unser Herz; wo

ihr diese Gelegenheit unbenutzt lasset, so weiß Niemand, ob euch Gott noch einmal so geschickten Weg wird zu Handen kommen lassen."

Auf dieses dringliche Ansuchen übersandte der Rath eine nochmalige Bitte um Einleitung einer Disputation an den Bischof. Dieser aber und die Gelehrten suchten den Streit nach Baden zu ziehen, indem sie den Rath aufforderten, seine Prädicanten dorthin zu senden, wozu ihnen freies Geleit ausgewirkt werden sollte. Faber bemerkte, Ambrosius und Zwick seien dem Ding viel zu jung, in Baden wollte man sie belehren. Als auf diesen Vorschlag nicht eingegangen wurde, vertrösteten die Gäste schließlich die Konstanzer auf ihre Rückkehr von Baden. Nach achtzehntägigem gelehrtem Kampfe, bei dessen Schluß beide Parteien sich den Sieg zuschrieben, kehrten am 10. Juni die katholischen Theologen nach Konstanz zurück. Der Rath erneuerte auf Blaurers Gesuch seine Bitte an sie. Dr. Fattlin antwortete, daß sie zwar Eile hätten, gleichwohl aber dem Rath zu Gefallen die Prädicanten gegen einander verhören wollten unter der Bedingung, daß der Rath ihres Entscheids gewarte und bei demselben bleibe, oder sich einem Endurtheil unterwerfe, das entweder der Bischof von Konstanz oder von Kaiserlicher Majestät hiezu bestellte Gelehrte fällen sollten. Natürlich konnte sich der Rath diese Bedingungen nicht gefallen lassen und das Colloquium unterblieb, obschon Dr. Eck sich bei seiner Ankunft gerühmt hatte, nun wolle er auch die Künste der konstanzischen Prädicanten in einer Morgensuppe aufessen! Zugänglicher zeigten sich die übrigen Abgesandten. Unter ihnen befand sich Dr. Balthasar Käuffelin, an dessen Seite Ambrosius vor 13 Jahren in Tübingen die Magisterwürde erworben hatte. Treuherzig redete Jener seinem Jugendfreunde zu, sich nicht länger von der lutherischen neuen Lehre verstricken zu lassen, dieser aber antwortete: Er solle sich vielmehr mit ihm herzlich freuen, daß er von des Antichrists Herrschaft erlöst in das Reich Christi gekommen sei.

Ein unerquicklicher Federkrieg folgte nicht bloß dem Religionsgespräch zu Baden, sondern auch den sich daran anknüpfenden Verhandlungen zu Konstanz. Dr. Eck zog in einer Schrift von der Messe mit Bitterkeit gegen Konstanz zu Felde und warf den dortigen Prädicanten vor, sie hätten sich in ein Gespräch vor den aus Baden heimkehrenden Theologen nicht einzulassen gewagt; ja Pirata, der nach Speier abgereist war, um bei den damals dort versammelten Reichsständen sein Glück zu versuchen, hatte die Frechheit, dem Ausschuß der Stände eine Supplik einzuhändigen, worin er aller Wahrheit zuwider behauptete, er sei nach Speier gekommen, um öffentlich mit den Prädicanten seines Wohnorts, die er hierher beschieden habe, zu disputiren; da sie aber nicht erschienen, so bitte er um eine Bescheinigung, daß er sich gestellt habe, damit er diese Urkunde zu Haus dem Bürgermeister und Rath vorlege. Diese Verläumdungen veranlaßten den Druck mehrerer Streitschriften. Zuerst ließ der Rath im Juli 1526 die Schrift ausgehen: „Bürgermeister und Raths der Stadt Konstanz Verantwortung

etlicher Mähren, die über sie und über die Prediger des Wortes Gottes bei ihnen neulich ohne Grund der Wahrheit ausgegangen sind." Noch im gleichen Monat erschien folgende Schrift: Entschuldigung der Diener des Evangeliums Christi zu Konstanz auf die Lüge, so ihnen nach gehaltener Disputation zu Baden zugelegt ist. Beschehen durch Ambrosium Blaurer auf den 17. Tag Brachmonats in St. Stephanskirche; darin auch angezeigt wird, ob man ohne gesetzte Richter von christlichen Sachen disputiren möge." Am Schluß dieser Schrift bemerkte Blaurer: „Es ist hoch und tief zu erbarmen und zu beherzigen, daß man so schimpflich und spöttlich handeln soll in so großen, schweren, trefflichen Sachen und es auf solche Leute gespielt soll werden, da man bei all ihren Umständen aus all ihrem Leben, Thun und Lassen, zuvor auch aus ihrer Lehre selbst ermessen mag, daß sie mehr ihre Ehr, Ruhm und zeitlichen Genuß denn die Ehre Gottes und der Seelen Heil suchen; denn sie rüchten, ob die Wahrheit unten oder oben liege, wenn sie nur bei ihrer Pracht bleiben und vor der Welt das Ansehen und Ehrengeschrei behalten möchten. Das (sage ich) ist ein grausam erschrecklich Urtheil Gottes über uns, daß nicht mehr so viel Ernst und Tapferkeit unter uns ist, daß man christliche Sachen christlich und nach Anweisung des h. göttlichen Worts ausführe. Darum, Ihr Allerliebsten, seid getreulich und ernstlich gewarnt, seid vorsichtig wie die Schlangen, wachet und seid munter: des Teufels und seines Anhangs Argliſtigkeit ist tausendfältig; lasset euch die täglichen leichtfertigen Gassenmähren, das lügenhaftige Fürgeben der Feinde der Wahrheit keineswegs bewegen abzuweichen von dem gnadenreichen Evangelio Christi. Ihr Reich ist mit Lügen aufgekommen, mit Lügen muß es erhalten werden, so lang es Gott gefällt. Lasset sie eine kurze Zeit ein gutes Müthlein haben und ihnen selbst eine Freude machen: denn es ist zu besorgen, ihr Lachen werde sich mit Weinen enden, wie der Weise sagt in den Sprüchen: Hoffahrt geht vor dem Verderben her und stolzer Muth vor dem Fall. Aber uns lasset standmüthiglich anhangen dem reinen und starken Wort Gottes. Wir wissen mit Paulo, welchem wir gelobt haben, und sind deß sicher, daß er mächtig ist, uns das zu behalten, so wir hinter ihn gelegt haben. Das ist unser Vertrauen und Hoffnung der Seligkeit bis auf jenen Tag, da wir alle vor ihn gestellt müssen werden, da er alle falsche Kunst und Klugheit, alle tyrannische Gewalt stürzen und das unglaubige Urtheil der Welt umkehren wird, daß die, so jetzt als prachtlich emporgehen und sich so fraisamlich auflehnen wider das kleine christliche Häuflein, zu Grunde gehen und verderben müssen, und wiederum die Gedrängten, Verschmähten erhöht werden in den Freuden der Seligkeit. Da lasset uns nachtrachten und seufzen und diese kurze hinfällige Zeit handfest sein, alle Verfolgung und Durächtung, Kreuz und Leiden geduldiglich aufnehmen. Unser Gott ist barmherzig und treu, wird uns mit Gnaden bald väterlich erlösen. Amen."

Dr. Eck ließ die Schrift nicht unbeantwortet noch ungeschmäht: in maßloser Selbstüberschätzung und frechem Uebermuth replicirte er in zwei Streitschriften: „Ableinung der Verantwurtung“ und „Antwurt uff das Ketzerbüchlin Bruders Ambrosi Blaurers“. Ebenso schrieb ein Dominicaner in Rottweil, Georg Neudorfer, gegen den Rath „Fragstuck, gezogen auß der Entschuldigung Bürgermeisters und Rats der Statt Costentz“, gegen Ambrosius: „Widerred auff die Verantwurtung Blaurers“. Ihm antwortete sofort Ambrosius in einer geharnischten Gegenschrift, in welcher er dem groben Klotz einen groben Keul aufsetzte. Neudorffer, den Blaurer mit Wortspiel für einen ungebildeten bäurischen Dorfbewohner ausgibt, hatte Jenen einen Eidbrüchigen seines Ordens genannt. Ambrosius bedankt sich hiefür, da er keinen Titel lieber höre denn diesen, der ihn allweg erinnere seines ergangenen großen Elends und ihn zu herzlicher Dankbarkeit gegen seinen gnädigen Gott bewege, der seine Seele als ein Vögelein erledigt habe von den Stricken des Voglers, d. h. menschlicher und eigenwilliger Geistlichkeit. Weislich und christlich habe er gebrochen, was er unweislich, ohne Gottes Rath und Wort aus Unverstand und eigenem Gutbedünken verheißen gehabt habe. Wenn ihm ferner sein Gegner vorwerfe, er mache zwei Kirchen, so antworte er: nicht allein zwei, sondern wohl hunderttausend Kirchen mache ich und so viel christliche Gemeinden sind: „aber dieser Kirchen keine ist ein Artikel des Glaubens, sondern allein die auserwählten Glieder Christi, die in allen diesen äußerlichen sichtbaren Kirchen und Versammlungen hin und her vergriffen und uns unbekannt sind, mitsammt allen anderen Auserwählten, die vor gewesen und nachher sein werden, machen die einige gemeine heilige christliche Kirche, von der unseres Glaubens Artikel lautet.“ Wenn nun gar Neudorffer als Beweis dafür, daß die Menschen das Wort Gottes richten dürfen, das angeführt hatte, daß das ewige Wort Christus doch von Pilatus gerichtet worden sei und dabei selbst bekannt habe, daß Pilatus solche Gewalt von oben herab gehabt habe, so antwortet ihm Blaurer mit einer Lauge von Spott: „Lieber, was sagst du? Entweder redest du im Schlaf, oder bist sonst nicht bei Sinnen? Oder was soll ich hie gedenken? Wer hat doch schimpflichere Dinge je gehört? Ist es dein Ernst, so wundert mich gar nichts mehr, daß du uns gelehrte Doctores, die doch Christenleute sein wollen, zu Richtern setzen wolltest über die h. biblische Geschrift, denn ich merke dir wohl an, daß du auch Pilatum (wo er noch bei Leben wäre) an dem Ort zu einem Richter geben und sagen würdest: Ei, hat er doch vormals Christum das ewige Wort Gottes gerichtet, sollte er uns dann nicht gut sein, auch das geschriebene Gotteswort zu urtheilen? Welcher fromme Christ möchte aber das hören? Welcher würde nicht sagen, daß du böser wärest denn Pilatus selbst, der sich doch der Sache gern entschlagen hätte und sich des Urtheilsprechens so trefflich beschwert? Wie kannst du uns also für tollköpfig halten, daß wir solch greiflichen Irrthum nicht

verstehen sollten? Wir wollten gern mit dem geschriebenen Wort Gottes dermaßen handeln, daß wir ihm recht thäten, wohl und christlich daran führen und nicht wie Pilatus an Christo gefahren und das unschuldige Blut wissentlich verdammt und in Tod gegeben hat. Macht aber ihr Päpstler euch selbst eine solche Rechnung und bildet euch Pilatum und seines Gleichen vor zu einem Exempel, so muß uns doch nimmermehr befremden alle eure unchristliche Handlung gegen dem Evangelio Christi und seinen Liebhabern, denn ihr findet deß Alles Glimpf und Fug; ob ihr gleich die h. Schrift gar verschaufelt und verbrennet, werdet ihr nicht mehr sagen, denn Pilatus habe doch das ewige Wort Christum zum Tod verurtheilt, warum denn ihr nicht solltet das geschriebene ausreuten und verbrennen mögen? Hilf, ewiger barmherziger Gott, und erleuchte die verfinsterten Augen dieses armen blinden Volks! Aber ich merke wohl bei deinen Worten, daß dich vielleicht die Worte Christi, so er zu Pilato sagt, verursacht haben zu glauben, Pilatus habe nicht Unrecht daran gethan, so er Christum verurtheilt hat. Solltest aber gedacht haben, wie die Schrift allenthalben fürgibt, daß Gott der Herr selbst die Tyrannen erregt auch wider die Seinen, wie er sagt zu Pharaoni: Ich habe dich dazu auferweckt, daß meine Gewalt an dir erscheine. Deßgleichen findest du von anderen Königen und Tyrannen, durch welche Gott sein Volk gestraft und mit der Ruthen heimgesucht, ihnen aber daran nicht Recht gegeben, noch sie zu einem Exempel dergleichen zu handeln vorgestellt hat. Darum besiegelst du dein Argument von den Richtern über die Schrift gar übel mit Pilato und seinem Urtheil wider Christum. Es ist unser höchster und größter Trost in all eurer Tyrannei wider das Gotteswort und uns, so wir wissen, daß wir gesegnet stehen in der Hand unseres Vaters im Himmel und ihr gar keine Gewalt habt, ein Buchstäble der Geschrift zu rucken noch uns ein Haar zu verkrümmen, denn so viel euch zu thun von oben herab Gewalt gegeben wurde. Wie recht ihr aber daran thuet, wird er selbst urtheilen, der euer, unser und der Geschrift Herr und Richter ist." Zum Schluß rief Blaurer seinen Gegnern zu: „In Summa, ob ihr gleich aller Welt Gewalt in euren Händen hättet, dennoch sollet und müsset ihr allein das Wort treiben und dasselbige frei ohne alles Geding wirken, auch Jedem hierin sein Urtheil frei lassen; sonst werdet ihr die Sache je länger je ärger und aus eurer Geistlichkeit nichts Anderes denn einen gefärbten Schein und äußerlichen Gleiß machen, damit Niemand geholfen ist. Denn das Wort Gottes ist Herzensalb und Wurz; ewig wahr bleibt, das Paulus sagt: von Herzen muß es geglaubt sein zur Gerechtigkeit und mit Mund bekannt zur Seligkeit."

Neudorffer wagte im Gefühl der Ueberlegenheit seines Gegners nicht, den Kampf öffentlich fortzusetzen. Dagegen veröffentlichte er eines der gemeinsten Schmähllibelle, in welchem u. A. die Verläumdung ausgebreitet werden sollte, daß der Rath, Ambrosius Blaurer und dessen Frauen sich

nach böhmischer Sitte zu mehren lehren. Diese veranlaßte Blaurern und Zwick am 28. Januar 1527 zu der Bitte: der Rath wolle sich selbst und sie solcher Unehren mit offener Schrift versprechen, auf daß allermännig-lich hören und wissen möge, daß mit Unwahrheit diese Mähr ersonnen sei. Der Rath aber fand es unter seiner Würde, sich in Betreff dieser abscheu-lichen Bezüchte zu entschuldigen, da sich ja die Wahrheit selbst aus der täglichen That und Handlung genugsam kund mache, sondern wollte nur durch eine Anfrage bei den Rottweilern erforschen, wer jenen Mönch zu Schreibung dieser Schmähungen veranlaßt habe, da das Gerücht ging, die Mähre sei von etlichen Predigermönchen in Konstanz ersonnen und ausgebreitet worden. Die Rottweiler jedoch gaben auf diese Anfrage keinen Bescheid, verordneten aber doch, daß Neudorffer von seinem Schmä-hen abstehen sollte. Es war das erste Mal, daß Ambrosius sich um seines Herrn willen schmähen lassen sollte, aber noch lange nicht das letzte Mal. Der Patrizier mit einem Namen von altem gutem Klang hatte mehr als genug Gelegenheit, auch das köstliche Erbe eines guten Namens seinem Meister freudig zu opfern und dabei zu erfahren, wie wahr dieser gesagt habe: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider Euch, so sie daran lügen!

In Baden war die evangelische Partei scheinbar unterlegen; aber im Unterliegen siegen ist das Losungswort des Reiches Gottes. Das Badener Religionsgespräch hatte, wie in der Schweiz, so auch in Konstanz die bürgerliche Obrigkeit so wenig eingeschüchtert, daß es vielmehr dieselbe zu entschiedenem Vorgehen entflammte. Die Zeit des Unterhandelns und Ver-handelns war abgelaufen und die Stunde des Handelns gekommen. Eine letzte Warnung ließ der Konstanzer Rath am 16. Juni 1526 ergehen, indem er alle Prediger der Stadt vor sich berief und ihnen aufs Nach-drücklichste einschärfte, sie sollten auf den Kanzeln nichts denn das heilige Evangelium und Wort Gottes nach Inhalt des Begriffs des Raths pre-digen und lehren, dagegen alles Schänzeln und Stumpfierworte unter-lassen und das Volk mit höchstem Vermögen zu Fried und Gottesfurcht unterrichten. Zugleich ward den Predigern der bedeutsame Beschluß des Rathes eröffnet: „Es ist unsere Meinung und wir wollen, daß euer Jeg-licher, der hie predigen will, so oft er dessen erfordert wird, seiner Lehre und Predigt vor uns, groß und kleinen Rath, oder Wen wir dazu verord-nen, Rechnung und Antwort geben soll, welcher sich aber deß äußern oder weigern wird, derselbige soll des Predigens abstehen.“ Als bei dieser Eröffnung Pirata abermals eine zweideutige Erklärung gab, konnte Am-brosius nicht schweigen, indem er jenem Lügner in starker Sprache seine Lügen aufdeckte: „Allweg hat er Ausreden gefunden, und darum wo er hinfüro wie bisher predigen und seiner Lehre nicht Rechnung geben würde, so würden wir nicht zusammenstehen, sondern mehr Irrungen und Zwie-tracht denn vor entstehen, und derhalben ich meines Predigens abstehen,

denn ich gar ungern wollte geziehen sein, daß ich eine Ursache wäre von Aufruhr oder Empörung, dieweil ich vielleicht hitziger denn die Anderen wider ihn reden werde. Das schafft, als ich achte, daß ich ein geborener Konstanzer bin und beherzigt mich, daß mein Vaterland also durch falsche Lehren soll verführt werden. Es ist auch viel desto nöther, daß hierin getreulich gehandelt werde, dieweil der Vicari sich öffentlich hat verstehen lassen, sie haben alle Ding zu Baden erobert." Dieses Mal fiel man Blaurern ins Wort: man wolle sie nicht gegen einander hören. Es war nemlich im großen Rath beschlossen worden, den Predigern einfach den Beschluß mitzutheilen und sie nicht reden zu lassen. Blaurer bat um Verzeihung, ob er mehr, denn dem Rath wäre gefällig gewesen, geredet: er hätte das gethan aus getreuer gutherziger Meinung. Der Rath war entschlossen, seinem Befehl Nachdruck zu geben; die Stunde der Entscheidung nahte.

4. Offener Bruch.

So offen und muthig Blaurer das reine Evangelium in seiner Vaterstadt predigte, so schüchtern und behutsam drang er auf eine der evangelischen Lehre entsprechende Umgestaltung des Gottesdienstes und der äußeren Gebräuche. Er selbst trug noch 1526 zum Anstoß Vieler Kutte und Kappe. Schon am 18. April 1524 hatte er gegen Capito mit Rücksicht auf die vielen „Schwachen" die Langsamkeit in Abschaffung der abergläubischen Gebräuche entschuldigt, und wußte sich hierin in Uebereinstimmung mit Melanchthon, der um dieselbe Zeit den Bruder Thomas aufs Neue vor Uebereilung und Ueberstürzung gewarnt hatte. Allein seit dem Schluß des Jahres 1525 machte sich auch der Einfluß Zwingli's auf Blaurern geltend. Zwingli bestürmte die beiden Brüder Blaurer und Zwick in seinen Briefen, sie möchten auch im äußern Cultus und in der Verfassung mit dem Katholicismus brechen und den Unschlüssigen die Brücke zum Rückzug abbrechen. Oecolampad forderte zum beherzten Vorwärtsgehen auf, da von den Wölfen alle Geduld nur dazu mißbraucht werde, die Reformation beim unwissenden Volk in Verachtung zu bringen. Auf beiden Seiten war man der halben Maßregeln, des nutzlosen und doch kostbaren Schachbietens satt und dem Rath mußte es fest stehen, daß keine Vermittlung der streitenden Parteien und Interessen mehr möglich, ihm nur die Wahl zwischen einem Entweder — Oder freigelassen sei.

Schon im Jahr 1525 hatte der Konstanzer Rath in Folge der Bedrückung, welcher die evangelisch Gesinnten in den Klöstern bloßgestellt waren, in allen Männer- und Frauenklöstern (mit Ausnahme des Klosters zu Petershausen, das bis zum März 1527 von dieser Maßregel verschont blieb) besondere Pfleger aufgestellt und angeordnet, daß dieselben in jedem Kloster die dazu gehörigen Personen mit Namen aufzeichnen, alle Zinse, Gülden und andere Einnahmsquellen genau aufnehmen, auch darnach

ihnen ankündigen, daß sie Niemanden mehr, weder jung noch alt, weder fremd noch einheimisch, in den Klosterverband aufnehmen und daß ihrer keines ohne Vorwissen und Bewilligung des Raths den Orden verlassen oder aus dem Kloster treten dürfe. Als am 22. März 1526 vor den Rath gebracht wurde, daß Dorothea Blaurer ihr Kloster St. Peter zu verlassen und herauszugehen wünschte, sandte der Rath eine Botschaft in dieses Kloster, ihnen zu sagen, es sei des Raths guter Wille, daß diese Frau aus dem Kloster gehen möge, daß man auch ihr und allen Anderen, die vorhin aus dem Kloster gegangen seien, was sie ins Kloster gebracht hätten, zurückerstatten solle, und dabei werde sie der Rath handhaben und schirmen. Im Januar 1527 wurde den Pfaffen im Spital und zu St. Lorenz eröffnet, sie mögen die ordentliche Messe halten oder nicht, werde man ihnen dennoch das Ihre so gut als den Andern ausfolgen, worauf sie alle von der Messe ganz abstanden. Gleichzeitig mit dieser Schmälerung des katholischen Cultus war man auf größere Ausdehnung des evangelischen Predigtamts bedacht: es sollte hinfort alle Werktage eine Predigt am Morgen und alle Freitage zwei Predigten, die eine am Morgen, die andere Mittags gehalten werden zusammt den Lectionen und Predigten, die Ambrosius Blaurer, Jacobus Windner und Bartholomäus Metzler zu St. Stephan, auch zu St. Peter alle Freitage, auch sonst etliche Tage um drei Uhr halten sollten. Um diese Zeit begann auch der Rath, die geweihten Pfaffen gleicher Gestalt als die Laien um ihre Missethat zu strafen, unangesehen daß sich der Bischof deß höchlich beschwerte. Die Veranlassung hiezu war folgende: Am 21. Juni 1525 war Anton Ziegler, ein Chorherr zu St. Stephan ins Gefängniß geworfen worden, weil er „ein zu junges Töchterle gebuhlet, das darob krank worden". Der Rath hatte den Schuldigen dem Bischof mit dem Erbieten überantwortet, er solle ihn nach Befund der Sache strafen, der Rath aber wolle einen solchen Chorherrn nicht mehr in seiner Stadt haben. Der Bischof wies den Pfaffen zwar aus der Stadt, gab ihm aber bald wieder die Erlaubniß zur Rückkehr, worauf der Rath dem Bischof sagen ließ, dieweil er das Böse nicht strafe, werden die von Konstanz hinfort die Pfaffen selbst nach Gebühr strafen. Gegen diesen Eingriff in ihre persönlichen Rechte sannen die beiden Domherren von Ems und von Stein auf gewaltsame Gegenwehr. Ein Theil der Fischerzunft, welche bisher von den Fasttagen gelebt hatte, wurde von ihnen bearbeitet und ein Ueberfall auf das städtische Zeughaus verabredet; aber der Rath traf zu rechter Zeit Vorkehrungen, den Plan zu vereiteln. Auch von einem Privilegium des Klerus, an den städtischen Lasten keinen Theil zu nehmen, wollte der Rath nichts mehr wissen, deß sich die Geistlichen gar höchlich beschwerten.

Der Bischof protestirte umsonst unter Berufung auf das kanonische Recht, welches den Klerus gegen weltliche Gewalt schütze; er mußte die Antwort hinnehmen, daß kein Recht und keine Freiheit beständig sein möge, wodurch Bosheit und Sünden geschirmt werden! Umsonst hatte er auch

gedroht, sammt seiner Geistlichkeit aus der ketzerischen Stadt auszuwandern, und dem gemeinen Mann vorgestellt, welch großen Nutzen die Stadt von der bischöflichen Residenz ziehe. Es blieb ihm nur übrig, die Drohung auszuführen. Nach dem Vorgang mehrerer anderer Bischöfe am Oberrhein zog er am 24. August 1526 aus seinem uralten Bischofssitze fort, um in dem ihm angehörigen, am Nordufer des Bodensee's liegenden Städtchen Meersburg ein Asyl zu suchen, während seine Domkapitularen in die kleine Reichsstadt Ueberlingen und das geistliche Gericht nach Radolfzell übersiedelten. Der Bischof konnte sich auch nicht verbergen, daß er sich ganz verrechnet habe, wenn er mit dieser Maßnahme das Doppelte bezweckte, die Konstanzer zu strafen und eine Umstimmung der öffentlichen Meinung hervorzurufen. Der Chronist Vögeli bemerkt: Daß die Klerisei mit ihren Metzen fortgezogen, das sei die größte Gabe von Gott für Konstanz seit vielen hundert Jahren; Rath und Bürgerschaft wären nicht im Stande gewesen, das päpstliche Wesen und den Bischof sammt dessen Pfaffheit auszutreiben, aber Gott habe sie durch ihren freiwilligen Abzug zum Werkzeug ihrer eigenen Ausreutung gemacht. Seitdem habe das Evangelium viel Frucht geschaffet und Ehrbarkeit in der Stadt angerichtet, so daß männiglich, wer das bisher zu Konstanz geübte Wesen gegen das jetzige spiegle, sich verwundern und Gott Lob und Dank sagen müsse. Freilich mit gar anderen Augen sah Karl V. diese Verlegung der bischöflichen Residenz an. Schon ein am 16. December 1525 von Toledo aus erlassener kaiserlicher Schutzbrief für Bischof und Domkapitel hatte diese in sonderen Verspruch Ferdinands und der Statthalter der drei vorderen Regimenter gestellt; es wurden darin nicht nur alle Rechte und Herkommen des Bisthums geschirmt, sondern auch ausdrücklich alle Freiheiten und Privilegien der Konstanzer, von Kaisern oder Fürsten von Oesterreich des Bischofs Freiheiten zuwider gegeben, für derogirt erklärt. In einem Befehl aus Valladolid vom 28. Februar 1527 sagt der Kaiser: ihm werde berichtet, wie Etliche dem ehrwürdigen Bischof „die Consolationes, Bannales, Praesentationes, erste Frücht und andere alte Herkommen und gute Gewohnheiten" zu zahlen sich weigern, seit „die lutherisch und andere verdampt ketzerisch böß Leren und Sekten im hailigen Reych also weyt außgebrait worden". Alles Ernstes vermahne er jeden zu diesem Bisthum gehörigen Reichsstand an die ungesäumte Entrichtung seiner Schuldigkeiten. Um so gnädiger erzeigte er sich der Stadt Ueberlingen. Gleichfalls von Valladolid aus gab er am 6. Mai 1527 in einem Schreiben sein „gnädiges Gefallen zu erkennen, daß diese Stadt, wie ihm sein Rath und Vicekanzler Propst Balthasar [Merklin] vortrage, in diesen schwebenden schweren Irrsalen unsres heiligen christlichen Glaubens bei dem rechten alten Glauben christlich festhalte". Ebenso zeigte er ihr drei Wochen später nicht nur die Geburt seines Sohnes Philipp II. an, sondern setzte auch noch bei: da er seitdem weiter vernommen, wie die Stadt „des Stiffts

Kostnitz Thumbherren und anderen desselben Geistlichen große Ehr und guten Willen bewiesen, und sie bei sich behalten, so trage er dessen ein gnädiges Wohlgefallen und begehre, die Stadt solle dem Bischof und seinen Geistlichen auch ferner nach bestem Vermögen beyständig seyn". Bald darauf ertheilte er der Stadt die Abzugsfreiheit und noch andere Beweise seiner kaiserlichen Gnade.

Der Konstanzer Rath fühlte sich seit der Abreise des Bischofs in seinen Maßnahmen viel unbehinderter, obschon außer den zwei sogenannten Nebenstiftern St. Johann und St. Stephan auch das bischöfliche Konsistorium und vom Domcapitel der Dechant mit vier Capitularen in Konstanz zurückgeblieben waren. Nachdem schon am 26. Januar 1526 auf Befehl des Raths das öffentliche Frauenhaus geschlossen worden war, so bedrohte eine Verordnung vom März 1527 alle diejenigen Einwohner, gleichviel, ob Kleriker oder Laien, welche ihre Concubinen nicht entlassen würden, mit strengen Strafen. Am 2. Mai begann der Rath auch die Aufhebung der sieben Klöster damit, daß er eines derselben, das der grauen Schwestern zu St. Peter, Dominicanerordens, eröffnete, d. h. allen seinen Bewohnerinnen den Austritt freistellte, nachdem er einer einzelnen Nonne, welche als zwölfjährige Waise von ihren Verwandten ins Kloster verstoßen worden und 17 Jahre lang krank in demselben gelegen war, schon früher jene Erlaubniß des Austritts ertheilt hatte. Vier Wochen später ward die Erlaubniß auch auf das zweite Frauenkloster, auf die Dominicanerinnen von Zofingen ausgedehnt. Ambrosius ward mit ihrer Ueberwachung betraut. Viele der Austretenden verheiratheten sich; doch war die Zahl derer, welche unter Beobachtung der evangelischen Kirchenformen und mit dem Versprechen, keine Novizen aufzunehmen, im Klostergebäude wohnen blieben, so groß, daß noch im Jahr 1548 eilf Nonnen dort lebten.

Aber noch immer war Pirata in der Stadt und fuhr mit seinen Lästerpredigten fort. Darum erschien am 29. April 1527 Ambrosius Blaurer mit dem Prediger Spreter abermals vor dem Rath und beschwerte sich, Pirata fahre fort, die evangelischen Geistlichen auf der Kanzel zu lästern, und die Wallfahrten nach St. Georg und Almannsdorf anzuempfehlen, obgleich dieser Dominicaner wohl wisse, was für „Unfuhren" auf dem Weg dahin im St. Gebhard Hölzlein getrieben würden. Unter Hinweisung auf den Beschluß des vorigen Jahres bat er, daß man den Bescheid mit Werken vollziehe: „denn wo ihr für und für solcher Zwiespältigkeit wolltet Fürgang lassen, so würde das Lob und Ehre Gottes hie zu Konstanz gar größlich darnieder liegen und dagegen Gefährlichkeit der Seelen eurer Bürger, der ihr viel mehr dann zeitlicher Güter Schaden zuvorzukommen schuldig seid, gar vast zunehmen. Es möchte auch bürgerlicher Friede und Einigkeit Bestand nicht haben, alldieweil zwiefache Lehre einerlei Herzen nicht behalten mag, welches auch nach höchstem Vermögen zu verhüten und daneben als einer von Gott gesetzter Obrigkeit Fleiß anzu-

kehren zugebührt, daß die Ehre Gottes und bürgerliche Einigkeit mit nichten hintergestellt werden." Auf dieses Anbringen hin beschloß der Rath, gleich auf den folgenden Tag den großen Rath einzuberufen. Dieser erklärte sich bereit, unverzüglichen Vollzug zu thun. Die sechs geheimen Räthe sollten gleich nach Imbiß sämmtliche Prädicanten beschicken, daß sie am 6. Mai, sobald die Rathsglocke verläutet, vor den Räthen Rechenschaft geben. Damit auch die Parteien desto beherzter wären, sollte jede von ihnen zwei Beistände mitbringen, und alle Handlung sollte in deutscher Sprache ohne Einmischung einer anderen Sprache geschehen. Auf ergangene Ladung erklärte der Prädicant zu Zofingen, Wendelin Fabri: „ihm wolle wegen allerlei kaiserlicher Edicte nicht gebühren, sich in ein Gespräch einzulassen; zudem könne er auch weder griechisch noch hebräisch, habe auch nie gewußt, daß der Rath also hebräisch sei; so er aber höre, daß keine andere Strafe darauf stehe, so man sich in das Gespräch nicht einlassen wolle, denn nur von dem Predigen abstehen, so wolle er dasselbige annehmen, sonst aber guter Hoffnung sein, man werde sonst gütlich mit ihm verfahren." „Aber ich will daran, sagte Pirata, mit Freuden, und ich hab noch einen Kronen da in der Tasche, damit man Holz mag kaufen, und ob ich ungerecht erfunden würde, mich in demselbigen Holz verbrennen."

Am Montag, den 6. Mai erschienen alle Prediger mit Ausnahme des durch Krankheit verhinderten Prädicanten von Petershausen. Als Präsidenten saßen Reichsvogt Jakob Zeller an des kranken Bürgermeisters Hans Schulthaiß Statt, und Ruland Mundprat an des Reichsvogts Ort. Auf der Bürgermeisterbank saßen einander nach Wendelin Fabri, Ant. Pirata, Dr. Peter Speiser, als Gesandter des Bischofs Bruder Heinrich Bulli, Prior zu den Predigern, Heinrich Göchi, Prädicant im kleinen Spital, und Johannes Suter, genannt Balthasar, Prädicant zu den Schotten. Auf der andern Bank neben Ruland Mundprat saßen Ambrosius Blaurer, Johannes Zwick, Doctor, Joh. Spreter, Jacobus Windner, Alexius Bärtschi, Barthol. Metzler und Joh. Schnell, auch Joh. Menlishoffer, der Arznei Doctor, und Heinrich Ehinger, beide Blaurers und seiner Partei Beistände. In Mitte stand ein Tisch und auf ihm lag die Bibel der alten gemeinen Uebersetzung, die man aus dem Barfüßerkloster entlehnt hatte. Zeller hielt die Anrede und ließ vom Stadtschreiber des Raths Meinung verlesen. Nach derselben solle, wer sich seiner Lehre Rechenschaft zu geben weigere, vom Predigen abstehen; der Besprechung sollen die schon im Jahr 1524 von Wanner gegen Pirata aufgestellten Sätze zu Grunde gelegt werden. Man begann mit dem ersten Artikel, betreffend die zwölf evangelischen Räthe. Pirata wurde gefragt, ob er seine Behauptung in diesem Punkte aus göttlicher Schrift beweisen könne? Er suchte Ausflüchte und legte eine Schrift auf den Tisch, in welcher man nach seinen großsprecherischen Worten eine schriftliche Verantwortung vermuhten mußte. Als man sie verlesen wollte, protestirte der bischöfliche

Commissär, da einem Rath über die Prädicanten im Dom und kleinen Spital keine Gewalt zustehe, am Wenigsten ihrer Lehren halb, denn ein Rath deß nicht fähig noch gemäß sei. Zugleich drohte er Namens seines Herrn mit einer Klage bei dem Kaiser und dessen Statthalter. Der Rath hieß nun die Prädicanten abtreten, um sich zu berathen. Nach kurzer Pause wurden Jene wieder gerufen und ihnen eröffnet: „Weil ein ehrsamer Rath, als die recht ordentlich Obrigkeit der Stadt Konstanz (dem aus Pflichten zusteht, nicht nur in der Zeitlichkeit, sondern auch und viel mehr, so viel die Ehre Gottes und der Seelen Heil antrifft, die Ihren zu versehen und Alles, das Unfried, Zwietracht und Abfall der Bürger, es sei an Seel oder Leib, zutragen mag, abzustellen) aus h. Schrift guten Bericht hat, daß jeder Lehrer jeglichem Begehrenden, vielmehr der Obrigkeit des Orts, da er lehrt, seiner Lehren Rechnung und Antwort zu geben schuldig ist, so wird ein ehrsamer Rath in diesem nothdürftigen Handel, die göttliche Ehre und der Bürger zu Konstanz Seelenheil, auch zeitlichen Frieden betreffend, fürfahren und will nicht geziehen sein, daß er in Solchem mit der That noch wider Recht mit Jemand handle, erbietet sich auch, das an allen gebührlichen Orten aus erheblichen rechtmäßigen Ursachen und Rechten zu verantworten." Speiser protestirte noch einmal, Zeller beharrte unter Berufung auf die Pflicht einer rechten ordentlichen Obrigkeit. Man verhörte nun der Reihe nach die altgläubigen Prädicanten, zuerst Fabri, der gegen das Verbot nicht disputiren wollte, aber auch dagegen nichts einzuwenden hatte, daß er vom Predigen abstehe. In ähnlicher Weise gaben die Anderen ihre Erklärung ab. Suter sagte: „Ich bin so hochgelehrt nicht, noch so verständig, daß ich die Heimlichkeiten des Glaubens wisse. Ein schlichter einfältiger Tagelöhner bin ich und diene des Jahrs vielleicht um acht Pfund Pfenning, suche und lehre keine Subtilkeit, sondern sage meinen Schäflein das schlichte Evangelium und die Briefe Pauli, und dasselbige nach Auslegung der alten, desgleichen der neuen Lehre. Ich hab aber der Schäflein und Zuhörer, die ich versehe, gar wenig, etwa bei 25, die anderen gehen anderswohin, das laß ich beschehen und achte freilich nicht, daß jemand ob mir klage; wo ich aber weiter, denn ich schuldig, versagt wäre, so wollte ich, daß mir das angezeigt werde, denn ich bin erbietig, dasselbig, so best ich mag, zu versprechen." Hierauf wurde Piratas Schrift verlesen, die aber nur Gründe enthielt, warum er nicht disputire. Nun kam die Reihe an Ambrosius, der mit tiefster Entrüstung über die nichtigen Ausflüchte und gefärbten Reden Piratas sprach. Wie, sagte er, könnte Einer doch nur einen christlichen Blutstropfen in sich haben, der nicht so fromm sein wollte, wo er deß erfordert würde, daß er nicht aus der Schrift seiner Lehren halb Antwort und Bericht geben wollte. Er müsse dringend bitten, sein Gegner wolle um Gottes Ehre und brüderlicher Treu und Liebe wegen und zu Förderung bürgerlicher Einigkeit sich des christlichen Fürnehmens des Raths nicht weigern;

„so sind wir der getrosten Hoffnung zu Gott, wenn wir uns also mit und gegen einander besprechen, so werde das Lob Gottes und brüderliche Liebe, auch bürgerlicher Friede und Einigkeit gar hoch gefördert; Gott wird mit seinen Gnaden und h. Geist bei uns sein, denn er hat verheißen, wenn nur zwei oder drei in seinem Namen zusammenkommen, so wolle er mitten unter ihnen sein. Deshalb uns gar nit zweifelt, er werde es dieser Orten auch thun. Er ist ein wahrhafter, treuer Gott, der uns nicht fehlen wird nach seinen Verheißungen. So nun an dieser Sache so viel gelegen ist, so werden auch wir in seinem Namen bei einander und er mitten unter uns sein, wo wir beider Seits das christliche Gemüth in uns haben und von Herzen begehren werden, daß das gefördert werde, das zu seinem Lob und Ehre und zu bürgerlichem Frieden dient. Wo ihr aber je euch dessen weigern und dieses freundliche Gespräch nicht bewilligen wolltet, so könnten wir nicht anders denken, denn daß kein wahrer göttlicher christlicher Eifer, keine Liebe der Wahrheit, desgleichen kein Herz noch Gemüth zur Förderung brüderlicher Treue und Liebe in euch sei, denn wir auf unserer Seiten sind je des geneigt, auch allweg gewesen, wo ein Kind uns angesucht, geschweige ihr oder ein anderer Prediger, gern und mit Willen Bericht und Rechnung zu geben um Alles, das wir lehren." Sofort wandte sich Blaurer an den Rath, ihn zu muthigem Vorgehen ermahnend, und das schon um bürgerlicher Einigkeit willen, denn, sagte er, „wir werden je fürohin für unsere Personen den Wölfen, die die Schafe Christi zerreißen wollen, mit viel mehr Tröstigkeit und mit mehr christlichem Eifer zur Hut greifen, denn wir bisher gethan haben; daran soll uns nichts irren, weder Leib, Ehre, noch Gut, sondern wir wollen unser Leben freiwilliglich in die Schanz schlagen für unser frommes Vaterland und für die christlichen Schäflein, die uns zu weiden befohlen sind." Pirata, fuhr er fort, hätte schon längst das Gleiche vom Rath fordern sollen: denn es steht übel, so Einer, der ein christlicher Hirt oder Prediger sein will, nichts dazu thut oder stillschweigt, so er sieht, daß seine Schäflein und die ihm befohlenen Seelen verführt werden. Schließlich begehrte Ambrosius aufs Neue die Verlesung der Antwort Piratas über die Artikel. Dieser aber verweigerte es rundweg, während er bereit sein wolle, sich vor deutschen und welschen Hochschulen zu verantworten: „ich kann ja nicht ermessen, daß ihr in euren Handwerkern ließet Einen Meister sein, der nie kein Lernknecht gewesen wäre!" Als der Rath ihm eine Bedenkzeit bis zum folgenden Tage einräumen wollte, erklärte er, sie nicht nöthig zu haben, da er von dem, das ihm die kaiserliche Majestät und die ganze christliche Kirche nun vierzehn hundert Jahre her geboten habe, keineswegs und um keinen Buchstaben weichen werde. Hierauf beschloß der Rath: Pirata, der Prediger im Dom, und Göchi, der im kleinen Spital, sollen des Predigens und Lehrens in der Stadt Konstanz und ihrer Obrigkeit abstehen, und sofern der Prädikant zu den Schotten oder Andere auch der Meinung wie

diese Zweie seien, so sollen sie gleicher Weise ihres Lehrens und Predigens sich müßigen.

Drei Tage nach dem Colloquium legte der Rath den versammelten Zünften das Ergebniß der Verhandlungen vor, und noch zwei Tage später mußte die Rache für diese und frühere Vorfälle ein benachbarter evangelischer Geistlicher schwer empfinden. Vor einem Gericht, in welchem auch die zwei oben genannten Doctoren Speiser und Wendelin Fabri saßen, wurde unter dem Vorsitz des Weihbischofs Fattlin der Frühmesser von Sernatingen, Johannes Heuglin, nach langem Gefängniß und harter Folter am 10. Mai 1527 zu Meersburg feierlich für einen Ketzer und Feind der h. Kirche erklärt, und sodann dem Vogt von Meersburg übergeben, welcher noch am gleichen Tage „sein Fleisch und Gebein zu Pulver und Asche verbrennen ließ." Durch die Hinrichtung dieses Mannes, der mit evangelischem Glaubensmuth vor den Augen einer zahlreichen Volksmenge den Märtyrertod erlitt, wurde nicht nur in seiner Vaterstadt Lindau die Einführung der Reformation beschleunigt, sondern auch in Konstanz die Stellung des noch zurückgebliebenen Klerus immer unhaltbarer. Im Kloster Zofingen ward bis auf weiteren Bescheid das Predigen dem Bartholomäus Metzler übertragen, und da man besorgte, daß ein Theil der Frauen die Briefe und Kleinodien des Klosters nach Meersburg auszuliefern gedenke, wurde alles Besitzthum unter Verschluß genommen, den Nonnen aber das Gelübde abgefordert, daß sie nichts vom Eigenthum des Klosters bei Seite schafften. Zu spät kam diese Maßnahme im Schwesternhaus an der neuen Gasse, aus welchem drei graue Schwestern das baare Geld, die Zinsbriefe und Leintücher heimlich nach Ueberlingen gebracht hatten. Ueberlingen verweigerte die Rückgabe des entwendeten Guts und Konstanz wollte um zeitlicher Habe willen mit Niemanden in Unfrieden kommen. Der Rath gestattete nun dem Klerus keine Prozessionen mehr außer um das Münster herum, kündigte ihm am 17. Juni 1527 an, daß er von nun an Steuer und Wachtgeld, auch alle bürgerlichen Lasten gleich andern Bürgern und Einwohnern tragen sollte, und entzog dem bischöflichen Consistorium vollends alle geistliche Jurisdiction in der Stadt. Bei dieser Sachlage fand es am 6. August 1527 der Bischof selbst für gut, ein Mandat zu erlassen, wodurch er allen Chorherren und Caplänen im Münster, wie auch denen zu St. Stephan, St. Johann, und St. Paul bei Verlust ihrer Pfründen Konstanz zu verlassen befahl. Zwar ließ ihnen der Rath, falls sie bleiben wollten, bürgerlichen Schutz und Schirm versprechen mit dem Bemerken, daß nur ihr Fortziehen, nicht aber ihr Zurückkehren bei ihnen stehe; aber nur zwanzig Chorherren und Kapläne machten Gebrauch davon. Alle übrigen zogen theils zu dem Consistorium nach Ratolphzell, theils wie die Stiftsherren von St. Stephan in das turgauische Städtchen Bischofzell, theils zu dem in Ueberlingen weilenden Domkapitel. Dahin begab sich auch mit seinen bisher noch in Konstanz

gebliebenen vier Collegen der Domherr Johann von Botzheim. Der Mann, der einst Luthern als den Lichtbringer für das Gebiet der Theologie gepriesen hatte, schrieb im April 1526 an Erasmus: er bereue es, einem so verläumderischen und tollen Pseudotheologen, wie Luther, jemals Vertrauen geschenkt zu haben; Kenntnisse habe er wohl, aber wenig Geist. Auch mit den Blaurern und Zwick brach Botzheim alle Verbindung ab.

5. Bund zwischen Konstanz und Zürich.

Der ausgewanderte Klerus fühlte sich in der Verbannung und sann auf Rache. Namentlich hetzte er den mit ihm verwandten benachbarten Adel gegen Konstanz auf. Am 24. September 1527 wurden einige Bürger, welche nach Ratolphzell zu Markt gingen, bei Allensbach von etlichen Reisigen angesprengt, beraubt, gestochen und mit den Worten bedroht: Also werde man allen lutherischen Ketzern von Konstanz thun. Auch sonst war das Verhältniß der Stadt zu den umliegenden Gebieten immer unsicherer geworden. Oesterreichische Reiter streiften zuweilen bis dicht vor ihre Thore, und der österreichische Statthalter Marcus Sittich von Hohenems ersah sich bereits bei der Vorstadt Petershausen einen Lagerplatz. Konstanz mußte an den Schutz Verbündeter denken. Evangelische Fürsten gab es damals in Süddeutschland noch keine und auch die nächsten evangelischen Reichsstädte lagen für schleunige Hülfeleistung zu entfernt. Als natürliche Bundesgenossin bot sich Zürich an, eine Stadt, die gleichfalls treuer Freunde wohl bedurfte. Schon im Februar 1527 hatte Zwingli die ersten einen Bund Zürichs mit den oberschwäbischen Städten vorschlagenden Schreiben ausgesandt. Im Sommer waren die vertraulichen Verhandlungen mit Konstanz und auch mit Lindau in vollem Gang. Zwingli führte sie mit den beiden Brüdern Ambrosius und Thomas Blaurer. Der Bund mit Zürich wurde am 10. October 1527 von der Bürgerschaft in Konstanz, welche man Zunft für Zunft über die Sachlage aufklärte, mit großer Stimmenmehrheit gegen 104 Verneinende gutgeheißen und kam am Christtag 1527 auf zehn Jahre zu Stand.

Der Burgrecht- oder Bundesbrief bestimmte: Da zu diesen Zeiten die Erhaltung des Landfriedens ernstlich bedroht sei, so wollen wir einander als rechte und getreue Mitbürger annehmen, jegliche Stadt die andere bei unseren Landen und Leuten, auch bei unseren Gerichten, Freiheiten, Rechten, Gerechtigkeiten, Leib, Hab und Gut schützen, schirmen und handhaben, auch jeder Theil des andern Theils Leute, Leib, Hab und Gut in guter Gewahrsame, Gehorsam und Unterthänigkeit behalten, auch feilen Kauf und Verkauf einander gestatten und zu allen Ehren und Nutz einander fördern. Und fürnemlich da der Glaube und Seligkeit der Seelen in Niemands Gezwang oder Vermögen steht, sondern eine freie und unverdiente Gnade und Gabe von Gott ist, sollen wir beide Parteien, nehmlich

jede in ihrer Obrigkeit, in Glaubenssachen handeln und sich halten, das sie getrauen gegen Gott und mit h. Schrift zu verantworten. Begegnete aber Einem von uns wegen des Glaubens der evangelischen Lehre von Jemand, Wer der wäre, etwas Begewaltigung, es wäre, daß man uns oder den Unseren unser Hab und Güter vorzuhalten, zu verlegen oder zu beschädigen, oder uns zu überziehen, zu fahen oder wider Recht mit uns zu handeln unterstünde, so sollen wir beiderseits, nemlich jeder Theil auf seine eigenen Kosten, auch mit unserem Leib und Gut einander schützen, schirmen und bei dem Unsern handhaben. Und hat hiebei unser jeglicher Theil in diesem Burgrecht vorbehalten und ausgedingt die Pflicht, damit sie der kaiserlichen Majestät und dem h. römischen Reich als von des Reichs wegen und insonderheit wir von Zürich, damit wir unseren lieben Eidgenossen, denen wir mit ewigem Bündniß verwandt und zugethan sind. Beide Städte behielten sich, so etwa noch andere Städte in diesen Bund mitaufgenommen würden, allein das Recht vor, Bundesversammlungen auszuschreiben und der Versammlungsort derselben zu sein.

Der hauptsächlich durch Zwinglis und der beiden Blaurer Vermittlung zu Stande gekommene Bund erregte in Deutschland und der Schweiz gleich Aufsehen und Aerger. Die kaiserliche Partei fürchtete eine von der Schweiz und Oberdeutschland zum Verderben des Kaisers sich fortpflanzende Empörung. Statthalter und Räthe des kaiserlichen Regiments zu Speyer forderten in einem Schreiben vom 14. Januar 1528, ähnlich wie die Eidgenossen von Luzern aus, Aufhebung des Bundes, und Erzherzog Ferdinand befahl am 15. Februar allen seinen Landvögten und Schultheißen: „Da sich etliche Priester in Konstanz der verführerischen ketzerischen neuen Secte anhängig gemacht, so solle man sie ihrer Pfründen entsetzen, die Einkommen, Früchte und Gülten derselben keineswegs weiter ihnen, sondern denen verabfolgen lassen, an welche die Pfründen nunmehr durch die ordinari Lehnherren verliehen werden." Hiegegen ließ der Rath folgende Schrift ausgehen: „Ain schrift der Kaiserlichen Regierung im Hailigen Rich zugeschickt, darinn sich Burgermaister und Radt der Statt Constantz ettlicher Handel, deren sy verunglimpfft sind, entschuldigent mit erschainung allerlay unrechtes, das jnen begegnet, Ouch was sy verursacht hab ettliche ort der Aidgnosschafft zu Burger angenommen und hinwider jren Burger zewerden."

An die Stelle der Controverspredigten traten aber nun Schmähgedichte, mit denen sich die ausgewanderten, von Heimweh und Langweile gepeinigten Kleriker die Zeit zu vertreiben suchten. Eines derselben begann:

Der Blarer und der Zwickh,
Die Langnaß und der Dickh,
Hiengents all an ainem Strick,
So het Costanz wieder Glueck.

Auch Botzheim, der 1524 wegen der angeschuldigten Glaubensirrthümer nach Rom zur Verantwortung vorgeladen, aber, obwohl er der Vorladung nicht Folge leistete, durch die Fürsprache des Erasmus nach zweijährigen Unterhandlungen freigesprochen worden war und mit einem Erasmischen Christenthum sich abfand, ließ von Ueberlingen, das er seine Verbannungshöhle nannte, gegen seinen alten Freund folgendes Lied ausgehen:

1. Costanz, o wee
am Bodensee
dem Rych mit Eyd verbunden,
Du hast im Geyst
am allermeist
ain boesen Sinn erfunden,
durch Luthers Schrift
die Herz vergift,
gen Zürch und Bern geschworen,
deß hastu grob
diner Eltern Lob
dazu die Eer verloren.

2. Sol es beston
in dinem won,
ain klaine Zeit belyben:
So sech man an,
was Costanz kan,
all erberkait vertrieben.
bringt inn kain nutz
mit irem trutz,
die gmeind thust du verderben.
du bist verblendt
und hast geschent
Dich selbs und all die erben.

3. Gestrafft wirst baid
wies Holz im wald
vom tolden bis zum stammen;
das wer das best,
wenn Vogel und Nest
die Straf bald thet erlangen,
so wuerdent doch
die burger noch
zuletzt sich bas besinnen,
und sich darnach
bekeren gach
zu christenlichen dingen.

4. Werdend sy doch
vom trutz und poch
nit lon und von dem Zwicken,
irm Predicant,
und Huetlins dant
auch Voegelins bestricken,
das sy nit mer
Marien Eer
auch biderlüt thund schenden:
so sech man uff
des adlers straff,
der wird sich zu in wenden.

5. Des Zellers rott
Und Blaurers gott,
die thund vil unruw machen,
das selbig thut der kilchen gut,
damit sie sich befassen;
auch ist im spil
Schulthaiß und vil,
die im auch thund anhangen
mit Lutery,
die soll man fry
henken an einen strangen.

Ambrosius gab darauf folgende Antwort mit dem Motto aus dem Römerbrief: Ist Gott für uns, Wer mag wider uns sein:

1. Costanz, du bist
wol dran mit christ,
darum laß dir nit grusen!
er hat uff sich
erbuwen dich,
tröwung wird bald versusen.
Dir schadt kein sind,
noch boeser wind,
kein geweſſer noch platzregen:
din fels nit lat,
din nam der bstat,
hast fried in Gottes segen.

2. Du ringst ganz seer
nach siner eer,
gut sitten wiltu pflanzen;
des ist dir sind
das pfaeffisch gsind,
verdrueßt die sydin Franzen,
das jetzund nit
nach altem sitt
ir schand ongstrafft mag bliben:
ir bubery
und groß hury
hond sy von dir vertriben.

3. Würst haben dran
manch frommen man,
der dich mit trüwen meinet,
wie Zuerch und Bern
Burgrechts wiß gern
sich mit dir hand vereinet,
das lenger dich
das römisch rich
unnd du es moegist zieren,
sonst wurdist glatt
ain pfaffenstatt
seel, lib, eer, gut verlieren.

4. Sigen will Gott
unnd machen z'spott
din sind und dich hoch eeren;
diewil du dich
demuetiglich
mit sinem wort last leeren.
Ach Ueberling,
Gott woll, dir gling,
das du die Fuechs lerrst kennen;
wenn man sy mäst
und thut ins best,
darnach so fressents d'hennen.

6. Die Berner Disputation.

Am 7. Januar 1528 begann in Bern das Religionsgespräch, welches entscheiden sollte, ob dieser mächtigste unter den Kantonen, der bisher unschlüssig geblieben war, katholisch bliebe oder evangelisch werde. Das Ausschreiben zu diesem gemeinen Gespräch gab als Ziel an, die lang umsonst gesuchte Einheit zu erlangen, „den Grund göttlicher Wahrheit, christlichen Verstandes und Glaubens hervorzubringen und dem nachzuleben," weil bei dem Gespräch zu Baden und seither Niemandem genug geschehen, auch die Entzweiung nicht gestillt worden sei. Gebraucht werden solle bei der Disputation nur das bloße Wort Gottes, und zwar nicht nach Auslegung der Lehrer, sondern so, daß einzig biblische Schrift mit biblischer, dunkle mit heiterer erklärt werde und Niemand darüber denn die göttliche Schrift sich selbst zu urtheilen habe. Allen Einheimischen und Fremden wurde vollkommen freies Geleit zugesagt, sämmtliche bernische Geistliche zur Beiwohnung verpflichtet, strenge Handhabung von Zucht und Ordnung eingeschärft und Jedem volle Redefreiheit versprochen. „Und was dann, hieß es zuletzt, mit göttlicher biblischer Schrift bewährt und beschlossen wird, das soll ohne alles Mittel und Widersagen Kraft und ewigen Bestand haben." Das Ausschreiben fand bei den Anhängern des alten Glaubens keine günstige Aufnahme: die Bischöfe von Constanz, Basel,

Wallis und Lausanne, ebenso die acht eidgenössischen Orte verweigerten ihre Betheiligung; Eck und Cochläus schrieben wider die Disputation; selbst Kaiser Carl V. mahnte ab. Um so größer war die Anzahl evangelischer Gesandten und Geistlichen, welche namentlich aus den schweizerischen und süddeutschen Städten sich einfanden. Das Religionsgespräch trug durchaus den Charakter eines reformirten Kirchentags: der Zwinglianismus legte auf ihm der erstaunten und geärgerten Welt seine Stärke und sein Uebergewicht in Süddeutschland zur Schau. An dem großen Zug der Abgeordneten, welche gen Bern aus Straßburg, Augsburg, Ulm, Schaffhausen, St. Gallen, Zürich u. s. w. aufbrachen, schlossen sich auch Konstanzer an, unter ihnen Ambrosius. Zwar wollte der Rath diesen anfänglich nicht absenden, weil er die Reise für ihn gefährlich achtete. Darum reiste erst Junker Hans Wellenberg allein als Abgesandter von Konstanz ab. Als er aber von Zürich aus an den Rath schrieb, daß Etliche ihrer Freunde und Mitbürger einen großen Werth darauf legen, „daß Meister Ambrosius sich auf die angesehene Disputation verfüge und gar nicht ausbleibe," reiste der Konstanzer Bürgermeister mit Ambrosius noch ab. Die Berner Disputation war für Blaurer nicht minder bedeutsam als für die gesammte schweizerische Kirche. Die nächsten Folgen der mit großer Würde und Unparteilichkeit geführten zwanzigtägigen Verhandlungen in Bern waren die Unterschrift der zehn Schlußreden von Seiten der Chorherren und vieler Geistlichen, die Abschaffung der Messe und Entfernung der Bilder aus den Kirchen, endlich das Reformationsedikt vom 7. Februar 1528, durch welches den Schlußreden Gesetzeskraft ertheilt, die Gewalt der Bischöfe für verwirkt erklärt und die nöthigsten Anordnungen bezüglich des Gottesdienstes getroffen wurden.

Blaurer hatte an der Disputation sich nicht betheiligt und trat erst am 25. Januar auf, um seine Feinde und Schmäher aus Anlaß des 1526 in Konstanz beabsichtigten Religionsgesprächs vor die Schranken zu ziehen. Er erklärte: Ich wäre bereit gewesen, Eck und Jörg Neudorfer zu Rottweil, welchen letzteren meine Herren von Bern auf die Disputation berufen haben, auf ihre Schmähschriften gegen mich und meine Herren zu antworten. Da sie aber nicht vorhanden, so fordere ich sonst Jedermann auf, vorzutragen, wenn er Etwas, das unchristlich und dem Wort Gottes zuwider wäre, von meiner Lehre wüßte, wie Etliche hier ausgegossen haben. Ich will dieß hiemit öffentlich bezeugt haben, damit nachher Niemand sage: er sei hier gewesen, mich zurecht zu weisen, und der Mangel sei an mir gewesen." Es trat aber kein Gegner auf. Die fremden Prediger hielten während der Zeit des Gesprächs im Münster Gastpredigten, die erste am 12. Januar Blaurer und „ward von männiglich insonders seines zierlichen Redens halb hochlig gerühmt." Er entschuldigte sich im Eingang darüber, daß er, als der kleinfügigste und geringste, zuerst hier auftrete; er thue es nur, weil er dazu aufgefordert worden sei, weil er sich nicht schäme, mit dem Munde zu

bekennen, was er von Herzen glaube, endlich damit man auch hier zu Bern die Summe und Grundveste der Wahrheit vernehme, die er mit seinen Amtsbrüdern zu Konstanz predige und um deren willen sie Ketzer und Verführer gescholten würden. Sofort verglich er die römische Kirche mit dem blutfließenden Weiblein, das all sein Hab und Gut an die Aerzte verzehrt, ohne Hilfe zu erlangen: „also haben auch wir unser Gut und Geld sammt aller unserer geistlicher vermeintlicher Uebung, Mühe und Arbeit in solcher unnützliger Gremplerei verzehrt, und ist doch nirgends weder Hilf noch Rath gewesen." Jetzt dagegen weiß man einen eigenen Weg zur Seligkeit und lehrt uns unser Herz zusammenziehen, nicht mehr hier und dort nebenaus fahren lassen, sondern daß wir alle seine Kraft, Begierde, Vertrauen und Vermögen mit einander an Einem Büscheln richten auf den einigen Christum. Da es sich um dieses Eine, was Noth ist, bei dieser Disputation handle, so sollen sie vor Allem um den h. Geist bitten, ohne welchen alles Disputiren fruchtlos, alles Singen und Sagen von Gott und seinem Evangelio tonlos wäre. „Wir schreien alle die Luft voll Evangelium und ist von dem Gotteswort eine große Sage in der ganzen Welt, aber leider ein kleines Leben, das darnach gerichtet sei, und sind deren wenig, die das Evangelium als eine Kraft Gottes empfunden haben in ihrem Herzen, und warum meinen wir, daß die Hitze vieler Menschen gegen dem Evangelio alsbald erloschen und ihr Herz maßleidig worden sei, die doch zuerst als ganz inbrünstig waren, denn allein, daß sie außerhalb des Geistes Gottes das Göttliche auf menschliche Weise haben angenommen?" Die Wahrheit sei für sich selbst nicht genugsam kräftig, gläubige Menschen zu machen, es sei denn, daß wir inwendig berührt werden mit der Salbung des Geistes Gottes und derselbige der Wahrheit Kundschaft gebe in unseren Herzen. Sodann beweist Blaurer seinen Zuhörern, „wie die so ganz schimpflich und ohne allen Grund reden, die da fürgeben, daß man in Mißverstand christliche Lehre nicht solle oder möge disputiren, es sitzen denn gedingte Richter zugegen, die da nach Red und Widerred einen Ausspruch thun, daß sich darnach die Parteien und Zuhörer halten müssen." Endlich vermahnt er zu einem freundlichen und brüderlichen Verhalten gegen christliche, aber schwache Mitbrüder. Das sage er zumeist, weil gegenwärtig etliche Artikel umgetragen werden, über welche selbst die Fürnehmsten und Gelehrtesten auf des Evangelii Seite uneins seien. „Denn Gott aus heimlichem aber gerechtem Urtheil verhängt auch unter den Rechtgläubigen ungleichen Verstand in etlichen Punkten, damit das Herz der Gottlosen ob solcher Uneinigkeit mehr verblendet und hinwieder bewährt werde unseres Glaubens in Jesum Christum Grund und Einfältigkeit. Man ist (Gott habe Lob!) auf unserer Seite der Sache wohl eins in allem dem, daran Heil und Seligkeit gelegen ist. So sind wir auch zu beiden Seiten eins in dem rechten Brauch des Nachtmahls Christi, daß wir damit in großer Dankbarkeit ein Wiedergedächtniß halten seines bitteren Leidens und Sterbens,

und bezeugen uns da, so wir uns theilhaftig machen seines Tisches, daß wir uns deß freuen und trösten, daß uns durch ihn die Sünde verziehen ist, und daß wir unter einander in der Liebe leben wollen. Deshalb wir auch weiter eins sind in Verwerfung aller Mißbräuche, so bei diesem Sakrament lange Zeit her eingeführt sind; darum wir alle zu beiden Seiten schreien und predigen wider die endchristische abgöttische Pfaffenmesse. Ob nun Jemand, leibliche Gegenwärtigkeit des Bluts und Fleisches Christi in dem Nachtmahl betreffend, in so großer Zweiung der Gelehrten nicht Sicherheit habe, wird darum nicht ausgeschlossen sein von Christo Jesu, sofern er sein Vertrauen setzt in den einigen Sohn Gottes, also daß sein Glaube herausbricht und ein seliges tägliches Absterben des alten Adams und sündlichen Fleisches, Liebe und brüderliche Treue gegen den Nächsten, Hoffnung und Geduld in allen Leiden und Trübsal dieser Zeit in ihm wirkt; ja gewißlich ein solcher Mensch wird nicht verfahren, es erhebe sich sonst in der Welt, was da wolle. O l. Christen, wie hat man sich im Anfang der Kirche so wenig bekümmert mit klugen, spitzigen Fragen, sondern den einfältigen Christum ganz einfältiglich geprediget, und haben die Christen einfältiglich aber kräftiglich geglaubt mit großer Aenderung und Besserung ihres Lebens und Verwunderung aller Welt. Da ist es auch am besten gestanden in der Christenheit. Wiewohl dieser Zeit so viel lätzer Köpfe, die dann in der Geschrift ohne Verstand umgehen und viel Irrung hervortragen, die frommen Gelehrten zwingen und dringen, daß sie sich, Irrthum in dem gemeinen Volk zu verhüten, vieler Dinge beladen müssen mit Predigen oder Schreiben, deren sie sich sonst in allweg entschlügen. Darum lasset uns von Herzen bitten, damit das Evangelium Christi ein lebendiges Empfinden und Gottes Kraft in uns werde."

In dieser versöhnlichen Weise sprach sich Blaurer vor den Häuptern des Zwinglianismus über die Differenz mit den Lutheranern aus. Der ganze Streit über das Abendmahl war und blieb ihm ein unwesentlicher. Er selbst war bisher in diesem Punkt Luthern näher gestanden als Zwingli. Schon im Herbst 1525 ward diesem durch Hetzer hinterbracht, daß Ambrosius und Thomas Blaurer seine Ansicht vom Nachtmahl bekämpfen. Zwingli schrieb gleichwohl den freundschaftlichsten Brief an Ambrosius und bat ihn, keine Mißstimmung bei ihm zu argwohnen, selbst wenn Blaurer noch so frei über die Nachtmahlsfrage gegen ihn gesprochen hätte. Sei je eine Meinungsverschiedenheit, so wollten sie in den Grenzen der Freundschaft kämpfen, nicht wittenbergisch, wo Alles voll Uebermuth, Drohung und Tyrannei sei, „nach Kinderweise wollen wir in Liebe, zart einander streichelnd, uns unsere Schlachten liefern." Blaurer gestand jetzt am 5. Januar 1526 Zwingli seine Abweichung in der Lehre vom Abendmahl: ohne sichere Offenbarung möge er sich nicht vom Schriftwort entfernen. Gleichwohl versicherte er ihn seiner aufrichtigen Liebe, mißbilligte Brenzens leidenschaftliches Auftreten gegen Oecolampad, „seinen Mann", erklärte Zwinglis

Auslegung für möglich und tröstete sich und ihn, daß sie, wenn auch in der Nebenfrage, ob der Leib in Brod eingeschlossen sei, von einander abweichend, doch in der Hauptsache, in der Anerkennung des Werths und Nutzens des Sakraments harmoniren. Blaurer blieb in dieser Mittelstellung zwischen Zwingli und Luther; mit Jenem konnte er nicht gehen, weil er, da Christus im Abendmahl zum Nehmen einlade, auch dafür halten zu müssen glaubte, daß in diesem Sakrament den Gläubigen, aber auch nur diesen, irgendwie Christi Leib und Blut geschenkt werde; von Luther unterschied er sich dadurch, daß er nicht annehmen konnte, daß Christus im Abendmahl den leibhaftigen Leib spende. Da er aber die ganze Streitfrage als eine für den Glauben und das fromme Gefühl offene betrachtete, stand er stets als Friedensbote zwischen beiden Parteien, beide immer wieder daran gemahnend, daß sie in der Anerkennung einer geistigen Segnung durch das Abendmahl sich die Bruderhand reichen.

Für diese Unionsbestrebungen Blaurers war eben sein Besuch der Berner Disputation höchst bedeutungsvoll. Betrachtete er sich nemlich bisher in denselben als einen Bundesgenossen Melanchthons, so gesellte sich diesen Zweien in Bern ein Dritter im Bunde bei — der unermüdliche Streitschlichter und Friedensmittler Bucer. Nachdem Blaurer bisher nur durch Capitos Vermittlung mit Bucer in Berührung gekommen war, so lernten sich nun beide verwandte Naturen in Bern persönlich kennen und lieben. Ein inniges Freundschaftsverhältniß bildete sich zwischen beiden; Bucer kehrte über Konstanz zurück, wo er sich einige Zeit verweilte und mit der Blaurerschen Familie, besonders mit der Schwester Margaretha verbrüderte. Noch am 22. Januar 1536 schrieb Bucer an Blaurer, wenn er ihm durch das Schicksal entrissen würde, so hoffe er, daß der Herr auch ihn sterben lasse! Zwischen beiden Männern entspann sich ein ebenso inniger als fleißiger Briefwechsel, und Bucer äußerte von nun an den größten Einfluß auf die Entwicklung des äußeren und inneren Lebensgangs seines Freundes Ambrosius.

7. Durchführung der Reformation in Konstanz.

Vom Religionsgespräch in Bern kehrten die Konstanzer Abgeordneten mit neuem Eifer für die Sache der Reformation in ihre Vaterstadt zurück. Auch Ambrosius, der bisher, im Blick auf die Warnungen Melanchthons vor Ueberstürzungen, umsonst von Zwingli bestürmt worden war, gleich dem Meister die Geißel wider die Mißbräuche der Kirche zu schwingen, zeigte sich jetzt geneigter, die Einrichtung des Gottesdienstes in der einfachen und aufräumenden Weise der Schweizer zu betreiben. Zunächst zeigte sich dieses in Betreff der Messe. Nachdem diese schon im Herbst 1527 in den Hauptkirchen abgeschafft worden war, verordnete am 10. März 1528 der kleine und große Rath, die Mönche in den fünf noch vorhandenen Klöstern sollten die Messe entweder aus h. Schrift rechtfertigen oder sie abthun.

Die bereits an Zahl sehr zusammengeschmolzenen Schotten, Franciscaner, Dominicaner und Augustiner fügten sich großentheils dem Willen des Magistrats, der ihnen nicht nur das ins Kloster mitgebrachte Vermögen zurückerstattete, sondern auch Pensionen anweisen und sie wählen ließ, ob sie im Kloster wohnen bleiben wollten oder nicht. Die Dominicaner wünschten in ihrem Kloster zu bleiben, mußten jedoch wegen ihrer unsittlichen Aufführung bald unter besondere Aufsicht gestellt werden. Das Kloster der Franciscaner ward für Schulen, das der Augustiner für weltliche Zwecke verwendet. Der Abt der Benedictiner widersetzte sich hartnäckig, flüchtete aber im folgenden Jahr mit einem Theil des Kirchenvermögens nach Ueberlingen, während seine Conventualen dem Konstanzer Rath den Eid leisteten und im Juli 1530 den letzten Rest der lateinischen Sprache in ihrem Gottesdienst aufgaben. In allen Kirchen wurden die wollenen Kirchengewänder an die Armen vertheilt; die Ornate von werthvollerem Stoffe zu Gunsten des Spitals verkauft, mit Ausnahme derjenigen, deren Stifter entweder selbst noch lebten, oder doch Kinder und Geschwister am Leben hatten. Diesen gab man sie zurück. Ebenso ward es mit den in den letzten Jahrzehenten gestifteten Pfründen gehalten; das übrige Kirchenvermögen sammt den Einkünften der Klöster und Stifter ward einer städtischen Verwaltung übergeben.

Langsamer als zur Abschaffung der Messe entschloß sich Konstanz zu Entfernung der Bilder. Der Züricher Rath mußte im Januar 1529 die Bundesstadt zum Bildersturm und zur Entfernung der Altäre aus den Kirchen treiben; am 6. Februar endlich schrieb J. Zwick an den in Bischofszell missionirenden Ambrosius: „Zu St. Stephan hat man alle Altäre abgebrochen und auch im Münster; es geht hier den Götzen übel, obwohl sie es traulicher mit uns als wir mit ihnen meinen.“ Daneben war es Blaurers Hauptaugenmerk, der in der Schweiz einreißenden Zügellosigkeit durch strenge Zuchtgesetze einen Damm entgegenzusetzen. Das „gemeine Frauenhaus“ hatte der Rath schon am 26. Februar 1526 schließen lassen. Am 7. August 1529 hielt Ambrosius folgenden Vortrag vor dem Rath:

„Es ist euch, meinen günstigen Herren, wohl wissig, was Gestalt ihr uns zum Predigtamt berufen habt, nemlich mit Befehl, daß wir die biblischen Schriften lehren und den Willen Gottes rein, hell und unverhohlen predigen sollen. Nun ist Noth, soll das Evangelium wahrhaft geprediget werden, daß das erstlich beschehe in Ermahnung zum rechten und wahren Glauben, mit Abziehung von allem Falschen, das man bisher gemein gehabt und viel Leute noch haben in allerlei Abgöttereien, auch falschem Gottesdienst und anderen derlei Dingen. Das haben wir getreulich und mit höchstem Fleiß gethan, ihr auch dieselben zum Theil abgestellt, daß dem Höchsten, der das mit seiner Gnade beiderthalb gewirkt hat, Lob, Ehr und Dank gesagt soll werden. Nun ists aber damit nicht ausgerichtet und stille zu halten, denn wir daneben die rechte Frucht des Glaubens vielfältig und

mit Treuen gelehrt und von den Lastern abzuziehen Fleiß gehabt, vorab daß den offenen und groben gemeinen Aergernissen Riegel geschoben werde oft ermahnt, derhalben auch ihr meine Herren Gebote offener Hurerei und Ehebruchs halben ausgehen lassen, welche bei Vielen wohl verfangen haben, bei Vielen aber, vorab in den Klöstern steht es, wie ihr sehet und wisset. Allermänniglichen ist es kundbar, was verhurten und üppigen Lebens in den Klöstern vorgeht. Derhalben gelangt an euch unser dringlich Bitten und Vermahnen, ihr wollet aus ordentlicher Gewalt und thätlichem Gezwang abstellen, was wir mit dem Wort zu thun nicht vermögen. Sie, die also leben, werden von unserer Lehre nicht gebessert; das schafft, sie haben deren kein Wissen, sie wollen die nicht hören und können von rechter christlicher Frömmigkeit nichts sagen."

Der Rath nahm diese Ermahnung an und ließ darauf allerlei Gebote Schwörens, Zutrinkens, Spiels und Anderes halb ausgehen. Namentlich wurde alles Tanzen abbestellt und dieses Verbot Ende Augusts 1529 in den Klöstern ernstlich eingeschärft. Diese Warnung hat bei Vielen wohl verfangen und namentlich ließen sich alle Augustiner-Mönche, die Einen zur Ehe, die Anderen in andere Klöster abfertigen. Alle bisher in Bezug auf sittliche Zucht erlassenen Rathsmandate wurden sofort in eine ausführliche Zuchtordnung gesammelt, und diese am 5. April 1531 von den Kanzeln herab dem Volk verlesen. Sie war hauptsächlich von Ambrosius, unter Besprechung mit Oecolampad, veranlaßt worden. Ueber Recht und Pflicht dazu sprach sich der Konstanzer Rath in ihrer Einleitung folgender Weise aus: „Der Sohn Gottes Christus Jesus sagt denen Weh und Ungnade Gottes an, durch welche Schande und Aergerniß beschehen. So ist großer Laster und Anstöße nicht kleine Ursache, wenn die Obrigkeit, die zu Straf der Bösen und daß die Guten bei Fried und Ruhe bleiben mögen, aufgesetzt ist, schläfrig ob den Lastern hält und die ohnunterlässig nicht ausbannt. Denn ob man gleichwohl mit höchstem Fleiß den Lastern wehret, wird dennoch nicht beschehen, daß keine Laster seien; hat aber die Obrigkeit einen ehrsamen Ernst und unvortheilige Tapferkeit in Straf des Uebels, so leistet sie Gott ihren schuldigen Dienst und schaffet ihr selbst eine freundholde ehrerbietliche Furcht bei den Unterthanen und den Bürgern Lieb und Einherzigkeit gegen einander, das die best Statt nur ist. Wiederum obs in Straf der Laster hinlässig ist und schielet, so beschieht gewißlich, daß die Laster überhand nehmen und man ob dem Bösen keine Scheu hat; dazu im gemeinen Brauch kommt Unachtung göttlicher Gebote und Ehren, auch ungerechte Regierung der Oberen, ungehorsamer Frevel der Unteren, und daß Jeglicher dem Anderen seines Schadens nicht nur nicht vor ist, sondern mehr den sucht und eigenen Nutz mit Anderer Nachtheil handelt, dadurch dann der Zorn Gottes angereizt und letztlich der Sünder in seinen Sünden mitsammt denen, die den Sünden (so es gemögt) nicht gewehrt haben, mit schwerer Ruthe gestraft wird. So nun wir auch sind

eine Obrigkeit, so wollen wir Gott und seinem Christo zu Ehren und Dienstbarkeit, auch von obrigkeitlicher Schulden wegen, so viel uns aus Gnaden Gottes wird möglich sein, den Sünden wehren und die Laster erstlich bei uns selbst und darnach bei den Unseren und in unserer Obrigkeit verbannen. Dieweil aber viel wäger ist, in Laster nicht fallen, denn gewohnte verlassen, so bedenken auch wir, daß nutzer sei und besser, den Lastern vorseyn, auch die, sobald sie wurzeln wollen, fürkommen, daß sie nicht ausbrechen oder zu Früchten wachsen mögen, und nicht warten, daß man sie, so sie beschehen, strafen müsse." Die Zuchtordnung handelt zuerst von Verordnung der Zuchtherren, denen der Rath die Pflicht einschärft, nicht schläfrig zu sein in Verhütung und, wo ihr stilles väterliches Walten nichts fruchte, in Bestrafung des Bösen; dann vom Schwören, vom Zutrinken und Füllen, von Nachturten und Nachtzechen, vom Spiel, von Wiedertauffer, Wucher, Fürkauf, Zauberei u. dgl., von zerhowener Kleidung, von Hurerei und Ehebruch, von der Ehescheidung und ihren Folgen, von Nothzucht und Mägdverfällen, von Kupplern, von Kirchenzucht und Ausschließung von der Kirche, von gleichförmiger Haltung der gemeinen Kirchenbräuche, von Erwählung der Kirchendiener und von dem den Zuchtherren zukommenden Schutz.

Mit dieser Zuchtordnung schloß sich die Reformation der Stadt Konstanz ab. Konstanz war damit nahezu allen Reichsstädten vorangeeilt. Vögeli schließt seine Reformationschronik mit den schönen Worten: „Unter diesen Zeiten hat das Evangelium und christliche Lehre bei Vielen Frucht geschaffet, auch dermaßen ehrbares Wesen angerichtet, daß männiglich, der vorher zu Konstanz geübtes Wesen gegen dem jetzigen spiegelt, Verwunderung haben und Gott seiner Barmherzigkeit, die er dieser Stadt Konstanz bewiesen, Lob und Dank sagen mußte. Aber die Ausgetretenen, Bischof und Pfaffheit, waren geschäftig, wie sie Krieg und Fechten wider die Stadt, vorab aber unter den Bürgern Zwietracht und Spaltung anrichten möchten. Der Bürger halb schlug es ihnen eitel aus, denn so gleichwohl etliche Bürger der evangelischen Lehre noch nicht sonders achtig, so waren sie doch, wenig ausgenommen, in dem mit den Anderen einig, daß man die Pfaffen nimmermehr zu Konstanz einlassen, sondern eher alles Vermögen zu Widerstand ihrer darstrecken sollte. Außerhalb aber haben sie König und Kaiser sammt viel Fürsten, Grafen und von Adel und Städten, dazu Etliche und den Mehrtheil der Eidgenossen an sich gehängt und bearbeiteten sich ernstlich, dieselbigen zu bewegen, daß sie die Stadt mit offener Fecht überziehen sollten. Gott aber brach für und für ihre Anschläge."

Drittes Kapitel.

Der Apostel Schwabens. 1528—1539.

1. Memmingen.

Noch ehe das Werk der Reformation in Konstanz zum letzten Abschluß gekommen war, hatte sich der gotteseifrige Reformator seiner Vaterstadt aufgemacht, das reiche ihm verliehene Pfund nach außen wuchern zu lassen. Der Ruf hiezu drang der Reihe nach aus verschiedenen schwäbischen Reichsstädten zu ihm, und Blaurer, einen Ruf Gottes darin erkennend, war sofort bereit, demselben nicht bloß seine Bequemlichkeit und Ruhe, sondern selbst sein Vermögen und seine Gesundheit zum Opfer zu bringen. Nicht minder opferwillig zeigte sich seine Vaterstadt Konstanz. Gegenüber der Eifersucht, mit welcher Wittenberg ängstlich Melanchthon sich vorzubehalten bemüht war, sticht um so strahlender die brüderliche Gastfreundlichkeit von Konstanz ab, welches seine besten Prediger immer wieder auf eine Zeit nach außen abtrat, ohne sich das Opfer zu verbergen, welches damit der eigenen Stadt auferlegt ward. Im Frühjahr 1525 durfte Wanner nach seiner Vaterstadt Kaufbeuren, von welcher er wegen des Glaubenszwiespalts begehrt wurde; auf Einladung begab er sich auch nach Mindelheim und Isny. Im December 1525 bat Memmingen, Konstanz, das von Gottes Gnaden mit so viel frommen und von Gott gelehrten christlichen Prädicanten versehen sei, möge ihnen Wanner, den treuen friedsamen Lehrer und Verkünder des Worts auf eine Zeit zusenden, was auch gestattet ward. Ebenso war der Konstanzer Johann Schneller zu Leutkirch um die Gründung der evangelischen Kirche bemüht; deßgleichen Johann Zwick nicht bloß in Schwaben, sondern auch in thurgauischen Städtchen, wie Bischofzell und Weinfelden. Vor allen Konstanzer Predigern war aber bald Ambrosius der Bevorzugte und Ersehnte, namentlich seit er in Bern bekannt geworden war. Es war nicht bloß die anziehende Macht seines Predigttalentes, welche ihm diese große Kundschaft zuzog, sondern noch mehr seine friedliebende Persönlichkeit und seine große organisatorische Gewandtheit.

Im Herbst 1528 wandte sich Memmingen aufs Neue an Konstanz, und zwar ward dieses Mal Ambrosius Blaurer erbeten, „uns eine Zeit

lang her zu predigen und unsere Unordnung in bessere Ordnung zu bringen." Es galt, die beiden Prediger Zimprecht Schenk, einen Zwinglianer, und den Lutheraner Georg Gügi, dem das Predigen versagt worden war, mit einander zu vertragen. Kein Mann erschien hiezu geeigneter als Ambrosius, dem außer seiner eigenen vermittelnden theologischen Richtung auch das zu Statten kam, daß er durch die Schwägerschaft seines Bruders Thomas mit dem trefflichen Johann Ehinger, dem glühenden Freund des Evangeliums und besten Förderer der Reformation Memmingens, verwandt war. In dieses Mannes Haus ward Ambrosius aufs Gastlichste aufgenommen, als er im November in Memmingen eintraf. Am 15. November predigte er das erste Mal, und die Gemeinde kam ihm mit herzlichem Vertrauen entgegen. Die vorher so unerbittlich halsstarrigen Prädicanten brachte er leicht zu dem Versprechen, daß sie sich auf der Kanzel nicht mehr bekämpfen wollten. Sofort drang er auf eine energische Durchführung der Reformation in Stadt- und in Landgemeinden. In den ersten Tagen Decembers wurden alle Stadt- und Landgeistlichen auf das Rathhaus vorgefordert, und nachdem ihnen Blaurer vorgehalten hatte, daß die Messe wider die Verordnung Christi, auch seinem eigenen vollkommenen Versöhnopfer verkleinerlich, also durchaus nicht zu gedulden sei, ohne daß die Prädicanten den Gegenbeweis zu führen vermocht hätten, wurde zunächst in der Stadt das Lesen der Messe untersagt. Einige Tage darauf wurden auch die Zünfte um ihre Meinung über die Messe befragt, und die Antwort lautete einstimmig dahin: ein Rath möchte fürfahren, die Messe abzuthun, Leib und Gut wollten sie zu einem Rath setzen. Dagegen war die große Zunft für Zuwarten und Einholen des Raths anderer Städte und hoher Schulen. Bei diesem Widerstand wünschte der Memminger Rath Blaurers längeres Bleiben und bat Konstanz darum: „da nicht nur wir und die Unseren ihn mit begierigem Herzen gern bei uns sehen und hören, sondern auch viel andere unserer Nachsäßen, die etwa dem Wort Gottes entgegen, ihm guten Gunst und Willen tragen, und der gemeine arme Mann ab dem Land nicht minder dann wir sein herzlich begierig und zu hören erfreut sind, deren doch viel bei diesen kalten Zeiten von Weitem herzukommen". Die Bitte wurde gewährt. Die Gegner der Reformation hatten sich unterdessen an den aus der Nachbarschaft gebürtigen Dr. Eck gewandt. Dieser setzte in anderthalb Tagen, wie er ruhmredig sagt, eine ausführliche Vertheidigungsschrift der Messe auf und schickte sie den 5. Januar 1529 an den Rath mit einem ernstlich warnenden Brief, in welchem er sich bereit erklärte, zu Verhütung einer Spaltung keine Mühe und Arbeit zu sparen, und gälte es auch einen Riemen aus seiner Haut! Nach Empfang dieses Schreibens ließ der Magistrat allen Klostergeistlichen eröffnen, sie hätten sich am 15. Januar zur Kirche zu begeben, wo Blaurer die Declaration Ecks widerlegen würde; wären sie damit nicht zufrieden, so sollten sie ihre Gegengründe aufschreiben und dem

Bürgermeister vorlegen; dann wolle man sie auch hören. Auch wurden noch überdieß sie und die ganze Gemeinde auf den 27. Januar auf das Rathhaus berufen, sich bezüglich Dr. Ecks Schrift zu äußern. Da jedoch die Priesterschaft keine ernstliche Einrede vorzubringen wußte, wurde dem Dr. Eck durch einen laufenden Boten eine geeignete Antwort übersandt. Eck replicirte, aber die Sache blieb, wie sie Blaurer angeordnet hatte. Dieser schrieb auf den Wunsch des Raths im Sommer 1529 eine kurz, einfältig aber wahrhaftig und in Gottes Wort gegründete Anzeigung, daß die päbstisch Meß dem reinen Glauben in Christum Jesum entgegen und deßhalb bei ihnen billig unleidlichen Irrthums verdacht und abgestellt sei. Wegen der fortgesetzten Angriffe Ecks noch auf dem Augsburger Reichstag wurde die Schrift im Frühjahr 1530 mit einem Brief Blaurers vom 28. April vom Rath in Druck gegeben. Für die Communion auf Ostern 1529 hatte Blaurer in Memmingen eine Agende eingeführt, in welcher deutsche Responsorien, Gebete und Gesänge, mit Vorlesung von 1 Corinth. 11, 20—34., Joh. 6, 47—64. und Matth. 26, 26—29. sammt Bann, Sündenbekenntniß und Absolution abwechselten, worauf dann Communion, Dankgebet und Ermahnung folgten. Nachdem der Reformator auch in den Landgemeinden dem Zwinglianismus in milder Form zum Sieg verholfen hatte, schickte er sich zur Abreise an. Vor dieser hatte man noch alle Zünfte befragt, ob sie wünschten, daß Ambrosius in Memmingen bliebe, und alle wollten es, wenn anders Konstanz darein willige. Dieser Wunsch war zwar nicht erfüllbar; aber Blaurer blieb mit dieser Gemeinde in treuer Verbindung, wie dieselbe ihn schon wenige Wochen nach seinem Abschied bat, falls er selbst nicht wiederkommen könnte, ihr doch mit Capito oder einem anderen Prediger beholfen zu sein, „denn er Kleinmüthigkeit und Anfechtens wisse."

Kaum aus Memmingen heimgekehrt, missionirte Blaurer in der Schweiz, namentlich im Thurgau. In Herisau erkrankte er schwer an einem sehr hartnäckigen Fieber, das ihn anderthalb Monate lang an aller Arbeit hinderte; am 11. August schrieb er an Bullinger: „Das Fieber hatte mich sehr hart befallen; aber der allbarmherzige Vater erhielt mich mir und unserer Kirche, welche ihn brünstig darum anflehte." Im November finden wir Blaurern in voller Thätigkeit in Weil, von wo aus er an Zwingli schreibt: „Ich bin gegenwärtig, wie dir bekannt, in Weil; möchte ich für das Evangelium großen Gewinn schaffen. Das Volk ist nicht minder hartnäckig als streitsüchtig; außer der starken Hand des Herrn wird Niemand, so gewandt er auch im Reden sei, dessen Nacken zu beugen vermögen, wenn es nicht zuvor die Hoffnung auf die baldige Rückkehr des Abts ganz aufgegeben hat." Im November 1529 kehrte er nach Konstanz zurück und scheint, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Bischofszell im Juni, fast das ganze Jahr 1530 in seiner Vaterstadt zugebracht zu haben. Freilich war auch dieses Jahr keine Zeit der Ruhe für ihn. Bucer

verwickelte ihn immer tiefer in seine Unionsbestrebungen und erkannte in ihm immer mehr den Mann, durch welchen jene am Besten gefördert werden könnten. Darum erhielt Blaurer auf Bucers Vorschlag gegen Neujahr 1531 einen Ruf als Prediger nach Augsburg. In dieser Reichsstadt war der Streit zwischen Lutherthum und Zwinglianismus aufs Heftigste entbrannt, und der Stadtarzt Gereon Sayler ward mit dem dringlichsten Bittschreiben an den Rath und Blaurer nach Konstanz gesandt. Aber Ambrosius schlug die Bitte rund ab; die eindringlichsten Vorstellungen prallten an ihm wie an Stein und Eisen ab, weil er, ein Eiferer für Zucht und trotz seiner patrizischen Abkunft ein Mann schlichtester und volksthümlichster Art, der reichen, üppigen und zuchtlosen Stadt und noch mehr der evangelischen Entschiedenheit des Augsburger Raths mißtraute und dessen Absicht, den alten Kultus vorerst bestehen zu lassen, als Halbheit mißbilligte. Wie gegründet Blaurers Bedenken waren, sollte der für ihn berufene Musculus bald nur zu schwer erfahren. Auch eine erneute Bitte des Memminger Raths beantwortete Blaurer am 29. Dezember abschlägig, obwohl er versichern konnte, er würde nirgends auf Erden lieber denn in dem frommen Memmingen sein zeitlich Leben schließen; aber eine Seuche in Konstanz, der Mangel dringenden Bedürfnisses und die Absicht jenes Raths, den Vertrauensmann hauptsächlich in Fragen äußerer Ordnungen zu gebrauchen, hielten ihn zurück. Es schien ihm nicht rathsam, das geistliche Amt in weltliche Fragen zu verstricken, um selbst gehässig oder ein neuer Tyrann auch im Weltlichen zu werden; dagegen forderte er den Rath auf, als christliche Obrigkeit ohne Weichmüthigkeit das Schwert zu führen und unevangelische Parteiung und grobe Laster scharfsichtig als der Adler und grausam als der Löwe Ezechiels niederzuschlagen. Gleichwohl sollte Blaurer Ende Februars 1531 auf einige Tage nach Memmingen kommen.

Noch vor Ende des Jahrs 1530 waren Gesandte der vier Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, nachdem der Kaiser die Annahme ihrer eigenen Confession (Tetrapolitana) verweigert und sie als „Bilderstürmer und Sacramentirer" von der den Protestanten zugesagten Duldung ausgeschlossen hatte, auf dem Convent zu Schmalkalden eingetroffen, ihren Beitritt zur augsburgischen Confession anzumelden, worauf sie in den evangelischen Bund aufgenommen wurden. Für Konstanz bestätigte der kleine und große Rath diesen Beitritt zum schmalkaldischen Bunde und machte ihn am 1. Februar 1531, nachdem ihn das verbündete Zürich gutgeheißen hatte, den versammelten Zünften bekannt. Es ward erklärt: „Ihr Aller Wille, Meinung und Gemüth sei mittelst göttlicher Hilfe und Gnade endlich dahin gestellt, bei desselben hellem, reinem, unzerstörlichem Gotteswort zu bleiben, auch dabei, wo der Allmächtige mithelfe, ungeachtet alles Wagspiels bis in ihr Ende zu verharren." Selbst die Versammlung der Theologen wollte man sich gefallen lassen; um aber den

Lutherischen gegenüber so viel möglich mit einhelliger Meinung und dadurch stark aufzutreten, und um für die eigenen, durch den Eintritt in den Bund wieder angeregten Reformationsplane eine gemeinschaftliche Grundlage zu haben, wurde eine Versammlung oberländischer Räthe nach Memmingen ausgeschrieben, die auch wirklich auf den Abend des 26. Februars 1531 zusammentrat. Es erschienen Rathsbotschaften und Prediger von den sechs Städten Ulm, Biberach, Isny, Lindau, Memmingen und Konstanz. Reutlingen und Straßburg waren verhindert, sandten aber schriftliche Rathschläge. Ambrosius führte den Vorsitz bei den im Geist brüderlicher Eintracht geführten Besprechungen; er ward auch mit der Redaction der Beschlüsse beauftragt. Schon am 1. März legte er der Versammlung die Memminger Beschlüsse vor, die sofort im Wesentlichen gutgeheißen wurden.

Die Beschlüsse sprachen sich im Allgemeinen für den Grundsatz der Freiheit und Ungebundenheit in Betreff der zur Seligkeit nicht nothwendigen, nur zu bequemer Zusammenhaltung der Gemeinde jedes Orts bestimmten Kirchengebräuche aus. Nur bei der Taufe und Abendmahl, als vom Herrn selbst eingesetzten Ceremonien, sei mit höchstem Fleiß und Ernst dahin zu arbeiten, daß sie ordentlich nach der Einsetzung und am allergleichförmigsten gehalten werden. Bei der Taufe müßten die vielen päpstlichen Zusätze mit Crisam, Oel, Salz, Teufelbeschwörung sammt den untauglichen päpstlichen Dienern überall vollends abgethan, die ganze Handlung müsse mit christlichem Ernst und Andacht, daher mit Ausscheidung aller leichtfertigen Gevätter oder Zeugen, und wo möglich alle Wochen an einem, zweien oder mehreren Tagen nach der Predigt in Gegenwart der Gemeinde verrichtet werden; doch sei den Schwachen die Taufe der Kinder bei Lebensgefahr vor dem bestimmten Tag zugelassen, obwohl für Ungetaufte keine Gefahr gegen Gott zu besorgen. Scharf ward das Halten ob der Kirchenzucht betont; das gewaltsame Verfahren gegen Wiedertäufer ward verworfen; der Glaube solle nicht mit Schwert und Zwang, er dürfe nur durch das Schwert des mächtigen Gottesworts in die Welt getrieben werden; Gewalt habe die Wiedertäufer nur zahlreich und geachtet gemacht. Nur wer die Irrthümer ausbreite, Rottirung anrichte, soll verbannt werden, ein Bürger nicht ohne Warnungen und Vorstrafen; auch die Weigerer des Eids, der Wehre seien auszuweisen. Dieselben Maßregeln müßten aber auch die Päpstler treffen, wie die Täufer mit Recht fordern. Die groben Laster seien durch das Schwert bürgerlicher Obrigkeit zu strafen, die eigene Zuchtherren über die Laster wähle, durch sie warne und strafe; ihnen sollen aber noch geistliche Zuchtherren zur Seite stehen, aus Rath, Gemeinde und Predigern, da die bloß geistliche Zucht zum Mißbrauch geworden, um im Namen der Kirche die weltlich Gestraften mit dem Wort Gottes zu strafen, und im Fall der Fruchtlosigkeit der dritten Mahnung mit Kirchenbann zu belegen. Passend

ward endlich befunden, die Kirchenordnungen der einzelnen Obrigkeiten jährlich wenigstens zweimal von der Kanzel verlesen zu lassen. Eine unmittelbare Folge dieser Memminger Beschlüsse war die bereits genannte Konstanzer Zuchtordnung.

2. Ulm.

Blaurer, der von Memmingen nach Konstanz zurückgekehrt war, sollte bald reiche Gelegenheit finden, die getroffenen Beschlüsse thatsächlich durchzuführen. Zuerst in der Reichsstadt Ulm. Hier war im Frühjahr 1531 ein eigener größerer Neuner-Ausschuß „im Namen Gottes und ihm zu Lob und Ehre, auch Ausbreitung seines Worts und Namens" für die Neugestaltung des ganzen Kirchenwesens gewählt worden, welcher in Verbindung mit den Prädicanten die Berufung fremder Gottesgelehrten für das Reformationswerk vorschlug. Auf Sams Verwendung hin wurden am 19. April Bucer, Oecolampad und Blaurer als Männer der vermittelnden Richtung berufen. Am 21. Mai trafen sie ein und traten schon am folgenden Tag mit den Geheimen in Berathung über die Art der Lösung ihrer Aufgabe. Der Rath hätte gern die Rückkehr des im Bad Ueberlingen weilenden Altbürgermeisters Bernh. Besserer abgewartet, des Mannes (wie Oecolampad an Zwingli schreibt) ehrwürdig durch Jahre, Ansehen, Rath und Erfahrung, und Besserer selbst warnte, nicht mit zu großer Hast zuzufahren und die Rosse hinten an den Wagen zu setzen. Allein die drei Prediger hatten Eile: sie forderten, sie unverweilt mit den Pfaffen und Priestern und mit den Unterthanen handeln zu lassen. Sie predigten nun vom 28. Mai an theils in Ulm (wo Blaurer wegen seiner schwachen Stimme nicht den Münster, sondern die Barfüßerkirche wählte) theils in Leipheim, Langenau und Geislingen unter Mitwirkung von Rathsbotschaften mit größter Kraftaufbietung täglich drei Mal. Sobald Besserer angekommen war, wurde im eigentlichen Sinn des Worts Sturm gelaufen: am 5. Juni wurden die Stadtpriester, am 6. die Ordensleute, am 7. die 66 Priester vom Land nach Ulm aufs Rathhaus vorgefordert, damit sie sich über die achtzehn Reformationsartikel äußern, über welche man sich zuvor geeinigt hatte. Mit vieler Kunst war in denselben die Hinneigung zu Zwingli und die Abweichung von Luther durch die geschickte Fassung Bucers verschleiert, obwohl namentlich Zwingli mit der Behandlung der Abendmahlslehre nicht zufrieden war. Die meisten Pfaffen erklärten die Artikel für zu hoch und scharf für ihren Verstand, auch die Mönche verkrochen sich hinter ihre Unwissenheit, so daß es nicht viel zu disputiren gab; die Hälfte ungefähr stellte sich dem Rath zur Verfügung. Die Reformatoren beriethen sofort mit den Geheimen die Einführung einer neuen kirchlichen Ordnung. Die untauglichsten Kirchendiener sollten entfernt werden, aber des Leibes Nothdurft erhalten; zur Versorgung der Abtretenden und Besoldung der Neuangestellten sollte die reiche Dotation

der Pfarreien und das Klostervermögen verwendet werden. Um geschickte Prediger zu bekommen (da der Herr nicht immer aus Fischern verständige Prediger mache), solle durch Mitglieder des Raths und die Prädicanten jetzt und künftig ein Examen vorgenommen und bei Besetzungen, Absetzungen und Strafen der Geistlichen auch der Wunsch der Gemeinden berücksichtigt werden. Jährlich sollen, wenigstens für den Anfang, eine oder zwei Synoden gehalten werden. Die Ordnung des Gottesdienstes soll sich nach dem Bedürfniß richten. Die Taufe soll an jedem Kind und zwar vorzugsweise an Sonntagen nach der Kirche vollzogen werden, ohne abergläubische Bräuche, mit einfachem Wasser im Namen der Dreieinigkeit, mit Erklärung des Wesens der Taufe aus dem Evangelium und dem Apostel Paulus, mit Gebet für den Täufling und fleißiger Anbefehlung desselben an Eltern, Pathen und die ganze versammelte Kirche. Das Abendmahl wird nach der Einsetzung, in einer volkreichen Stadt jeden Sonntag gehalten nach vorangehender Erzählung und Danksagung für die Gutthaten Christi, unter Absingung eines Psalmen mit der Formel: dein Glaube in das Streben des Leibs Christi erhalte dich ins ewige Leben! und: dein Glaube in das Vergießen des Bluts Christi stärke dich ins ewige Leben! Die Feiertage werden alle abgeschafft außer dem Sonntag, der um so eifriger zu feiern ist. Päpstliche Ceremonien werden nicht mehr gestattet; Bilder und Götzen sind aus den Kirchen zu entfernen; auch die Helme und Schilde und andere Stiftungen können beseitigt werden. Ehesachen sollen künftig durch eine Eheordnung und ein Ehegericht geordnet werden. Die überbleibenden Klosterleute dürfen keine Klosterkleidung tragen, sollen aber gut bedacht werden; Klostereinkünfte und andere Stiftungen werden zum Besten der Armen, für die Nothdurft der Kirche und zu Erziehung geschickter Jünglinge verwendet. In Betreff der Kirchenzucht vereinbarten sich die Prediger nur schwer mit der Rathscommission und dem Rath, welchem eine von ihm unabhängige Behörde von Zuchtherren nicht zusagen wollte und seine eigene Aufsicht über die öffentlichen Laster zu genügen schien. Auch christliche Warnungsherren, deren Namen an den Kirchen anzuschlagen wären, vier aus dem Rath, zwei aus den Predigern, zwei aus der Bürgerschaft, welche auf öffentliche Laster achten und nach fruchtloser Ermahnung die Schuldigen dem Rathe anzeigen sollten, daß sie gestraft, nöthigenfalls der Stadt verwiesen oder mit dem öffentlich zu verkündenden Kirchenbann belegt werden. Die bürgerlichen Strafen gegen allerlei Sünden und Laster, Zechen, Zutrinken, Spielen, Unkeuschheit wurden den betreffenden Memminger Beschlüssen angepaßt. — Die neue Kirchenordnung war Ende Junis von Bucer bereits gefertigt, von den Prädicanten gebilligt, vom Rath gutgeheißen. Das Münster wurde am 19. und 20. Juni von dem „Götzenwerk" der Altäre und Bilder gesäubert. Alle Meßaltäre, gegen sechszig an der Zahl, wurden abgebrochen, damit sie „nicht den Platz versperren;" die Bilder und Statuen

der Apostel und Heiligen wurden weggeschleift, sogar die zwei Orgeln der Kirche als Abgötterei entfernt. Am 16. Juli wurde das erste Nachtmahl gefeiert. Bucer und Oecolampad hatten schon am 1. Juli Ulm wieder verlassen; in Betreff Blaurers bat Ulm den Konstanzer Rath in den beweglichsten Ausdrücken, daß derselbe noch bis Michaelis bei ihnen bleiben dürfe, in Anbetracht, „daß dieser ehrliche Mann in unserer Stadt viel Gutes schaffen und vor Andern göttlich Wort, brüderliche Lieb, christliche Zucht und was dem Allem anhangt, mehren und öffnen mag." Er besorgte noch die Berufung neuer Pfarrer, die Kloster- und Schulfragen, die Reinigung des großen Landgebiets und den Druck der neuen Kirchenordnung.

Seit Anfang August wirkte Ambrosius in dem unteren Bezirk und hatte seinen Sitz in dem Ulmer Städtchen Geislingen, nachdem Ulm abermals um Verlängerung seines Urlaubs gebeten hatte: Wiewohl sie um der Wahrheit willen selbst bekennen müßten, daß Konstanz ihnen mit Leihung Blaurers mehr gethan, denn sie menschlich davon nicht zu schreiben oder zu verdienen wissen, bäten sie doch um Gottes Ehr und ihres Verdiensts willen noch eine kleine Zeit Geduld zu tragen, bis das arme Volk in göttlichem Wort ein wenig baß erbauet werde. Blaurers Arbeit in Geislingen dauerte länger als er vermuthet hatte. Die Predigt des Evangeliums stieß hier auf den zähesten Widerstand. Zwar hatte sich der Helfer und Frühmesser Martin Pfeffer in Geislingen der Reformation willig angeschlossen; aber um so feindseliger stemmte sich der alte Pfarrer Dr. Georg Oßwald entgegen. Dieser war zwar gegen Jacobi seiner Pfarrei enthoben worden und weggezogen; aber durch seine Schwester ließ er in seiner alten Gemeinde Briefe herumtragen, in denen er der Neuerung ein baldiges Ende weissagte und sein Recht betheuerte. Seine Partei glaubte mit Sicherheit auf seine Wiedereinsetzung zählen zu dürfen. Zudem nennt Blaurer die Geislinger ein hartnäckiges Volk, das durchaus ganz jämmerlich verführt sei, bei dem man aber auch nichts unversucht lassen müsse, ob es nicht den Kopf ein wenig auf die andere Seite schieben möchte. Am 20. August entschuldigte er sein langes Ausbleiben gegen den Rath der Heimathgemeinde: Dieweil ich sieh, daß der Herr meine Arbeit täglich glücket, will mir nicht gebühren nachzulassen, bis die guten frommen Leute etwas gründlich unterrichtet und gestärkt werden. Wollt ich E. E. W., als die ich weiß Gottes Ehr und das Heil aller Menschen zu fördern am höchsten geneigt, bester Meinung anzeigen, damit sie meines Ausbleibens minder Beschwerd oder Mißfallens haben möchte, mich auch keineswegs verdächtigen, als ob ich mich gar von Konstanz thun und mich anders wohin wollte vermögen lassen. Denn ob ich wohl deßhalb nicht von denen zu Ulm, sondern vielmehr anders woher dringlich angestrengt, würde ich doch, des Gemüths ich noch bin, mich keineswegs vermögen lassen, sondern gedenk mir für und für zu E. W. zum getreulichsten mit Allem, so mir mein Gott verliehen hat, zu setzen, ihr und einer ganzen ehr-

baren Gemeind zu Konstanz meinen kleinfügigen Dienst im Wort, so lange der angenehm oder nutz sein mag, mein Leben lang zu beweisen. Daneben aber hoff ich, so es der Herr dieser Zeit also fügt, daß ich anderswo, da der Mangel größer denn bei euch ist, etwas christlichem gemeinem Nutz Fürständiges schaffen mag, E. W. werde deß nicht allein keinen Verdruß, sondern vielmehr ein günstiges und christliches Wohlgefallen haben. Nichtsdestoweniger will ich, so viel möglich und den vielbetrübten verirrten Seelen leidlich, meine Heimfahrt fördern." Auch am 31. August glaubte Ambrosius in einem Brief an Besserer von einer Wendung zum Besseren berichten zu dürfen: das Volk sei begierig, Psalmen zu singen, verstehe es aber nicht; auch Bann und Strafe der Laster solle man jetzt wie in Ulm einrichten, damit auch evangelisches Nachtmahl gefeiert werden könne; es gehe langsam, doch hoffe er mit der Zeit viel Gutes.

Nach sechswöchigem Aufenthalt verließ Blaurer in der Mitte Septembers Geislingen, „mit welchem Erfolg (schrieb er an Bucer) mögen Andere beurtheilen, sicher nicht ohne harte Arbeit. Der Greuel der Messe und der Götzenbilder ist abgethan." Geislingen war der einzige Ort, an welchem Ambrosius scheinbar umsonst gearbeitet hatte. Auf der Synode von 1532 mußte der Geißlinger Vogt klagen, daß die Unterweisung der Geistlichen, namentlich Blaurers, wenig gefruchtet habe. Statt in die evangelische Predigt zu gehen, machten sich Viele auf den Weg nach Eybach, um hier Messe zu hören; sie knieten vor allen Stöcken und Stumpfen an den Wegen, auch als man die Bilder aus den Kirchen entfernt hatte. Läutete man in Geislingen zur Kirche, so sagten Manche, jetzt läute man des Teufels Glocken, der Pfarrfrau rief man „Pfarrhure" nach; bei städtischen Aemtern wurde von der katholischen Mehrzahl nie ein Evangelischer gewählt. Die alten Weiber sahen sogar Wunderzeichen: Engel in den Lüften, ein Kind mit einer Hostie, die Jungfrau bei Nachtzeit in einem weißen Mantel um die Kirche und zum h. Kreuz wandelnd: „und ist der Teufel ganz unruhig," schrieb Blaurer. Während er aber hier nur mit Seufzen arbeiten konnte, ward ihm jetzt ein gesegnetes Ackerfeld zu bebauen anvertraut.

3. Eßlingen.

Nachdem der um die Reformation seiner Vaterstadt hochverdiente Stadtschreiber Licentiat Johann Machtholf in Eßlingen schon gegen Ende Augusts bei einem Besuch in Geislingen unseren Blaurer mündlich gebeten hatte, in der Reichsstadt Eßlingen die Reformation durchzuführen, bat der Rath dieser Stadt in einem Schreiben vom 30. August 1531 Konstanz, ihnen Blaurern, der die sondere Gnad und Aussprechung von Gott habe, sein Wort dermaßen auszubreiten und zu verkünden, daß es nicht wenig fruchtbar sei und die Herzen der Menschen erleuchte, auf einige Wochen abzutreten. Sie hätten bisher nur einen christlichen Prädicanten gehabt,

und es dünke ihnen hoch von Nöthen, zur Förderung und Aufnehmung dieses christlichen und heilsamen Werks im Anfange dasselbige durch einen geschickten, gelehrten, erfahrenen und ehrbaren wesentlich zu verkündigen, in die Herzen der Menschen einzupflanzen und besonders derjenigen, so sich bisher ganz widerspenstig und hartnäckig gehalten. Zugleich baten die Eßlinger Blaurern, ihre Bitte bei seinem Rath zu befürworten. Dieser glaubte auch Gewissens halber die Bitte nicht abschlagen zu dürfen: „denn wo ein solch Feuer mottet, soll männiglich zublasen, damit es mit vollen Flammen herfürbreche." Auch machte er darauf aufmerksam, daß zeitlich zu reden, Eßlingen den Konstanzern aus vielen Ursachen wohl anstehen dürfte. Darum bitte er, daß man ihm bewillige, eine Zeitlang das Evangelium dort zu verkündigen; denn es wahrlich von Nöthen sein will, daß solche Sachen anfangs mit sonderem Fleiß und Geschicklichkeit angegriffen werden, und ob mein Verstand und Tauglichkeit dieß Orts klein, ist doch ihr Vertrauen und gut Herz gegen mir geringem Werkzeug des Herrn hoch zu achten, getroster Hoffnung, der Allmächtige werde meinen Mangel gnädiglich erstatten. Daß mich wohl hieneben etwas irrt mein eigen Fleisch und Gefährlichkeit, die ich bestehen muß, soll doch dieselbig solch christlich Werk keineswegs versäumen; denn all Fahr, Müh und Arbeit sammt allem meinem Vermögen bei mir ring geachtet wird, wo es meines Gottes und Christi Jesu Ehr und Förderung seines Reichs belangen mag; ihm allein leb und sterb ich; er schickts Alles in Gnaden nach seinem Willen." Aber kaum hatte Ambrosius den erbetenen Urlaub, als ihm auch die längere Entfernung von Konstanz bange machte. Er schrieb darum am 9. September an den Rath, ihn zu strenger Pflichterfüllung in diesen bedenklichen Zeiten zu ermahnen: „Wie können wir anderst denn er machen. Diese Berufung nehme ich allein als von ihm an, und gewiß, so er mich dermaß nach Indien und noch weiter berufen, würde ich willig und mit Darstreckung Leibs und Lebens in allweg bereit sein, nicht nach dem Fleisch, welches allweg seine Wohlfahrt und Kommelichkeit sucht, aber nach dem Herzen, das er mir selbst gegeben. Ihm sei Lob in Ewigkeit. Er brauche mich nach seinen Willen; Niemand ist aller Welt Dienst würdiger als er, der unser nicht bedarf und seine Sachen an uns ausrichten möchte, und aber Alles um unsertwillen ansieht, damit wir in der Liebe durch einander gebessert und gebauet werden. Also hoff ich auch gänzlich, E. W. nach Art der Liebe gesinnt sein und mein Abwesen, welches doch reichlich durch treuen Fleiß und Arbeit der anderen meiner hochgeliebten Mitbrüder erstattet wird, gern mit anderer Leute Nutz und Frommen dulden mögen. Ich habe warlich viel und mancherlei bei mir selbst erwogen geistlich und leiblich, aber solches Alles will in meinem Gewissen nicht genugsam sein, dieß Orts abschläglich Antwort zu geben, sonderlich so ich so viel Ernst und Herz bei ihnen zu der Sache spüre. Daß mir aber E. W. unter Anderem zuschreibt, daß sie sammt ihrem gemeinen Mann Begierde zu mir

und meiner christlichen Lehre trage, laß ich mir in Gott sehr wohlgefallen." Nun mahnt Blaurer die Obrigkeit seiner Stadt, mit allem Ernst ob Zucht und Ordnung zu halten; „denn je einmal dieß der einig und kein anderer Weg sein wird, Gottes Zorn, den uns des Himmels und der Erden Zeichen scheinbarlich drohen, abzulehnen, denn wahre Bußfertigkeit in Ausreutung der Verunheiligung seines göttlichen Namens. Die Zeiten sind erschrecklich, die Läufe geschwind und fahrlich, der Welt Fürnehmen untreu, grimm und grausam, und zieht sich das Gewölk abermal zusammen zu einem ungestümen Wetter, und ist ungezweifelt große Aenderung vorhanden; noch dennoch bin ich gewiß: werden die christlichen Obrigkeiten die Laster mit eifrigem Ernst strafen, wird der gnädige Gott seine Strafe nachlassen. Und weil die Wahrheit der Lehre halber auf unserer Seite, wie sie denn auch in christlichem Leben und Wandel thätlich bei uns gefunden wird, wird uns die mächtige und gewisse Gotteshilfe ein sicherer Schutz und Schirm sein wider alles menschliche Rathen und Handeln unserer Widerwärtigen, und sich der Himmel wiederum aufthun in gnadenreichem Glanz und lauterer Farbe. So wir aber mit der Welt in gleicher Undankbarkeit in solchen großen Gutthaten Gottes erfunden werden, werden wir auch mit der Welt das Urtheil seines grimmen Zornes tragen müssen. Es steht meines Achtens Alles spitzig und auf dem Knopf; eines Theils erzeigt sich der Herr erschrecklich, spannt auf uns mit Pestilenz und Sorg des Unfriedens; daneben nichts desto weniger läßt er uns sehen seine große Benedeiung und Wohlthat in gnädiger Beschützung der Früchte, Weins und Korns. Mag es aber nicht helfen, wird es eben, wie man sagt, St. Johannes Segen und das Henkermahl sein; darnach wird ers gar aus mit uns machen. Er geb uns und allen Menschen Gnade und Stärkung zur Besserung! Will mich hiemit E. W. als in allweg der Euer unterthänig befehlen mit christlicher Bitt, den treuen Gott für mich zu bitten, damit ich in seinem Dienst allzeit getreu erfunden und meine Arbeit nicht vergeblich werde, und ich euch, so es sein will, länger zu seinem Lob dienen möge. Wo es aber anders mit mir angesehen, und daß ich meinen Lauf dieser Reise mit Beschluß meines zeitlichen Lebens vollenden sollte, fürgenommen hätte, dazu ich mich dann, wie billig, in aller Gelassenheit ergeben habe, bitte ich euch nichts desto weniger, meiner Lehre, die ich nicht zweifle Gottes sein, allweg Angedenken zu haben, die euch dann auch so viel weniger argwöhnig sein mag, so viel sie aus lauterem Herzen und einfältigem Auge ohne irgend welches Ansehen zeitliches Genieß und anderer menschlicher Anfechtung geflossen ist, und die anderen getreuen Arbeiter im Gottesdienst desto günstiglicher und väterlicher für befohlen zu haben. Denn die Sachen werden sich gewißlich bald ändern, daß der getreuen Arbeiter ganz wenig werden."

Der Ruf nach Eßlingen brachte Blaurern große Unruhe; auch sein treuer Bruder Thomas fand die Nähe Württembergs bedenklich; doch erinnerte er ihn daran, daß der Christ, der am Ersten nach dem Reich Gottes

trachte, allen andern Sorgen gute Nacht geben dürfe. Am Meisten drang abermals Bucer in seinen Freund, dem Rufe Folge zu geben: Niemand sei zum Apostolat geschickter; er nennt ihn den Apostel Schwabens. Nach der Mitte Septembers traf Ambrosius in Eßlingen ein und stieg im Hause Machtholfs ab, in welchem er während seines neunmonatlichen Aufenthalts die gastlichste Pflege und treueste Freundesliebe erfahren durfte.

In Eßlingen war die evangelische Sache bereits in die Herzen des Volks gedrungen; im August 1531 war der um seines lutherischen Bekenntnisses willen aus Waiblingen vertriebene langjährige Pfarrherr dieser Stadt, Licentiat Leonhard Wernher als evangelischer Pfarrer berufen worden. Allein ihm allein war die Sache zu schwer. Blaurer kam gerade recht; denn schon stand der Rath im Begriff, den lutherischen Geyling als ordentlichen Prediger zu berufen, was Ambrosius hintertrieb. Als Hauptgegner stand ihm entgegen der eben erst ernannte Stadtpfarrer, der Dominicaner Dr. Johannes Burckhardi, auf dessen Kunst und Gelehrsamkeit die altgläubige Partei Alles hielt, während Ambrosius von seiner Schlauheit und Verschlagenheit viel fürchtete. Am Schlimmsten stand es jedenfalls um Burckhardi's Character: aus dem einen Ort war er um Ehebruchs, aus dem andern um Diebstahls willen vertrieben worden. Als Blaurer kam, ward ihm vom Rath ohne Weiteres die Kanzel der Pfarrkirche geöffnet, ja er sollte gerade in der Morgenstunde predigen, in welcher bisher Burckhardi gepredigt hatte. Dieser mußte sich eine andere Stunde wählen. Nachdem er aber vor mäßiger Zuhörerzahl einige Male mit großem Selbstgefühl sich hatte vernehmen lassen, ward er am 4. October sammt seinen Helfern auf die Rathsstube beschickt, wo ihm in Gegenwart Blaurers eröffnet wurde, der Rath habe beschlossen und wolle, daß fürohin Jeder, der zu Eßlingen predige, seiner Lehre und seines Glaubens vor Rath und Gemeinde Antwort gebe. Hiegegen wehrte sich der Pfarrer unter Berufung auf das Domcapitel Speier; als er nun wirklich in bisheriger Weise zu predigen fortfuhr, nahm man ihm die Schlüssel zur Sacristei ab, veränderte das Schloß und hinderte ihn so nicht bloß am Predigen, sondern auch am Messelesen. Auf dieses hin reiste er nach Speier ab und übersandte von dort eine gedruckte Protestation an den Eßlinger Rath. Blaurer schritt jetzt rasch vorwärts. Mit großer Entschiedenheit predigte er gegen die gotteslästerliche Messe, den götzendienerischen Heiligen- und Bilderdienst, den „Kälberdienst". Nach den 18 Ulmer Artikeln behandelte er das Ganze der evangelischen Lehre. Mit stets steigendem Beifall wurden seine Predigten gehört. Schon am 4. October sahen sich die Feinde veranlaßt, den zahlreich herbeiströmenden Nachbargemeinden den Besuch mit harten Drohungen zu verbieten; „aber (schreibt Blaurer an Bucer) der brennende Eifer ist nicht zu dämpfen, täglich glühender flammt er auf und wird sich demnächst zur größten Feuersbrunst steigern." Unwillkürlich drang sich der Reformator eine Vergleichung zwischen Geislingen und Eßlingen

auf. Er schrieb an Bucer am 8. October: „Nachdem ich volle sechs Wochen die Geislinger Gemeinde, sicher mit großer Anstrengung, aber auch mit geringem Erfolg unterrichtet, kam ich endlich auf wiederholtes Ersuchen nach Eßlingen. Und ich kann Gott nicht genug für diese Berufung danken, welche er selbst so sehr mit seinem Segen krönt, daß ich hier reichlich erstattet finde, was ich an den Geißlingern vermißte. Dort sollte ich so recht erfahren, wie gar nichts ist, der da pflanzet oder begießt, hier aber wie reich der Gott ist, der Wachsthum gibt und Alles in Allem wirkt, der mir eine weite Thüre aufgethan und bis jetzt mich vor allzuviel Feinden bewahrt hat."

Einen Augenblick wurde die Durchführung der Reformation in Eßlingen durch die Niederlage der Züricher und den Tod Zwinglis hinausgeschoben. Die Nachricht von Letzterem hatte Ambrosius tief erschüttert. Trotz seiner Vorliebe für den Gefallenen, scheute er sich nicht, über dessen Tod auf dem Schlachtfeld ein ungünstiges Urtheil zu fällen, indem es einem Bischof nicht zieme, den Waffenrock anzulegen. Uebrigens sieht er im Tode dieses Mannes, den Gott sicher zu Gnaden angenommen habe, nicht bloß ein Zeichen göttlichen Zorns, sondern auch eine Lehre für die Züricher, ihr Vertrauen nicht zu sehr auf Menschen zu setzen. Vielleicht werde Zwingli als ein zweiter Simson auch noch im Tod die Philister ins Verderben ziehen. Er schließt seinen Brief an Bucer mit den Worten: „Alles in Allem sei uns Christus, mit dessen Gnade uns begnügen lassend wollen wir unverzagt die Segel den Winden öffnen, um ihm zu folgen, wohin er uns führt, es sei durch Leben oder durch Sterben. Selig, wer einen gnädigen Gott hat und diesen Besitz wahrhaft genießen kann; unselig, wer in dieser Zeit solches Vertrauen entbehrt, welches uns, so lange es in ungebrochenem Herzen lebt, erlaubt, uns über uns selbst und alles Menschliche zu erheben." Dieses Vertrauen wußte Blaurer auch in Eßlingen zu wecken und zu stärken, so daß er am 27. November abermals an Bucer berichten durfte: „Hier sind Alle ganz ungebrochenen Muthes, so daß ich mich über die Beharrlichkeit dieser Anhänger Christi, die durch den schweren Schlag in der Schweiz keineswegs niedergeschlagen sind, nicht genug verwundern kann. Ich habe angefangen, diese Gemeinde über die Maßen lieb zu gewinnen und würde auch verdoppelte Arbeit nicht scheuen, wenn ich dieser und der Konstanzer Gemeinde zugleich dienen und an beiden Orten gleichzeitig sein könnte. Fast alle Herzen glühen, und täglich wächst die Zahl. Nach Gott hängen sie an mir fast ohne Maß und meinen in der Sache der Kirche nichts gethan zu haben, wenn sie es nicht auf meinen Rath thun, und mag es fraglich sein, ob sie Glück darin haben werden, jedenfalls thun sie es in einfältiger und frommer Gesinnung, welche Christus, wie ich glaube, wohlgefallen wird."

Nachdem sich der Rath in Betreff der Abschaffung der Mißbräuche der Zustimmung der Zünfte und der Bürgerschaft versichert hatte,

wurden am 13. November Priester und Klosterleute auf Grund der achtzehn Ulmer Artikel über Messe, Bilder und Ceremonien verhört. Blaurer widerlegte die Einreden. Als Einige derselben die Einberufung von Gelehrten als Anwälten ihrer Sache begehrten, entgegnete Blaurer: Der Rath sei aus dem Worte Gottes und mit bewährter biblischer Schrift genugsam berichtet, und sei deshalb unnoth, einigen Gelehrten allher zu bringen, wiewohl er dieses fast wohl leiden möchte. So aber sie, Priester und Mönche, gelehrter Leute bedürften, so möchten sie dieselben in Monatsfrist nach Eßlingen bringen, der Rath wolle sie nach Nothdurft geleiten. Unbeirrt von diesen Ausflüchten und Drohungen schritt der Rath zur That: am 3. December ward die Messe abgeschafft, das evangelische Nachtmahl mit zwinglischem Ritus eingeführt, auch die deutsche und evangelische Taufe eingerichtet. Eine Gottesdienstordnung in zwölf Artikeln enthielt die wichtigsten Stücke der Lehre und des Gottesdienstes. Noch im December wurden die Altäre abgebrochen, die Bilder im Januar 1532 entfernt. Gleichfalls im December 1531 sandte der Rath in die Klöster Verordnete und Prädicanten, um ihnen das Singen, Messelesen, überhaupt den alten Gottesdienst streng zu verbieten und den Besuch des evangelischen Gottesdienstes zu empfehlen. Sofort wurden auch in den Klöstern Bilder und Altäre entfernt.

Mittlerweile hatte Ambrosius stets seine Konstanzer zu beschwichtigen, die mit großer Sehnsucht und Ungeduld seine Rückkehr begehrten. Am 2. December schrieb er an Georg Vögeli folgenden Brief: „Wenn ich nur eine Zeit hie bei den guten frommen Leuten bleiben könnte, wie sie gerne sähen und wahrlich von großen Nöthen wäre. Mir ist wind und weh zu Muthe: ich wollte je gern zu Konstanz sein, sonderlich dieser Zeit, und kann doch mit keiner Gewissen diese junge erstgepflanzte Kirche, die so ein gut Herz zu mir hat, verlassen. So ist ja viel an einem guten, stattlichen, satten Grund und Anfang gelegen. Wann ich gedenk, daß der fromme Paulus anderthalb ganze Jahr bei den Korinthern und drei Jahre bei den Ephesiern gewesen ist, dem doch Noth gewesen wär, an viel anderen Orten auch zu wachen, so weiß ich nicht wo hinaus. Alle Menschen sagen zu mir, sie wissen, komm ich bald hinweg, so sei es Alles vergebens, und erzeigen sich die Leute so ganz herzlich, daß sie mir großen Kummer schaffen. So muß ich ja in der Wahrheit bekennen, daß mein Abwesen Konstanz nirgends so nachtheilig ist, als mein Abschied Eßlingen sein wird. Denn der gut fromm getreu und gotteifrig Doctor Hans (Zwick) sammt den Andern nichts versäumen, und obwohl meine Lehr und Vermahnung auch vielleicht etwas nützte, wo ich einheimisch wäre, doch dasselbige nicht so fürträglich, als mein Abschied von hinnen schädlich sein würde. Also doch ich bei höchster Wahrheit mit dem Urtheil meines Gewissens nicht wüßte mich hinwegzuthun. Die frommen Leute sind ja auch unsere Brüder und Schwestern, denen wir so viel mehr zu dienen schuldig, so minder sie noch

erstarkt und erbauet sind. Ich sehe wohl, was der Menschen Art ist und wie es zugeht; wollt etwas leiden, daß wir länger zu Ulm auch gewesen wären; so sind wir, nachdem es Alles mit der Feder vergriffen und fürgeschrieben worden, davongewüscht, und jetzt ist kein Nachdruck. Schreibt und klagt mir der fromme Som alltag, wie es mit der Straf und Zucht nun gar nichts solle. Also, besorg ich gänzlich, würde es hie auch gehen; darum wollt ich von ganzem Herzen gern harren, bis ich seh, daß alle Ding nicht allein fürgenommen, sondern auch gehandhabt würden. Denn mein Vermahnen und Anhalten mit Kraft Gottes Geist viel beschießen wird; wo man das Herz zu Einem setzt, da geht wahrlich von Statt, was sonst gar stille steht. Schreib ich euch, mein lieber Herr und Bruder, der Sach also nachzudenken sammt andern guten Herrn und Brüdern. Meine Anmuthigkeit singt mir nach dem Fleisch nirgendshin mehr denn heimwärts; hinwieder will mich mein Gewissen nochmals aus viel ansehnlichen Ursachen kurz nicht heimlassen. Ihr mögt selbst besser denn ich Gelegenheit dieser Stadt bedenken; es ist noch Alles grün, zart und in der Blust; möcht licht Wetter anfallen, es verdürb Alles. Wiewohl der lieb Gott allein das Gedeihen gibt, läßt er doch unseren Dienst gemeiniglich ein treffliches Mittel sein zu der Sach; der geb uns zu thun nach seinem Lob und Aufbauung seines Reichs." Am Schluß dieses Briefes zollt Blaurer seiner Vaterstadt ein hohes Lob in den Worten: „Mir ist, wenn es in der ganzen Welt fehlte, so könnte ich dennoch daran nicht zweifeln, anders denn der treue Gott zu Konstanz mit uns daran wäre, und ich weiß, daß er uns gnädig ist und wohl will, hat auch seinen Handel bei uns allweg so friedlich, beschaidelich und gnädiglich, daneben dennoch gewaltiglich und wunderbarlich geführt, daß wir ja haben greifen müssen, daß ers wohl und gut mit Gnaden gegen uns gemeint hat. Konstanz freut mich allweg, so ich dahin gedenke, wiewohl uns auch noch viel mangelt; aber, wohin ich komme, bedünkt mich, Ehrbarkeit hab bei uns größeren Fürgang." Schon am 11. December schrieb Blaurer wieder an seinen geliebten Stadtschreiber: „Meines Wiederkommens halber weiß ich wohl eines Raths Gemüth und Willen. Warlich die groß treffelich unvermeidlich Noth läßt mich noch nicht hinweg; denn wir begehren eine volle satte Reformation in Lehr und Leben anzurichten, und auf heut hält man groß und klein Räthe allhie der Ordnung halber; die ist in etlichen Punkten etwas besser gestellt denn die unsere; hoff, es soll für sich gehen. Des gemeinen Schandhauses halber hab ich meines besten Vermögens öffentlich gepredigt und insonderheit vermahnt, daß mir nicht zweifelt, es werde abgeschafft, wiewohl sich der Teufel sehr strüßt und auflehnt und viel davon geredet wird. Jedoch hoff ich gänzlich, die Sach sei dermaßen angebrittlet, sie werde hindurchgehen sammt anderem christlichen Fürnehmen. Darum es die hohe Noth erfordert, daß ich jetzt keineswegs abscheide, denn es erst am rechten Treffen ist, und bittet mich alltag Jedermann, sonders die Gutherzigen, die gerne sähen, daß die Sach

einen Bestand hätte, ich solle um kein Sach hinweg, sonst seie es Alles ververloren und werde der Bau eines Walls wieder einfallen, wie ich denn selbst am Besten urtheilen kann nach aller Gelegenheit. So weiß ich daneben, Gott sei ewiges Lob, daß bei euch diese Noth nicht ist; ihr seid wohl und genugsam versorget; Gott gebs wohl anzulegen." Zum Neujahr 1532 sandte nun Ambrosius ein längeres Mahnschreiben an die Konstanzer Gemeinde, welches von seiner innigen Liebe und eifrigen Fürsorge für dieselbe Zeugniß gab und von der Kanzel durch Joh. Zwick verlesen, auch später auf vielfaches Begehren in Druck gegeben wurde mit dem Titel: „Ein Sendbrief Ambrosii Blaurer an die christliche Gemeinde zu Konstanz, von Eßlingen aus geschrieben im 1532. Jahr. Daraus ein jeder Christ großen Trost in dieser trübseligen Zeit empfahen, Stärkung nehmen, und wie er sich schicke, erlernen mag." Der Reihe nach mahnt er darin Obrigkeit, Unterthanen, Hausväter und Hausmütter, Eheleute, Kinder, junge Gesellen und Töchter, Jungfrauen und Wittwen, Knechte und Mägde, Herren und Frauen an ihre Pflichten und schließt mit der Bitte: „Bittet auch hiemit mit Fleiß und Treue für mich, daß der Herr meinen Weg bald wiederum zu euch fertige und meine Arbeit hie zu Eßlingen reichlich fruchtige, wie sich denn bis anher alle Sachen in dieser Stadt nach Gottes Willen zu allem Guten wohl anschicken. Und habet also noch eine kleine Zeit in christlicher Liebe meines Ausbleibens halber Geduld. Denn wir ja aller Menschen Schuldner und Jedermann zu dienen billig geneigt sind, dieweil uns der treue Vater im Himmel auch lange Zeit gedienet und in seinem gnadenreichen Wort wohl hat lassen erbauet werden. Ich will mich länger, denn die Nothdurft erfordert, keineswegs säumen: denn Gott ist mein Zeuge, daß mich nach euch allen herzlich verlanget. Wollt es aber vor seinen Augen gefällig sein, daß ich nicht mehr zu euch kommen, sondern auf dieser Reise mit meinem Blut und Leben seinem h. Wort Zeugniß sollte geben, wie denn die Drohung Vieler gegen mich heftig und die Fährlichkeit groß ist: wollet euch darum nicht bekümmern, sondern vielmehr fröhlich und dankbar sein, daß mich seine ewige väterliche Güte deß gewürdiget hat. Dort wollen wir ja allweg und ewiglich in seinem Reich bei einander sein; allein bittet und betet, daß er mein Herz und Geist freudig und standhaft machen und erhalten wolle bis ins Ende. Die Zeit ist kurz und hinfällig, der Richter steht vor der Thüre, das Ende aller Dinge naht; darum seid umsichtig, wachet im Gebet und Danksagung, reißet eure Herzen ab von der argen betrüglichen Welt, lasset eure Wohnung im Himmel sein, da Christus sitzt zu der Rechten seines Vaters. Seid gesund, fest und einfältig im Glauben, habet einander lieb, verzeihet einander von Herzen, sterbet ab dem Fleisch, lebet dem Herrn, damit ihr auch in ihm sterben und ewiglich bei ihm bleiben möget!"

Während die Geduld von Konstanz durch immer erneute Bitten des Eßlinger Raths um Verlängerung des Urlaubs auf harte Probe gestellt

wurde, baten auch zwei andere Reichsstädte, Augsburg und Heilbronn, um Ueberlassung des Mannes, der die besondere Gabe besaß, den Strom der Reformation in ein friedliches Bett zu dämmen und mit seiner evangelischen Milde und Besonnenheit den gährenden Zwiespalt auszugleichen. Beiden Städten mußte ihre Bitte abgeschlagen werden; den Heilbronnern schrieb der Eßlinger Rath: „Meister Ambrosius sei bei dieser Zeit Läufen sicherlich mit keinem Fügen zu ihnen zu bringen, denn sie ihn allhier in ihrer Stadt vor denen, die dem Wort Gottes widerwärtig seien und täglich in ihre Stadt wandeln, mit Sorgen bewahren müssen." Wirklich war Blaurers Leben in Eßlingen bedroht: die österreichische Regierung in Württemberg konnte nicht gleichgiltig zusehen, wie in Mitten des Landes ein Heerd der Reformation aufgerichtet ward, und versuchte mit rechten und unrechten, jedenfalls mit vergeblichen Mitteln zu wehren. Um so energischer schritt unser Reformator vor. Nach Entfernung der Greuel aus den Kirchen sollten sie auch aus den Herzen und dem Leben hinweggenommen werden. Schon am 8. December 1531 hatte Blaurer an Bucer geschrieben: in jetzigem Augenblick werden über Zucht und Strafe, weltliche und kirchliche, Bestimmungen getroffen. Am 14. Januar 1532 wurde eine Ordnung und Satzung eines E. Raths der h. röm. Reichsstadt Eßlingen, welcher maßen alle ärgerlichen und sündlichen Laster angegeben und gestraft werden sollten, öffentlich von der Kanzel verkündigt. Diese Ordnung ward im gleichen Jahr gedruckt. Neben dieser der Konstanzer nachgebildeten Zuchtordnung suchte Ambrosius eine geistliche Bannordnung einzuführen und legte dem Rath einen Entwurf dazu vor: die um grober Laster willen Gestraften sollten von den Zuchtherren oder dem Rath den Predigern angezeigt werden, damit ihnen der Tisch des Herrn eine Zeit lang verboten würde, bis sie nach aufrichtigen Zeichen der Buße und Besserung mit der Kirche auf ihr Ansuchen wieder ausgesöhnt würden. Der Rath aber, auf jede geistliche Herrschaft eifersüchtig, scheint diesem Entwurf seine Zustimmung versagt zu haben. Auch die Secte der Wiedertäufer, welche in Eßlingen festen Fuß gefaßt hatte, wußte Ambrosius durch sein versöhnliches Auftreten wieder für die Kirche zu gewinnen. Schon am 27. November 1531 konnte er an Bucer schreiben: „Die Wiedertäufer behandle ich also, daß sie mich sehr lieb haben und unseren Predigten regelmäßig mit aller Aufmerksamkeit anwohnen; die Mehrzahl derselben ist von ihrem Irrthum ganz abgestanden und pflichtet uns in Allem zu; von den Uebrigen, deren Zahl sehr gering ist, versehen wir uns des Gleichen;" am 23. December: „Die Wiedertäufer treten mehr und mehr zu uns über," und am 2. Febr. 1532: „Das Gift der Wiedertäufer schadet allenthalben der Kirche viel; dieses Gift ist um so schädlicher, je verborgener es ist. Hier schenkte mir Christus einige von diesem Gift angesteckte Bürger, und es gibt nur noch ganz wenige, die zu dieser Secte gehören." Blaurer urtheilte um so milder über die Wiedertäufer, je weniger er sich verbarg, wie ihr einseitiges

Auftreten durch eine nicht minder gefährliche Einseitigkeit dessen, was sich damals als evangelisches Wesen da und dort breit machte, hervorgerufen sei. Er bekannte: „Wir selber tragen einen großen Theil der Schuld. Man will bei uns so wenig von wahrhafter Buße hören, daß unsere Lehre selbst dadurch verdächtig werden muß. Arbeit und Leben wird mir zuwider, wenn ich den Zustand vieler wenig evangelischen Städte betrachte, in welchen kaum irgend eine Spur ächter Bekehrung sich aufweisen läßt. Aus der christlichen Freiheit wird durch eine gottlose Auslegung die Freiheit Sünde zu üben gemacht. Alles preist die Gnade des Heilands. Es ist behaglich, umsonst gerechtfertigt, erlöst, beseligt zu werden. Aber da ist Keiner, der gegen die Abtödtung des Fleisches, gegen Kreuz und Leiden und gegen christliche Ergebung sich nicht mit Händen und Füßen sträubt." Auch dem Junker von Thumb im benachbarten Köngen half Ambrosius seine Kirche reformiren. Der Armen und der Schulen, auch der deutschen Schulen nahm er sich besonders an. Seine letzte Sorge galt der Berufung tüchtiger Prediger. Die Unterhandlungen hierüber und damit der Aufenthalt des Reformators in Eßlingen zogen sich in die Länge. Wernher war nicht zu einem Vorstand der Kirche geeignet, ebensowenig der schon Ende Octobers eingetroffene Martin Fuchs; nach verschiedenen mißglückten Versuchen nahm endlich am 10. April Jakob Otther, Prediger in Aarau, früher in Straßburg, den Ruf an; nur bat er um einen Aufschub von 5—6 Wochen. Um die Mitte Mai's traf er in Eßlingen ein und ward von Blaurer in das Eßlinger Predigtamt eingeführt. Noch vor seiner Ankunft hatte Ambrosius am 28. März sämmtliche Prediger versammelt und sie vermahnt, wie sie unter einander und der Kirche wegen handeln sollten: Sie sollten allein auf die Schrift, nicht auf Commentare geben und hernach erst, wenn sie die Schrift untersucht, Commentare besehen, ob sie in der Auslegung mit ihnen zusammenstimmen; die Mißbräuche und päpstlichen Ceremonien sollen sie nicht zu oft auf den Kanzeln besprechen, vielmehr das Volk stets zu Fried und Einigkeit, die Obrigkeit aber zu treuer Pflichterfüllung auffordern; in den Predigten sollten sie nicht viel Spitzfindigkeit brauchen, so sie etwa predigen von des Herrn Nachtmahl oder von ehelichem Stand und Ehehändeln; alle Wochen sollen die Prediger einmal zusammenkommen und alle Geschäfte der Kirche und Diener der Kirche mit einander treulich und brüderlich handeln; wo nichts Sonderliches zu handeln, sollen sie etwas aus der hl. Schrift mit einander tractiren; der Armen sollen sie nie vergessen, sondern das Volk in den Predigten mahnen, die Armensteuer treulich in das Säcklein zu geben; in der Kirchenzucht sollen sie nicht fahrlässig sein, sondern den Bann allweg mit großem Fleiß führen gegen die, welche um grober Laster willen gestraft und mit der Kirche noch nicht versöhnt seien; endlich solle bei seltsamem Geschrei oder Kriegsläuften in der Versammlung und in den Predigten davon geredet werden, auch sollen Mittheilungen auswärtiger Prediger in der Versammlung verhandelt werden.

Am 30. Juni hielt oder las Blaurer unter tiefer Bewegung der ganzen Gemeinde seine Abschiedspredigt, welche er nachher drucken ließ, um das Gerücht zu widerlegen, „daß zu Eßlingen große Uneinigkeit sei und ein seltsamer Lärmen, auch daß Blaurer Nachts habe über die Mauern ausfallen und entlaufen müssen, und seien die Messen wiederum aufgerichtet sammt den Götzen.“ Nachdem er die Eßlinger in dieser Predigt alles Ernstes gebeten hatte, auf dem gelegten Grunde fortzubauen, sagte er zum Schluß: „Hiemit dank ich auch euch allen meines höchsten Vermögens aller Treu, Liebe, Gutthaten und Freundschaft, so ihr mir so vielfältig und gutwillig bewiesen und erzeigt habt. Der milde, reiche Gott, welchen ihr in mir lieb habet und ehret, wolle es Alles gnädiglich mit hundertfältigem Wucher zeitlich und ewig erstatten. Mich freut, daß er mir so viel frommer gottseliger Leute und liebe Kinder unter euch hat zu erkennen gegeben, und ich weiß, wie lieb mich dieselbigen haben um seinetwillen, und wie herzlich gern euer viel mich allweg bei ihnen hätten, bei denen ich auch nicht minder gern sein wollte. Weil aber der liebe Gott meine Berufung anderst hat angerichtet, muß und will ich derselbigen geleben und warten und soll sein Wille billig einen Fürgang haben. Es ist hie nichts Bleibliches auf Erden, unser Gemüth aber und Geist soll allweg in dem Herrn unzertrennt bei einander sein: hoff doch daneben, er werde uns auch noch oft leiblich zusammenhelfen und geistlichen Trost von einander haben lassen. Allein seid mittlerzeit allweg eingedenk meiner Treu und unverdrossenen Arbeit, daß ich euch allen Willen Gottes eröffnet, euer keins Silber noch Gold begehrt und gar nicht das Eure, sondern euch selbst und euer ewiges Heil zu fördern gesucht habe, und beweiset euch also in aller standhaften Gottseligkeit, daß ich auch in meinem Abwesen Gutes und einen christlichen Fürgang in gottgefälligem Wandel an euch hören und euer herzlich erfreut werden, auch mit Paulo sagen möge: Ihr seid meine Hoffnung, meine Freude und die Krone meines Ruhms vor dem Angesicht unseres Herrn Jesu Christi. Bittet für mich mit Geist und Wahrheit, daß Gott meinen Weg in Gnaden fertigen wolle, damit ich entrinnen möge allem blutgierigen Aufsatz der Widerwärtigen unseres h. Glaubens. Wo es aber also sein guter Wille, seiner Ehr und meinem Heil förderlich wäre, daß ich fiele in die Hände der Feinde und ihr deß inne würdet: bitt und begehr ich von Herzen, ihr wollet Liebe und Barmherzigkeit an mir beweisen und mit herzlichen Begierden zu ihm rufen, daß er meine Schwachheit stärken und meinen Geist gewaltiglich erhalten wolle, damit mich kein leiblicher Schmerz noch Tod des Fleisches bringe von der Wahrheit seines lebend machenden Worts, welches ich von Herzen geglaubt und mit Mund bekannt hab, sondern demselbigen in der Kraft seines Geistes unüberwindlich anhange. Dieß wollte ich euch in Kürze vermahnt und erinnert haben, damit ihr meines Abschieds alle ein gemein Wissen hättet und nicht aber viel und mancherlei Lügen für die Wahrheit umgetragen und die Schwa-

chen dadurch verärgert würden. Aufrecht und immer wisselich habe ich bei euch gehandelt; was mir von den Mißgünstigen mit der Unwahrheit aufgelegt worden, ist zum Theil offenbar worden, zum Theil wird es sich noch finden, wie ungetreulich sie an mir gefahren sind. Der Vater aller Gnaden verzeih ihnen und wende sie von der Lüge zur Wahrheit."

Der Abschied von Eßlingen ward Blaurern sehr schwer. Nicht leicht hatte sich ein innigeres Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Prediger und Gemeinde irgendwo gebildet als hier. Die ganze Stadt, von den Vorstehern bis herab zum geringsten Bürger, bis zu den Armen, welchen er mit dem Seinigen fast über Vermögen aushalf, liebte ihn. Wie oft grüßte er in seinen Briefen an Machtolf Alt- und Neubürgermeister, die Zunftherren, die Zuchtherren sammt allen guten Brüdern und Schwestern. „Ich kann nicht allweg, schrieb er einmal, Alle und Jedes besonders ausdrücken, will euch einmal einen Zettel schicken, daß ihr den habt einmal für allemal und allweg dieselben grüßet." Blaurer blieb der Vater seiner Gemeinde Eßlingen; nichts Wichtiges nahm man ohne Einholung seines Rathes vor; die Prediger mußte er ihnen in der Regel schicken; in Zerwürfnissen derselben trat er als gerechter Schiedsmann auf; für Kirche und Schule legte er fortwährend Fürbitte ein. Eine treue Freundschaft bewahrte er seinem ergebenen Hauswirth, dem Stadtschreiber und dessen Familie. Wie oft kehrt in seinen Briefen an Machtolf dessen Kind „das Agnesle" wieder, dem er erst Wagen oder Schlitten schicken will, daß es zu seiner Hochzeit komme, und das später seinem Kind zur Taufe zünden soll. Es ist ein schönes Zeichen für Blaurer, daß er die Kinder so liebte, und diese ihm so anhänglich waren; der von allen Seiten in Anspruch genommene Mann vergaß seine Eßlinger Kleinen nicht, und die Grüße an das Agnesle, die zwei Bärbelen, das Bäßle, Dieterle, wiederholen sich immer. Wie von Ulm, so nahm Ambrosius auch von Eßlingen für alle seine Mühe kein Geschenk, nicht einmal für seine Auslagen eine Entschädigung an. Nur für seinen Gastwirth war er besorgt, daß ihm für seine Verköstigung die Ausgaben ersetzt werden, und als er erfuhr, daß demselben nur 110 und nicht mindestens 200 fl. geworden seien, schrieb er ihm sehr ungehalten: „Das kann ich wohl erkennen, die Kostung ist groß gewesen und hat lang gewährt, nicht allein mit mir und dem Knecht, sondern mit viel andern zufälligen Dingen; wohlan, ich will ungespart sein, ob ich mit der Zeit handeln möchte, daß euch Solches noch vergolten würde; mich sollet ihr allweg als den Euren zu euren und der Euren Diensten verpflichtet haben; wollte wahrlich euch von Herzen gern dienen, wo mir möglich wäre; der reich Gott woll' es erstatten mit seinem väterlichen Segen." Der Eßlinger Rath sandte noch an den Konstanzer ein besonderes Danksagungsschreiben, daß dieser ihnen den ehrsamen wohlgelehrten Meister Ambrosius ihren lieben Herrn und Vater eine Zeit lang vergönnet, „wie denn derselbig uns und unserer Gemeind in die vierzig

Wochen mit göttlicher und wahrer heller evangelischer Schrift, mit ganz getreuem, möglichem und ungespartem Fleiß dermaßen unterwiesen und in unserem Gewissen ruhig gemacht, auch also einen ehrbaren, aufrechten, vor aller männiglich unstrafbaren Wandel geführt, daß wir sonder Zweifels wohl gespürt und vermerkt, in was grausamer Irrthum, so der allmächtige ewige Gott unserer Sünden halb, und daß wir ganz und gar von ihm abgewichen, fremden Göttern gedient, über uns verhängt, wir bis anher gesteckt und nunmehr durch die Gnad des Allmächtigen durch uns zugeschickten Werkzeug davon erledigt und des hellen klaren Lichts göttlicher Wahrheit Wissens empfangen und sonsten, wie wir ihm gemäß gegen Gott dem Allmächtigen und unserem Nächsten erzeigen und halten sollen, unterrichtet: deß sagen wir zuvor dem Allmächtigen, unserem einigen Erlöser und Seligmacher, und nachfolgends eurer fürsichtigen ehrsamen Weisheit als unseren getreuen freundlichen lieben Nachbarn fleißigen und hohen Dank." Eßlingen blieb Blaurern vor allen auswärtigen Gemeinden, denen er diente, die Krone seines Ruhms.

4. Heimkehr und Verheirathung.

In den ersten Tagen Juli's trat Blaurer seine Heimfahrt an, zunächst über Ulm, wo er im Hause von Frecht abstieg. Da er die Gelegenheit der Kirchen nicht so gut, als er verhofft, gefunden hatte, ward er bestimmt, sich aufzuhalten. Er besprach sich mit Bürgermeister Besserer und den Predigern über Kirchen- und Schulwesen, Kirchengesang und Abendmahlsfragen und beruhigte das Volk, das wegen eines Fleischaufschlags gegenüber dem Rath meuterisch war. Manche sagten freilich, er sei nur dazu von Eßlingen gekommen, um das Volk zu dem zu drängen, was die reichen Junker beschlossen! Am 19. Juli reiste er nach Memmingen ab, wo er für den an Beinbruch kranken Prediger Schenk acht Wochen das Amt versah und Vieles zu ordnen fand. Mit tiefem Unwillen ward er gewahr, wie noch hie und da auf den Ortschaften Messe gelesen werde, auch auf der zur Stadt gehörigen Landschaft die Bilder noch in den Kirchen wären, und drang auf die Abschaffung von Beiden. Für die Prediger begehrte er bessere Besoldungen und Anlegung einer Bibliothek für sie. Die Zucht- und Kirchenpflege-Ordnung wünschte er schärfer. Endlich bat er noch, daß die Obrigkeit bei diesen gefährlichen Zeiten einen oder zwei Tage in der Woche verordnen solle, daß man zu bestimmten Stunden in der Kirche zusammenkäme, vereint Gott um Abwendung aller Gefahr der Christenheit anzurufen. Am 14. September kam er nach Isny, von wo aus er am 20. September an Machtolf schrieb: „Bleib ein kleines Zeitle hie, wie ich denn hoch gebeten bin worden. Weiß nicht, wann ich verrück; bin acht Wochen zu Memmingen gewesen, werde mich zu Lindau auch etliche Tage säumen; gedenke oft, ich komme nimmermehr heim; beschehe der gute Gotteswille in allen Dingen." Das kleine Zeitle dehnte

sich abermals fast zu einem halben Jahre aus. Am 10. October schreibt er an den Eßlinger Rath: „Ich bin hier von viel Gutherzigen und zuvor von einem ehrbaren Rath hoch und dringlich erbeten worden, etliche Tage zu verharren und ihnen auch meinen Dienst in Verkündigung des reinen Gotteswort zu beweisen, welches ich nach mir verliehener Gnad mit Treuen gethan und mein Beiwesen, nachdem ich mancherlei Mängel befunden, jetzund in die vierte Woche erstreckt habe, auch u. A. das Götzenwerk, so noch täglich in dem Benedictinerkloster, in der Stadt Ringmauer gelegen, im Schwank geht, mit Gottes Wort angetastet und eine ehrsame Obrigkeit zur Abschaffung desselbigen ernstlich und dringlich vermahnt, sonderlich angesehen, daß sie jetzund viel Jahr Gottes Wort bei ihnen gehabt und die Schwere und Größe dieses Greuels nach aller Nothdurft erlernt, sich auch jetzt zu den Städten verpflichtet, die Solches und Anderes, so wider Gott und sein Wort ist, hin und ab gethan haben. Nun aber über all mein ernstliches Anhalten will die Sache nicht ab Statt gehen und liegt ihnen menschliche Furcht für und für im Weg, die denn der Obrigkeit von etlichen Böswilligen eingestoßen und viel greulicher, denn sie an ihr selbst ist, fürgebildet wird, auf Meinung, als sollte solch thätlich Handlung wider den ausgeschriebenen Landfrieden und große Fahrlichkeit deshalb von Herrn Wilhelm Truchsessen, welcher ihr Nachbar und des gemeledten Klosters Kastvogt ist, zu besorgen sein. Der werde die Bürger fahen, stechen, würgen, wo sie ihm vor der Stadt in die Hände kommen, auch seine Unterthanen nicht mehr Eier und Schmalz und dergl. in die Stadt tragen lassen. Und so denn solches Alles eine nichtige, vergebliche und allein von den Böswilligen und etlichen keinnutzen Practicirern eingetriebene Furcht ist, und nichtsdestoweniger hie zu Isny Jedermann begierig ist, gemeldeten Götzen- und Meßgreuel aus der Stadt zu fegen, habe ich gedacht, ein tauglich und bequem Mittel sein möge, der Obrigkeit hie das Herz zu stärken, so sie von andern ihren mitverwandten ehrbaren Städten, so dann alle auch dermaßen gehandelt, schriftlich vermahnt und unterrichtet würden, daß ihnen Solches zu thun christlicher obrigkeitlichen Schulden halber in allweg gebührte und dadurch der Landfrieden keineswegs gebrochen, sondern allein dasjenige, so die Unsern in aller bis anher geübter Handlung auf etlichen gehaltenen Tagen ihnen haben vorbehalten, gehandelt würde." Außer den Eßlingern hatte Blaurer auch die von Ulm, Memmingen und Konstanz um solche ermuthigende Zuschriften an Isny gebeten und sie erhalten. Allein die Obrigkeit ließ sich immer aufs Neue durch Wilhelm Truchseß einschüchtern, welcher dem Rath mit viel klugen, glatten Worten vorhielt, mit solchen Neuerungen stille zu stehen; K. Maj. würde diese Sachen bald all gutmachen und zurechtlegen. Blaurer schreibt an Machtolf: „Die frommen Leute bedauern mich von Herzen, bekennen, es seie die Wahrheit, wie ich sage, dürften aber nicht, so gar werden sie verführet. Nun bin ich vollends nicht zu

verrücken, bis dieser Teufel auch Haar läßt." Mit dem Kastenvogt des Klosters „laichten" der neu eingesetzte Abt und der Stadtschreiber, obwohl dieser angesehen sein wollte, als ob er auch dem Handel wohl wolle. In der Stadt ging endlich die Sache vorwärts; am 21. December schreibt Ambrosius: „Hie zu Isny sind die Götzen aus den andern drei Kirchen geräumt, aber im Kloster stehen sie sammt der Meß noch ganz aufrecht. Es ist sonst eine überaus handliche gutherzige Gemeinde hier und sähe Weib und Mann gern, daß alle Greuel abgeschafft würden, ist man ganz übel zufrieden mit dem Stadtschreiber." Aber noch am 17. Januar muß Blaurer seufzen: „Hie steht es noch wie vor; weiß nicht, wie es sich schicken will. Alles Volk ist hitzig und sähe gern einen Fürgang; aber die Zunftmeister sind dermaßen durch den Stadtschreiber abgerichtet: ich meine, wenn Christus selbst käme und Todte auferweckte, es hälfe nichts. Sie meinen auch, man sollte nun gar nichts mehr davon predigen; es wird aber nichts daraus. Herr Wilhelm schreckt die Leute durch den Stadtschreiber, daß sie wähnen, der Himmel hange voll Hallibarten. Ich bitte Gott, er wolle ein gnädiges Einsehen haben und die Sache, weil sie sein, selbst in die Hände nehmen. Blaurer sollte der Reformation im Kloster nicht mehr zum Durchbruch helfen. Gleichwohl war sein Aufenthalt in Isny ein reich gesegneter. Besonders wichtig ward derselbe durch die Bekanntschaft, welche Blaurer mit dem Rathsherrn Peter Buffler machte, in dessen Hause er wohnte. Er wußte diesen und seine Brüder zu einer reichen Stiftung zu Bildung junger Leute für den Predigerstand zu gewinnen. Die Stiftung kam 1534 durch einen Vertrag der Städte Isny, Konstanz, Lindau und Biberach zu Stande. Während Blaurers Aufenthalt in Isny gingen auch zwei kurze Schriftstücke von ihm in Druck, nemlich sein in Augsburg gedrucktes Gebet wider den Türken und dann Ein neu Geschicht, wie ein Knäblein bei Isone umb zwelff Jar wunderbarliche Gesicht gehabt und von mancherlei Tröwung der Straff Gottes darin geret habe. Durch Ambrosium Blaurer beschrieben. Was den auf einem einzigen fliegenden Blatt beschriebenen Vorfall betrifft, so schrieb Blaurer darüber den 17. Januar 1533 an Machtolf: „Es ist ein eilfjährig Knäblein, eine Meile Wegs von hinnen in einem Dorf in Herr Wilhelm Truchsessen Gebiet, das ist hie gewesen, wurde verzuckt und sagt wunderbarliche Dinge." Blaurer wollte an Besessenheit glauben, war aber ungehalten, daß seine Schilderung ohne sein Wissen gedruckt wurde, da er zwar für die Wahrhaftigkeit der Erzählung einstehen wollte, es aber für unpassend fand, daß solche Dinge unter das ohnedem nur allzu abergläubische Volk ausgebreitet werden. — Im Februar 1533 reiste Blaurer von Isny nach Lindau, wo zwar schon im Frühjahr 1529 Messe und Bilder abgeschafft waren, die Aebtissin sich aber im Besitz der Stiftskirche der Reformation entgegensetzte. Blaurer siegte zwar nicht über diesen, erst 1536 über-

wundenen Widerstand, doch wirkte er auch in Lindau ermuthigend und veranlaßte den Rath zu Einführung einer Zuchtordnung. Am 17. März bestieg er endlich das Schiff, um nach einer Abwesenheit von beinahe zwei Jahren in dem ersehnten Hafen der Heimath zu landen.

Manches hatte sich unterdessen in Konstanz nicht zum Besseren gewendet. Die Niederlage Zürichs, der Sieg der Altgläubigen in der Schweiz brachten Konstanz fortwährend große Verlegenheiten. Die schweizerische Tagsatzung hatte alle kirchlichen Einkünfte und Zehnten im Thurgau dem Bischof und Domkapitel zuerkannt; Konstanz hatte keine Mittel seine Prediger und die zurückgebliebenen Priester zu ernähren. Tägliche Rathssitzungen veranlaßten diese Verlegenheiten. Auch zu Hause fand Ambrosius wenig Muße. Erfreut wurde er erst durch den Besuch von M. Zell, welcher an einem Tage dreimal mit großem Beifall in Konstanz predigte, dann durch einen Besuch Bucers, der auf der Reise nach Zürich einige Tage im Blaurer'schen Haus rastete. Doch Ambrosius war mit dem Vorsatz von Eßlingen abgereist, sich einen eigenen Heerd zu gründen, obschon er sich ein dürres Holz nannte und meinte, es wolle nicht gehen, zu predigen und Kinder zu haben. Schon auf seiner langsamen Heimreise bot sich ihm wiederholt Gelegenheit, in einer der Reichsstädte eine Wahl zu treffen. Von Memmingen aus hatte er am 3. September 1532 an Machtolf geschrieben: „daß ich hie in einem Heirath stehe, kann ich euch nicht verhalten, mag doch gleich sobald nichts als etwas daraus werden. Wenn es Gottes Willen wäre, hielte ich's für ein besonderes großes Glück, denn es aller Ding ein ganz guter Heirat für mich wäre. Die Tochter ist mir gar gutwillig sammt der Mutter, es liegen aber andere Leute im Wege, die doch nicht mehr schaffen werden, denn Gott ihnen zuläßt. Dem sei es befohlen. Gerathet es, so habe ich doch eine gute selige Reise gehabt." Es handelte sich um eine Tochter des Apothekers in Memmingen; aber die Sache zerschlug sich aus folgendem, von Ambrosius selbst erzähltem Grunde: „Der Mangel ist allein am Vater. Die Mutter, Tochter und Geschwister sind gar gutwillig, der alte Mann aber ist ganz angefochten, sorgfältig und klommen, hat mich überaus lieb, aber in dieser Sache scheut er allein meinen Stand; daß ich also im Land umfahre; sagt, er würde nicht schlafen noch Ruhe mögen haben, so sehr würde er alltag fürchten, mir beschähe oder widerführe etwas. Wo ich fürohin daheim wollte bleiben, würde er sich eines Guten bedenken; sonst müßte ihm die Sach ein Abbruch seines Lebens sein. Aber dahin kann ich mich nicht begeben; muß mich Gott brauchen lassen, wozu er mich haben will." In Isny empfahl ihm Buffler die Tochter des Bürgermeisters Keller in Memmingen, doch wollte er einen Entschluß auf seine Heimkehr und den Rath seiner Geschwister Thomas und Margaretha ausgesetzt sein lassen. Diese empfahlen ihm Katharina Walter von Blideck, welche im benachbarten Kloster Münsterlingen Nonne gewesen war. Wir besitzen noch das Lied, in welchem Ambrosius um sie freite:

Ein christlicher Bulbrieff an Fraw Cathrinen Walterin, damals Chorfrowen zu Münsterlingen.

1. Al zytlich gut uff erden
Und was gehört zum lib,
Mag nit verglichet werden
Eim weidelichem Wib.

2. Für berle und all waren
Lobt sy gar hoch der Wis,
Er hat es selbs erfaren,
Drum gibt er ir den pris.

3. Si dunckt in ein thürs kleinod
Und fragt, wo man sy find,
Daby er dann vermeinet,
Das ir gantz wenig sind.

4. Nun hett ich eines funden
An üch, o Jungfrow zart,
O das mirs Got wöllt gunden,
Wie glücklich wär min fart.

5. Ach Jungfrow laßt üch gfallen,
Uff erd beger ich nit mer,
Ir lieben mir ob allen
In rechter Zucht und ehr.

6. All üwer wis und wandel,
Gotsforcht und junger sin,
Auch was sunst ghört zum handel,
Macht, das ich üch geneigt bin.

7. Von Got sind ir gezieret
Mit gaben mancherley,
Min hertz üch stets hoffieret,
Zu got thuts mangs schrey.

8. O Got, das glück wolst senden
Mit heil on alle rüw
Und iren willen wenden
Zu mir in elich trüw.

9. Wer es von dir angsehen,
O Got und Vatter min,
Wis möcht mir bas bestehen,
Du weist, wie blönd ich bin.

10. Ich ruff zu dir in stille,
Gib gnad, das daby sey
Vatter und mutter wille,
So stat die sach gantz frey.

11. Ich bin nit werd einichs guten,
Dinr gnad leb ich allein,
Und wil mich gantz vermuten,
Umsunst wölst mir gut seyn.

12. Min sinn und vyl gedencken
Wirts als vergeblich sin,
Dis gab mustu mir schenken,
By dir stat all min gwün.

13. Din wort lert mich dir truwen,
Uff dich verlassen mich,
Daruff will ich stiff buwen,
Min sorg wirff ich uff dich.

14. Willdu, so kansts wol fügen,
Nichts mag dir widerston,
Dins gunsts laß ich mich bnügen,
Wils daby bliben lon.

15. Dir sey es gantz ergeben,
Bis du der vatter min,
Die sach und al min leben
Laß dir befohlen sin.

16. Dem du das glück wirst gunnen,
Dem wirds und auch sonst keim,
Die sach hat er gewunnen,
Die brut fürt er auch heim.

17. Schicks als nach diner güte,
Laß uns sin dine Kind,
Die jungfrow mir behüte,
Das ich sy willig find.

18. Dis gschrey und vyl derglichen
Für ich uß hertzensgrund,
Von üch kann ich nit wichen,
Ich wart einr guten stund.

19. Ach laßt mich das genießen,
Mit trüwen ich üch mein,
Kein ding sol mich verdrießen
In ürem Dienst zethun.

20. Von jugent, gut, gstalt, ere
Findt' ir wol ander man,
Doch sind der stück noch mere,
Da vyl ist glegen an.

21. Ein mann von großer Jugent
Grat glich übel als wol,
Zimliche Jar mit tugent
Man nit ring achten sol.

22. Umb gut ists auch bald bschehen,
Es ist alls farend hab
Wie wir dann täglich sehend,
Wen Got will, so nimpts ab.

23. Rich ist, wer hat Gots hulde
Und sich benügen laht,
Der hat kein tödtlich schulde,
Im segen Gots er stat.

24. Auch ist schön liblich gstalte
Gantz itel, spricht der Wys,
Glich wie der blum abfalte,
Gar kurtz ist al ir priß.

25. Schön ist wer Fromkeit liebet,
Hüpsch ist wer hüpschlich thut,
Wenn man recht gotsforcht übet,
Da grünt seel, lib und gut.

26. Das wöllen recht bedenken,
O keusche jungfrow fin,
Diß ticht wollt ich üch schenken,
Laßt mich den üwren sin.

27. Des wöl der lieb Got walten
Und selbs der mitler sin,
Den wagen wöl er schalten,
So far ich fröhlich hin.

Die Hochzeit erfolgte endlich nach wiederholten Zwischenfällen am 19. August 1533. Bucer hatte schon Ende Juli sein aus Messern bestehendes Geschenk übersandt; scherzend antwortete Blaurer: es möge darin keine schlimme Vorbedeutung liegen, als ob die scharfen Messer das Eheband durchschneiden sollten! Auch der Konstanzer Rath bezeugte seine Theilnahme: er schenkte der Braut zehn Goldgulden und dem Bräutigam ein Fuder rothen und ein Fuder weißen Wein und sechs Mutt Kernen zu einer Aussteuer. Drei Tage nachher schrieb der junge Ehemann an Machtholf: „Gott sei gelobt, der es doch zuletzt als gnädiglich geschickt hat, der verleih Gnad und Segen, damit mir dieser Stand an meinem schweren Amt nicht hinderlich sei, wie ich mich denn allein aus christlichem Grund darein begeben habe. Darum helfet mir ihn sammt den Euren getreulich bitten.“ Am 10. September kündigte Blaurer auch Bucer den geschlossenen Bund an und empfahl denselben seiner anhaltenden Fürbitte, da er wohl wisse, wie viel für die Kirchen daran gelegen sei, welche Frauen ihre Vorsteher hätten. Er fügt hinzu, daß er guter Hoffnung sei, an seiner Frau eine rechte Gehilfin gefunden zu haben, da sie Anstand, umgänglichen Sinn und eine über Erwarten große Frömmigkeit besitze. Und so ward denn auch diese Ehe eine überaus glückliche und zufriedene, obschon ihr das liebe Hauskreuz nicht fehlen sollte. Es klopfte nur zu bald an, indem auch Blaurern gleich Luthern die Mönchsheirath schwer verdacht wurde und die verläumderischen Zungen ihr Gift darüber ausgoßen. Bucer theilte seinem Freunde am 3. April 1534 mit: „Satan hat nichts Eiligeres zu thun, als deinen guten Namen wie den aller derer, die gleich dir im Weinberg Christi stehen, zu schwärzen. Zu Eßlingen ging von der Schwester deiner Frau das Gerücht aus, du habest vor deiner Hochzeit mit ihr Umgang gepflogen und Kinder mit ihr gezeugt. Dasselbe betheuerte auch auf's

Höchste der fromme heilige Herr Johann Botzheim." Blaurer antwortete, dieses Gerücht müßte ihn tief beugen, wenn nicht Christus auch ihn in dieser Beziehung selig gepriesen hätte, falls die Menschen allerlei Böses wider ihn um seines Namens willen sagten, so sie daran lögen. Er achte darum im Vertrauen auf sein gutes Gewissen diese schamlosen Lügen nicht, wie er denn auch nachgerade für dieselben habe hartschlägig werden müssen. Auch an Machtholf schrieb Blaurer über diese Verläumdungen ausführlicher: „Es langt an mich von anderen trefflichen Städten her glaublich an, wie ich bei euch zu Eßlingen nicht wenig verläumdet und beschreiet sein solle, als ob ich mit meiner lieben Hausfrauen vormals, ehe ich sie mir ehelich vereinbart, Unlauterkeit gepflogen und Kindlein bei ihr gezeugt habe, welches denn Vielen bei euch, Oberen und Unteren, ein großer Anstoß und eine Ursach sei der Verkleinerung aller meiner Lehre. Wo nun dem also, wäre es mir ein groß, treffelich und herzlich Leid, nicht so viel von meinen, sondern von des theuren heiligen Gottsworts willen, zu deß Dienst mich der Herr berufen und wider meinen Willen gezogen hat. Bitte euch demnach auf das Höchste, wollet von Gottes Ehre und seines trefflichen Evangeliums willen Solches, wo es sich immer begibt, mit Ernst und Treuen verantworten und meine Unschuld hierin, wie sie denn warlich an ihr selbst ist, darthun. Denn ich mit meinem Gott, vor deß Gericht wir alle erscheinen müssen, so hoch mir möglich bezeuge, daß mir Solches gegen meiner l. Hausfrauen, vor und ehe ich unsere Ehe öffentlich habe vor der Kirche bestätigen lassen, nie zu Sinn oder Muth gekommen ist, daß ich weder zu Ehr und noch viel minder zu Unehr mit ihr handeln sollte, und daß kein Mensch im ganzen Konstanz nie Ursache gehabt hat, Solches zu argwohnen. Sie ist auch solcher Sachen in ihrem Kloster zu Münsterlingen weder mit mir noch keinem Andern nie bezüchtigt worden, hat allweg ein gut Geschrei und unvermackelten Leumund gehabt. Sonst hätten mir meines lieben Vaters seligen Schwester und andere zwo meiner nahen Basen, die auch in diesem angezeigten Kloster sind, keineswegs mich mit ihr zu verheirn gerathen, sonderlich so ich doch wohl drei für eine gefunden hätte mit Ehren und Gut, auch Frömmigkeit und Anderem, das mich und Jeden an einer Hausfrauen freuen mag. Ja gewißlich sind Gott und sein Wort so theuer bei mir, daß wo ich Jemandem dergleichen Aergerniß gegeben hätte, oder mich mein Gott noch in dermaßen Schwachheit fallen ließe, daß ich mich also an seinem Namen vergriffe, wollte ich mich nimmermehr auf keiner Kanzel sehen lassen, ja ich würde ziehen, da mich kein Bekannter finden sollte, denn der Tod mir zu tausendmal weger wäre. Aber dem getreuen Gott sei Lob und Dank, der mich also noch mit seiner starken gewaltigen Hand erhalten hat, daß mich die Welt mit Wahrheit keines solchen Lasters beschuldigen mag. Weiß daneben wohl, daß Niemand zu fromm noch heilig ist, dem der Teufel durch die Seinen nicht unterstehen würde seinen Leumund zu beschwärzen, wie ich das auch gewohnt

bin; ist Christo meinem Herrn selbst beschehen: wie sollte es dann mir ergehen? Ihr wißt, was hochgefärbter Lügen wider mich ausgestoßen sind worden, als ich noch bei euch war, denn der Teufel meinem Amt trefflich feind ist, wie billig und ihm noththut nach Gestalt seines Fürnehmens, soll ihn aber, ob Gott will, nichts helfen. Ich will mit der Gnade und Hilfe meines l. Vaters im Himmel ein guter Geruch Christi sein allenthalben, obwohl etliche den Tod darob empfahen müssen. Wer kann dem thun? Christus ist selbst der Stein des Anstoßes und Fels der Aergernisse, gesetzt als ein Zeichen zu Fall und Auferstehung Vieler in Israel. Was sollten denn wir sein, seine armen und unwürdigen Diener? Noch dennoch, so viel an uns, sollen wir die uns aufgetragenen Lügen, wie Christus auch gethan hat, verantworten; derhalb ich auch euch also habe schreiben und bitten wollen, um der Wahrheit willen mich getreulich hierin zu verantworten, wie denn zusammt meinem hohen Vertrauen auch christliche Pflicht und Billigkeit erfordert. Der Tag des Herrn soll es Alles offenbaren."

5. Berufung nach Württemberg.

Herzog Ulrich war nach fünfzehnjähriger Abwesenheit durch Philipp Landgrafen von Hessen in sein angestammtes Fürstenthum wieder eingesetzt worden; da kam die vom Land längst ersehnte Reformation mit dem Landesherren. Der Sieg bei Laufen (13. Mai 1534) gab dem Land seinen rechtmäßigen Herrn, der Kirche ihren unsichtbaren König wieder. Groß war der Jubel in Württemberg, aufrichtig die Theilnahme aller Evangelischen, namentlich auch der Schweiz. Ohne zu ahnen, wie nahe ihn selbst dieses Ereigniß berühre, hatte sich Ambrosius von Herzen des Sieges zu Laufen gefreut; in froher Hoffnung schrieb er an Bullinger und an seinen Schwager Heinrich von Ulm (23. Mai): „Das gnadenreiche Evangelium Christi wird gar bald seinen seligen Schein glänzen lassen weiter denn bisher. Herzog Ulrich hat das Wort Gottes sehr lieb, begehrt dasselbe höchsten Vermögens zu öffnen; die Fürsten gehen in keine Messe und lassen christlich predigen; die Pfaffen haben mit Gewalt gelogen, der Herzog habe in Stuttgart drei Aemter singen und einen Kreuzgang halten müssen, auch zugesagt, sie beim alten Glauben zu lassen."

Wirklich war der Herzog mit dem Vorsatz auf seinen Thron zurückgekehrt, seinem Volke, „das von dem einigen Trost unserer Conscienzen, dem h. Wort Gottes gedrungen und gewaltigt ward," das längst ersehnte Gut zuzuwenden. Er war allem theologischen Schulgezänke sehr abgeneigt und seiner persönlichen Ueberzeugung nach mehr reformirt als lutherisch. Er war den Schweizern zur Dankbarkeit verpflichtet, denn bei ihnen hatte der vertriebene Fürst einst eine Zuflucht und auch den neuen Glauben gefunden. Den Predigten und dem vertrauten Umgang Oecolampads wurde die Umwandlung eines Saulus in einen Paulus zunächst zugeschrie-

ben, und auch der zuerst mißtrauische Zwingli hatte sich mit Ulrich in ein aufrichtiges Freundschaftsverhältniß eingelassen. Aber auch mit den Lutheranern hatte der Herzog freundschaftliche Beziehungen angeknüpft; auf dem Marburger Gespräch hatte ihm das Heldenartige des Auftretens Luthers imponirt, während ihm die Dankesschuld gegen den Landgrafen von Hessen aufmerksame Rücksicht gegen die Lutheraner zur Pflicht machen mußte. Endlich stand der Herzog in freundlichem Verkehr mit den oberländischen Städten, von denen Straßburg die mächtigste. Die vermittelnde Richtung der Straßburger Theologen schien nicht nur auf die Sympathie des Fürsten rechnen zu dürfen, sondern sich auch aus politischen Rücksichten zu empfehlen. Der Herzog durfte sich nicht durch Wahl eines streng lutherischen Reformators die Schweiz und die oberländischen Städte entfremden; die Berufung eines strengen Zwinglianers hätte Verlegenheiten bereiten müssen rücksichtlich nicht nur des Kadaner, sondern auch des Wiener Vertrags, welcher dem Herzog die Verpflichtung auferlegen sollte, „Sacramentirer, Wiedertäufer und dergleichen unleidentliche Neuerungen nicht zuzulassen". Die Straßburger erkannten auch sofort den ihnen durch die Umstände eingeräumten Vortheil und suchten ihn auszubeuten. Während aus dem lutherischen Heerlager nur des Herzogs früherer Hofprediger Geyling einen Schritt that, Johann Brenz zu empfehlen und dessen Bereitwilligkeit zu versichern, während Bullinger, der Nachfolger Zwingli's, sich darauf beschränkte, dem Fürsten zur Rückkehr Glück zu wünschen, traten die Straßburger Capito und Bucer mit bestimmten Vorschlägen hervor. Letzterer schrieb an den Kanzler Knoder, er wolle der Gnade Christi verlustig sein, wenn er nicht mit der Behauptung im Rechte sei, daß der ganze Streit zwischen Lutheranern und Zwinglianern bloß in einem Wortgezänke bei Uebereinstimmung in der Sache bestehe; darum bedürfe der Fürst Männer von eben so viel Mäßigung als Bedächtigkeit. Als solche empfahlen die Straßburger Simon Grynäus zu Basel und Ambrosius Blaurer; Ersterer möge helfen die Universität in ein recht Wesen bringen, daraus Frömmigkeit und gute Sitten sammt rechten Künsten in das ganze Fürstenthum und in Oberdeutschland kämen; Blaurer aber fürnemlich in Anschickung der Predigt, Sacramente und andern gottseligen Haushaltung in der Gemeinde Gottes; doch daß sie eine Zeitlang beide mit gemeinem Rath handelten. Von Blaurer rühmten sie: „er ist wahrlich ein solcher gelehrter, freundlicher, gütiger, tapferer und einsichtiger Mann, eines solchen gar ehrbaren, gottseligen, holdseligen Wandels; so hat ihm Gott auch also besondere Gnad, die Kirchen christlich anzurichten, verliehen, wie das in den Kirchen zu Konstanz, Ulm, Eßlingen, Memmingen, Isny, Lindau, da er allenthalben hat christliche Ordnung entweder erstlich angerichtet oder merklich gebessert, gar herrlich erfunden ist, daß wir eigentlich wissen, so Eure Fürstl. Gnaden ihn selbst hören und mit ihm handeln sollten, daß Sie selbst uns das zeugen werden." Wirklich fanden diese Straßburger Vorschläge vor

dem Herzog und dem Landgrafen Gnade, freilich mit dem stillen Vorbehalt, auch daneben einen Lutheraner zu berufen. Hatten doch die Straßburger, was für ihre Halbheit bezeichnend ist, selbst die Unvorsichtigkeit begangen, Gottesfürchtige beider Theile zu empfehlen. Man wollte freilich auch keinen extremen Lutheraner und glaubte darum von Brenz Umgang nehmen zu sollen; man wählte neben Blaurer den Marburger Prediger und Professor Erhard Schnepf, der sich nach seiner Aeußerung auf dem Reichstage bezüglich der Straßburger Theologen: „Er wolle sie als Brüder anerkennen, wenn er dieses auch allein thun müßte," immerhin zu den gemäßigteren Lutheranern zählen ließ. Schnepf war ein Mann von frommem Lebenswandel und von zäher Beharrlichkeit, daß der Landgraf urtheilte, er verdiente ein Fürst zu sein. Seine Beredtsamkeit artete nicht selten in Geschwätzigkeit aus; damit verband er eine große Gewandtheit in den Formen, um sich bei den Vornehmen beliebt zu machen. In alle theologische und kirchliche Fragen der Zeit war er eingeweiht und mit den speciellen Verhältnissen des Württemberger Landes zum Mindesten so genau als Blaurer vertraut. Letzterer sagte von ihm: er sei von dem Herrn hochlich begabt mit Frommigkeit, Kunst, angenehmem Aussprechen und anderen Gaben. Für seinen Glauben, wohl auch nur für seine Ansichten, war er voll von manchmal blindem Eifer, weßwegen er für rechthaberisch, eigensinnig und hochmüthig galt; doch hatte er nicht die überlegene, scharf ausgeprägte Persönlichkeit eines Brenz, welch Letzterer übrigens einen großen Einfluß auf ihn übte.

Das an den Konstanzer Rath gerichtete Berufungsschreiben Blaurers wurde von Stuttgart aus auf Freitag nach Margarethe (Juli) 1534 erlassen. Der Herzog in der Absicht, die Ehre Gottes und seine, auch seiner Unterthanen und Zugewandten Seelen Seligkeit mit Verkündigung des reinen, puren und lauteren Worts Gottes, auch andern guten christlichen Ordnungen zu fördern und aufzurichten, bat, ihm Blaurern ein Zeit lang zu vergunden und ihn zum Fürderlichsten allher zu schicken. Durch Schuld des Kanzlers, der wohl gleichzeitig den Lutheraner berufen wollte, verzog sich Blaurers Berufung um volle drei Wochen. Dieser zog, geleitet von herrlicher Rathsbotschaft, in den letzten Tagen Juli's in Stuttgart ein, wo bereits einen Tag zuvor Schnepf eingetroffen war. Ambrosius hatte von Freund Bucer ausführliche Verhaltbefehle erhalten. Dieser hatte ihn versichert, daß der Herzog Gottes Ehre suche und im Nachtmahlspunkt gemäßigt sei. In der Berufung von Schnepf solle er Gottes Schickung erkennen; er möge diesen an sein friedliches Bezeugen in Augsburg gemahnen, ihn auch über die Bucer'schen Unionsbestrebungen vermahnen. Zu diesem Zweck sandte Bucer alles Material der Nachtmahlsverhandlungen Bucers und Oecolampads. Für die Lehre vom Abendmahl solle einfach die Augsburger Confession als Norm vorgeschrieben werden. In den Kirchengebräuchen solle mindestens auf die Einfachheit der Einrichtungen

des lutherischen Reutlingens gedrungen werden, nachdem nun einmal so Viele, besonders die Altgläubigen, nach der lutherischen Weise als dem geringeren Uebel schreien: ein Trug, der werth, dem Herzog enthüllt zu werden. Die Berufung von Brenz, die Schnepf vielleicht anrege, sei zu hintertreiben; Schnepfs eigenes Bleiben im Lande, das er zu wünschen scheine, wäre als Unrecht gegen Hessen zu bezeichnen. Dagegen sei auf der Beiziehung von Grynäus zu bestehen; auch könnte Frecht, Bucer, vielleicht auch Melanchthon, wenn er über Bucers Buch an Münster günstig geurtheilt, zu kurzer Berathung herbeigerufen werden. Bucer schloß seine Rathschläge mit den Worten: „Doch wozu so viele Vorschriften? Vom Geist des Herrn unterstützt wirst du selbst sehen, was Noth thut, und Alles recht ausrichten." Gleichwohl hielt sich Ambrosius streng an die Vorschriften seines Freundes; aber nicht Alles ging, wie erwartet ward.

Schnepf hatte unmittelbar nach seiner Ankunft in Stuttgart dem Herzog erklärt: „er könne nur dann mit Blaurern am Hause des Herrn bauen, wenn dieser mit ihm in der Lehre vom hl. Abendmahl einerlei Meinung hab". Das Gleiche erklärte er gegen Blaurer selbst, als dieser ihm seinen Antrittsbesuch machte. Bei der sofort (31. Juli) in Gegenwart des Herzogs erfolgten Besprechung bekannte Blaurer, im Abendmahl sei nicht bloß Brod oder Zeichen, sondern der Leib Christi. Schnepf forderte, er solle sich für die fleischliche, leibliche Gegenwart und den Genuß der Gottlosen aussprechen. Blaurer verweigerte dieses Ansinnen unter Berufung auf andere Lutheraner, die milder lehrten. Hierauf wandte sich Schnepf an den Herzog: Das habe er vorausgesagt, daß sie sich nicht vergleichen werden und folglich auch nicht des Herrn Haus mit einander bauen können. Der tief erschütterte Herzog behielt Blaurern bei sich zurück, der ihm aus einander setzte, wie nachtheilig es sein müßte, wenn in seinem Lande eine von der Lehre der benachbarten Reichsstädte abweichende Lehre gepredigt würde. Kaum in die Herberge zurückgekehrt, schrieb Ambrosius an den Herzog, daß ihn doch gar befremde, wie ihn Schnepf so gar grell ersucht habe, da doch auch seine Partei die sächsische Confession angenommen habe; Schnepf habe ihn auf eine viel gröbere und fleischlichere Weise und mehr, als je von ihrer Partei verlangt worden sei, angegangen, und dieß gegen allen Fug und christlichen Glimpf; er halte ja die Worte Christi für wahr, wie sie lauten, und daß Christus seinen Gläubigen wahrlich seinen Leib zu essen gebe zu einer Speise des ewigen Lebens, daß er in ihnen und sie in ihm ewiglich bleiben sollen; man solle es bei dem Einfachen bleiben lassen, nicht fürwitzig disputiren, noch weniger fleischliche Gedanken zulassen. Blaurer erbat sich besonderes Gehör, das gewährt wurde. Geduldig hörte der Herzog Blaurers lange Darstellung des Abendmahlsstreites an; Blaurer deutete das Aeußerste an, wozu er sich verständigen könnte, und bat, so er mit Schnepf also übereinkäme, nemlich auf eine selbst zwischen Luther und Oecolampad vereinbarte Formel, so möchte der Herzog von Beiden

die Vergleichsurkunde schriftlich aufsetzen lassen. Bei der am 2. August angeordneten zweiten Besprechung konnte Blaurer von Schnepf noch keine Milderung erlangen und griff somit nach der Marburger Formel, die Bucer ihm mit den Schriftstücken übersandt hatte und die er gerade bei sich trug. Nach Blaurers Meinung war sie von Bucer und Oecolampad angenommen worden; nach Bucers Erklärung war sie von den Lutheranern vorgeschlagen, von ihm angenommen, von Zwingli und Oecolampad aber als sophistisch, obwohl sonst nicht gerade unleidlich und schriftwidrig abgewiesen worden. Die Formel lautete: Ich glaub, daß aus Vermögen der Worte: das ist mein Leib, der Leib des Herrn wahrhaftiglich, d. i. substantive und essentialiter, nicht aber quantitative oder localiter, d. i. substanzlich und wesentlich, aber nicht in Maß der Größe oder Qualität oder Abmessung der Statt im Nachtmahl gegenwärtig sei und gegeben werde. Der Name Luthers, der diese Formel gut geheißen haben sollte, wirkte auf Schnepf. „Könnt ihr mir so viel nachgeben, rief er, so fordere ich weiter Nichts!" Blaurer entgegnete: Wir haben keine andere Meinung, ich bin deß unbeschwert, nur beschwert mich nicht, wie neulich, mit den Worten fleischlich und leiblich. Freudig sprang der Herzog auf und rief: „Ich will deß Zeuge sein. Das walte Gott. Es soll eine gute Stunde sein, dabei solls bleiben. Ich weiß Anschläg und Practica, die dadurch gewißlich sollen zu unnütz werden, so mein Land sich mit den Städten vergleichen mag." Ueberdieß erklärte er, daß durch diese Formel Blaurern keine Anerkennung der leiblichen Gegenwart zugemuthet werde, was auch Schnepf zugab. Darauf wurden die Handschriften gewechselt. Blaurer erklärte noch, er werde es nicht dulden, daß Schnepf oder ein Anderer sage, er sei einen Fingerbreit von seiner bisherigen Meinung abgewichen. Der Herzog selbst begehrte, Keiner solle sich eines Widerrufs des Anderen rühmen; sie sollen sagen, sie seien übereingekommen, deß wolle er Jedem Zeugniß geben.

Mit dieser Stuttgarter Concordienformel war außer Bucer kein Theologe recht zufrieden. Leo Jud schrieb an Blaurer: „Was bedarfs so scrupuloser Worte? Wie und in welcher Art? Gebe Gott, daß ihr nicht euren, sondern allein Gottes Ruhm sucht. Geschähe das, so bedürfte es nicht solches Kinderspiels. Wir wissen, wie der Leib Christi gegessen wird, nemlich im Glauben." Auch Bullingern, so wenig er an der Aufrichtigkeit der Gesinnungen Blaurers zweifelte, sagte die neue Concordienformel nicht zu; er nannte sie einen Synkretismus, den er seiner Kirche nicht empfehlen möchte, und schrieb seinem Vadian: „Ich vermisse darin Einfachheit und Klarheit und glaube, daß dadurch nur viel Streitigkeiten veranlaßt werden." Mit dieser Befürchtung hatte er nur allzusehr Recht. Zwar Luther selbst war mit der Formel zufrieden, falls sie ehrlich gemeint sei, „denn, setzte er hinzu, Viele nehmen daran Anstoß, daß sich Blaurer so gar verstreitet, niemals eine andere Ansicht gehabt zu haben, was man schwer

glaublich findet. Doch halte ich es ihm im Interesse einer dauernden Eintracht zu gut. Denn von Herzen gern verzeihe ich allen früheren Feinden, wenn sie nur die rechte Ansicht haben." Aber die Lutheraner beuteten das Zugeständniß, mit welchem Blaurer bis zu den äußersten einem Zwinglianer möglichen Grenzen vorgerückt war, dahin aus, daß sie das Gerücht verbreiteten, Blaurer habe widerrufen und sei zu ihrer Partei übergegangen. Wie es scheint, war Schnepf selbst in seiner Ruhmsucht der Verbreitung dieses Geredes nicht fremd. Dieses Gerücht, das sich schnell in Schwaben und der Schweiz verbreitete und von allen Seiten Blaurern wieder zugetragen ward, brachte diesen in eine immer schwierigere Lage, während die Straßburger stets Schlimmeres von dem Eigensinn und der Gewaltthätigkeit Schnepfs gegenüber der sich möglichst accommodirenden Friedensliebe Blaurers befürchteten. Die Straßburger Prediger wandten sich an den Landgrafen zu Hessen mit bitteren Klagen über Schnepf, der sich nicht habe mögen genug sein lassen, daß Blaurer gemäß der Sächsischen Confession lehre, sondern ihn zu einem Sacramentstürmer habe stempeln wollen, „in dem dann wir alle wären verdammt und für Sacramentschänder erklärt; sollen sich denn die Leute nicht verwundern und die Einfältigen daran stoßen, so wir uns berühmen feind zu sein aller Sophisterei und Menschenfündlein, wollen in Allem bei dem einfältigen Wort Gottes bleiben, daß wir erst solche Worte von den Sophisten haben entlehnen müssen, die weder sie, die Sophisten selbst, noch Andere recht verstehen werden, was sie wollen?" Um diese Zeit schrieb Bucer auch an Melanchthon über das Verhältniß Blaurers zu Schnepf, das ihm wie das des Bibulus zu Cäsar erschien, und bat ihn, wie auch der Landgraf that, sich bei Schnepf wegen einer milderen Behandlung Blaurers zu verwenden. Unterdessen hatte Bucer alle Mühe, Blaurern zum Bleiben zu bewegen. Er schrieb ihm Brief auf Brief, beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig sein könnte, auf seinem Posten auszuharren, gab ihm immer erneute Verhaltungsbefehle, vertröstete ihn auf die Rückkehr des im Bad abwesenden Jacob Truchseß, noch mehr auf die Ankunft Melanchthons und rief ihm zu: „Ich höre, in welcher Enge du dich befindest; Gott ist mächtig, dich ins Geraume herauszuführen. Er wirds auch thun. Ich bin gutes Muths, und das um so mehr, je ungerechter Jene handeln, je schwereres Kreuz wir tragen." Die Stimmung Blaurers wechselte sehr: bald dachte er an schleunigen Abzug, bald sah er wieder Alles in zu rosenfarbenem Lichte an. Besonders richtete ihn die Ankunft des Straßburger Städtemeisters Sturm auf, dessen Ueberredung doch nachträglich den Herzog bestimmte, die Pfarrer einfach auf die Augsburger Confession zu verpflichten. Auch Thomas Blaurer war Ende August und Sturm von Neuem seit Mitte September in Stuttgart gegenwärtig, um Blaurern zu stützen. Osiander, den Ambrosius fürchtete, wurde zwar berufen, daneben aber Melanchthon durch eigenen Boten herbeigerufen. Ebenso wurde schon im Herbst die Berufung des

Simon Grynäus in Basel zum Dienst der Tübinger Universität durchgesetzt. Wirklich war die Stellung Blaurers günstiger geworden: der Herzog behandelte ihn mit Liebe und Auszeichnung, rief ihn oft an seine Schlösser, und selbst Osiander, der dem Herzog im Voraus durch seine Lehre von der Beichte verdächtig war und im Herbst auf ganz kurze Zeit erschien, war recht verträglich.

Der Sturm wegen der Stuttgarter Concordienformel sollte sich nicht so schnell legen. Die Katholiken beuteten ihn mit Schadenfreude aus. Ein Ungenannter, unter dem Namen Katholikus, wahrscheinlich Eck selber, ließ eine Flugschrift drucken: „Ein widerruff Ambrosi Blaurers, den Artikel vom hochwürdigen Sakrament belangend." Dies bestimmte endlich Blaurern, dem Rath Bucers nachzugeben und mit einer öffentlichen Rechtfertigung hervorzutreten. Unter starker Beihilfe Bucers vollendete er im November die Arbeit und ließ sie im December unter württembergischem Wappen drucken, unter dem Titel: „Bericht Ambrosii Blaurer von dem Widerruf, so er bei dem Artikel des hochwürdigen Sakraments des Leibes und Bluts unseres Herrn Jesu Christi gethan soll haben; aus welchem aus Vergleichung streitender Meinungen bei dem hl. Nachtmahl des Herrn leichtlich von den unangefochtenen frommherzigen Christen vermerkt mag werden. Psalm 120. Herr, errette meine Seele von den Lügenmäulern und von den falschen Zungen." Umsonst hatte Blaurer für diese Schrift um eine „Kundschaft" des Herzogs wiederholt gebeten, da der Herzog zwar Blaurers Ehre überall vertreten, aber sich nicht zu tief in das „Gezänke" der Gelehrten einlassen wollte. Die Schrift ward von allen Seiten gut aufgenommen: Melanchthon fand Uebereinstimmung mit seinen und den lutherischen Ansichten, Brenz war zufrieden, wenn kein Betrug den zwinglischen Kirchenverderber und Bilderstürmer geleitet, Luther hielt nur die sorgfältigste Reinigung der Vergangenheit für verdächtig, und, was das Beste war, Schnepf schwieg.

6. Reformatorische Arbeit in Württemberg.

Nachdem sich die beiden Reformatoren in Betreff der Abendmahlslehre leidlich mit einander verglichen hatten, wurde Jedem derselben sein besonderer Wirkungskreis bestimmt, Blaurern „das Land ob der Staig", der Schweiz und den oberländischen Städten benachbart, mit dem Sitz in der Universitätsstadt Tübingen, Schnepfen das Unterland mit dem Sitz in der Residenzstadt Stuttgart. Auch diese Vertheilung fiel zu Ungunsten Blaurers aus: nicht blos erhielt Schnepf den ehrenvolleren und einflußreicheren Sitz in der Residenz, sondern für Blaurer mußte auch der Posten in Tübingen, wo er nicht bloß die Kirche seines Districts, sondern auch die Universität reformiren sollte, Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten aller Art mit sich bringen. Beide Reformatoren gingen frischweg an ihre Arbeit, ohne Instruction des Herzogs, ohne gegenseitige

einläßliche Verständigung über gleichmäßige Durchführung des ihnen vertrauten Werkes, nur mit dem Versprechen, einander immer etwas zu weichen und nachzugeben. Der Herzog selbst führte Blaurern in sein neues Amt ein; er nahm ihn am 28. August mit nach Urach, wo lange Berathungen gepflogen wurden, Anfang Septembers nach Tübingen, in dessen Stiftskirche er bereits am 2. September die erste evangelische Predigt hielt. Seine Wohnung erhielt Blaurer auf dem Schloß bei dem Obervogt Edeln von Harter, einem entschiedenen Zwinglianer, in dessen Familie er liebevolle Aufnahme fand.

Die Reformation sollte mit Einsetzung eines evangelischen Predigtamtes beginnen. Der Herzog hatte den Reformatoren befohlen, sich in jede einzelne Vogtei in Begleitung einiger weltlichen Räthe zu begeben und die Geistlichkeit der zur Vogtei gehörigen Orte vor sich zu rufen. Hier sollte mit derselben unter Mitwirkung des Vogts verhandelt und ihr eröffnet werden: es sei des Herzogs Fürnehmen und Wille (Gott zu Lob und Dankbarkeit), das heilig Gotteswort aufzurichten und das in seinem Land zu pflanzen und zu handhaben; darum sei sein Begehr, daß die Geistlichen von dem großen Irrthum und Unverstand der Meß, Ceremonien der Kirche und dgl. abstehen und das hl. Gotteswort predigen. Welcher das annehme, der habe einen gnädigen Herrn, aber welcher das nicht thun würde, so würde S. F. G. von der Hirten wegen seine Schäflein nicht verderben lassen. Antwort wurde im Allgemeinen sogleich verlangt, aber es gab auch viel Disputirens und Fragens. Unentschlossene erhielten Bedenkzeit, Widersetzliche Abschied, jedoch mit Anweisung von Nahrung und Unterhalt auf Lebenszeit. Nachdem erst in des Herzogs Beisein die Uracher Geistlichkeit ins Verhör genommen worden war, wurden auch in der Tübinger Vogtei die Priester vom Obervogt und von Blaurer auf das Rathhaus geladen und nach langem Fürhalten der Hauptpunkte des ungezweifelten christlichen Glaubens eine Antwort von ihnen begehrt, wie sie sich gedächten, fürohin hierin zu halten. Sieben derselben erzeigten sich willig, die zwölf Uebrigen erbaten sich Bedenkzeit. In Tübingen selbst mußte dem Stadtpfarrer und Professor der Theologie Dr. Gallus (Müller) die Kanzel verboten werden, der dann mit Gläubigern und Schuldnern abrechnete und sich reisefertig machte. Durch alle Vogteien gingen diese Verhöre; überall predigte zugleich Blaurer zweimal täglich. Wie mühsam diese Arbeit war, mögen wir einem Brief Blaurers an seinen Bruder Thomas vom 22. September 1534 entnehmen: „Zu allen übrigen Widerwärtigkeiten gesellt sich noch die Unlust eines beständigen Hinundherreisens, was mir überaus beschwerlich ist. Oft muß ich selbst in einer und derselben Stadt die Herberge wechseln. Täglich habe ich mit Priestern zu unterhandeln, den Sophisten Rede und Antwort zu stehen, Alle, die mich der Reihe nach angehen, zufrieden zu stellen. Im Vergleich zu diesen Geschäftsüberbürdungen sind alle meine früheren Arbeiten in den

schwäbischen Städten nichts. Christus wird mich mit seinem Arm in einer Kürze erlösen, denn ich glaube nicht, daß ich solchen Eselslasten auf die Länge Stand halte. Ich empfehle dir meine Frau. O wie bin ich dreimal unglücklich, da ich weder mir noch euch angehöre. Möchte mich doch der Herr euch bald zurückgeben! Geschrieben zu Tübingen, wo mich unentwirrbare Streitigkeiten mit den Sophisten erwarten. Bittet Gott, daß er durch mich, ja daß ich durch ihn siege!" Da die Zahl der Hartnäckigen, welche entlassen werden mußten, ziemlich groß war, so bestand die Aufgabe der beiden Reformatoren zum Andern darin, daß sie für tüchtige Besetzung der erledigten Pfarrstellen Sorge trugen. Dieser Aufgabe war in der Eile schwer nachzukommen, da einerseits an evangelischen Predigern ein Mangel war, andererseits die für die Stellen ausgeworfenen Besoldungen meist so niedrig waren, daß sie für den bescheidenen Unterhalt einer einfachen Pfarrfamilie nicht ausreichen konnten. Diejenigen evangelischen Prediger, welche neben den alten noch im Besitz der Pfründen Stehenden angestellt wurden, erhielten vom Fürsten ein Wartgeld, in einem Gulden wöchentlich bestehend, so daß sie sich über bitteren Hunger beschwerten. Während Schnepf aus dem lutherischen Lager Geistliche berief, hatte Blaurer keine andere Wahl, als sie sich aus der Schweiz zu verschreiben. Blaurer klagte, wie er es mache, könne er es nicht recht machen; die Lutheraner klagten, daß er sie nicht berücksichtige und die von Schnepf Verworfenen in seinem Gebiet anstelle; die Schweizer, daß er sie verläugne! Weil die unterländische Geistlichkeit nicht selten eifrig gegen Sacramentirer und Zwinglianer auf der Kanzel donnerte, beschwerte sich Blaurer beim Herzog, und dieser rescribirte am 22. December 1534: „daß wir ein öffentlich Mandat ausgehen lassen sollten, daß Niemand den Andern des Glaubens halber schmitze oder schmähe, sondern ein Jeder ruhig und friedlich sei, sieht uns auch für gut und fruchtbar an, wollen das also förderlich fürnehmen und in unserem Fürstenthum allenthalben, auch in allen Klöstern verkünden lassen."

In Tübingen wurde die Stadtpfarrstelle, weil mit einer theologischen Professur an der Universität verbunden, lange nicht besetzt. Unterdessen predigte in der St. Georgenkirche neben dem halbkatholischen Dr. Käuffelin Blaurer selbst, so oft er anwesend war. Diese Predigten des Superintendenten Blaurer in der allgemeinen Stadt- und zugleich Universitätskirche, zunächst wegen der Stadtgemeinde angeordnet, galten doch auch zugleich den Lehrern der Universität. Diese aber glaubten sich in ihrer Ehre verletzt und sagten: Wir sollen uns wie ein gemeines Dorf nur durch Vorpredigen zu der neuen Lehre bringen und dringen lassen und ohne alle gelehrte Gegenwehr das Feld räumen; das wäre uns allen nicht nur nach unserem Gewissen beschwerlich, sondern auch gegen dem ganzen Land und aller Welt spottlich. Sie erbaten sich nun von dem Herzog eine ihnen von Blaurer oft angebotene gemeine öffentliche Disputation und

dazu den Landsmann Melanchthon, der nicht bissig und neidisch, sondern sittig, freundlich und friedsam sei. Letztere Bitte ward zwar vom Herzog zu erfüllen gesucht; da aber Melanchthons Kommen sich verzögerte, mußten sie unterdessen an Blaurer und Grynäus sich begnügen lassen. Letzterer traf Anfang November in Stuttgart ein; er war, wie die Straßburger ihn schilderten, ein Mann der vielseitigsten Gelehrsamkeit und daneben bescheiden, leutselig, mild und friedfertig, „daß man jetzt der Zeit bei den Deutschen seines Gleichen nicht hat, so man will goldenen Verstand, die Sprachen, andere gute Künste, Philosophie, Mathematik, und was mehr der rechten gründlichen Künste sind und das Leben zusammenhalten." Mit Grynäus arbeitete Blaurer den Entwurf einer neuen Universitätsordnung aus und übergab ihn in Bebenhausen dem Herzog, welcher ihn zwar am 22. December 1534 billigte, aber zuvor das Gutachten der Professoren darüber einzuholen wünschte. Diese sandten eine eigene Deputation an den Herzog, um sich zu widersetzen und über Blaurer, der nur mit Trutz und Gewalt umherfahre, sich zu beschweren. Gleichwohl ward Ende Januars 1535 die „Reformation und neu Ordnung" der Universität durchgesetzt, Dank der entschlossenen Beharrlichkeit des Grynäus. Als Hauptmangel der bisherigen Einrichtung ward bezeichnet, daß die alten Sprachen, besonders die griechische und hebräische hintangesetzt, überhaupt die Künste etwas verdunkelt gewesen, die Philosophie nicht lauter und rein, sondern den Jungen unverständlich gelehrt worden sei. Diesem Uebel zu steuern, sollten von nun an in Tübingen drei Schulen bestehen: die trivialis, das Pädagogium, endlich die hohe Schule. Letztere sollte die Lectionen für die geben, welche Baccalaurei und Magistri werden wollten. Die beiden Bursen wurden vereinigt, da zwei Wege der Philosophie nichts taugten. Nach der Academie oder hohen Schule kommen die oberen Facultäten, die juridische, medizinische und theologische. In der juridischen Facultät sollten die sechs Lehrstühle bleiben, nur sollten von den dreien für das kanonische Recht zwei in Abgang decretirt und statt ihrer einer für das Lehenrecht und der andere für das moderne Recht und griechische Constitutionen errichtet werden, „daß den jungen angehenden Juristen auch der Weg aufgethan werde, den Ursprung und Brauch der Rechten weiter zu suchen, dann bis anher der Brauch gewest ist." Bei der medizinischen Facultät ward in den Lectionen nichts geändert, doch daß man in denselbigen der griechischen Sprache, so viel Dioscoridem, Hippocratem und Andere berühre, nicht in Vergeß stelle." Für die theologische Facultät endlich blieb es bei zwei Docenten, dem Einen für das alte, dem Anderen für das neue Testament. Auch der academische Senat sollte in seiner Verfassung bleiben, nur daß die beiden Reformatoren den Sitzungen desselben anwohnen sollten. Die augenblicklich aber am Tiefsten eingreifende Bestimmung war: „In allen Facultäten sollen diejenigen, die jetzt als Professores bestellt oder künftig angenommen werden, gelehrte, geschickte

und christliche Männer sein; welche aber der rechten, wahren evangelischen Lehre zuwider seien und diese zu lästern sich unterstehen, sollen gänzlich abgeschafft und geurlaubt sein." Das Bestreben, durch Beiziehung tüchtiger Lehrkräfte die Universität in Flor zu bringen, war aufrichtig: für die griechische Literatur wurde Melchior Volmar, für die römische Joachim Camerarius, für die juridische Sichard, Amantius und Bigot, für die medizinische Facultät Leonhard Fuchs gewonnen. Während aber also allen Facultäten durch Professoren von Ruf aufgeholfen wurde, war die in damaliger Zeit wichtigste theologische Facultät am Mangelhaftesten vertreten: neben dem halbkatholischen Käuffelin repräsentirte sie nur Paul Phrygio, ein Mann, der seinen Posten als Stadtpfarrer besser als den eines theologischen Docenten ausfüllte. Nach der neuen Ordnung sollte für academische Bürger an jedem Sonntag oder Festtag und Donnerstag der Catechismus von einem theologischen Professor gelesen werden. Diese Lection hatte Grynäus selbst übernommen, aber es fand sich Niemand ein, der diese Vorträge hören wollte, theilweise unter dem Vorwand, Grynäus sei ein Zwinglianer. Grynäus, verdrossen über dieses Vorurtheil, nahm auf sechs Wochen Urlaub, um nie mehr nach Tübingen zurückzukehren. Blaurer hatte allen Grund, über diese Flucht des dreimal Treulosen untröstlich zu sein; durch Grynäus Wegzug war auch sein Einfluß auf die Universität mehr als geschwächt. Trotz der Berufung so ausgezeichneter Professoren, ja mitunter gerade deswegen ging es mit der Universität nicht recht vorwärts, indem jene Celebritäten die Ueberordnung eines Mannes nicht ertragen wollten, den sie in wissenschaftlichen Leistungen tief unter sich stellten, und dem in Betreff des Studienwesens alle Erfahrung fehlte. Gerade die von Blaurer Neuberufenen machten ihm am Meisten zu schaffen: Sichard nannte sich mit Selbstgefühl gegen Blaurer, den bloßen Humanisten, einen Juristen; auch der Humanist Camerarius klagte, die Würde der Universität und der Wissenschaft werde nicht geachtet. Blaurer war immer wieder der Gewaltthätige, der Bissige, der Neidische und, wußte man sonst nichts, — der Zwinglianer. Er achtete den Corporationsgeist nicht, er ließ academische Grade und Disputationen in Abgang kommen, war selbst nur der Magister, welcher um den Doctorgrad sich nichts kümmerte! Blaurer selbst drang darauf, Melanchthon zu Rathe zu ziehen; dieser kam im September 1536, besprach Alles freundlich mit Blaurer, hörte auch die Professoren und brachte nach ihren Vorschlägen eine neue Ordination vom 3. November zu Stand, die aber in allem Wesentlichen mit der Blaurerschen harmonirte, so daß man sich nicht verbergen konnte, daß die bisherigen Uebelstände mehr in Persönlichkeiten als in Einrichtungen ihren Grund haben. Die wichtigste Neuerung, die nun ins Werk gesetzt werden sollte, war die, der theologischen Facultät ein rechtes Haupt zu geben. Melanchthon hatte wiederholt Johannes Brenz vorgeschlagen; ungern entschloß sich der Herzog zu dieser die Zwinglianer in und außer

Land tief kränkenden Berufung; aber nachdem alles Dringen in Melanchthon, sich selbst der Universität zurückzugeben, fruchtlos geblieben war, wandte er sich nothgedrungen an Brenz, der selbst mehr gezwungen sich auf ein Jahr für Tübingen versagte, dieses aber nicht aushielt. Wie schwierig die Lage war, geht aus dem Rathschlag Melanchthons an ihn hervor: er möge mit der größten Mäßigung, ja mit ulyssischer Klugheit zu Werke gehen, Vieles durchsehen, Vieles toleriren, daß er nicht aus Uebel ärger mache. Hiemit war der Einfluß Blaurers und der zwinglischen Partei auf der Universität gebrochen, und die Verläumder glaubten sich nun Alles gegen Blaurer ungestraft erlaubt. Blaurern blieb nur der schmerzliche Trost zu sehen, daß es selbst einem Brenz eben so wenig gelang, über das eifersüchtige kleinliche Intriguenspiel der Männer der Wissenschaft Herr zu werden, obwohl Brenz neben der Gelehrsamkeit noch Eins vor Blaurer voraus hatte — daß ihn nicht der Fluch traf, welcher auf den Zwinglianern im Lande ruhte.

Je verschiedenartigere Elemente bei der Reformation des Landes zusammenwirkten, desto dringender zeigte sich das Bedürfniß einer allgemeinen Kirchenordnung. Auch in Betreff dieses Punktes war Blaurer von Bucer schon am 13. October 1534 instruirt worden, indem er ihm bezüglich der Ceremonien dreierlei vorschlug, daß man wenigstens die allzu abergläubischen Bilder entferne, bei der Feier des Abendmahls kein anderes Gewand als jenes leinene, genannt Chorrock, anwende, und die Elevation unterlasse; „so wird es in Hall, Heilbronn und Reutlingen auch gehalten. Der Herzog möchte zur gelegenen Stunde daran zu mahnen sein, daß er auch auf unsere Kirchen Rücksicht nehme. Ihr lieget dem Raum nach in der Mitte: wie wäre es, wenn ihr auch in den Ceremonien den Mittelweg einhieltet?" Blaurer selbst wünschte, daß von oben her Schritte zur Gleichförmigkeit geschehen möchten, aber Alles ging langsam und nicht nach Wunsch. Am 17. Februar 1535 schrieb Ambrosius an Bullinger: „In Stuttgart, Herrenberg und Kannstadt ist die päpstliche Messe ganz abgethan, nicht durch einen fürstlichen Befehl, sondern die Priester hatten ihre eigenen Gründe dazu. Da bei uns (in Tübingen) nicht die gleichen Umstände vorwalten, wird man hier auf das Aeußerste Widerstand leisten. Die Ceremonien beim Abendmahl wurden zu Stuttgart von Schnepf in einer Weise angeordnet, daß daran nicht viel auszusetzen ist. Die Elevation von Hostie und Kelch unterbleibt, auch haben die Administranten keine Meßgewänder an. Einige Psalmen werden gesungen, die Legenden verlesen, der englische Gruß und in terra angestimmt und Einiges in lateinischer, Anderes in deutscher Sprache gesprochen." In Tübingen las Dr. Käuffelin noch immer Messe. Erst am 7. März wurde sie von Blaurer mit allen übrigen bisher gewöhnlichen Kirchengebräuchen aufgehoben kraft eines besonderen herzoglichen Befehls. Am Palmsonntag, den 21. März, wurde das erste Abendmahl in Tübin-

gen, in noch einfacherer Weise als in Stuttgart, namentlich ohne lateinische Gesänge gefeiert. Allein bei dem Fehlen einer Kirchenordnung war es unvermeidlich, daß sich nicht in den einzelnen Gemeinden verschiedene Kirchengebräuche bildeten, und diesen Umstand benützte der Blaurern sehr abgeneigte Kanzler mit den Räthen zu einer Beschwerde bei dem Herzog, in welcher vorgestellt wurde (10. April), daß bei den evangelischen Reichsständen und auch sonst außer Lands das Gemurmel sein solle und auch großes Mitleiden getragen werde, wie wenn zweierlei Secten in der Religionssache gepredigt und dem armen Volk vorgetragen würden, ob der Staig Zwingli, unter der Staig Luther; sie selbst wissen, daß Viele ob der Staig wünschen, die Ceremonien zu halten, welche Schnepf zu Stuttgart und in seiner Verwaltung aufgerichtet habe. Schnepf selbst, den sie zu sich berufen und befragt hätten, beklage den Uebelstand, und daß ob der Staig Zwinglis Meinung um sich greife; was sie auch daraus schließen, daß Blaurer viele Prädicanten aus der Eidgenossenschaft annehme. Sie bäten, ernstliches Einsehen zu haben und die Sachen dahin zu richten, daß einhellig gepredigt und gleichförmige Ceremonien in allen Orten des Fürstenthums angerichtet würden. Auf dieses hin wurde Blaurer zu Anfang Juni nach Stuttgart berufen, wo viele wichtige Fragen zur Verhandlung kamen in Betreff der Klöster, der Pfarreien und bürgerlicher und kirchlicher Censur; allein er sollte gleich zu Anfang erfahren, wie der Wind wehe. Er schreibt am 10. Juni an Thomas: „Schnepf hatte mich kaum gegrüßt, als er mich darüber zu Rede stellte, warum ich die von ihm aufgestellten Ceremonien nicht genau beobachte, und er hat genug Leute an der Hand, welche ihn, so gut sie nur können, mir zu entfremden suchen. Ich besänftige, so gut ich vermag, dulde und thue Alles, womit ich nur immer die Freundschaft unter uns zu erhalten hoffe. Der Herzog bewahrt mir, wie ich aus Allem abnehmen muß, standhaft die alte Gesinnung, wenn er gleich dadurch bei Vielen anstoßt. Ich bitte Christum inständig, daß er mich stärke, nach seines Geistes Regel zu wandeln." Schnepf wußte die Kirchengesetzgebung immerhin mehr den Händen Blaurers zu entreißen und an sich zu bringen. Schon am 22. December 1534 hatte der Herzog an Blaurer geschrieben: „Eine Censur und Strafe zu Abstellung etlicher grober unchristlicher Laster, als Gotteslästerns, Ehebruchs, Zutrinkens, Wucherns, unehelichen Beisitzes u. s. w. anzurichten sind wir geneigt, wollen auch dieß durch Meister Erhart Schnepfen und andere christliche und der Ehrbarkeit liebende Männer begreifen und ausgehen lassen. Gemeine und wichtige Ehesachen werden jetzt allein durch M. Erharten und andere Zugeordnete ausgerichtet; aber was der schweren Händel sind, bleiben auf die künftige Ordnung beruhen. Dieselbige Ordnung wird euch diese Tage sammt dem Grynäo zu besichtigen und weiter zu berathschlagen zugeschickt, wie denn solche von M. Erharten zusammenbracht ist; die wollt auch desto bälder durchsehen und herabschicken, damit förderlich

den Leuten geholfen werden möge." Blaurer beschwerte sich namentlich über die Eheordnung, in welcher Schnepf solche Gesetze vorschreibe, die allzu abergläubisch seien, als daß sie sich mit dem vielfachen menschlichen Elend vertragen könnten. Auch mit der zu Anfang des Jahres 1536 erschienenen „Gemein Kirchenordnung," die übrigens nur eine Vorschrift „der Form und Weis' der Ceremonien" war, stimmte Blaurer nicht ganz überein. Sie war gleichfalls von Schnepf entworfen, Blaurern und Brenz zur Begutachtung übersandt, und die beiden Letzteren konnten in Betreff der Ceremonien unmöglich gleichen Schritts mit einander gehen. Ambrosius übersandte ein Exemplar derselben seinem Bruder Thomas (14. März 1536) mit dem Bemerken: „Mehreres darin wird auch dir wie mir ganz abergläubisch dünken, wie z. B. die Bestimmung, daß die Zahl der Communicanten Abends zuvor genau ermittelt werden soll, damit die Zahl der Hostien ihr entspreche; ferner daß im Kelch nichts übrig bleiben dürfe, sondern Alles ausgetrunken werden müsse, doch meine ich, wir müssen noch zufrieden sein, daß unzähliges Andere, was von Brenz hinzugeflickt war, wieder weggeschnitten wurde; aber ich behalte das aus Vorsicht für mich, obgleich du einen Theil davon auch jetzt noch darin findest."

Noch einen Sieg trug Blaurers Richtung in Württemberg davon: bezüglich der Bilder. Zwar war mit ihrer Ausräumung Schnepf gleichfalls Blaurern vorangeeilt. Schon im Frühjahr 1536 hatte der Herzog befohlen, die Bilder, welche man anbete, mit Vorwissen der Obrigkeit und des Predigtamts wegzuthun, während die unärgerlichen zu dulden wären; aber Alles kam darauf an, welche Bilder für ärgerlich erklärt wurden. In Stuttgart und Tübingen herrschten verschiedene Anschauungen, und es war natürlich, daß man an letzterem Ort viele Bilder ausräumte, welche in Stuttgart Gnade gefunden hätten; nur in der herzoglichen Hofkirche wurden alle Bilder entfernt. Der Unterschied des Oberlandes vom Unterlande trat noch greller hervor, seit Schnepf nach den Verhandlungen der Theologen in Schmalkalden über Bilder und Werth der historischen Bilder im Jahr 1537 sogar manche Bilder wieder aufstellen ließ. Schnepf, der als Haupturheber der halben Maßregel galt und im Gerücht der Leute beschuldigt wurde, „er habe eine Spaltung in der Kirche mit den Götzen gemacht und groß Aergerniß angerichtet," suchte sich über diesen Punkt zuerst mit Blaurer zu verständigen und als dieses nicht gelang, bei dem Herzog eine persönliche Besprechung oder aber ein Verhör vor der Universität zu erlangen; der Herzog aber ordnete an, daß sich die angesehensten Theologen seines Landes und einiger benachbarter Städte mit den Generalsuperintendenten zu einer verstärkten Synode vereinigen und vor einer herzoglichen Deputation die Frage beantworten: Ob Bilder und Altäre in den Kirchen zu dulden seien oder nicht? So kam es am 10. September 1537 in Urach zu einer einen ganzen Tag ausfüllenden Verhandlung, zu dem von Blaurer so genannten Götzentag. Zwei Tage nachher schrieb

darüber Blaurer an Machtholf: „Ich kann euch in der Eil nicht verhalten, daß auf Sonntag nächst vor dato ein Götzentag hie zu Urach gehalten worden. Da hättet ihr Wunder gehört! Wir haben den ganzen Sonntag Morgens und Nachmittags Gespräch gehalten, aber uns nicht vergleichen mögen, also daß die Räthe letzlich begehrt, daß Jeder seine Meinung in Schrift vergreifen und aber alle anderen Umstände fallen lassen und allein schlecht und grad auf diese Frage Antwort stellen wollte: Ob unser gnädiger Fürst und Herr möge alle Bildnisse dieser Zeit aus den Kirchen räumen lassen? Welches also geschehen auf Montag, daß Jeder insonderheit seine Meinung den Räthen übergeben hat. Wird man hochgemeldt einem gnädigen Herren fürbringen; was denn seine Gnad weiter fürnehmen, wird sich in Kurzem wohl erscheinen. Es ist doch eine große Strafe und Plage über uns, daß wir so viel wichtiger Sachen auszurichten hätten und aber mit solchem Kindswerk umgehen, und daß die stummen Götzen ein solch Geschrei sollen machen. Der liebe Gott erbarme sich über uns, verleihe seiner hl. Gemeinde Fried, Liebe und Einigkeit!" Es war Blaurern viel wichtiger, daß die Herzen, als daß die Kirchen von aller Abgötterei und Unreinigkeit gesäubert werden; doch wollte er auch die unärgerlichen Bilder als ärgerliche Hindernisse des Worts aus den Kirchen entfernt haben. Noch im September entschied der Herzog gegen die Bilder; zu Anfang Octobers wurde der Befehl öffentlich bekannt gemacht und am 27. October wurde in Tübingen mit Entfernung der Altäre und der noch übrigen Christus- und Apostelbilder Ernst gemacht. Blaurer hatte gesiegt, aber die Nothwendigkeit, diesen Befehl im J. 1540 wiederholt einzuschärfen, beweist nicht bloß, daß der erstere Befehl nur theilweise vollzogen ward, sondern auch wie groß und mächtig bereits die Partei der Gegner des Zwinglianismus und Blaurers im Lande Württemberg war.

Mit besonderer Vorliebe arbeitete der alte Klosterbruder Ambrosius, die Reformation auch auf Klöster und Stifte auszudehnen. An Pellican, den er, falls er den Ruf an die Universität nicht annehme, als alten Nonnenbeichtvater zur Arbeit an den Klöstern erbitten wollte, schrieb er am 18. Februar 1535: „Du weißt, wie die Gewissen der Mönche und Nonnen angefochten sind; Niemand könnte ihnen besser zu Hülfe kommen als du. Es sind jetzt die klösterlichen Beichtväter abzusetzen, und es hält sehr schwer, die rechten Leute an ihre Stelle zu finden, da unter Zehn kaum Einer sich auf die Gemüthsverfassung dieser Nonnen und dreimal elenden Mönche versteht; wenn ich darin auch eingeweiht bin, so kann ich es nicht, da ich mit tausend anderen Geschäften in Anspruch genommen bin, so daß ich mit ihrer Lage das tiefste Mitleid trage. Wohlan, Mann Gottes, mache dich auf, eile herbei und leiste uns hilfreiche Hand. Das Kloster zu Pfullingen bedarf gerade solch einen Mann, wie du bist; wolltest du auch nur auf einen Monat dich dieser Arbeit unterziehen, so würde sich bis dahin schon Einer finden, der dich dauernd ersetzt. Wäre mir die Wahl vergönnt, so würde

ich vor allen anderen Wirkungskreisen diesem den Vorzug geben, diese Menschenclasse, welche zwar für Gott aber mit Unverstand eifert und nur mit der größten Klugheit und Umsicht von ihrem gräßlichen Aberglauben abgebracht werden kann, zu trösten, zu ermahnen und zu gründen." Die dreizehn Klöster des Landes waren einerseits Sitze geistlicher Conventе, andererseits die Parochieen oder wenigstens Betstätten für Gemeinden, oder versahen durch ihre Conventualen benachbarte Pfarreien. In letzterer Hinsicht zunächst hatte der Herzog für seine Unterthanen zu sorgen. Stellten die Klöster nicht von selbst evangelische Prediger auf, wozu sie nicht leicht bereit waren, so sandte er solche ab, sie eines Besseren zu belehren. Für den Convent aber wurde der Versuch einer gründlicheren und reineren wissenschaftlichen theologischen Bildung durch evangelische Docenten gemacht, die man Lesemeister nannte. Ein solcher ward schon im Januar 1535 nach Bebenhausen bestellt; im Februar wirkt als solcher in Hirschau Theodor Raysmann, in St. Georgen Meister Hans Spreter, in Blaubeuern erst Hans Schmölz von Memmingen, dann Peter Toussaint. Nachdem die Prediger und Lesemeister eine Zeitlang die Klosterbewohner belehrt hatten, versuchte man, sich gütlich mit diesen abzufinden. So wurde Blaurer mit dem Kirchheimer Obervogt Friedrich Thumb von Neuburg Anfang Junis 1535 in das Kloster Deckendorf abgeordnet: sie boten den Klosterbrüdern vierzig Gulden jährliches Leibgeding an und begehrten dagegen das Aufhören der Messe und päpstischer Ceremonien. Das Gleiche geschah in St. Georgen und Alpirsbach. Am Schwierigsten zeigte sich der Abt Lucas Götz in Herrenalb. Nachdem alle gütlichen Versuche erschöpft waren, sandte der Herzog seinen Hofmeister Balthasar von Gültlingen, die beiden Obervögte von Ebingen und Neuenbürg und Ambrosium Blaurer, begleitet von siebenzig Büchsenschützen des Neuenbürger Amts am 28. October 1535 in das Kloster, und jetzt erst lieferte der hartnäckige Abt die Schlüssel des Klosters aus, der Gewalt weichend. Auch Alpirsbach ließ nur gezwungen die Reformation in seine Mauern ein. Aehnlich wurden auch die Frauenklöster und Collegialstifte aufgehoben. Bei den Nonnenklöstern zog sich Blaurer besonders dadurch viele Feinde zu, daß er im Jahr 1537 auch die Nonnen in Ein Kloster sammeln wollte; doch ist nur die Versetzung der Pfullinger Nonnen nach Leonberg urkundlich bekannt. Auch eine eigene Klosterordnung wurde am 10. Juli 1535 schon, sicher unter Blaurers Einfluß erlassen.

Seit dem Frühjahr 1536 begann die in der Kirchenordnung vorgesehene Visitation. Das Collegium der Visitatoren bestand anfänglich aus den beiden Reformatoren und zwei weltlichen Mitgliedern, Jörg von Ow und Martin Nittel; sie sollten im Land herumreisen und sich mit eigenen Augen über den Stand der Kirchen unterrichten; außerdem gehörte in ihren Geschäftskreis die Aufsicht über Kirchendiener und Kirchengüter. Diese Visitationsreisen waren die Hauptbeschäftigung Blaurers in den

beiden letzten Jahren seines Württemberger Aufenthalts. Sie waren überaus beschwerlich, wurden aber auch durch die stürmischen Zeitereignisse öfter unterbrochen, und ihre Beendigung schien sich Ambrosius schon längst als das Ende seiner Wirksamkeit im Herzogthum gestellt zu haben. Schon am 14. März 1536 schreibt er darüber an seinen Bruder Thomas: „Meine Frau brauch ich euch nicht erst zu empfehlen; sie rühmt in allen ihren Briefen eure Dienstwilligkeit; doch empfehle ich euch meine auch sonst genug empfohlene Wittwe. Sag der lieben Hausfrau, mich verlang so sehr zu ihr, daß ich doch einmal viel viel Ding mit ihr redete. Ich werd wohl halb vergessen, wo verzeicht, ehe ich komme; entbittet Gott treulich für mich. Ihr könnet euch leicht vorstellen, wie unbequem und unglücklich ich mich hier fühle. Ich lebe als ein Fremder. Stets neue Sorgen für die Kirchen nehmen mich in Anspruch. Vieles möchte ich ungeschehen, Anderes anders haben, und doch gelte ich Unschuldiger als der Schuldige für Alles. Die Kirchenvisitation, deren Beendigung mir vielleicht die Rückkehr zu euch gestattet, wird so oft ausgesetzt, daß sie wohl, wenn es so fortgeht, vor vollen zwei Jahren nicht zum Abschluß kommen dürfte. Unterdessen bin ich eures Anblicks und des Zusammenlebens mit euch und allen meinen Lieben, insbesondere mit meiner allerliebsten Frau beraubt, beraubt bin ich auch meiner Studien, beraubt auch aller der Dinge, welche dieses elende Leben erträglich machen und das Gefühl jener Leiden mildern könnten. Und was das Schlimmste ist, ich finde keine Gründe mich loszumachen, außer solchen, welche der Herzog gar nicht oder nur wenig gelten läßt. Doch sage ich dieses nur dir, denn ich möchte nicht, daß meine Frau von diesem Verzug erfahre; vielmehr soll sie durch die Hoffnung auf meine baldige Heimkehr aufrecht erhalten werden. Und vielleicht führt der Herr ja eine unerwartete Gelegenheit herbei, die mir die Rückkehr zu euch gestattet." Zwar wurde Ambrosius während seines Aufenthalts in Württemberg öfter durch Besuche der Seinigen erquickt; am 10. Juni 1535 bittet er seinen Bruder dafür Sorge zu tragen, daß seine Frau ihre Reise zu ihm beschleunige; er werde auch darum, daß er so lange ohne Frau sei, von Vielen angesehen; am 26. Juli ist sie bei ihm und er schreibt an Thomas, daß mit ihrer Ankunft neuer Muth und neue Geistesfrische ihm gekommen sei: „Gott sei Dank, der sie mir wiedergegeben und mit ihr ein so besonderes großes Geschenk. Er schaffe, daß ich diese herrliche Gabe in seiner Furcht lange und glücklich genieße." Aber am 6. Nov. 1535 schreibt er an Bürgermeister Hans Wellenberg: „Dieweil sich meine Sachen jetzund also schicken, daß ich in acht oder vierzehn Tagen abermal im Fürstenthum allenthalb die Kirchen besuchen und visitiren muß, hab ich für gut angesehen, meine liebe Hausfrauen hinauf wieder zu schicken zu dem Kind, dann sich mein Ausbleiben von Tübingen ein Woch oder zehn verziehen wird. Ist ihr die Zeit dennoch kürzer und ringer droben denn hienieden in meinem Abwesen." Auch Ambrosius selbst begab sich im Sommer 1537 zur Er-

holung nach Konstanz, von wo er am 9. oder 10. Juli wieder nach Württemberg reiste: aber welch ein großes Opfer er der Sache des Evangeliums brachte, verstehen wir, wenn wir daran erinnern, daß er während seiner Württemberger Mission zweimal Vater wurde; wie andererseits der gemüthliche Mann alle seine Arbeiten und Leiden doppelt schwer tragen mußte, da ihm der Hintergrund eines Familienlebens und Freundeskreises abging. Statt dessen war er auf seinen Reisen wie in Tübingen stets von eifersüchtigen Aufpassern umsponnen, weßwegen er von Bucer immer wieder zu dem aufgefordert wurde, was seinem Wesen das Unnatürlichste war — zu diplomatischer Klugheit und hofmännischer Verstellungskunst! Er selbst hatte das klare Bewußtsein es keiner Partei recht machen zu können; daß er dennoch im Handeln und Dulden ausharrte, um es Gott recht zu machen, verräth eine nicht genug zu bewundernde Selbstverläugnung, eine Treue, die über Vermögen thut, weil aus dem Vermögen, das Gott darreicht.

7. Der Abschied aus Württemberg.

Melanchthon hatte schon am 17. October 1536 von dem Gerücht geschrieben, daß Blaurer ganz zurücktreten wolle, und während seines Besuchs in Württemberg zu bemerken geglaubt, daß alle Stände die heftigste Abneigung hätten gegen Alle, welche im Verdacht der zwinglischen Ketzerei ständen. Am 27. October 1537 schrieb der Hebräer Hiltebrant von Tübingen aus an Blaurer, daß seine viele Feinde an der Universität fest überzeugt seien, daß Blaurer an seine Flucht denken müsse, seitdem sich einerseits die Gesinnung des Herzogs geändert habe, und andererseits Ambrosius als Urheber des (nicht vollzogenen) Befehls der Räumung der widerspenstigen Nonnenklöster betrachtet werde. Der Herzog, fügt er bei, beabsichtige die völlige Ausrottung des Zwinglianismus, den er unvorsichtig durch Blaurer habe Wurzeln fassen lassen; selbst auf Schnepf sei er sehr böse zu sprechen, daß er Blaurern viel zu viel nachgegeben habe, wie er auch dem Melanchthon heilig und theuer versprochen habe, selbst wenn er sein Leben daran setzen müßte, niemals das Heerlager des Lutherthums zu verlassen.

Blaurers Stellung hatte sich durch seinen Bruch mit den Bucer'schen Unionsbestrebungen wesentlich verschlimmert. Er war längst von dem Grundsatz abgestanden, mit dem er im Jahr 1532 die Schweinfurter Zugeständnisse Bucers begleitet hatte: man müsse mehr auf die Liebe sehen, als auf die Freiheit. Die schöne Mahnung, welche seine Schwester Margarethe Bucern einst mit auf den Weg gegeben hatte, „dem Frieden nichts von der Wahrheit zu opfern," war seither auch die Loosung von Ambrosius geworden, wie er mit ihr die Abneigung gegen das ewige Tagen und Conciliumhalten theilte, „wo man durch die Zungenfertigkeit überschüttet und überredet werde, und nütze zuletzt doch nichts". Ambrosius war des ewigen Marktens und Unterhandelns müde und ließ sich auch nicht bewegen,

zum Abschluß der Wittenberger Concordie (21. Mai 1536) zu erscheinen, obschon Bucer ihn wiederholt beschwor und eine Erleichterung seiner Stellung in Württemberg davon hoffen wollte. Er sah voraus, was geschah, daß Bucer um jeden Preis Frieden schließen werde, selbst um den Preis der Aufopferung der schweizerischen und süddeutschen Abendmahlslehre. Namentlich verdroß Blaurern das Zugeständniß, daß auch die Unwürdigen (nur nicht die Gottlosen) den Leib Christi genössen. Selbst die persönliche Gegenwart Bucers, Melanchthons und Zwicks im September und October 1536 konnte Blaurern nicht zur Nachgiebigkeit bewegen. Er hatte schon am 29. Juni an Margarethe geschrieben: Alles könne man ja zuletzt selbst den Papisten zugestehen, wenn man so in künstlichen Worten mit der Wahrheit spiele; aber dahin komme man mit der Nachgiebigkeit gegen Menschenauctorität und maßlosem Friedenseifer! Unter Blaurers Beirath verschob auch Konstanz seine Beipflichtung bis zur evangelischen Bundes- und Gelehrten-Versammlung in Schmalkalden im Februar 1537, wo auch Blaurer wider Willen mit Schnepf im Gefolge seines Herzogs und zugleich im Auftrag von Konstanz erschien. Hier bildete sich vollends bei allen Lutheranern die Ueberzeugung aus, sie könnten Bucern ganz, nicht aber Blaurern zu den Ihrigen zählen. Dieser hatte es nur der besonderen Rücksicht Melanchthons zu danken, daß zuerst eine Besprechung über das Abendmahl umgangen wurde; als aber dennoch wider Melanchthons Willen Bugenhagen und Amsdorf eine Besprechung anordneten und bei derselben Osiander einen heftigen Ausfall auf Blaurer machte, trat Melanchthon begütigend dazwischen. Da Blaurer die Uebereinstimmung aller Uebrigen kannte, wollte er lieber Allgemeines vorbringen, als durch Widerspruch im Einzelnen reizen. Aber endlich sah er sich doch genöthigt, unumwunden dem Satz zu widersprechen, daß die Gottlosen den Leib Christi auch genießen, und unterschrieb nur bedingungsweise. In demselben Augenblick, in welchem Melanchthon von der streng lutherischen Abendmahlslehre sich emancipirte, in welchem Bucer mit vollen Segeln diesem Hafen der Ruhe zusteuerte, hatte Blaurer den Muth und die Kraft der Ueberzeugung, daß er sich selber treu blieb und von rechts und links als ein eigensinniger Friedensstörer sich ansehen ließ. Die völlige Isolirung Blaurers in Schmalkalden bot seinen Feinden wohl die stärkste Handhabe wider ihn beim Herzog. Blaurer selbst war auf Alles gefaßt und durfte doch nicht freiwillig zurücktreten. Am 11. Februar 1538 äußerte sich Ambrosius darüber aus Veranlassung einer Berufung nach Augsburg in folgender Weise an den Konstanzer Rath: „Ich bin aus viel scheinbarlichen Anzeigungen gewiß, daß mein Beruf in dieß Fürstenthum Württemberg ordentlich und aus Gott, auch anbisher, ihm sei Lob, nicht übel erschossen ist. Nun sind aber die Sachen noch dieser Zeit dermaßen geschaffen, daß vielleicht der Halbtheil und dennoch nicht gar dieses Fürstenthums gevisitiret und der Nothdurft nach versehen ist, und zudem die verordneten Visi-

tierer also gesinnet, daß ich gänzlich zu vermuthen habe, wo ich nicht zugegen, daß manchem guten Pfarrer, so von mir aufgesetzt worden, das Examen zu schwer und er demnach abgestoßen würde, nicht ohne kleinen Anstoß seiner Unterthanen und Nachtheil des ganzen Handels. Denn etliche Leute dermaßen erbittert, von daß der Bilder und etlicher anderen Sachen halber nicht ihres Gefallens gehandelt worden, daß sie gedenken, wie sie alle Diejenigen schüpffen möchten, so ihrer Meinung nicht wollen zufallen, wie ich denn in augenscheinlicher Erfahrung habe. So würde auch der Artikel, das Nachtmahl belangend, viel gröber und fleischlicher müssen gelehrt und gehalten werden, denn es Luther selbst begehrt; so wunderseltsam stehen etlicher Leute Fürnehmen.... Wenn ich mich selbst und meinen zeitlichen Nutz suchte, wollte ich viel lieber zu Augsburg, denn in diesem Fürstenthum sein, dieweil mir dieses viel genießlicher, minder arbeitsam und fahrlich wäre, denn an dem Ort zu sein, da ich über so viel Müh und Arbeit, Fahr und Sorg auch an dem Zeitlichen Nachtheil leiden und das Meine, wie denn noch bisanher geschehen, einbüßen muß. Aber billig sollen wir uns, solches Alles hintangesetzt, dem gnädigen Gotteswillen ergeben und nach seinem Wohlgefallen gebrauchen lassen, auch mit Verlust Leibs und Lebens, geschweige des hinfälligen zeitlichen Guts. Er ist der Herr, wir seine nichtige Geschöpfe, welche er wie, wohin und wie lang ihm geliebt brauchen soll. Meines gn. Herrn Herzogs Ulrichs halber kann ich nicht wissen, ob es mit Gnad oder Ungnad seinethalb sein möchte: die Stunden sind ungleich. Es sollte sich wohl fügen, daß anrucks groß Ungnad vorhanden und aller Dank sammt der Belohnung ganz verloren wäre; wiewohl ich Leute weiß, die gern zustimmen würden, daß es mit Gnaden beschehe, nur daß ich aus dem Land käme. Darnach würden sie ihres Gefallens Einen zu ihnen ziehen und alle Ding nach ihrer Wohlmeinung wiederum anrichten, auch die Sachen dermaßen versehen, daß ich keinen Regreß wiederum haben möchte, und also viel guten geschickten Hirten und frommen Unterthanen zu kurz beschähe. In Summa, es stehen alle Ding auf diese Stunde also, daß wenn der Fürst gleich jetzt nicht mein begehrte und mich nur leiden möchte, ich meinen Abschied dießmal nicht wüßte gegen Gott zu verantworten, bis die Visitation zu Ende lauft."

Außer den Lutheranern zählte zu den Feinden Blaurers auch ein Theil des württembergischen Adels, welcher Schwenkfeld verwandt und ergeben war. Blaurer war schon vor seinem Eintritt in württembergische Dienste ein offener Gegner dieses schwärmerischen Mannes, der sich, wenngleich dem Katholicismus entfremdet, doch auch durch die lutherische Abendmahlslehre verletzt, keiner der bestehenden Kirchen anschloß, ja dem bestehenden Predigtamt Opposition machte. In einem Brief an Bullinger (2. Dec. 1533) hatte er ihn einen verschlagenen Fuchs genannt, welcher der Henne des Evangeliums, die ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, wunder-

barlich nachstelle, und um die gleiche Zeit schrieb er an Bucer: kein Lob und keine Verläumdung solle ihn aufhalten, da er entschlossen sei, zehnmal zu sterben, ehe er zugebe, daß die schreckliche Pest durch Vertuschen in den Kirchen Christi noch weiter schleiche; man könnte ja Alles ertragen, wenn er nur nicht Evangelium, Sacramente, die Kirche, die Mutter, ohne die man den Vater nicht habe, der Welt entrissen und eine platonische Republik von Kirche erträumt hätte, die höchstens im Himmel sei. Nach allen Seiten hin warnte Blaurer vor Schwenkfeld, und als dieser seine Freundschaft nachsuchte, wies Blaurer ihn ab: da er sich mit den Straßburgern nicht verglichen, könne er auch nicht mit ihm thun. Schwenkfeld sah in Bucer und Blaurer seine gefährlichsten Gegner, Verräther der Wahrheit. Als Blaurer nach Württemberg gezogen war, machte er aus seinen Gesinnungen gegen die Schwenkfeld'sche Secte keinen Hehl, und durch seine Vermittlung geschah es, daß der Herzog einen hauptsächlich auf Schwenkfeld berechneten Befehl gegen die Winkelprediger im Land erließ (15. April 1535). Gleichwohl wußte es der gewandte Schwenkfeld mit Hilfe des Erbmarschalls dahin zu bringen, daß am 28. Mai 1535 ein Religionsgespräch zwischen ihm und seinen Gegnern Bucer, Blaurer und Frecht auf dem Tübinger Schloß angeordnet wurde. Zwar Blaurer versprach sich davon nicht viel, da von so hohen Geistern, die sich in der Zertrennung gefallen, doch kein Friede zu erwarten sei, doch gab er nach auf Bucers und seines Bruders Thomas Zureden, welcher letztere ihm zurief: „Was nicht wider uns ist, ist für uns." Das Colloquium berührte alle Fragen, in Betreff derer Schwenkfeld zu Rede gestellt werden mußte, aber brachte keine einzige zum Austrag. Sei es die Rücksicht auf die württembergischen Räthe, die sicher mehr auf Seiten Schwenkfelds standen, sei es der Zauber der schnell für sich gewinnenden Persönlichkeit des Ritters, — genug, die oberländischen Theologen wollten nicht disputiren, sondern einerseits nur die früher über Schwenkfeld gefällten Urtheile entschuldigen, andererseits Bucern zulieb auch hier eine Concordia stiften, welche das Aufbrechen der klaffenden Wunde nicht verhindern konnte, aber verschieben sollte. Man verglich sich zu äußerem Frieden; Schwenkfeld solle den Dienst der Kirche nicht mehr lästern, dann wolle man ihn nicht mehr als Widersacher der Wahrheit angreifen! Die Concordie war eine rein äußerliche, darum auch nicht Stand haltend. Blaurer blieb im Streit mit Schwenkfeld; die Schwenkfeldianer aber wurden (nach Bucer) dem Herzog nur darum lieb, weil sie ihm die Kirchen rücksichtslos plündern halfen, und so war Bucer geneigt, in der Umstimmung des Herzogs gegen Blaurer einen besonderen Einfluß schwenkfeldischgesinnter Hofleute zu vermuthen.

Der nächste Anlaß, welcher bei dem Herzog den Ausschlag gab, ist unbekannt, blieb auch Blaurern selbst verborgen. Die Entlassung erfolgte zu Anfang Juni 1538 ohne alle Angabe der Gründe; sie war äußerlich in anständigen Formen abgefaßt, so daß Blaurer Bullingern schreiben konnte,

er sei in guten Gnaden von seinem Fürsten entlassen worden: doch verrieth sich die Ungnade deutlich in der schmählich geringen Honorirung der vierjährigen Dienste; diese war doppelt schmutzig, je mühsamer Blaurer in dieser Zeit gearbeitet und gegen dreihundert Gulden von seinem Privatvermögen aufgewandt hatte, wiewohl dieser hierin nicht sowohl die Ungnade und den Zorn des Fürsten als dessen gewohntes Sparsystem erkennen wollte. Ungnädig war diese Entlassung ferner insofern, als der Herzog seinem treuen Diener jede Erklärung über den Anlaß versagte. Blaurer schrieb hierüber am 6. Novbr. 1538 an Machtholf: „Mein Sach gegen meinen gnädigen Herrn Herzog Ulrichen steht noch also: hab gar keine Antwort, hör auch nichts, daß mir zu hoffen seie, denn daß mir etlich böse Mäuler am Hof und sonst viel böser giftiger Wort nachspeien. Sei Alles Gott befohlen! der sei unser gnädiger Fürst und Herr und geb Gnad, daß wir ihm mit solchen Ernst und Treuen dienen, als wir etwa den armen, elenden, undankbaren Menschen dienen." Endlich zeigte sich des Herzogs Ungnade in der Verweigerung der Ausbezahlung der Pension, welche Blaurer als vormaliger Conventual von Alpirsbach anzusprechen hatte. Es war erst Herzog Christoph vorbehalten, dieses Unrecht gut zu machen, während Herzog Ulrich doch später sich Blaurern wieder genähert und namentlich im März 1547 seinen Kanzler Knoder nach Konstanz abgesandt hatte, damit er sich nach der Lage der bedrängten Stadt und nach Blaurern insbesondere erkundige.

Ambrosius, gestärkt durch ein reines Gewissen, nahm die Entlassung ungebrochenen Muthes auf. Er schwieg, obwohl er sich zur Verantwortung rüstete, falls sie nöthig würde, indem er ein Tagebuch seiner Erlebnisse in Württemberg zu schreiben anfing; aber nicht bloß gab er sich alle Mühe, den Unwillen und Zorn seiner Freunde zu beschwichtigen, sondern sprach sich auch fortwährend in ehrender Weise über den Herzog Ulrich aus. Die Zwinglische Partei erkannte in der ungnädigen Entlassung Blaurers einen sie Alle gleich treffenden Schlag. Der treue Bucer war über die dreimal verwünschte Barbarei tief entrüstet. An Margarethe schrieb er: „Wie sollte das schwere an deinem Bruder verübte Unrecht nicht uns allen tief zu Herzen gehen? Wenn du nur wüßtest, wie Jakob Sturm vor Zorn knirscht, so oft er an jene Wuth denkt, von welcher der Jäger besessen ist. Aber da wir gewiß sind, daß dein Bruder Christo treu diente, warum sollten wir nicht vielmehr eingedenk sein, daß seiner ein desto reicherer Lohn von Christo warte und seine dem Reiche Christi geleisteten Dienste um so sicherer seien, je mehr die Welt ihm dafür den gleichen Lohn bezahlt, welchen sie Christo selber bezahlte?" Calvin schrieb tiefbetrübt an Viret (14. Juni 1538): „Blaurer ist, so wie wir, aus dem Württembergischen um einer unbedeutenden Ursache willen und mit vieler Schmach vertrieben worden, und Sturm, der sonst so viel über den Herzog vermag, hat ihn nicht zu bewegen vermocht, daß er ihm das Zeugniß

eines guten Diensteifers mitgegeben. Selbst seiner Besoldung hat er ihn gegen alle Menschlichkeit beraubt, was unter uns bleibt."

8. Heimkehr und Mission in Augsburg.

Neben der Demüthigung fehlte Blaurern nicht nur nicht der Trost eines unversehrten Gewissens, sondern auch nicht die dankbare Anerkennung der Städte und seiner Freunde. Die Städte wetteiferten, dem heimkehrenden Mann ihre Liebe und Dankbarkeit zu beweisen. Blaurers Abzug aus Württemberg hatte sich bis zum Juli 1538 hinausgezogen. Langsam zog er über die oberen Städte der Heimath zu. Am 26. Juli traf er in Isny ein und ließ sich durch die Bitten und die Noth der Gemeinde zu längerem Bleiben bestimmen. Während seines Aufenthalts stärkte er durch tägliche Predigten die Gemeinde. Am 26. August endlich kehrte er nach Konstanz zurück, wo bereits ein erneuter ehrenvoller Ruf nach Augsburg seiner wartete. Der treue Bonifaz Wolfhard lud Blaurern zu sich ein: wie einen Engel Gottes wolle er ihn halten. Doch Ambrosius bedurfte nach allen Arbeiten und Leiden im undankbaren Herzogthum zunächst Ruhe und Sammlung und hegte noch immer eine Abneigung gegen das uneinige, üppige Augsburg. Unter Berufung auf seine angegriffene Gesundheit, auf nahe Vaterfreuden, auf dringende Arbeiten in der Heimath lehnte er ab. Eine dritte dringliche Bitte richtete Augsburg im October an ihn, da meinte er, wiewohl es ihm ganz beschwerlich sei, nicht länger mit Fugen sich sträuben zu dürfen, doch verschob er sein Kommen auf das Frühjahr. Ein Geschwür verzögerte abermals seine Abreise. Am 18. Juni 1539 reiste er endlich von Konstanz ab und kam über Isny, Kempten und Memmingen am 27. Juni nach Augsburg, nachdem er „unter dem Geleit des Herrn und seiner Engel" einer Nachstellung auf dem Weg glücklich entronnen war. Er wohnte bei Wolfhard zu St. Anna und fing alsbald in der inmitten der Stadt gelegenen St. Morizkirche zu predigen an. Seine ersten Predigten handelten von der Buße und Rechtfertigung, wie seine Gegner behaupteten, „nicht allerding nach Art der Confession, denn die Buß fing er an vom Evangelio und der Gnaden oder der Lieb Gottes, fast wie die Antinomer, und zuletzt trieb er die Buß, welche doch die Mortification sein soll, also die Frucht einer wahren Buß, und gab also im Anfang zu verstehen, daß er mit den Wittenbergern nicht allerding eins wäre." Nachdem er etliche Predigten gehalten hatte, begaben sich die Bürgermeister in seine Wohnung, um ihm die Gründe seiner Berufung vorzutragen. Der erste Grund, der Unfriede mit dem Lutheraner Forster war durch dessen Wegzug auf die Universität Tübingen mittlerweile erledigt worden. Zweitens wünschte man einen Superattendenten; da aber Konstanz Blaurern wohl nicht ganz abtreten würde, so bäte man ihn, er wolle um einen gelehrten, ehrbaren und friedlichen Mann sehen, der dazu tauglich für und für bei ihnen bliebe, die Kirchen mit Treu versorgte und ein

Ansehen haben könnte, damit hieran kein Zwietracht und Spaltung in der Kirche entstände. Drittens möchte er mit den Prädicanten, die den gemeinen Pöbel wider Rath und Obrigkeit erregten, handeln, damit Solches hinfort unterbliebe. Viertens möchte er sorgen, daß die Pfarre zum h. Kreuz und die Kirche zu den Barfüßern gottesfürchtige Pfarrer erhalten. Endlich möge er fünftens ein Auffsehen haben, ob die Kirchen zu Augsburg noch in etwas mangelhaft, daß er Solches wolle ergänzen und erstatten. Blaurer versprach, Alles in Ueberlegung zu ziehen. Für Anstellung eines Superattendenten war er eben nicht, und machte darauf aufmerksam, daß gelehrte Leute in jetziger Zeit schwer zu bekommen seien; die Kirche zu Augsburg finde er übrigens in vielen Stücken ordentlicher angerichtet als die zu Konstanz. Gleichwohl machte er den Herren in Augsburg bald mehr Vorschläge, als ihnen lieb war. Ein Freund der Armen wollte er für diese besser gesorgt wissen. Das Spital, sagte er, wäre übel bestellt, die Schwachen und gar Kranken hätten wenig Labung und kräftige Speise; ebenso sollte man auf die Schulen mehr Bedacht nehmen, damit armer Leut Kinder zur Lernung erhalten möchten werden. Weil nun die Herren vorgaben, der Personen wären zu viel im Spital zu dessen geringem Einkommen, veranlaßte er, daß man in jeder der zwei Kirchen zwei oder drei Stöcke aufrichten sollte, den einen für die Armen im Spital, den andern für die armen Schüler. Aber das Volk war über diese Neuerung sehr unlustig, weil der gemeine Stock für die Armen dadurch zu kurz kam. Ganz abgewiesen wurden folgende vier Vorschläge Blaurers: 1) daß die Herren von Augsburg sollten unter ihren Schutz zu Bürgern aufnehmen, wer sich bei ihnen ansiedeln wollte; 2) daß sie das Pilgerhaus wieder aufrichten sollten und die um der Wahrheit willen Vertriebenen darein nehmen und beherbergen; 3) daß sie einen Bann aufrichten sollten, und der Bann sollte bei den Herren stehen, daß also, wenn eine Obrigkeit Einen in Bann erkennte, sollte er darin sein so lang, bis die Prediger denselben ledig bäten und wiederum heraus erkennten; 4) daß die Herren in ihren Dörfern auf dem Land den Pfaffen Eheweiber zulassen, die Meß abthun und die Götzen aus den Kirchen schaffen sollten. Durch eine Zuchtordnung, fürchtete man, würden die Reichen beeinträchtigt, weil die Armen sie verbannen würden, um sich in den Besitz ihrer Güter zu setzen; durch die Reformation der Dörfer, entgegnete man, würde mehr Neid, Haß und Feindschaft angeregt werden, da der Adel dadurch aufgereizt würde; die hinausgeschickten Prediger würden erhenkt und erschossen.

Blaurern hatte die Ahnung nicht getäuscht, daß Augsburg kein Ort sei, wo er viel ausrichten könne. Zwar das Volk verehrte, ja vergötterte ihn. Der Zudrang zu seinen Predigten und zu seiner Wohnung war sehr groß. Um den Armen zu helfen, entlehnte er selbst Geld; jedem Armen gab er einen halben Batzen, Andern half er durch Geldvorschüsse auf, noch Anderen, denen die Stadt verboten war, half er wieder herein. So wurde

er in der That wie ein Heiliger verehrt, man prägte sein Bild in Silber und Gold in Gestalt von Joachimsthalern, beschenkte sich damit und trug es selbst zum Schmuck um den Hals. Um so erbitterter wurden gegen ihn die Reichen und die strengen Lutheraner. Die Letzteren fanden einen Anlaß zur Unzufriedenheit in einer seiner Predigten über das Nachtmahl, in welcher sich folgende Stelle fand: „Sofern ist der Leib gegenwärtig und wird von dir genossen, sofern du glaubest. Denn der Leib Christi steckt nicht im Brod, wie ein Pfenning im Apfel, sondern Brod und Wein sind Zeichen und Siegel des dargegebenen Leibs Christi am Kreuz. Gleichwie ein Marktstein im Acker; Wer denselbigen verrückt, dem ist in kaiserlichen Rechten das Leben verfallen; also Wer unwürdig isset von diesem Brod, der mußt ihm selber das Gericht. Darum so wird Brod und Wein der Leib Christi genannt um des Brauchs willen, damit der Glaube in uns gestärkt werde, denn der Leib Christi klebt noch hängt nicht am Brode, sondern sind soweit von einander als Himmel und Erde." Da diese Predigt viel Aufsehens erregt hatte, befragte Blaurer die Prediger in ihrem Convent um ihr und der Gemeinde Urtheil: die Gleichgesinnten stimmten natürlich der Predigt zu, aber Andere bemerkten, es wäre viel Gelds darum zu geben, daß solche Predigt in Augsburg nicht geschehen wäre. Blaurer erklärte sein Bedauern über den unvorsichtigen Ausdruck, mit dem er übrigens nicht Luthers, sondern des Papstes Meinung habe widerfechten wollen; seine Absicht sei nicht, gegen die Augsburger Confession etwas zu reden, ob ihm wohl etliche, aber untergeordnete Stücke darin nicht gefielen. In der folgenden Sonntagspredigt gab er auch vor der Gemeinde die Erklärung ab, daß er die Augsburger Confession halte und darum keineswegs gegen sie oder etliche Prediger geredet habe. Doch die Lutheraner waren nicht mehr zu beruhigen, sie klagten bei dem Bürgermeister Rehlinger, und dieser wagte bereits, wiewohl fruchtlos, einen Antrag auf Abschaffung Blaurers zu stellen. Desto dreister lästerten von nun an seine Feinde: man beschuldigte den strengen Zuchtprediger eines zu vertrauten Umgangs mit reichen Wittfrauen; man wollte nachzählen, daß Ambrosius während seines Wohnens zu St. Anna achthundert Reiche und Arme zu Gast gehabt habe; man warf ihm vor, er habe selbst als Superattendent in Augsburg bleiben wollen; endlich schrie man ihm nach, die geheimen Räthe hätten ihn einmal nach dem andern zum Abzug treiben müssen, so daß dieser mehr einer nächtlichen Flucht geglichen hätte. Wahr ist nur, daß Blaurer, der in Augsburg besonders gegen den Luxus und das Sittenverderben eiferte, wegen seines evangelischen Freimuths manche Anfeindungen zu erfahren hatte; aber er durfte gleichwohl in den Thränen und Seufzern, unter denen das Volk sich zu seinem Abschied herzudrängte, ein Zeichen dafür hinnehmen, daß er nicht umsonst unter ihnen gearbeitet habe. Wolfhard rühmte später, die Augsburger, so wunderbar zu seinen Predigten strömend, seien durch ihn mindestens kirchlicher und werkthätiger gewor-

den; mit vielen Augsburgern blieb er in Verbindung; sie unterstützten den Verbannten, und der hart Verläumdete wurde nach dem Konstanzer Sturm abermals als Prediger nach Augsburg berufen.

Am 6. December reiste Blaurer von Augsburg ab und hielt sich in Kempten, Memmingen und Isny noch eine Zeit lang auf, so daß er erst am 4. Februar 1540 in der ersehnten Vaterstadt wieder ankam. Seine Missionsreisen waren, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Isny im April 1544 und 1545, beendigt; Konstanz bedurfte dringender als je seine Anwesenheit; als ein Prophet stellt sich Ambrosius auf die Zinne seiner Vaterstadt, das nahe Verderben verkündigend, ohne es abwenden zu können!

Viertes Kapitel.

Letzte Jahre in Konstanz 1540—1548.

1. Der Schnitter Tod.

Wie mochte sich der heimkehrende Ambrosius nach dem lang entbehrten Glück des Familien- und Freundschaftlebens sehnen, mit welcher Freude die lang unterbrochene Arbeit in der Vaterstadt wieder aufnehmen! Doch die Sehnsucht sollte sich bald in Todtenklage, die freudige Arbeit in geduldiges Leiden verkehren. Ambrosius lebte zunächst wieder in Konstanz ganz seinem Beruf. Er half zur Herausgabe des Konstanzer Gesangbuchs vom Jahr 1540, das auch in Basel und vielen anderen Orten eingeführt wurde. Ohne irgend eine polemische Tendenz, welche damals in anderen protestantischen Liedersammlungen wenigstens den Papst nicht unangegriffen ließ, fern von jedem starren Dogmatismus, stehen hier fromme poetische Ergüsse, zum Theil von den Geistlichen der Stadt selbst gedichtet, zum Theil auch von Laien, wie von dem Bürgermeister Thomas Blaurer und seiner Schwester Margarethe. Von ihrem Bruder Ambrosius ist u. A. der Kirchengesang: „Freu dich mit Wonn fromme Christenheit," von Dr. Johann Zwick das Himmelfahrtslied: „An diesem Tag bedenken wir". Sehr eifrig war Ambrosius in der Seelsorge, besonders seit die Pest im October 1541 auch in Konstanz und zwar mit solcher Heftigkeit wüthete, daß sie in der letzten Woche genannten Monats dreizehn Erwachsene und eben so viele Kinder wegraffte. Am 5. November schrieb Blaurer an Bullinger: „Es grüßet dich meine Schwester Margarita, welche gegenwärtig das Amt einer Archidiakonissin in unserer Gemeinde versieht, so sehr setzt sie ihr Leben und Alles der Gefahr aus. Täglich besucht sie die öffentlichen Hospitäler, in welchen die von der Pest ergriffenen Knechte und Mägde gepflegt werden, mit starkem Muth, während sie im eigenen Haus ein von dieser Krankheit befallenes zehnjähriges Mädchen abwartet. Bitte Gott, daß er sie uns nicht entreiße, die unser einziger Trost ist." Mit dieser Schwester theilte der Bruder Ambrosius Alles, Freud und Leid; sie mit ihm auch das Berufsfeld; sie diente dem mutterlosen Haus des Thomas, sie zog Knaben und Mädchen in der Frömmigkeit und auf ihre Kosten zu Hause auf, sie

stand an der Spitze eines Vereins christlicher Gattinnen und Jungfrauen, der weit und breit bekannt war durch die Hilfe, die er einheimischen und fremden Armen, Kranken und Verlassenen angedeihen ließ. Sie hatte neben diesen Arbeiten eine ausgebreitete Correspondenz, hatte noch im späteren Alter die lateinische Sprache erlernt, in welcher sie mit Leichtigkeit sich ausdrückte, und trug die Sorgen und Mühen ihrer Brüder auf priesterlichem Herzen. Am 9. Novbr. 1537 hatte ihr Ambrosius von Tübingen aus geschrieben: „Du bist mir lieber als Berge von Gold und Edelstein. Ohne dich ist mir die Welt eine Nacht." Ebenso schrieb er ihr von Hagenau aus am 4. Juli 1540: „Ich bitte dich, daß du die Sache der Kirche Christi dem himmlischen Vater in flehentlichen und gläubigen Gebeten anbefehlest, denn sie wird stark zwischen den Klippen und Stürmen menschlicher Gewalt und Weisheit umhergetrieben. Darum so rufe oft mit deiner h. Gemeinde, die du anheim hast, den Geber alles Friedens inbrünstig an, daß er diese Stürme stille und uns mit seinem festen, ewig dauernden Frieden bekräftige und stärke, damit die Pforten der Hölle nichts wider uns vermögen. Ich weiß, wie schwesterlich du für meine Frau und meine Kinder sorgst. Grüße dein ganzes Haus sammt allen deinen Kranken und Armen, durch deren Fürbitte bei dem Herrn ich unterstützt zu werden wünsche. Lebe wohl, beste, liebste Schwester, o mein Herz in dem Herrn. Thue, was du thust, geflissentlich. Nähre, tränke, besuche, sammle in den Hungrigen, Dürstenden, Kranken, Vertriebenen Christum, in der gewissen Zuversicht, daß dein Lohn bei ihm im Reiche seiner Herrlichkeit dir bereitet ist." Diese selten edle, gelehrte, menschenfreundliche Jungfrau Margaretha, die Perle genannt, sollte am 15. November 1541 ein Opfer ihres Liebeseifers werden. Tief erschüttert gab Ambrosius über den Tod der heißgeliebten Schwester dem gemeinschaftlichen Freunde Bullinger mit den Worten Kunde: „Unter denen, welche ein Opfer der Pest wurden, hat der Herr, der Geber des Lebens, auch unsere treffliche und in Wahrheit unserer Kirche getreueste Dienerin, meine leibliche Schwester Margaretha zum großen Leidwesen Aller vom Tode zum Leben hinübergeführt, zu der für sie freilich rechten, für uns aber ungünstigsten Zeit, was meine Seele zuweilen so sehr erschüttert, daß ich hier die heftigen Erregungen meines Herzens fühle und durchaus fürchte, es möchte dieser Tod eine schlimme Vorbedeutung für die ganze Stadt haben, was noch viel Gutgesinnte mit mir besorgen. Denn was sie betrifft, sind wir völlig gewiß, daß sie nicht todt ist, sondern den Tod mit dem glücklichsten Leben vertauscht hat; sie hat auch ihren letzten Athemzug unter heiligen Reden ausgehaucht, im Vertrauen, ihr Tod sei kein Sterben, so daß du gesagt hättest, sie sei sanft eingeschlummert und habe ihren Geist in die Hände des treuen Schöpfers übergeben. Uns aber ist ein so großer Trost und Segen entzogen, daß wir in unserer unbeschreiblichen Trauer mehr als die Hälfte unseres Lebens verloren zu haben stets schmerzlicher empfinden. Bitte für uns, daß es

uns vergönnt werde, in ihren Fußstapfen Christo nachzufolgen." Groß war die Trauer in Konstanz und bei den auswärtigen Freunden der Blaurer'schen Familie. Die Verstorbene ward von Ambrosius, Thomas, Vögelin und, im Auftrag Bullingers, von Rud. Gualtherus in Liedern verherrlicht.

Doch hatte der Schnitter Tod an dieser vollen Garbe nicht genug; nicht nur forderte er auch von Thomas seine zweite Gattin nach kurzer Ehe und nur viertägigem Krankenlager, sondern am 23. October 1542 ward auch unserem Ambrosius sein theuerster Bluts- und Geistesfreund Dr. Johann Zwick auf Schweizer Boden zu Grabe getragen. Als im Herbst in Bischofszell die Pest furchtbar heftig ausbrach und den Pfarrer A. Köllin dort hinwegraffte, fühlte sich Zwick gedrungen, den verlassenen Kranken und Sterbenden den Trost des Gotteswort zu bringen, und ward selbst ein Opfer seines Ernstes und seiner Treue. Ueber seinen Tod schrieb Ambrosius Folgendes: „Als Dr. Hans sechs Wochen zu Bischofszell mit unglaublich großem Fleiß und Ernst das Wort des Lebens geprediget, die Kranken und Sterbenden selbst täglich heimgesucht und mit herzlicher Treue und hitziger Liebe getröstet, sie in das rechte ewige Vaterland abgefertiget und also seinen wahren und durch die Liebe thätigen Glauben gewaltiglich mit Männigliches Kundschaft bezeugt: hat der liebe Gott und getreue Vater im Himmel an seiner großen Müh und Arbeit, so er denn jetzt und vormals viele Jahre in seinem Weingarten gehabt, ein gnädiges ganz väterliches Begnügen gehabt und ihn mitten in der Uebung christlicher Liebe (eben mit der Krankheit und mit derlei Tod des Fleisches), auch in solchem himmlischem Gnadentrost göttlich gestärkt, wie er vorhin oft an anderen Kranken und Sterbenden gesehen hatte, berufen und also von dieser argen Welt und allem Uebel gnädiglich erlösen und führen wollen in die wundersame selige Ruh aller seiner getreuen Diener und ihn hören lassen die freudenreiche Stimme: Ei du getreuer Knecht, dieweil du in dem Wenigen getreu gewesen bist, will ich dich über viel setzen, gehe herein in die Freud deines Herrn! Es hat aber unser gottgefälliger frommer Doctor Hans in diesem seinem letzten Abschied, nach dem Brauch der h. Erzväter, auch des Herrn Christi selbst vor seiner Himmelfahrt, viel Guts und göttlicher Benedeiung herzlich begehrt und gewünscht vielen sonderen Personen, zuvor aber unserer Kirche, auch mit vielen schönen Ermahnungen und Trostreden diejenigen, so bei ihm gewesen, angesprochen und also sein liebreiches Gemüth gegen Jedermann und aber nicht weniger sein vertrautes Herz und beständigen lebendigen Glauben auf Christum Jesum mit ganz unerschrockener Tapferkeit bewiesen und erzeigt, auch mit seinem Munde bis gar noch in den hintersten Athemzug bekannt, und als seine Zunge nicht mehr reden konnte, mit dem Finger über sich gedeutet, seine unverrückte steife Hoffnung in das himmlische Vaterland damit zu bezeugen und also seinen Geist dem Herrn Jesu befohlen. Gott sei hochgelobt in Ewigkeit, in dessen Kraft und

Stärke er einen solchen guten Kampf gekämpft, seinen Lauf vollendet, Treu und Glauben an seinem Herrn gehalten und die Krone der Gerechtigkeit seliglich von ihm empfangen hat." Auf die Nachricht von Zwicks Erkranken war Dr. Vögeli zu ihm geeilt, ihm wo möglich Hilfe zu bringen. Das war ihm zwar versagt, aber der Arzt kam mit großem Frohlocken zurück, sagte, er habe erst recht sterben gelernt, legte sich auch an der Krankheit nieder, dankte Gott um seine Gnade, daß er ihn ein Stück der Seligkeit habe sehen lassen, und ist also getrost und mit Freuden gestorben. Blaurer war durch den Verlust des treuen Amtsbruders so tief erschüttert, daß er an Bullinger schrieb: „Der Verlust Zwicks hat mich so hart getroffen, daß ich des Lebens überdrüssig mich sehr sehne, aus dieses Fleisches Banden und der Befleckung der Welt möglichst bald erlöst zu werden." Seinem unvergeßlichen Freunde setzte er ein Denkmal in der Vorrede, mit welcher er einen Theil des schriftlichen Nachlasses Zwicks, nemlich „Christenlichen, ganz trostlichen underricht, wie man sich zu ainem säligen sterben bereiten solle," im J. 1545 drucken ließ. Aus derselben sind obige Worte über den Tod Zwicks entlehnt; es möge hier noch das Bild folgen, in welchem er den Freund und zugleich sich selbst trefflich zeichnet: „Seine Lehr und Predigt war ganz rund und gesund, hell und klar, ordentlich und verständlich abgetheilt, einfältig, weit von aller unnützer, spitziger oder zänkischer Dinge Vorgebung, sondern zunächst gerichtet auf die Besserung; seine Vermahnung war dringlich, sein Strafen ernsthaft, seine Warnung getreu, sein Trost süß und ganz liebreich, und dieß nicht allein auf der Kanzel, sondern täglich und ohne alles Aufhören gegen sondere Personen, denen er zu allen Guten lieblich und seelisch berathen und geholfen gewesen ist. Ganz kostfrei und mild war er gegen den armen Dürftigen, gastfrei den Fremden, Waislosen und Elenden, mitleidig mit den Kranken und Allen, so mit mancherlei Anfechtungen Leibs oder der Seele beladen waren. Sonderlich aber hat ers doch mehr als gut und getreulich mit der armen unerzogenen Jugend gemeint, der er viele Jahre mit Predigen und der Zucht nicht ohne großen trefflichen Nutzen ist vorgestanden. Ach, wie mit unglaublichem Fleiß und mehr denn väterlicher Treue und Sorge hat er sich ihrer angenommen? Wie mancherlei mit viel Nutz und ungesparter Arbeit versucht? Auch viel anderer verständiger Leute hier und anderswo fleißig Rath gepflogen, wie doch dieses irrig, wild, ungezähmt Alter mit bester Weise und Ordnung in Lehr, Zucht und aller Gottseligkeit aufgebracht und zu einem tröstlichen Vorrath auf künftigen Mangel erhalten würde. Also daß er, wiewohl er dem Fleische nach mit Kindern nicht begabt, doch ein fruchtbarer Oelbaum gewesen ist in dem Haus des Herrn, dem er in sein Reich viel fromme liebe Kinder geboren hat." Wenn Blaurer ferner die große Uneigennützigkeit seines Amtsbruders hervorhebt, so gilt das in gleicher Weise von ihm selbst: beide hatten im Kirchendienst ihr Vermögen aufgezehrt, so daß sie nach dreizehnjähriger Anstellung, während der sie weder

Lohn gefordert noch erhalten hatten, sich endlich im Jahre 1538 genöthigt gesehen hatten, eine gemeinschaftliche Bitte um Auswerfung einer Besoldung an den Rath zu richten. Sie sagten: „Wir haben, Aergerniß und allen Argwohn der Eigennützigkeit zu verhüten, keiner Besoldung nie begehrt, auch etwa die angebotene nicht haben annehmen wollen, und uns doch dabei nicht allein im Predigtamt, sondern auch in andern euren Diensten und Handlungen, auch hin und wieder Reisen so gutwillig und dermaßen erzeigt, daß Niemand spüren mögen, ob wir um Sold Solches gethan, sondern uns aller Ding als von Gott in dieß Amt gesetzt gehalten haben. Nicht daß Besoldung nehmen unser, auch Gottes halber unziemlich gewesen, sondern damit unsere Lehr und Predigt bei Männiglichen, sonderlich aber bei den Böswilligen desto ansehnlicher und bei dem Frommherzigen desto baulicher wäre, so beide Theile sähen, daß wir nicht uns selbst und das Unsere, sondern allein gottgefälligen Fürgang des gnadenreichen und von Neuem herglänzenden Evangelii und Wohlfahrt gemeiner Kirchen hie zu Konstanz in diesem Allem gemeint und gesucht haben. Ja auch zu dem, daß wir keinen zeitlichen Genuß von unserem Amt gehabt, haben wir auch nicht geringen Schaden von dessen wegen erdulden müssen, und ist uns nicht kleiner Kost aufgelaufen mit vertriebenen waislosen Predigern und andern frommen Christen, deren anfangs viel verjagt worden, jetzund mit andern armen heimischen und fremden Leuten, sonderlich in der verschienen klemmen und theuren Zeit, da wir für andere Leute um Hilf und Trost täglich angesucht worden, denn man anfangs meinen wollte, wir sollten Jedermann helfen und genug geben. Nun wären wir aber wohl nochmals, wo es immer in unserm Vermögen, erbötig und von Herzen geneigt, solches alles fürohin wie bis anher zu beharren, wollten auch nichts Lieberes, denn daß wir also mit unserem Dienst im Wort und zeitlichem Vermögen Männiglichem unsere Gutthätigkeit und Hilf beweisen und für und für leisten möchten; dieweil wir aber nicht durch unnütz, leichtfertig und üppig Schwenden oder überflüssige Kostlichkeit unseres Haushaltes und anderer Sachen, sondern allein durch erlittene Kosten und Ausgab jetztangeregter Ursach halber in Schulden geronnen und Minderung unseres Hauptguts dermaßen gerathen, daß nichts Gewisseres zu erwarten, denn, so wir also noch etliche Jahre dergestalt wie bis anher hausen sollten, daß wir und unsere Erben in verderblichen Schaden, das Niemand billig begehren mag, wachsen und andern Leuten zum Erbarmen kommen müssen: so ist demnach unser Begehr, daß ihr in stattlicher Erwägung aller jetzt eingebrachten Ursachen, und daß wir, wo uns nicht Liebe unseres Vaterlands hie behielte, an etlich anderen Orten, so wir uns mit Dienst dahin begeben wollten, wohl viel höhere und reichlichere Besoldung, denn wir an euch begehren, haben möchten, uns günstiglich und väterlich bedenken wollen ꝛc.“ Die Art, wie sofort diese Bitte erfüllt wurde, ist unbekannt; im Jahr 1547

bestand die Besoldung Blaurers aus jährlich 75 Pfund, 12 Mutt Korn, ein Malter Haber und ein Fuder Wein.

Gleichwohl erkannte Blaurer dankbar an, was ihm trotz dieser Verluste geblieben war. Am 21. November 1542 schrieb er an Bullinger: Wir haben hier fromme Menschen, deren Umgang den Eckel dieses Lebens erleichtert. Keiner kann mit Elias klagen, er sei allein übrig gelassen, da bei so Vielen hin und her der Geist Gottes lebendig sich regt, obwohl auch ihre Zahl immer kleiner wird!

2. Konstanzer Sturm.

Eine tiefe Wunde hatte der Tod der Schwester und des Amtsbruders unserem Ambrosius geschlagen, und doch wünschte er den Hingeschiedenen von Herzen Glück, „denn (schreibt er an Bullinger am 25. Nov. 1542) ich sehe, daß alles Menschliche sich zu kläglichem Untergang neigt; nirgends sieht man auch nur den dünnsten Hoffnungsstrahl, daß es mit dem Christenthum und mit dem ganzen Erdkreis soll besser werden; darum laß uns getrost aus der Welt entfliegen, den Brüdern folgen." Ein tiefes Mißbehagen nagte an ihm. Immer prophetischer sah er den Untergang des Evangeliums, insbesondere das drohende Unheil seiner Vaterstadt voraus. Die Verstimmung war nicht krankhaft, denn er war zumeist mit sich selbst unzufrieden und schüttete seine Klagen über sich in das Herz seines Freundes Bullinger aus. Er bat ihn am 28. Februar 1542, daß er für ihn, den elenden Sünder, bitte, damit er doch endlich sich selber ganz entrissen werde: „O ich dreimal Unglücklicher, der ich täglich mit meinem Fleisch so kämpfen muß, daß ich noch gar den Muth verliere, wenn ich sehe, daß ich so weit entfernt bin von dem Geist und Fleiß und Eifer, der meiner Berufung würdig. Bitte mit mir, lieber Bruder, den himmlischen Vater, daß die brennende Liebe seines Sohnes mein laues Herz mit seinen Flammen entzünde, damit ich in seinem Haus eine glühende und strahlende Leuchte werden kann." Das Leben sei ihm besonders entleidet, seit er merke, daß er in Bezähmung seines Fleisches so wenig vorwärts komme. Dazu die Noth an allen Enden, daß man rufen müsse: komm, Herr Jesu, erlöse uns von dem Uebel! Und doch hatte er daneben, wie er am 17. März an Bullinger schrieb, der ihm die übergroße Demuth verwies, auch wieder die gewisse Zuversicht, von Gott als sein Kind geliebt zu werden. Aber „bitte, daß ich in der Demuth bleibe!" Schon längere Zeit füllte Heimweh seine Brust. Am 14. März 1536 schrieb er an Thomas: „O Leben, ewiges Leben, wann wirst du uns in so vielen Beziehungen Unglückliche aufnehmen, wann diesem Leben, das der leibhaftige Tod ist, ein Ende machen?" An Bullinger schrieb er am 30. Januar 1543: Sobald als möglich sterben, ist mein höchster Gedanke!

Daneben kaufte er die Zeit aus, um noch zu dieser Zeit zu retten, was sich retten ließe. Die schweren Heimsuchungen durch die Pest, in welcher

die Prediger ihre Stadt Konstanz wohlverdiente Gottesgerichte und wenn sie nicht Buße thäte, Vorboten noch schwererer Strafen erkennen hießen, hatten wirklich nicht verfehlt, den erkalteten Eifer besonders der Obrigkeit wieder zu wecken. So wurde jetzt auch ein vor zwei Jahren einfach zu den Acten gelegtes Gutachten Blaurers über eine Reformation der Stadt und der Kirche wieder hervorgesucht. Am 23. December 1543 schreibt er an Bullinger: „Möchte doch unser Magistrat auf eine solche Einrichtung denken, in welcher die geistliche und weltliche Zuchtordnung also dem Herrn wohlgefielen, daß er seinen Zorn von uns abkehrte. Unser Rath hat jetzt wenigstens den Anfang gemacht, indem er uns Kirchendienern die schöne aber überaus schwere Aufgabe stellte, wir möchten, da wir täglich an seiner Verwaltung so viel auszusetzen hätten, ihm eine solche dem Wort Gottes entsprechende Regel aufzeichnen, bei deren Befolgung er sicher sein dürfte, den Segen Gottes reichlich zu empfangen und seinem drohenden Strafgericht zu entrinnen. Du siehst jedoch, wie schwierig diese Aufgabe ist, nicht nur, weil sie so umfassend ist, sondern auch weil sich Vieles aus dem Wort Gottes nicht beantworten läßt. Dazu kommt, daß Unzähliges zu behandeln wäre, was dem geistlichen Amt ganz ferne liegt, so daß wir uns dieser Aufgabe entheben zu sollen glaubten; da sie aber uns hierüber, abgesehen von unserem Kirchenamte, wie auch andere gute Männer hören wollen, so konnten und durften wir das Ansinnen nicht schlechthin von der Hand weisen. Sie begehren von uns zu vernehmen, wie ein Regiment im Geistlichen und Zeitlichen angerichtet werden möge und solle, daß es Gottes Wort ähnlich und demnach ihm dermaßen gefällig sei, daß er, wo dem gelebt, von deßwegen seinen Zorn und vorgenommene Strafe nachlassen werde; wollen demnach, daß wir eine ganze Reformation stellen, wie alle Dinge in kirchlichen und politischen Sachen gehalten sollen werden, denn sie gedenken sich dermaßen in Gottes Willen zu richten, daß sie auch andern Obrigkeiten ein gut, besserlich, christlich Exempel seien." Ambrosius erbat sich Bullingers Rath und Hilfe. Dieser war über das Ansinnen des Konstanzer Raths hoch erfreut, denn, schrieb er, „das erst heiße sich zum Herrn bekehren und sein Joch auf sich nehmen, das erst heiße ich aus dem Babylon endloser Verwirrung zurückkehren zu dem Jerusalem seligen Friedens und himmlischer Ordnung. Könnte ich doch, so gut ich wollte, hierin euren frommen Bestrebungen zu Hilfe kommen. Dazu bedarf es des Geistes eines Moses, David, Ezechiel, Paulus und gleicher Männer; aber Gott wird ihn euch auch nicht versagen, nachdem er euch diese Arbeit auferlegt hat." Bullinger theilte nun seine Vorschläge ausführlich mit, ebenso Bucer. Doch vergeblich: im Sommer 1544 erklärte der Rath die Undurchführbarkeit dieser Plane. Die politischen Ereignisse brachen jetzt so überwältigend über Konstanz herein, daß es zu spät war, an eine Reformation im Großen und Ganzen zu denken. Ambrosius dachte mit Andern an einen Anschluß seiner Vaterstadt an die Schweiz und verhan-

delte darüber mit Bullinger. Wirklich verwendete sich auch Zürich im August 1545 bei den Eidgenossen für Konstanz, welches, wenn österreichisch geworden, ein bedenklicher Nachbar für sie werden könne; aber die katholischen Kantone wollten Konstanz nicht helfen. Vergeblich waren auch die Bemühungen von Thomas Blaurer auf dem evangelischen Convent in Frankfurt im December 1545. Als der Kaiser zu Anfang 1546 gegen die Evangelischen in den Niederlanden wüthete und die Reformation von Köln bedrohte, schrieb Ambrosius am 15. März an Bullinger: „Dabei man wohl siehet, was der Kaiser im Sinn hat und daß er das Unglück mit Köln wird ansehen; das ist am gelegensten, da hat er sein Land zum Rücken und an der Hand. Also ist zu besorgen, wir werden einen gar blutigen Sommer haben." Diese Prophezeihung sah Blaurer bestätigt durch Zeichen am Himmel: ein Komet, Stern, einer immer größer als der andere, blutfarbig, 16 Kriegsknechte, theils mit weißem Schweizerkreuz, theils mit burgundischem Landsknechtkreuz in den Lüften, vor dem Luzerner Rath eidlich erhärtet! Bald darauf brach der Schmalkaldische Krieg aus. Ambrosius ermunterte seine Vaterstadt zu Gottvertrauen, zu ernstem Beten und strenger Zucht, denn es sei jetzt nicht Tanzwetter. Unter den großen Rüstungen zur Gegenwehr ging seine Hoffnung anfänglich hoch; er schrieb am 3. Juli 1546 an Bullinger: „In Summa, wir werden Leute genug haben. Es soll, hoff ich, den Pfaffen der Brei recht gesalzen werden, und der Hagel, den sie lang gesotten haben, sie selber treffen. Wolle Gott der bübischen Mörderei bald ein Ende machen." „Selbst in Italien sind bedeutende Leute unsere Kundschafter, die dem Papst gern ein Feuer in Italien anzündeten; denn es ist ihm Niemand hold, dem Teufelskopf." Bei den ersten Erfolgen an der Ehrenberger Clause, welche vom 9. bis 10. Juli durch Schertlin und Mancell erstürmt wurde, schrieb er am 15. Juli: „Der Krieg hat mit Gott einen guten Anfang. Gott wolle, daß er ohne Blut zergang, und des Herrn Schrecken die Feinde verjage. Die Unsern schreiben von Ulm, unsäglich Volk lauf von allenthalben zu; daher zu sorgen, wir werden mehr Leute, denn gut sei, und minder Vertrauen haben." Beim Blick auf den ewigen Zank und Zwist zwischen dem Kurfürsten, dem Landgrafen und Schertlin ging ihm freilich Alles viel, viel zu langsam; es that ihm im Herzen wehe, solch unmäßige Kosten tragen und doch nichts ausrichten. Doch schwang er immer wieder die Fahne des Vertrauens. „Es schickt sich, schrieb er am 10. September an Bullinger, nach menschlichem Ansehen liederlich auf unserer Seite; aber ich glaub, Gott wölls also haben, damit wir den Sieg ihm zu danken haben." Zwei Tage darauf: „Ich bin wohl und hoch getröstet, Gott sei auf unserer Seite, werde uns aber dennoch übel drob leiden, aber nicht zu Schanden werden lassen. Es muß erarmet sein. Der gottlos schändlich Mörder und Gottesböswicht zu Rom kann, hoff' ich, kein Glück haben und wird Andere mit sich unglückhaftig machen. Gott stürz und erwürg ihn bald." Am 10.

September: „Wir sind wahrlich verrathen und verkauft. O des Dings geht viel vor; man warnt, schreit, schreibt genug hin und wieder, aber wahrlich, wahrlich, wenn ich nicht das Spiel auf die wunderbarlich Hand Gottes setzte und das Vertrauen allein auf ihn richtete, müßte ich und noch mancher Biedermann allen menschlichen Handlungen nach, so geübt werden, ganz und gar daran zweifeln. Ihr könnet nicht glauben, wie liederlich es zugeht, und ist doch gemeinlich Jedermann wohl getröstet auf Gott, der wird sich doch gewißlich erbarmen und uns vor diesem Feinde nicht lassen zu Schanden werden. Die Liederlichkeit wird sich selbst strafen; denn wir an dem Verlust des größten Guts selbst schuldig sind, und soll man Narren mit Kolben lausen."

Anders mußte freilich Blaurer die Sache ansehen, als am 24. November der Kurfürst und der Landgraf ihr Heer von dem oberländischen trennten, und damit das Schicksal des Kriegs entschieden ward. Blaurer jammert jetzt über die erschrockenliche Schwachheit des Landgrafen, der ganz verzaglich Frieden suche. „Ach Gott, wie wahr ist: setz dein Vertrauen nicht auf Fürsten; es ist nichts mit dem Menschenkind, das Herz wanket so gar wie Wasser." Am 8. December 1546 schreibt er an Bullinger: „Ach mein lieber Herr und Bruder, wie stehen die Sachen so gar gefärlich. Es sitzen warlich wir und viel Städt in einem großen Fahr und ist die Fahrlichkeit groß. Gott hat uns ja wohl sehen lassen, daß man zu viel Vertrauen in Fürsten und große Macht gesetzt; darum man auch nichts ausgerichtet, sondern sich in noch größere Fährlichkeit gesteckt hat. Wiewohl ich mich jetzt in diesem Fall viel mehr Guts zu der getreuen Hilf und gewaltigen Hand Gottes versehen kann, denn es faht an den Leuten das Wammes ganz eng zu werden und wird mehr Ernst gespürt dann bis anher. Wann man dann spürt, wie Alles mit kaiserlicher Hilfe verloren sei, wird man sich der lieben Gottes Hilf desto mehr getrösten und ihn mit Ernst und Besserung des Lebens anrufen." Wenige Tage nachher: „Bin mir selber wohl getröst und ongezweifelt, der Herr werde uns doch endlich nicht lassen und nach Erduldung seiner Züchtigung wiederum lassen sein gnadenreich Angesicht leuchten zu allem Guten. Es sind vor langem und wohl beschuldete Sachen. Der rechte Ernst zur Besserung will ohne schweres Kreuz und Anfechtung nicht in uns." Aber eine schlimmere Nachricht folgte immer der anderen. Die Städte und Stände in Schwaben, im Elsaß und am Rhein, von Ulm und Straßburg an bis nach Frankfurt, suchten die Gnade des Kaisers; Ulm beugte sich sogar trotz seiner Festungswerke, noch ehe es belagert war. Als Ambrosius vollends den Württembergischen Vertrag las, schrieb er am 22. Januar 1547, er hätte wohl darob mögen Blut schwitzen und gar zu Wasser werden, daß wir so verzweifelt und verzagt handeln. Er war entschieden gegen eine Ergebung an den Kaiser, der keiner einzigen Stadt die Religion schriftlich garantirte; denn, sagte er, alle Fährlichkeit wolle er gern helfen bestehen um der Wahrheit und Ge-

rechtigkeit willen, aber Fried und Ruhe mit der Ungerechtigkeit wisse er nicht zu tragen; der Welt Frieden wider Gott möge und wolle er nicht. Am 24. Januar schreibt er: „Ich bin meines Theils, dem Herrn sei Lob und Preis in Ewigkeit, wohl getröstet. Er hat mich nunmehr lang genug mit großer Kommlichkeit und viel seiner Gutthaten leben lassen, mich oft meinen Feinden aus dem Rachen gezogen; wann, wie und wo er will, geschehe sein gnädiger allerbester Wille an mir. Ich weiß doch, daß ich dies angefochtene elende Leben an ewige Ruh und himmlische Sicherheit vertauschen werde und von allem Uebel seliglich erlösen. Aber gemeine Sach und daß es Alles elendiglich zugeht, beide auf der Feinde und unserer Seite, sie alles Frevel, die Unsern alls verzagt sind, das thut mir billig weh." Am 26. Januar: „Wir warten noch also, wie weiter mit uns gehandelt oder was fürgenommen werde. Unsere Pfaffen und ihr Anhang treiben groß Pochen und Stolz. Ich hoff, der lieb treu Gott laß uns doch nicht in diese Schande gerathen, daß wir diese Greuel wiederum einlassen müssen. Denn dies ein gewiß Anzeigen wäre jenes grimmen Zornes und gewissen eilenden Verderbens. Es wäre noch eine Handvoll tapferer frommer Leute bei uns, daneben viel schwacher, und die inconstantia vulgarium ingeniorum macht mich furchtsam. Hoff aber und trau dem barmherzigen Vater im Himmel, komm es zu Fall, er werde seinen Geist stark und kräftig in Allen machen, daß wir Alles dran binden. Ach wie könnt uns baß gehen und wie selige Leute wären wir, daß unser Blut unser Bekenntniß besiegelte! Wie oft denke ich an die Stadt (bei Eusebius 8, 10.), da sich Jedermann verbrennen ließ. O daß wir auch einen solchen Muth und Eifer hätten! Wohlan, ich versehe mich alles Guts zu Gott: wird die Noth groß, so wird seine Hilf und Beistand noch größer." Am 2. Februar: „Ach lieber Bruder, wie sehen wir die großen Werke und erschrecklichen grausamen Urtheile Gottes in dieser Sache! Wie hart ist er über unsere Undankbarkeit erzürnt! Er will uns warlich den rechten Ernst lernen fürwenden und uns sehen lassen, wie gar es vor ihm kein Scherz ist, sich wollen seines Worts rühmen und daneben sich demselbigen als gar ungleichförmig erzeigen. Betet, betet und flehet für uns mit Fleiß. Ihr möget wohl gedenken, was fromme verständige Leute und gottselige Herzen bei uns für ein eng Hemd anhaben, dieweil wir aller menschlichen Hilf halb als ganz bloß stehen und uns großer Dinge zu befaren haben, daß übel zu besorgen, der mehr Theil werde zu schwach sein und den nächsten Tod fliehen wollen, ob man gleich, wie gewißlich geschehen wird, einen grausameren leiden müssen. Wir wollen mit Gottes Gnad und so viel er Geist verleiht, schreien, vermahnen, warnen, stärken, trösten, so baß wir mögen. Hoff noch immer zu dem lieben Gott, er werde die Sache bei uns auf einen leidlichen Weg schicken und uns nicht lassen zu Schanden werden." Am 26. Mai: „Daß du uns zur Standhaftigkeit ermahnst, ist von dir wohlgethan. Wir werden bestehen, so lange man uns nicht

jagt; darnach ist Gott bekannt, wie es gehen wird. Aber du kennst den wetterwindischen Sinn der Menge, zumal wenn zeitlich Gut in Gefahr steht. Täglich hört man viele Drohungen ausstoßen: wir werden nicht allein uns des Kaisers erwehren und also Herren für uns selbst ohne einen Oberen sein, was den Unsrigen gar nie in den Sinn kam." Am 13. October: „Es ist, wie Ihr schreibt, allein auf Gott zu sehen. Thäten wir das, so wäre uns geholfen. Ach, ach, wie herrliche fürstliche Leute und großmächtigste Könige und Kaiser wären wir, könnten wir uns diesem obersten Herrn recht vertraulich und gelassen darstellen trotz aller Welt und ihren Fürsten, wie bald sollten sie den Kopf an uns zerstoßen und den Spieß an uns brechen! Ach, mein Gott, mehr uns den Glauben!"

Am 22. October entschloß sich endlich das von aller Hilfe verlassene Konstanz, die Unterwerfung unter den Kaiser vom Rath zu begehren, nur die augsburgische Confession dürfe dabei so wenig als die Reichsfreiheit geopfert werden. Selbst Ambrosius sah kein anderes Mittel mehr und schrieb am 11. November: „Daß euch leid ist, daß wir des Kaisers Gnad suchen müssen, trauen wir euch ganz wohl. Aber wie hat man ihm anders können thun? Wir konnten nicht mit Zehntausend dem Widerstand thun, der mit Zwanzigtausenden anrückt. Müssen wir auch etwas zeitlichen Schaden leiden, so haben wirs ja auch wohl beschuldet; möchten wir allein bei dem rechten Hauptgut bleiben, hätten wirs nicht übel geschaffet." Am 26. December: „Unsere Sachen stehen noch immer also inn. Gott wolle sich unser erbarmen und Alles gut machen. Dessen bedörfen wir wohl, dieweil so gar kein Trost noch Zuschreiben nirgendsher, auch nicht auf solchem Weg, die ohne Ungnade des Kaisers sein möchte. Aber er allein ist stark genug, so er will; so er nicht will, mag nichts helfen. Er verleihe wahre Besserung, und daß wir uns zu ihm von Herzen bekehren und auf ihn vertraut seien; aber das Fleisch ist schwach. Im weiten Meer schwimmen ohne Ruder und Schiff und nirgends kein Land sehen ist grausam und dem Fleisch erschrecklich. So ist das mobile vulgus wunderbarlich und abenteurig; aber doch wird der liebe treue Vater im Himmel die Seinen nicht verlassen." Besorgt schrieb Bullinger an Myconius im Februar: „Die Konstanzer hoffen immer noch auf Milde vom Kaiser; o, daß es ihnen besser gehe, als ich fürchte."

Am 19. April 1548 endlich sandte Konstanz den Reichsvogt und Altbürgermeister Thomas Blaurer nebst dem Zunftmeister Peter Lobhart und Hieronymus Hürus des großen Raths an den dem Reichstag zu Augsburg anwohnenden Kaiser. Aber dieser ließ die Gesandten gar nicht vor, sondern übertrug die Unterhandlungen seinem Minister Granvella, Bischof von Arras, welcher von den Konstanzern forderte, sie sollten sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben, alle Bündnisse, die sie wider ihn geschlossen, namentlich das Schmalkaldsche aufsagen, Allem gehorchen, was der Kaiser von nun an in geistlichen und weltlichen Sachen ordne, einen

Stadthauptmann, den der Kaiser in die Stadt setzen werde, annehmen, den Bischof und das Stift wieder einlassen und das Ihre ihnen wieder zurückgeben und endlich etliche tausend Gulden zahlen. Die Konstanzer Bürgerschaft verwarf diese Bedingungen, und die Stadt erließ am 13. Juli eine neue Bittschrift an den Kaiser: Man solle sie nicht zwingen, etwas wider ihr Gewissen zu thun; das Geld und vier Stücke Geschütze wollten sie gern abliefern, nur möge man sie bei ihrer Reichsfreiheit und bis zur Entscheidung eines Concils bei ihrer Religion belassen. Im kaiserlichen Rath erregte diese Hartnäckigkeit die größte Erbitterung. Während die Gesandten noch in Augsburg hingehalten wurden, rüstete man Krieg gegen Konstanz. An demselben 6. August, an dem die Konstanzer Abgeordneten die Reichsacht gegen Konstanz am Augsburger Rathhaus angeschlagen lasen, überfiel der spanische Oberst Alphons de Vives von Tuttlingen her mit 3000 Mann die Stadt, in welcher man eben mit Tagesanbruch zum Gottesdienst läutete. Ein blutiges Handgemenge entspann sich; mit großem Verlust wurden die Spanier zurückgeschlagen. Konstanz dankte Gott für die Errettung, und obwohl man darin nur den Anfang des Endes sah, war doch „der Mehrtheil der Bürger gesinnet, die Stadt solle ihr Kirchhof sein, und sie wollten in ihrem Vaterland ihr Leben lassen, wie es je Gott der Herr schicke. Und hatten keine andere Ergötzlichkeit, denn daß einen Jeden freute, daß doch sein Weib und Kind und das Liebste, so er gehabt, dem Feind entnommen war." Aber der andauernde Wachdienst mit schmalem Brod machte doch allmählig das Volk mürbe; man schmähte gegen den Rath und die Prediger und verlangte Friedensschluß. Am 8. August kamen die drei Gesandten aus Augsburg mit der Nachricht heim, daß keine Hoffnung auf Ruhe sei, ehe an der Stadt Rache geübt worden. Thomas Blaurer wurde mit Schmähungen empfangen, des Reichsvogts und Statthalteramtes entsetzt und am 18. August das in der Stephanskirche verlesene Interim angenommen. Am 11. October endlich ward mit einer Mehrheit von 50 Stimmen die Unterwerfung unter den Schutz Oesterreichs beschlossen. Erbleichend rief Thomas mit gen Himmel gewandten Augen aus: „So erbarme sich Gott, daß ich in Augsburg nicht anders gehandelt hab, als was ihr mir befahlt." So wurde Konstanz aus einer freien Reichsstadt eine österreichische Besitzung.

Am 24. August verließ Ambrosius Konstanz, um bei seiner Schwester, „einem gar treuen Weib," wie Bullinger sie nennt, der Wittwe Heinrichs von Ulm auf dem thurgauischen Schloß Grießenberg eine Zufluchtsstätte zu suchen. Er war in Konstanz nicht mehr sicher; am 23. August hatte er an Bullinger geschrieben: „Ich steh in großer Fahr, denn man besorgt der Kaiser werde im Bericht etliche Personen vorbehalten und begehren. So hat der von Arras zu meinem l. Bruder zu Augsburg gesagt, K. M. wisse, daß er und ich am Meisten an Allem schuldig, darum wir auch, so es dazu komme, für Andere müßten herhalten und gestraft werden. So

stehe ich seit vor vielen Jahren in des Königs Ferdinandi Blutbuch, hat seine Handschrift darum gesehen. Noch beschwerte es mich Alles nichts, wenn man aufrecht blieben wäre; aber dieweil man das Interim und die Pfaffen wiederum annehmen will, gedenk ich mich auch an mein Gewahrsam zu thun, dann ich in Solchem nicht sein will." Vier Tage darauf schreibt er von Grießenberg: „Bei dieser plötzlichen Umkehrung aller Dinge bei uns, da ich auch selbst meines Lebens nicht mehr sicher war, und sogar einige Bürger mich bedrohten, zog ich mich auf den Rath meiner besten Freunde und mit Wissen unseres Raths nach Grießenberg zurück, um bei meiner trefflichen Schwester vorerst abzuwarten, welchen weiteren Wink mir der Herr gibt. Auch meine Amtsbrüder billigten diesen Entschluß und die Frommen drangen mich dazu, obgleich ich nicht schied, als ob ich nicht mehr zurückkehrte, sondern nur als ob ich in Geschäften bei meiner Schwester einen Besuch abstatten wollte. Ich achte, daß ich morgen oder Mittwoch wiederum mich nach Konstanz thun werde, bis wiederum ein Strudel sich erzeigen wollte, wiewohl ich lieber, nach dem mich die Sachen ansehen, gar hier bleiben wollte, dieweil ich einmal nicht da sein will, so die Pfaffen hineinziehen und das Interim muß gepracticirt werden. Meine Kinder, wills Gott, sollen in dieser Sodomo nicht auferzogen werden. Gott behüt alle Frommen. Ich bin wahrlich in ganz großer Fahr zu Konstanz, denn ich hab auch von den Meinen großen Aufsatz in der Stadt, da ich michs nie versehen hätte, deren Etliche mir den Tod drohen; darum bittet mit Ernst und Treu für mich, daß ich nach Gottes Willen bleibe und weiche wie sichs gebührt. Ach daß er noch hätte bei Tag mit Gnaden in diese Sach gesehen, daß wir der Pfaffen und des Interims absein möchten, wie selige Leute wären wir! Wohlan, ihm sind alle Dinge möglich, dem seid zeitlich und ewig sammt den euren all befohlen!" Damals wurde Ambrosius an der Rückkehr in die Stadt, die er nicht mehr betreten sollte, durch ein heftiges Erkranken, das ihn mehrere Tage ins Bett sprach, verhindert. Um so besorgter war er für seinen Bruder, den er gleichfalls dringend zum Rückzug mahnte. Er weiß nicht Worte genug für seinen Schmerz zu finden: „O drei und viermal unglückliches unbeständiges Konstanz, das du bis zum Himmel erhöhet warst und jetzt in die Hölle hinabgestürzt bist. O Vater im Himmel, willst du ewiglich Zorn halten? Gedenkst du nicht mehr deiner Barmherzigkeit, oder ist deine Erbarmung von deinem Zorne gehalten? Sollen ewig unsere, ja deine Feinde sagen: wo ist ihr Gott? Gib uns nicht zum Spott den Feinden. Gieße deinen Zorn auf die Völker, welche dich nicht kennen, auf die Königreiche, die dich nicht anrufen. Wir haben gesündigt mit unsern Vätern; aber gedenke nicht unserer vergangenen Missethat. Hilf, Herr des Heils, um Christi willen, daß er wahrhaft unser Heiland sei, gekommen, des Teufels Werke zu zerstören!"

Mehr und mehr schwand auch der letzte Hoffnungsschimmer. Auf die durch Zürichs Vermittlung erfolgte Fürsprache der Eidgenossen bei Karl V.

hatte dieser sie gebeten, sich dieser Mühe zu entladen und die von Konstanz als des Reichs erklärte Aechter, die um ihrer beharrlichen Rebellion willen alle Straf wohl verdient hätten, zu halten. Der österreichische Befehlshaber zu Bregenz, Nicolaus Freiherr von Pollweiler erhielt Befehl, die Reichsacht zu vollziehen. Am 13. October wurde der letzte evangelische Gottesdienst in tiefer Trauer in der Stadt gefeiert; darauf wanderten abermals viele Einwohner aus, darunter die Prediger, welche in der protestantischen Schweiz Aufnahme und Anstellung fanden. Am 14. Oktober rückten 2000 Oesterreicher ein; ein von Bregenz mitgebrachter Priester eröffnete am folgenden Morgen in der Stephanskirche den zwanzig Jahre lang ausgesetzten katholischen Gottesdienst wieder. Unmittelbar nach demselben erfolgte die Huldigung. Der Eid wurde der Bürgerschaft vorgelesen; „der gefiel Etlichen so wohl, daß ihnen die Thränen über die Backen abliefen; hätten gewollt, der Wein wäre wieder im Faß, aber es war schon verküchlet, denn sie waren in den Kliberen und mußten hie unten tanzen, was sie auf der Brüggen pfiffen." Tief ergriffen schrieb Bullinger an Ambrosius: „So ist denn also das unglückliche Konstanz von der Wahrheit zur Lüge, von Christus zum Antichrist zurückgekehrt zur tiefsten Schmach der sonst so preiswürdigen Stadt. Ich weiß gar wohl, lieber Bruder, wie tief dieses schmerzt, da dein Herz so voll Liebe ist zum Herrn und zum Vaterland. Gefallen und verwelkt ist dein Ehrenkranz, doch bei den wahrhaft Frommen nicht, und gewiß ist ihre Zahl durch ganz Schwaben hin noch größer, als wir meinen. Einst glaubte ja Elias auch, er sei allein noch übrig als Verehrer des wahren Gottes, und doch vernahm er von dem Herrn: Ich habe mir noch Siebentausend übrig gelassen, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal. Warum sollten wir nicht heute auch dasselbe hoffen? Ist auch in unserer verdorbenen Zeit ihre Zahl vielleicht kleiner, so steht doch fest, daß unsere Arbeit im Herrn keine vergebliche ist. Mögen Unzählige abtrünnig werden, so bleibt doch jenes johanneische Wort wahr: Sie sind von uns ausgegangen, aber sie sind nicht aus uns, sonst wären sie bei uns geblieben."

Fünftes Kapitel.

Der Lebensabend. 1548—1564.

1. Der Flüchtling.

Mit trübem Blick, doch ohne Anfangs alle Hoffnung aufzugeben, sah Ambrosius der Verbannte nach der alten Heimath, nach dem theuren Acker Gottes, den er oft mit Seufzen bestellt hatte, und über welchen sich nun eine wahre Sündfluth ergossen hatte. Noch am 20. October hatte er an Bullinger geschrieben: „Höre doch nicht auf, zu dem zu beten, der die Todten auferweckt und ruft dem, das nichts ist, daß er den Ruhm seines Namens gegen jene mehr als gottlosen Feinde rette. Zuweilen wenigstens hoffe ich, daß es Großes ist, was Gott mit seiner kleinen Heerde noch vollbringen wird." Aber wie traurig ist das Bild, das er schon am folgenden Tag seinem Freunde von den Zuständen der Heimath entwirft: „Es steht zu Konstanz immer je länger je ärger mit aller Leichtfertigkeit im Fressen, Saufen, Spielen, Gottlästern, Hurerei, Tanz, in welche Laster und Leichtfertigkeit ein großer Theil der Bürger auch gerathen und kommt täglich Alles zu nichts anders, denn man Alles erstatten wollte, was bis anher durch gute Zuchtordnung versäumt worden. Dem lieben Gott im höchsten Himmel sei es geklagt. Viel Domherrn und Pfaffen sind in der Stadt gewesen, ihre Häuser und Höfe zu besichtigen. Ich weiß von vornehmen Anderen inne, daß sie alle übel zufrieden, daß die Stadt königisch. Etliche Andere innen sagen, da die von Konstanz den Pfaffen weiter nicht haben wissen zu leid zu thun, seien sie königisch geworden, haben ihnen selbst und den Pfaffen einen Schlag über den Rücken gemacht, der sie zu beiden Theilen nicht freuen werde." Ambrosius ertrug allen Verlust leicht; hatte er doch seine Bibliothek und den kostbaren Schatz der Freundesbriefe noch zu rechter Zeit aus Konstanz herausgezogen; auch hatte er Freunde von bewährter Treue. Nicht nur rühmt er, daß sich seine Schwester ganz willig gegen ihm, auch seiner Frau und seinen Kindern mit der That erzeige, sich auch ganz freundlich und schwesterlich entbiete, also zu unterschlöffen allweg und als lang, bis der liebe Gott ihn zu einem Andern haben wolle, sondern auch der treue Freund Bullinger stellte den Brüdern Blaurer sofort

sein Haus, Vermögen und ganzen Einfluß in der herzlichsten Weise zu Verfügung, und setzte hinzu: „Möchte ich euch doch in der Verbannung trösten, euch in irgend etwas behilflich sein können. Ich wünschte von dir zu hören, was du vorhast. Du hast deine Gaben vom Herrn empfangen und wirst sie den Kirchen des gemeinschaftlichen Herrn nicht vorenthalten. Wie wäre es, wenn ich mich mit einigen frommen Männern der Berner Kirche bespräche? Bis jetzt habe ich mit Ausnahme Hallers Niemanden davon geredet." Ambrosius antwortete am 27. Oct. ausweichend: „Ich würde Alles leichter tragen, was geschah, obschon das Schwerste geschah, wenn nur nicht bereits in der ganzen Stadt die Gottlosigkeit zu herrschen anfinge, und die, welche kurz zuvor als keusche Jungfrau Christo verlobt war, zur öffentlichen Hure herabgesunken wäre. Ach, wie groß, wie furchtbar groß ist der Sturz jenes Hauses, das nicht recht auf dem Felsen erbaut war. Ach, wie wich von der Tochter Zion all ihr Schmuck, um, wie ich sehr fürchte, niemals wiederzukehren. Wenn du uns deinen Rath, deine Hilfe und alle Dienste eines christlichen Bruders und treuen Freundes anbietest, so zweifeln wir nicht, daß dieses aus treuem Herzen kommt, und zählen dieses dein besonderes Wohlwollen gegen uns billig zu unserem reichsten Besitz. Da du nun zu wissen begehrst, was ich vorhabe, so versichere ich dich als mein anderes Ich, daß ich bis zur Stunde noch gar keinen Plan habe, sondern dem Herrn, dessen ich bin, Alles anheimstelle und in Ergebung erwarte, wie er über mich verfügen wird. Doch möchte ich, wenn es nach meinem Wunsche geht, den Winter hier zubringen. Die Gaben, welche du mit mehr Freundschaft als Wahrheit mir zuschreibst, sind keineswegs so groß, als du glauben möchtest. Ich selbst, der ich mich genauer kenne, weiß nur zu gut, über wie wenig ich zu verfügen habe, zumal jetzt, wo ich 56 Jahre hinter mir habe und meine Kraft schwereren Arbeiten nicht mehr gewachsen ist. Kann ich mit meinem Dienst am Wort noch Nutzen schaffen, so würde ich es vorziehen, einer kleinen unbedeutenden Gemeinde als einer großen und ansehnlichen meine Dienste zu widmen." Wirklich wurde Blaurer am 10. November als Kirchenvorstand nach Bern berufen. Aber Blaurer, erst unschlüssig, lehnte am Ende ab und hielt seine Mängel entgegen: „1. daß ich weder solche Kunst noch Verstand und andere Geschicklichkeit bei mir weiß, die dann zu dieser treffenlichen ganz weitläufigen Verwaltung dieses Amts, wo es der Gebühr nach versehen soll werden, von hohen Nöthen sind, und ist bei mir warlich nicht zu finden, das die Frommen von Bern vielleicht aus Einbildung des Halleri oder Anderer bei mir suchen. Das schreibe ich nicht, wie oft geschieht, aus Demüthigkeit, daß ich ringer von mir selbst halte, denn ich im Grund begabt sei: denn ich weiß wohl, daß Jeder sein vom Herrn empfangen Pfund erkennen soll, ja auch muß, dann wie wollt er sonst damit wuchern und viel gewinnen? sondern daß ich mich in der Wahrheit selbst dermaßen erkenne und zu solchem vortrefflichen Dienst billig viel zu gering in Ansehen meiner Kleinfüge schätzen

und achten soll; 2. bin ich zu dem, daß ich die Sprach nicht hab, und aber dieses Volk sonderlich viel darauf hat, daß ein Prediger landlich rede, gar nicht wohl bestellt in eine große Kommun; 3. habe ich jetzt ein solch Alter erlebt, daß ich von Tag zu Tag an Gedächtniß und an Freudigkeit und anderen Kräften Leibs und Gemüths je mehr und mehr Abnahme zu gewarten und gar keine Zunahme oder Besserung zu hoffen habe. Müßte deßhalb hinter solcher großer Arbeit und vielfältiger Müh, Sorg und Unruh gar bald erliegen." Als Bullinger und die Berner trotz dieser Gegengründe auf ihrer Bitte bestanden, gab Ambrosius an den Ersteren am Neujahrstag 1549 den Hauptgrund seiner Weigerung zu erkennen: „Sonderlich habt ihr mich erst mit dem noch viel härter abgeschreckt, so ihr mir schreibet, daß ich auch die Disputation (1528) nicht allein unterschreiben, sondern auch schwören müsse, das mich doch gar fremd und ungereimt bedünkt. Denn es doch ein gar fahrlich, sorglich und unformlich Ding ist, zu einem solchen Ding mit dem Eid sich verpflichten, es wäre denn, daß man wollte Einen verpflichten, daß er schwören sollte, dem Gotteswort und Bibel gemäß zu lehren, wiewohl meines Bedenkens Solches auch nicht von Nöthen, dieweil doch die Obrigkeit ohn das Gewalt hat, jeden Prediger zu beurlauben, wenn er den Sachen oder dem Gotteswort nicht gemäß prediget. Ich kann und weiß solchen Eid nicht zu thun, wann ich gleich aller Dinge wohl zufrieden und mir Alles (das doch nicht ist) bekannt wäre, geschweige, dieweil ich in Etlichem noch nicht als gar vergewißt bin." Das war das Hauptbedenken, aus welchem Blaurer den ehrenvollen Ruf zur Vorstandschaft der Berner Kirche ablehnte, weil er, im Gegensatz zu dem in Bern nach dem Bucerismus wieder herrschend gewordenen Zwinglianismus, den specifischen Werth des Nachtmahls, durch das wir „in die Gemeinsame Christi und seiner Güter kommen", entschieden vertheidigte und die Beeidigung auf die Berner Disputationsartikel, die in Bern gefordert und nachher selbst dem charakterfesten Musculus abgewonnen wurde, als gegen sein Gewissen gehend bezeichnete.

Noch immer hatte Ambrosius nicht alle Hoffnung auf eine bessere Wendung in Konstanz ganz aufgegeben. Allein die Zuchtlosigkeit erreichte dort einen solchen Grad, daß selbst die Commissarien, welche die Zuchtordnung umgestoßen, ein Mißfallen ob solchem ärgerlichen Wesen hatten und um Sendung eines Predigers baten, der die alte wahre christliche Kirche wieder einpflanze. Man sandte einen Doctor Veltlin, der öffentlich sagte, es werde zu Konstanz nicht recht thun, man werde denn Menschenköpfe so wohlfeil haben als Kalbsköpfe, deren einer zwei oder drei Kreuzer gelte. Blaurer schreibt über diesen seltsamen Pfaffen an Bullinger am 5. Mai 1549: „Jetzt kommen mir Briefe, darin mir Wunder angezeigt werden von dem Doctor Veltlin, wie grausam er mich schmähe und lästere in den Predigten und in den Häusern. Muß trachten, wie ich mich nach Nothdurft dennoch purgire bei den Frommen. Er sagt, ich habe nie Keinem

weder in Württemberg noch sonst wollen Red und Antwort geben, sei allweg geflohen. Er habe mich auf dem Reichstag zu Hagenau gesucht, da habe man mich verstoßen und gesagt, ich sei hinweg. Er wisse, wie ich mich zu Tübingen gehalten habe; mein Weib habe ich sitzen lassen zu Konstanz und ich viel Buberei getrieben mit hübschen Mädlein in Württemberg. Deß wolle er mich überziehen. Man solle mich fragen, was ich im Wirthshaus zum Wolf in Tübingen mit einem Mädlein im obern Stüblein gehandelt habe. Wie ich das Sacrament geschändet habe, also wolle er mich auch schänden, daß die von Konstanz sagen müßten: sie sollten mich mit glühenden Zangen zerrissen haben." Als der Lügenpfaff am 23. April 1551 gestorben war, theilte es Ambrosius Bullingern mit den Worten mit: „Hab ich auch einen Feind weniger auf Erden denn vor. Gott woll, daß er eine gute Fahrt hab thun; ich möchte es ihm nun gar wohl gönnen."

Doch der Aufenthalt im Thurgau ward Blaurern je länger je mehr gefährlich. König Ferdinand hatte im Sommer 1549 geradezu die Ausweisung aus dem Thurgau verlangt, und so nahm Ambrosius, der Niemandem Verlegenheit bereiten wollte, im gleichen Sommer das Anerbieten des Pfarrers Kaufmann an, sein Haus in Winterthur zu beziehen. Am 28. October 1549 hielt er seinen Umzug mit Frau und Kindern „bei höchst unfreundlichem Wetter, was aber das Volk für ein gutes Zeichen hält, wenn man bei einem Umzug vom Himmel nicht begünstiget werde." Der erste Winter, den Ambrosius von 1549 auf 50 mit seiner Familie in Winterthur zubrachte, ging glücklich vorüber. Er schrieb an seine Nichte zu Kempten: „Wir sind sonst hier fest und gesund und hoffen, es sei auch so zu Kempten. Zwar hat der Winter manche Beschwerden mit sich gebracht, aber das soll uns nicht zu viel bekümmern, denn es in dieser trübseligen Zeit viel viel frommeren und besseren Leuten denn wir sind noch viel kümmerlicher geht. Wir haben noch dem lieben Vater großen trefflichen Dank zu sagen, daß wir noch Most und Brod, Dach und Gemach um und um haben und zu der Nothdurft, so wissen wir, daß unser bleiblich Weilen nicht hier, sondern unser recht Vaterland dort im Himmel und ewig ist." Mit den Winterthurer Predigern trat Ambrosius in die innigsten Beziehungen, predigte für sie je und je, nahm sich der Armen und Nothleidenden nach Kräften an und erwarb sich allgemeine Liebe und Achtung. Freilich ward dadurch die Eifersucht des alten Pfarrers Matthias Hirschgarter erweckt, und als der Flüchtling sich herausnahm, für die Winterthurer Pfarrer „Artikel über die Kirche" zu schreiben, sie an ihr Kirchenamt und dessen Pflichten zu mahnen, beschwerte sich Hirschgarter darob bei Bullinger. Auch sonst war Blaurer vielfach in Anspruch genommen, indem er das Thurgau mit Predigern versah und im vielseitigsten Briefwechsel mit seinen einstigen Gemeinden und der ganzen Kirche verbunden blieb, so daß Bibliander am 9. Januar 1551 an ihn schreiben konnte:

Obwohl ohne Kirche sorgst du für alle Kirchen. Zwischen Kempten, wo der Bruder Thomas mit seiner Familie lebte, und Winterthur war fleißige Verbindung, Brief- und Geschenkeaustausch. Oefter rühmte es Ambrosius, daß ihm Gott die Verbannung freundlich gemacht habe. Freilich brachte dem zärtlich liebenden Vater auch das Jahr 1551 eine schwere Glaubensprobe. Ambrosius, welcher sein erstes ihm am 31. Januar 1535 geborenes Kind Axta und sein letztgeborenes Hans Thomas (geb. 20. August 1542) frühe wieder verloren hatte, erfreute sich noch des Besitzes eines Sohnes und einer Tochter. Diese, Katharina, ward ihm nach den noch erhaltenen Konstanzer Taufbüchern am 29. Juli 1537, sein Sohn Gervicus am 15. December 1538 geboren. Die hoffnungsvolle Tochter sollten die Eltern im Schmuck der ersten Jugendzeit verlieren: am 23. Januar 1551 ward sie zu Grabe getragen. Ambrosius schrieb an Bullinger: „Die Mutter und ich, obschon wir das Fleisch nicht ausgezogen haben, dem es bitter wehe thut, halten gleichwohl in schuldiger Ehrfurcht dem Willen des Herrn und grundgütigen Vaters stille und danken ihm, daß unser Kind bis zum letzten Athemzug so seliglich in dem Bekenntniß seines Namens ausharrte und aus allen Gefahren erlöst ist." Am Schluß des Briefes setzte er hinzu: „Ich hoffe, wolle mich bald aus dem Staub machen und allen Feinden sammt allem anderen Uebel seliglich entrinnen." Todesgedanken beschäftigten ihn oft, wie er auch am 9. Februar 1551 seinen Bullinger bat, er möge seiner Frau, wenn sie zur Wittwe werde, mit Trost zur Seite stehen und sie mit der Hoffnung baldiger ewiger Seligkeit aufrichten. Wirklich wurde er von seinem alten schlimmen Gast, dem Wechselfieber, aufs Neue heimgesucht und an den Rand des Grabes gebracht; doch erholte sich seine bei aller Schwächlichkeit zähe Natur wieder, und es erwachte aufs Neue in ihm der Wunsch nach einem „kleinfügigen Kirchle", das er in ordentlichem Beruf zu versehen hätte.

2. Der Pfarrer in Biel.

In Biel war seit 1550 der frühere Konstanzer Prediger Jakob Fünkle angestellt, nachdem er nach der Konstanzer Katastrophe kurze Zeit zu Tegermylen im Thurgau das Predigtamt versehen hatte. Fünkle war ein treu ergebener Schüler und Freund unseres Ambrosius und konnte sich keinen lieberen Amtsbruder als ihn wünschen, dessen Amtsgenosse er in Konstanz seit 1542 gewesen war. Durch seine Vermittlung bat die Kirche zu Biel Blaurern wiederholt, daß er zu ihnen komme, und dieser trat im August 1551 von der deutschen Kirche hinweg in den Dienst der Schweizer Kirchen. Schon im Herbst 1550, dann wieder im Februar oder März 1551 war Blaurer in dem kleinen Jura-Städtchen Basler Bisthums gewesen, um dort Streitigkeiten zwischen dem Pfarrer Michael Schlatter und seinem „Herzkind" Fünkle zu schlichten. Nachdem Schlatter weggezogen war, wurde Blaurer ersucht, dessen Stelle einzunehmen, und reiste am 29. August

über Zürich dahin ab, wo er am 31. August glücklich ankam. Am 29. October schrieb er an Bullinger: „Ich befinde mich hier mit den Meinigen wohl, so daß, wenn es einmal dem Herrn gut dünkte, mich von meinen besten Freunden loszureißen, ich nirgends lieber sein möchte als hier. Denn, wie billig, strecke ich mich nach der Decke und weiß es dem Erzhirten Christus zu Dank, daß er mir, seinem Veteranen, eine solche Last auflegen wollte, welche ich mit der Unterstützung seiner Hand auf meinen schwachen Schultern tragen zu können glaube."

Daß Blaurer den Dienst an einer kleineren Gemeinde angenommen habe, erregte große Verwunderung, denn bereits hatte man die Hoffnung aufgegeben, daß er sich überhaupt noch zur Uebernahme eines Kirchenamts vermögen lasse. Rasch auf einander folgten darum auch jetzt Berufungen zu größeren Wirkungskreisen, erst von Winterthur, was er schon mit Rücksicht auf die Eifersucht des alten Pfarrherrn und auf die Warnungen Bullingers ausschlug; dann nach Augsburg und Memmingen, Neuenburg und Straßburg, in welch letzterer Stadt er Hedios Stelle einnehmen sollte; dann im Jahre 1553 zu der durch Miconii Tod erledigten und nach Blaurers Weigerung mit Simon Sulzer besetzten Baseler Predigerstelle, endlich im Jahr 1557 zu einer theologischen Professur, welche Otto Heinrich, Kurfürst der Pfalz, ihm antrug und die dann dem Pierre Boquir übertragen wurde. Ambrosius hätte es für ein Unrecht gehalten, seine ihm so lieb gewordene Gemeinde zu Biel zu verlassen, während er sich andererseits nicht mehr die nöthige Elasticität und Frische des Geistes zutraute, um sich in ein neues Amt hineinzuarbeiten. Mit besonderem Dank erkannte er es an, in Biel an Fünkle, „dem Stab seines Alters," einen Amtsbruder zu haben, mit welchem er in Einträchtigkeit zusammenwirken konnte. Blaurer rühmte die Bieler Gemeinde, die Bequemlichkeit seiner Lage und bat Gott, sein kleinfügig Wässern auf des Herrn Pflanzung zu vielfältiger ihm angenehmer Frucht aller Gottseligkeit dienen zu lassen. Doch lag auch jetzt, namentlich wenn Fünkle abwesend war, eine große Arbeitslast auf ihm. Am 1. März 1558 schrieb er an Bullinger, er habe in seinem Alter jeden Tag in der Woche und am Sonntag zwei bis dreimal zu predigen. Eifrig thätig war er für Annahme der Zürich-Genf'schen Nachtmahlsvereinigung. Im Jahr 1552 führte er deutsche Psalmen ein. Ebenso setzte er nach dem Muster von Konstanz und in Uebereinstimmung mit Neuenburg und Genf, aber auch unter dem Tadel von Zürich und Bern, welche darin eine Versuchung zur Heuchelei fanden, eine Zuchtordnung durch. Daneben lief ein sehr ausgebreiteter Briefwechsel her. In einem Brief an seinen Bruder Thomas vom 18. Jan. 1557 beschwert er sich über die durch seine Correspondenz noch vermehrte Geschäftslast und erwähnt nicht weniger als achtzehn Briefe, die er noch am gleichen Tage zu schreiben habe. Am Fleißigsten tauschte er mit Bullinger Briefe; beide Freunde schrieben einander eigentliche Tagbücher, Zeitungsnachrichten in lateinischer, Herzensergüsse

in deutscher Sprache. So gut überhaupt von einem Ersatz in solchem Fall geredet werden kann, war ihm Zürich an die Stelle von Konstanz getreten; er pries die Stadt drei, vier und tausendmal glücklich, daß sie durch Lehre und Leben so vieler unvergleichlicher Gottesmänner erleuchtet sei; aber, setzte er warnend hinzu: möge der Herr dir gnädiger als Konstanz geben, daß du nicht zum Himmel erhoben in die Hölle gestoßen werdest, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt! In Bern hatte er an Musculus und Haller, in Basel an Sulzer und Borrhaus innige Freunde. Aber durch die Lage Biels und durch Uebereinstimmung der Ueberzeugung kam er auch mit der französischen reformirten Schweiz und ihren Häuptern in eine nicht minder innige Beziehung. Mit Calvin, Beza, Farel, Viret wechselte er die freundschaftlichsten Briefe. Große Freude und Erfrischung gewährten ihm während seines Aufenthalts in Biel wiederholte Besuche Calvins, mit welchem er seit 1551 in Briefwechsel getreten war. Im März 1552 scheint Calvin auf seiner Reise durch die deutschen Kantone, welche er um ihre Verwendung beim französischen Könige für dessen protestantische Unterthanen anging, zum ersten Mal Blaurern persönlich kennen gelernt zu haben. Im Jahr 1555 wiederholte Calvin seinen Besuch in Biel, endlich machte er auf der Heimreise von Frankfurt den Umweg über Biel, wo er am 6. October 1556 bei Blaurer abstieg. Calvin ward Blaurern der „unvergleichliche Theologe", in welchem er das Streben seiner eigenen Arbeiten realisirt fand. Blaurer ward ein eifriger Verfechter des Consensus und beklagte den reizbaren Magen so mancher Geister, welche Calvins Erklärungen des Consensus nicht zu vertragen vermögen. Auch Calvins Prädestinationslehre, von Thomas in Versen verherrlicht, fand den Beifall unseres Ambrosius, wie er auch in der Frage der Kirchenzucht die Antwort der Diener der Genfer Kirche an die Neuchateler unterschrieb.

Auch Ambrosius hatte von Biel aus mehrmals Reisen nach Zürich, Basel, Winterthur, Grießenberg und Gyrsperg gemacht. Bei seiner Reise nach Winterthur im Jahr 1553 besuchte er auch den Thurgau und predigte zu Rickenbach, wozu gegen zweihundert Personen aus Konstanz sich einfanden, um mit ihrem alten Hirten am Pfingstfeste das Abendmahl zu feiern. Seinen Rückweg nahm er über Basel, wo er neben andern Geschäften sich Saiten für seine Zither kaufte, mit welcher er sich das Heimweh nach der alten Konstanzer, die Sehnsucht nach der oberen Heimath linderte.

Schon im Jahr 1555 hatte Blaurer im Gefühl der Abnahme seiner Kräfte an einen Rückzug vom Amte gedacht. Namentlich fühlte er eine sich stets steigernde Schwäche des Gedächtnisses und der Augenkraft. Auch war er mit Biel nicht mehr ganz zufrieden; am 13. August 1558 schrieb er an Bullinger: „was die Obrigkeit und ihre Thätigkeit betrifft, so geht es täglich immer schlechter, in Biel und anderswo". Nachdem er einen

Nachfolger gefunden, mit dem sein Amt gut versehen wäre, entschloß er sich dasselbe abzugeben und siedelte am 2. September 1559 nach Winterthur über als „in den ersehnten Hafen seines Alters".

3. Der Feierabend.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Winterthur finden wir Blaurern mit dem Ordnen seiner Bücher, zumeist seiner kostbaren Briefschätze emsig beschäftigt, über einer thatenreichen Vergangenheit und einer hoffnungsseligen Zukunft die Trauer über die Gegenwart vergessend. Er bat Bullingern, Gott zu bitten, daß er den Rest seiner Tage kurz sein lasse. Am Liebsten erging er sich in Erinnerungen an alte Tage, alte Freunde, unter denen Bucer wieder die erste Stelle einnahm. So schreibt er an seinen treuen Freund Hubertus in Straßburg am 9. Nov. 1560: „Einst war Sachsen, Hessen, waren die anderen Fürsten mild und liebreich gegen etliche Städte, welche die Augsburger Confession nicht so ganz annahmen. Selbst Luther, so ungünstig er den Unsern war, verheimlichte vielfach den Widerspruch, um die Kirche nicht in Verwirrung zu stürzen; Melanchthon ohnehin pflegte alle von Wittenberg nach Schwaben heimkehrende Jünglinge zu ermahnen, keine Wirren im Abendmahle zu machen. Die neueren Theologen aber suchen, selbst den weltlichen Arm anrufend, solch herrische Herrschaft, daß sie gleich mit Anathema sich auf Jeden stürzen, der nur ein wenig von ihnen abweicht. Wie süß ist dagegen die Erinnerung an das erste Pflanzen der neuen Kirche, an unsere Verhandlungen, an den Eifer der Obrigkeiten und der Fürsten! Da war größere Lauterkeit und Liebe der Prediger, Einmüthigkeit und Willigkeit des Volks. Um es in Ein Wort zu fassen, es war eine Fröhlichkeit und Munterkeit der ganzen Welt, die in unglaublicher Freude gleichsam der Frühlingssonne sich zustreckte. Das Alles ist jetzt mit Einem Schlag zergangen und ausgelöscht; wohin man sich wendet, ist Alles aufgelöst, zerfahren, kalt, häßlich, unglückselig."

Doch machte die Gegenwart noch immer ihre Ansprüche an den Mann, der selber wirken wollte, so lang es Tag für ihn war, und im December 1561 noch rühmen durfte, er sei so gesund wie vor zwanzig Jahren. Gegen Ende des Jahrs 1561 trug ihm die Winterthurer Gemeinde einstimmig den Wunsch vor, er möge eine erledigte Predigerstelle in der Stadt annehmen. Blaurer glaubte auch jetzt dieses Anerbieten nicht annehmen zu dürfen aus demselben Grunde wie früher, nemlich in Rücksicht auf den alten Hirschgarter, „weil er wisse, welch ein Schaden für die Gemeinden sei, wenn ihre Prediger nicht in Eintracht zusammenwirken." Blaurer erklärte, er wolle gern Jedem zugreifen, wo er könne, und ihrer aller Helfer und Helfershelfer sein, deß er sich gar nicht schäme, aber den Stand annehmen könne er nicht; wenn ein Anderer den Stand, Namen und Besoldung habe, wollte er ihm gern allweg, so oft die Predigt an ihn komme, eine Predigt, zwei oder drei abnehmen; aber des Standes wolle

er nicht, denn er wolle den guten alten Mann nicht dermaßen betrüben. Dagegen glaubte Ambrosius den Wünschen seiner Schwester und seiner Neffen nicht widerstehen zu dürfen, als diese im Verein mit den Gemeindegenossen in ihn drangen, er möge auf einige Zeit die im Thurgau gelegene, von Winterthur nicht weit entfernte Pfarrei Leutmerken versehen, bis Diethelm, der Sohn des Thomas, von seinen Reisen zurückkäme, denn diesem Neffen hatte Frau Barbara von Ulm, der das Patronatsrecht zukam, die Pfarrei zugedacht. Ambrosius entschloß sich zur Amtsverweserei, bis sein Neffe die Stelle anträte, ohne jedoch seinen Wohnsitz in Winterthur aufzugeben. Dieser Entschluß ward ihm durch die Hoffnung erleichtert, an seinem Sohn Gerwik, der am Schluß seiner Studienzeit stand, bald einen Gehilfen zu bekommen, den der erfahrene Vater ins geistliche Amt einführen könnte. So wurde nur wenig Hausrath nach Leutmerken genommen und im Herbst 1562 siedelte Blaurer ohne seine Frau, die in Winterthur blieb, dahin über.

Zuvor aber ward der alte Mann noch zu einer Reise ins schwäbische Oberland und die Pfalz veranlaßt. Traurig schreibt er über seine Rückreise an Bullinger (17. Septbr. 1562): „Ich sah zu Ulm, Biberach und in den anderen Städten, in welchen ich vor dreißig Jahren das Evangelium verkündigen durfte, nichts, was mich erfreuen konnte, dagegen Unzähliges, was meine Seele tief betrübte. So groß ist die Verschlimmerung aller Verhältnisse, so groß der Abfall von der reinen alten Frömmigkeit, sowohl von Seiten der Prediger, als der Obrigkeit und des Volks. Kaum konnte ich noch leise Spuren des früheren Zustands gewahr werden; so sehr ist alles durch den Sauerteig des Papstthums oder anderer fremden Lehren verderbt." Und am 1. October schreibt er abermals: „Du verwunderst dich, daß ich dir nach meiner Rückkehr aus dem Palatinat über den Stand dieser Kirchen nichts geschrieben habe. Aber ich habe auf dieser ganzen Reise nicht eine einzige Kirche besucht, keinen einzigen Geistlichen begrüßt, da ich trotz aller Nachfragen keinen meiner früheren Bekannten mehr auffinden konnte. Die Vorsteher der Schwäbischen Kirchen aber sind theils Meßpriester, theils stehen sie so steif und fest zu den nach ihrem Sinn verdrehten Worten der heiligen Augsburger Confession, daß sie selbst eine zufällige Begegnung eines Andersdenkenden für eine böse Vorbedeutung halten, so daß ich es vorzog, Niemanden zu grüßen. Auch aus dem Beamtenstand und dem Volk sah ich Keinen, der mich kannte, wie ich selbst Niemanden erkannte; ich schien mir gleichsam in eine neue Welt versetzt, so sehr hatte sich das Aussehen der Dinge und Personen gewandelt." Als unbekannter Geist ging Ambrosius über das Grab seiner Mannesarbeit dahin. Die Worte fehlen ihm, zu sagen, was hiebei in seiner Seele vorging.

Gebrochenen Herzens zog Ambrosius in Leutmerken auf; aber schon im folgenden Winter überfielen ihn Zeichen des herannahenden höheren

Alters. Geschwollene Füße zwangen ihn zu einem fast fünfmonatlichen Bleiben daselbst und machten ihm die ersehnte Uebersiedelung nach Winterthur lange unmöglich. Sein Sohn Gerwic predigte für ihn. Aber kaum zu Anfang Mai's in Winterthur angelangt, kehrt er am 4. Mai 1563 dahin zurück, um bis in den October hinein abermals dort zu bleiben, Ehefragen zu lösen und eine Zuchtordnung aufzurichten. Den Winter brachte er in Winterthur zu, kehrte aber im Sommer 1564 wieder nach Leutmerken mit seiner Familie, bis er Anfangs September sich ganz in den Ruhestand zurückzog. Auch auf diesem Pfarramt sollte er noch eine schmerzliche Erfahrung machen, die sein Biograph Mangolt also erzählt:„ Weil Ambrosius zu Leutmerken großen Zugang hatte aus andern umliegenden Kirchen und dadurch anderer Kirchen Zugang abnahm, verdroß es die Prediger und Pfarrer derselbigen Kirchen und richteten selbst eine Practican, daß auf Lichtmeß des Jahrs 1564 ab dem Tag zu Baden eine Botschaft der Frauen von Grießenberg zugeschickt ward, nemlich ihr Schwager Gorius von Ulm, im Namen der sieben Orte ihr zu sagen, daß sie ihre Pfarre Leutmerken mit einem anderen Prediger versehen wolle, denn Ambrosius Blaurer ihr Bruder, der sie eine Zeit lang versehen hätte, sei ihnen nicht gelegen, denn er ein vertriebener Mann, kein Mannrecht von Konstanz, hab sie in all ihren Unfall gebracht. Und sei nicht nur ein schlechter Prediger wie Andere, habe allenthalben viel Unrath gesäet. Derhalben ihnen unleidlich sei, daß er in ihrer Obrigkeit predige. Und sie hätten wohl Ursache, anders mit ihm zu handeln. Aber dennoch aus Ursachen, und daß sie der Freundschaft verschonen, und daß er Gorius von Ulm sein Schwager ein Mann sei, der dem Lande wohl anstehe, haben sie es also bei diesem bleiben lassen. Als ihm nun Solches durch seine Schwester angezeigt ward, stand er hinfort mit dem Predigen still, und ward die Kirche durch andere Prediger versehen. Darnach warb er durch Mittelpersonen an die von Zürich, ob ihm doch das Land damit verboten wäre. Da wußten die, so auf dem Tag zu Baden Legaten gewesen waren, von dieser Botschaft kein Wort, waren auch dabei nicht gesessen, da man den Boten im Namen der sieben Orte hat abgesandt. Also ward es nachmals kundlich, daß solches Alles durch einen einigen Mann war gehandelt worden. Damit zog Ambrosius wieder gen Winterthur.

Noch ein halbes Jahr sollte Ambrosius vergönnt sein, in der Stille des großen Sabbaths zu warten, nach welchem seine lebenssatte, mit dem ewigen Leben versiegelte Seele sich sehnte. Zum Neujahrstag 1564 hatte er Bullingern und den Seinigen viel angenehmer glücklicher Jahre von dem gewünscht, der uns gesendet hat, das angenehme Jahr zu verkündigen; für sich erbat er sich ein gutes Sterben. Dem Greise zur Seite stand eine bis in den Tod unverändert geliebte Gattin, in deren treuer Liebe Ambrosius stets ein besonderes Gnadengeschenk Gottes erkannte. Zwar redet er in seinen Briefen verhältnißmäßig wenig von ihr, aber wo es geschieht, mit einer

Liebe und Anerkennung, die uns nicht daran zweifeln lassen, daß seine Ehe eine durchaus glückliche und friedliche war. Von den vier Kindern, mit welchen diese Ehe gesegnet war, überlebte den Vater nur der einzige Gerwic, geboren am 15. December 1538 zu Konstanz. Dieser, zuerst bei Fünkle in Tegerwylen und Biel, dann in Basel und Lausanne und schließlich in Straßburg im Hause des treuen väterlichen Freundes Hubert gebildet, war den Eltern stets ein Sorgenkind gewesen. In vielen Briefen ermahnte der Vater den Sohn zur Arbeit, Sparsamkeit und ernstem Lebenswandel. Wie ernst es der Vater mit seiner Erziehung nahm, mögen folgende Auszüge aus den Briefen an den Sohn andeuten. Am 18. Januar 1550: „Lieber Gerwic, wir alle wünschen und begehren dir von Gott ein gut glückhaft gnädig Jahr durch unsern liebsten neugeborenen Heiland Christum Jesum; der woll dich auch aller Dinge verneuern und dir ein gutes frommes gehorsames gottesfürchtiges Herz und Gemüth verleihen, damit du dich von Jugend auf unter sein süß Joch ergebest und all die Zeit, Jahr und Tag auf Erden wohl anlegest zu seinem ewigen Lob und Preis und als endelich selig werdest. Siehe, daß du immerdaren das Beste thuest, dich wohl und züchtig, gehorsam, gutwillig halteſt und fleißig lerneſt, damit du Gott und den Menschen zu Gutem gefallen mögest. Gewöhne dich daran, daß du herzlich an Gott denkest und allewege dafür habest und glaubest, wie denn wahr ist, daß er dich an allen Enden und Orten sehe, damit du desto geschickter und ehrerbietiger vor seinem Angesicht wandlest und nichts thuest, darum du dir fürchten müßtest, so wirst du allweg ein fröhlich und glückhaft Leben haben auf Erden." Am 27. April 1551: „Wenn du uns, deinen Eltern fehlen solltest, so würden wir Gott ernstlich bitten, daß er dir deine jungen Tage kürze, ehe du im Bösen erstarkest." Des Vaters höchster Wunsch war, daß sein einziges Kind sich für den Dienst des Evangeliums bestimme, so wenig er Gerwic wider seine Neigung eben zu diesem Berufe zwingen wollte. Als der Sohn, welcher bisher mehr vielerlei als viel gelernt hatte, sich entschiedener im Jahr 1558 für die Theologie aussprach, war der Vater hoch erfreut: „dreimal, viermal glücklich bin ich, wenn ich sterbend weiß, daß du nicht bloß in mein Vermögen, sondern auch in meinen Beruf eintrittst, so daß ich unter zwiefachem Namen fortlebe, in dir auf Erden und selbst als Eintretender in den Himmel." Aber bald schrieb Gerwic wieder, daß ihm das Amt eines Predigers zu hoch für seine Kräfte dünke; er hörte zwischen hinein juristische Vorlesungen; im März 1562 wollte er plötzlich die Universität verlassen. Der Vater schrieb ihm ernst, daß er ihm dieses verbiete, da er dringend wünschen müsse, daß er sich vorher mehr im Predigen geübt habe: „Thu um aller Liebe willen das Best und leid dich. Ich wollt herzlich gern aus viel Ursachen, daß du etwas wohlgeübt herkommest und das Böse d. h. die größten Schwierigkeiten überwunden habest. Wohlan, thu unserem Vertrauen nach das Best und folg, das wirst du gegen Gott und uns genießen." Im Juni

1562 kehrte Gerwic endlich in das Elternhaus nach vollendeten Studien zurück, aber noch immer zweifelnd, ob das Predigtamt sein rechter Beruf sei. Conrad Hubert suchte den Vater mit der Hoffnung zu beruhigen, daß sich mit der Zeit Alles machen werde. Gerwic predigte für den kranken Vater in Leutmerken, „mehr fleißig als glücklich," urtheilte der Vater. Es ging nicht. In gefaßter Ergebung schrieb dieser an Hubert am 22. Juni 1564: „Unser Gerwic ist schon im sechsten Monat bei unserem trefflichen Vetter Schär in Oberhausen (als Hofmeister), da er hier nichts zu thun hatte. In der That konnte er trotz seines guten Willens die Schwierigkeiten des Predigens und überhaupt des geistlichen Amts, zu dem er bestimmt war, nicht überwinden. Als ich dieses gewahr wurde, wollte ich nicht eifriger in ihn dringen, daß er vergebliche Anstrengungen mache, denn ich erkannte, daß er zu einem andern Beruf bestimmt sei, zumeist weil er überhaupt für keine Studien Sinn hatte, indem es ihm nicht sowohl an Gaben als an Beharrlichkeit schon von Kindheit an fehlte, wie er denn niemals mehr als das streng Aufgegebene leistete und erst wenige Tage vor seiner Abreise von hier mir und seiner Mutter eingestand: Er wisse wohl, wie Einem um das Herz wäre, der nicht gern läse und studirte, nemlich daß einem Solchen Stunden und Weil zu lang wären." Auch nach des Vaters Tod ermannte sich Gerwic nicht: er lebte nachher müßig in der Stadt und in unglücklicher Ehe; 1579 kaufte er in Gemeinschaft mit der Familie in Grießenberg zur Beschäftigung ein kleines Landgut in der Nähe des Thomasschen Gyrsperg, und die Mutter, von Alter und Krankheit gebeugt, erlebte noch den Schmerz, sich mit ihrem einzigen Sohn nicht vertragen zu können!

Um so freundlicher ließ sich unserem Ambrosius der Feierabend an durch die Nähe seines Bruders Thomas und dessen Familie, mit welcher Briefe und Besuche fortwährend gewechselt, Freud und Leid treulich getheilt wurden. Beide Brüder waren Ein Herz und Eine Seele, obwohl ihre natürlichen Anlagen und demgemäß ihr äußerer Lebensberuf sehr verschieden waren. Beide ergänzten sich, während sie in Konstanz, der Eine auf der Kanzel, der Andere auf dem Rathhaus die Reformation durchfochten. Die St. Galler Stadtbibliothek hat mehrere Papierstreifen aufbewahrt, auf welchen Thomas während einer Rathssitzung die Fürbitte seines Bruders Ambrosius zum glücklichen Ausgang einer wichtigen Abstimmung begehrte. War Ambrosius auf seinen Missionsreisen oder Thomas als Abgeordneter des Raths auf Reichs- oder Kirchentagen abwesend, so entspann sich nicht nur ein fleißiger Briefwechsel zwischen den Brüdern, sondern der Eine übernahm auch die Stelle des Hausvaters für den Andern. Die Ereignisse des Jahrs 1548 trennten zwar das Brüderpaar dem Raume nach, ohne daß es ihm wieder gelingen sollte, anders als auf kurze Besuche wieder zusammenzukommen; aber dennoch trug Einer des Andern Last redlich mit, ohne daß jemals auch nur ein Schatten der Verstimmung oder

Entfremdung zwischen beide Brüder getreten wäre. Rührend sprach sich hierüber Thomas an seinen Neffen Gerwic nach dem Tode seines Bruders aus (1. Januar 1565): „Kaum könnte ich den Heimgang deines Vaters und meines Bruders, der mir der Liebste und Theuerste auf Erden war, mit Gelassenheit ertragen, wüßte ich nicht, daß sein Glück und seine Seligkeit größer ist als unser Verlust und als der Schmerz, welcher sich bei der Erinnerung an unseren brieflichen Verkehr und an das übrige Zusammenleben, in welchem wir auch bei räumlicher Trennung standen, meiner bemächtigt. Denn beraubt bin ich des großen Glücks, das mir aus dem Zuspruch des Mannes ward, der sich wie Wenige darauf verstand, die bekümmerten Gemüther aufzurichten und zu trösten. Zu diesem Genuß gesellte sich die Ausdauer und Vertraulichkeit, mit welcher er gewohnt war, Alles mit mir zu theilen, was vom Ausland oder aus der Schweiz ihm durch seine Freunde mitgetheilt war. Meinem noch übrigen Lebensweg soll jedoch nicht fehlen ein Erbe des theuren Manns, welches ich mir durch Wiederholung der Ermunterungen, Lehren und Vorbilder aneigne, mit denen er mich so oft und so lang unterstützt und ergötzt hat, ohne jemals die Liebe zu verlassen, mit welcher er mich und die Meinigen beglückte und erheiterte. Nie werde ich vergessen, was ich dem Vater an seinem geliebten Sohn schuldig bin oder an der Gattin, deren Treue und Liebe die Beschwerden seines Lebens und seiner ganzen Pilgerfahrt linderte. Ich bin entschlossen zu leisten, was die Treue des Seligen von mir fordert, und bitte dich, dies der frommen Wittwe zu wissen zu thun." Viele Briefe an seine Schwägerin zeugen, wie innig Ambrosius mit der ganzen Familie seines Bruders verbunden war, und wie er sie auf priesterlichem Herzen trug. Einmal schreibt er ihr: „Thu dich wohl nach Gott um, dieweil du allein bei ihm liegst, und hab immerdar einen guten Schwätzplatz mit ihm in der Stille und verleih mir dann auch ein gutes Wort gegen ihm und lug, vergiß mich nicht!" Als sie am Fieber krank lag, schrieb er ihr (22. Februar 1561) u. A.: „Mittlerzeit verleihe der Herr beständige, unverdrossene, geduldige Langmüthigkeit und langmüthige Geduld unter dem Werk seiner Hände, mit dem er euch zu glimpfigem Gehorsam seines väterlichen besten Willens üben und zu schönen, lauter güldenen, mit bestem Edelgestein gezierten Ehrengeschirrlein in der Werkstatt des Kreuzes und seines h. Geistes schmücken will. Es ist doch um ein Kleines zu thun und der kurze Charfreitag bald vorüber, auf den der Sommer lang, ja ewig freudenreich Ostertag im Reiche der Himmel folgen wird. O der glückhaften seligen Stunde, und wie tapfer und männlich sollen wir der mit aufgerichteter Hoffnung erwarten, dieweil sich doch dieses unser beständig Heil alle Augenblicke nähert und das Ende all unsers Jammers schon vorhanden, der uns allergnädigste Richter an der Thüre ist. Darum laßt uns, wie der lieb Apostel uns vermahnet, dem Hauptmann unseres Glaubens unverzagt nachziehen, der uns erstlich zu ihm an das Kreuz, aber

gleich darnach mit ihm gen Himmel zieht. Ach bittet treulich und herzlich für uns alle, für mich aber sonderlich, daß ich mich je länger je mehr ringere." Als Ambrosius etwas bessere Nachrichten über das Befinden seiner Schwägerin erhielt, schrieb er an Thomas (17. Mai): Der herzlieben Schwester Lucia wünschen wir von Herzen des viertägigen Fiebers Abgang mit gar seligem gnadereichem Zugang vieltausendtägiger Gesundheit an Seel und Leib. Ich glaube, wenn sie die Luft änderte und zu uns käme, es sollte bald besser um sie werden. Es wäre so fein, wenn ihr gleich mit einander kämet. Das würde der hochzeitlich freudenreiche Tag. Ach, wie sollte es uns doch freuen; drum seid auf das Allerfreundlichste und Treulichste geladen." Eine fromme Heiterkeit und dankbare Zufriedenheit durchweht alle Briefe des Ambrosius an seine Verwandte. Thomas rühmte (1. Juli 1562), die Briefe seines Bruders hätten immer etwas Göttliches; das Vergnügen, sie zu lesen, gehöre zu den himmlischen, unsterblichen Gaben. Möge hier zum Schluß ein wahrhaft classisch geschriebener, mit keinem Datum versehener Brief stehen, den Ambrosius an sein schwer angefochtenes vielliebes Bäschen Barbara Blaurer zu St. Peter in Konstanz schrieb: „Mein sonder lieb Bäslein. Dein Geschrift hab ich mit christlichem brüderlichen Mitleiden gelesen, bitt Gott von ganzen Begierden meines Herzens, wölle dich nach der Fülle seiner Gnad und Barmherzigkeit seines Trosts wiederum empfinden lassen und dichs sehen lassen, wie ers so inniglich herzlich und väterlich gegen dir meint, der festen getrosten Hoffnung, er werde das ängstig Mordgeschrei deines Gemüths, auch mein und ander frommer Leut Bitt bald erhören. Harr, wart, leid dich, halt still, gewiß sollst du erfahren die Wunder Gottes, wie seine Hand nicht allein mächtig ist in die Höll zu stoßen, sondern auch wieder herauszuziehen wider und über dein und aller Menschen Vermuthen. Nicht möglich ists, daß der treu mild gnädig Gott und Vater in die Harr sich verbergen werde dem Herzen, das nach ihm und seinem trostreichen Angesicht als schmerzlich sehnet und Durst hat. Den Durst, so er selbst in dir nach seinem Wohlgefallen angezündet, wird er selbst mit ihm selbst wiederum löschen. O mein geliebtes Bäslein! Es sind eitel gulden Anfechtungen, die uns mit der Zeit süß lieblich Frucht, d. i. Erkenntniß unser selbst und Gottes Gnaden bringen werden. Selig sind alle die, so Gott der Herr also heimsucht. Er nennt selig hie in Zeit, selig, so euch die Menschen hassen und fluchen und alles Uebel wider euch reden werden, spricht unser Herr; noch viel seliger, so uns nicht allein all andere Menschen, sondern auch unser eigen Blut und Fleisch sammt all unserem Vermögen uns verfolget, will uns nichts Guts an unserem Gott empfinden lassen. Denn gleichwie in anderem äußerlichen Verfolgen nach Blut und Fleisch warlich keine Süßigkeit, sondern Angst und Noth ist dermaßen, daß der ganze Mensch oft darob erbebt und nicht weiß, wo er daran ist: also noch viel mehr, so wir unserem eigenen Hausfeind zu Theil werden, daß er sich nicht sehen lassen kann, muß groß Jammer

und Noth sein, noch dennoch ist der Herr der treu gütig Gott an der Hand, sieht dem Kampf zu, läßt uns hart umgetrieben und auch zerzauset werden und aber nicht gar darniederliegen, wie heftig wir auch angefochten sind. Darum ist die Seligkeit auch außerhalb des Empfindens; es vomet auch das Wort Gottes bewahrt und behalten außerhalb des Trosts und Süßigkeit hie in Zeit, daß gleichwohl wahr bleibt: Selig sind die, so das Wort Gottes hören und behalten; ja viel sicherer und baß wird es behalten in der Schwachheit Bluts und Fleischs, und so wir des großen Sturms daneben inne werden, denn so es uns ohne die Säure wohl ausging und süß wäre. Es gilt hie nicht des süßen, sondern des sauren Senfs; das Fleisch muß mit Feuer d. i. mit der Trübseligkeit gesalzen werden, sonst erstinkt es in der Fülle und wird zunichte. Dort sollen wir erst verklärt und in ein neu Herz und Haut gestoßen werden; mittlerzeit müssen wir uns drucken und schmiegen und benügen lassen, daß uns Gott also reit mit den Sporen seiner Züchtigung, daß wir nicht fallen in die Stricke dieser Welt und nicht Mithafften sind der Gottlosen, so dem Herrn entgegen sind und wandeln nach ihren Gelüsten. Mein Bäslein hab Geduld. Das Empfinden der Armuth des Gemüths und Herzens, ja der Armuth Gottes, als du schreibst, ist warlich groß Reichthum vor ihm, der auch seinen geliebten Sohn ein wenig hat mangeln lassen an Gott, aber nachmals wiederum mit Ehren und Schmuck gekrönet. Wer Trost hat nach dem Fleisch in allen Creaturen und Gottes mangelt, ist zu viel arm, ob er seine Armuth gleich nicht empfindet und sich reich bedünkt. Der nicht Freud, Trost und Ergötzlichkeit hat in den Creaturen und Gott allein hat, der ist über all König und Kaiser reich und herrlich, ob er gleich seines Reichthums d. i. Gottes auch nicht empfindet. Hab ich einen verborgenen Schatz im Haus, der mir aber mit der Zeit werden soll, so bin ich reich in der Wahrheit, wiewohl ichs jetzund nicht weiß noch empfind; also ist allen angefochtenen Kindern Gottes. Die haben den verborgenen Schatz der Gnaden und Reichthum Gottes bei ihnen; er will ihnen wohl, derhalben sie reich sind, wiewohl sie es dieser Zeit nicht merken noch verstehen in der Noth. Darum sei unerschrocken in der Hartseligkeit; Geduld ist uns Noth, sagt Paulus, wirf die Hoffnung nicht ab dir; den Tag Christi wirst du gewißlich sehen und mit Freuden erleben. Deß halt dich steif."

4. Die Sabbatglocke.

Noch am 3. Mai 1564 konnte Ambrosius scherzend schreiben: „Es steht wohl um mich und meine Hausmutter, denn daß wir beide heißer sind. Ist ein kleiner Schaden, dieweil wir nicht singen müssen. Sie hält sich warlich ganz wohl, stille und eingezogen. Wir leben sonst wohl und kahet die Salome immer alles Guts." Aber im Spätsommer des Jahrs 1564 forderte eine pestartige Seuche in Winterthur viele Opfer, und es nahte sich die Zeit, welche sich Ambrosius schon zwei Jahre früher,

als er siebenzig Jahre alt wurde, als das Ziel seiner Wallfahrt ahnungsvoll gesteckt hatte. Am 21. October schrieb er an seinen Bruder: „Was uns hier anbetrifft, so handelt der barmherzige Vater viel nachsichtiger mit uns, als wir verdient hätten; sein Engel erschlägt in der Woche höchstens zwei bis drei Erwachsene, außer den Kindern. Wir bitten euch aber, um unsertwillen ohne Sorgen zu sein, da der Schöpfer unseres Lebens uns schon mit langem Leben gesättiget und uns sein Heil mit so vielen herrlichen Proben gezeigt hat, daß wir von der um sich greifenden Pest nichts zu fürchten haben. Denn siehst du auf die Natur: was ist, ich bitte dich, naturgemäßer, als daß Greise sterben? Was aber naturgemäß ist, soll billig als ein Glück betrachtet werden. Wenn wir aber vollends unsere Augen auf jenes Erbe richten, das im Himmel unser wartet, so müssen wir den Tod als den größten Gewinn ansehen, da er uns so schnell zu Erben einsetzt. So laß uns dem Vater der Barmherzigkeit durch Jesum Christum für dieses doppelte Geschenk Dank sagen, daß er uns in solcher Langmuth mit diesem Leben sättigte und des himmlischen Lebens uns verlangend, ja mit dem Siegel des Geistes seines Christus uns gewiß machte. Wenn ihr uns darum, wie ich weiß, lieb habet, so wünschet uns aus vollem Herzen Glück, wenn ihr höret, daß wir die Fremde dieser Erde mit der himmlischen Heimath vertauscht haben, um dort ewig selig zu sein, wie denn ja auch ihr in nicht allzu langem Zwischenraum uns dahin nachfolgen werdet, um dort von Angesicht zu Angesicht in aller Klarheit zu schauen, was wir jetzt nur durch einen Spiegel in einem dunklen Wort sehen, und in ewiger Freude das zu genießen, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Brust gedrungen ist. Du wirst die Bitten nicht vergessen, welche ich dir schon früher des Oefteren in Betreff meiner theuren Gattin und meines Sohnes vorgetragen habe für den Fall, daß es dem Herrn gefiele, daß ich sie auf Erden zurücklasse."

Wenige Wochen nachher sollte Blaurers Sehnsucht gestillt werden. Gregor Mangolt erzählt über seine letzten Lebensumstände Folgendes: „Im Jahr 1564, als jetzt das Ziel der zwei Jahre, so er ihm vormals zum Ziel seines Lebens gestellt hatte, nunmehr hin war, und Heinrich Bullinger auf Samstag den 16. September mit der Pestilenz angegriffen zu Bett lag, und ich ihn am Montag den 18. September in seiner Krankheit besah, zeigte ich ihm an, was ich Meister Ambrosius von seinetwegen entbieten sollte, denn ich Botschaft zu ihm hatte. Da befahl er mir ihm zu schreiben, daß sie zwei jetzt die ältesten Kirchendiener seien, und so ihn Gott jetzt in diesem Lager hinnehmen werde, deß er sich versehe (wohl aber möglich sei, daß er wieder aufkommen und mehr Sorg und Arbeit tragen müsse), so soll er wissen, daß er ihm bald nachfahren werde. Und dieweil er vielleicht fürchtet, ich würde es lau ausrichten, so befahl er mirs nochmals. Also schrieb ichs ihm mit Fleiß, wie er mir befohlen hatte. Und Solches nahm er von mir auf, gleich wie der Priester Eli die Pro-

phetie Samuels aufnahm und schrieb mir, daß Gottes Will bald an ihm erstattet und erfüllt solle werden. Darnach am Mittwoch den 29. Nov. welcher Zeit die Pestilenz zu Winterthur einbrach, stieß ihn eine Krankheit an. Ob es eine innere Pestilenz gewesen sei oder Anderes, mag man nicht wissen, gewiß aber ist es, daß er an all seinem Leib keine Anzeigung des Prestens gehabt hat. Jedoch so ist ihn eine solche Munddürre angekommen (wie er dem obgemeldeten seinem guten Freund und Bruder schrieb am 30. November), deren Niemand mochte helfen, doch hoffte er dennoch, es werde in kurzen Tagen so gut, daß er mir über acht Tage auf mein Schreiben nach Nothdurft antworten könne. Aber seine Sachen ärgerten sich von Tag zu Tag, doch enthielt er sich, wie er mochte, in einem Sessel, daß er sich nicht ins Bett legte bis Mittwoch den 6. December; da legte er sich in einen Karren, darin er auch desselbigen Tags verschied. Bald nachdem er sich gelegt, kam zu ihm, nicht ohne sondere Schickung Gottes, seines Bruders Sohn, Prediger zu Leutmerken, Herr Augustin Blaurer; der sprach ihm zu einer Seite des Bettes tröstlich zu aus Gottes Wort. Zur andern Seite stund Herr Augustins Schwester, Jungfrau Endlin, die ihm allzeit von Herzen lieb gewesen war, deren Hand hielt er zwischen seinen beiden Händen bis in sein End. Als nun die Munddürre nicht nachgelassen und er in großem Durst lag, da begehrt er von seiner Hausfrau eine Mandelmilch, die trank er und sagte: O mein Herr Jesu Christe, das mocht dir in deinem großen Durst nicht verlangen, sondern wurdest getränkt mit Gallen und Essig. Als er aber bald darnach ohn Ach und Weh verschied und entschlief, ward er ehrlich bestattet und zu Grabe getragen durch die obersten Räthe und ehrlich bestattet. Gott verleihe uns allen ein gleich seliges End. Amen. — Von dieses Mannes End und Absterben schreibt mir obgemeldete Jungfrau also: Ich hätt kein größer Freud, denn auch bald hin nach zu fahren, darauf mich nimmermehr muß sorgen. Wir haben so große Wunder gesehen in solchem Lager und Krankheit des lieben Herren selig, daß ich von Herzen wünsch, daß es viele Leut wüßten, wie mit großer Geduld und Sanftmuth ohne all Wehtag oder Leibes Schmerzen solches zugegangen, davon ich viel sagen möcht, kanns jetzt nicht schreiben, nicht begreifen der Zeit, auch Leids und Unmuths halber. — Ueber daß aber dieser Mann in seinem Leben Viele zu Christo gebracht hat durch seine Predigten und christliche Sendbriefe, hat er zuletzt, als er nicht mehr predigte, einen jungen gelehrten Juden vom jüdischen zum christlichen Glauben gebracht, welcher zu Winterthur nachmals auf sein Bekenntniß getauft ist worden auf Sonntag den 11. März 1564. Sein Name ist Aaron Ulrich Levita."

In einem Alter von 72 Jahren, 8 Monaten und 3 Tagen läutete dem müden Streiter seines Herrn die Sabbatsglocke. Im Frieden neigte er sein von den Dornen der Zeit nicht mehr als von den Rosen der Ewigkeit umkränztes Haupt zum Schlummer nieder: er hatte gewirkt, so lang es Tag

für ihn gewesen war. Noch am Todestag schrieb Augustin Blaurer an seinen Vater Thomas: „Ueber den selten friedsamen und seligen Heimgang des Oheims aus diesem sterblichen zum unsterblichen Leben will ich ein anderes Mal ausführlicher schreiben. Kaum könnte man es glauben, wenn man es nicht mit Augen gesehen hat, wie dein bei Gott und Menschen in Gnaden stehender Bruder nach der Verheißung Christi den Tod nicht schmeckte noch sah, nachdem er während der zwölf Tage seiner Krankheit zwar die Schwäche des menschlichen Fleisches, aber keine Schmerzen erduldet hatte. Ich rechne es mir zu einem besonderen Glück, daß ich Zeuge eines solch beneidenswerthen Endes sein durfte, in welchem Tod und Leben zusammenfallen. An seinem Sterbebett stand rechts unsere Schwester Hanna, links ich, ihn der göttlichen Gnade und Allmacht befehlend, unter deren Schirm jetzt seine Seele selig lebt, bis auch sein Körper bei der Auferweckung Aller wieder lebendig gemacht wird, damit er an Leib und Seele sich ewiglich mit uns freue." Tiefe Trauer erregte Blaurers Tod bei den Freunden in der Nähe und Ferne; Bullinger schrieb an Fabricius: „Unser lieber Ambrosius ist am 6. Dezember heimgegangen; mithin ist Niemand mehr übrig von meinen Bekannten, der länger im Dienst der Kirche stände, als einzig Farel. Was bleibt also übrig, als daß auch ich alsbald mein Nänzchen schnüre." Beza schrieb an Bullinger: „So ist denn auch unser Blaurer von uns abgeschieden. Selig er, der schon das genießet, auf was wir hoffen."

Ambrosius gehört nicht zu den bedeutendsten, aber unbedingt zu den liebreichsten und liebenswürdigsten Vätern der evangelischen Kirche. Er war eine mehr receptive als productive, mehr practische als theoretische Natur, mehr ein Johannis- als ein Paulusjünger. In der Mitte zwischen Lutheranern und Zwinglianern stehend, hat er bis zum Ende die Fahne der Union aufrecht erhalten; rechts und links scheel angesehen, hat er unverwandt vorwärts geschaut, rechts und links liebend ohne zu liebäugeln, strafend ohne zu verdammen. Er hat wenig drucken lassen, und doch ward auch dieses Wenige vom Papst in die erste Klasse verbotener Bücher gereiht: aber er hat viel gewirkt und noch mehr geduldet. Nicht ein Grabdenkmal wollen wir unseren Vätern setzen, sondern einen Ahnensaal bauen, darin Lebensbilder uns entgegentreten, uns gemahnend, welches Geistes Kinder wir sind, zu welchen Vätern wir versammelt werden sollen. So rufe das Bild eines Blaurer unserer streitenden Kirche das an der triumphirenden erfüllte Wort zu: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel. Jugend- und Lehr-Jahre. 1492—1525.

Seite

1. Das Elternhaus 4
2. Der Klosterbruder 6
3. Die Morgenröthe der Reformation in Konstanz 14
4. Die Prüfung 20
5. Die Sammlung 28

Zweites Kapitel. Der Reformator seiner Vaterstadt Konstanz. 1525—1531.

1. Das Predigtamt 38
2. Blaurer und Pirata 40
3. Religionsgespräch zu Baden im Aargau 43
4. Offener Bruch 50
5. Bund zwischen Konstanz und Zürich 58
6. Die Berner Disputation 61
7. Durchführung der Reformation in Konstanz 65

Drittes Kapitel. Der Apostel Schwabens. 1528—1539.

1. Memmingen 69
2. Ulm 74
3. Eßlingen 77
4. Heimkehr und Verheirathung 89
5. Berufung nach Württemberg 96
6. Reformatorische Arbeit in Württemberg 102
7. Abschied aus Württemberg 113
8. Heimkehr und Mission in Augsburg 118

Viertes Kapitel. Letzte Jahre in Konstanz. 1543—1548.

1. Der Schnitter Tod 122
2. Konstanzer Sturm 127

Fünftes Kapitel. Der Lebensabend. 1548—1564.

1. Der Flüchtling 136
2. Der Pfarrer in Biel 140
3. Der Feierabend 143
4. Die Sabbatglocke 150

B 2917 50